

HÖLDERLIN-JAHRBUCH

Begründet von

Friedrich Beißner und Paul Kluckhohn

Im Auftrag der Hölderlin-Gesellschaft

herausgegeben von

Bernhard Böschstein

Neunzehnter und zwanzigster Band
1975-1977

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

Vorträge und Abhandlungen

'Vater Rhein'. Zur Geschichte eines Sinnbildes. Von Lothar Kempfer	1
Die Schweizer Landschaft als Spiegel der deutschen Literatur vor und um 1800. Von Bernhard Böschenstein	36
Hölderlin: 'Heimkunft'. Von Rolf Zuberbühler	56
Hölderlins Dichtung Homburg 1799. Von Wolfgang Binder	76
Hölderlin in und nach Bordeaux. Eine biographische Untersuchung. Von Pierre Bertaux	94
Friedrich Hölderlin 'Frankfurter Ausgabe'. Editionsprinzipien und Editionsmodell. Von Dietrich E. Sattler	112
Hölderlins Rhein-Hymne. Von Wolfgang Binder	131
Vaterländische Prozeßfiguration und dichterisches Prozeßverhalten in Hölderlins 'Franziska'-Ode. Ein philologischer Versuch (Zweiter Teil). Von Götz Eberhard Hübner	156
„Freie Wahl“ oder „Willkür des Zeus“. Hölderlins Weg vom Schönen zum Tragischen. Von Friedrich Strack	212
Hölderlins 'Hyperion' – ein frühromantischer Bildungsroman. Von Gerhart Mayer	244
Hölderlins Ode 'Unter den Alpen gesungen'. Eine Kurzinterpretation. Von Renate Böschenstein-Schäfer	267
'Eleusis'. Hegel an Hölderlin. Von Herbert Anton	285
„Die Psyche unter Freunden“. Hölderlins Gespräch mit Schelling. Von Guido Schmidlin	303
Hölderlin und das 'Älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus'. Von Michael Franz	328
Hermetik und Öffentlichkeit. Zu einigen historischen Voraussetzungen der Moderne bei Hölderlin. Von Rainer Naegele	358

Dokumentarisches

Einige Schattenrisse von Hölderlin und seiner Umwelt. Aus dem Besitz Hansmartin Decker-Hauff. Mitgeteilt von Adolf Beck	387
Friedrich Wilhelm Hackländers Hölderlin-Nekrolog. Text eines Dokuments zur Biographie. Mitgeteilt von Alfred Estermann	399
Die Aufnahme Hölderlins bei dänischen Dichtern. Von Flemming Roland Jensen	408
Briefe Friedrich Gundolfs an Ida Maria Ruppel. Ausgewählt von Bernhard Böschenstein, eingeleitet von Renate Böschenstein	433

©

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1977

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlags ist es auch nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf photomechanischem Wege (Photokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

Printed in Germany

Satz und Druck: Laupp & Göbel, Tübingen

Einband: Großbuchbinderei Heinr. Koch, Tübingen

ISBN 3-16-939401-0

ISSN 0340-6849

Forschung

- Hölderlin im Juni 1802 in Frankfurt? Zur Frage seiner Rückkehr von Bordeaux. Von Adolf Beck 458
- Zur editorischen Praxis im Einleitungsband der Frankfurter Hölderlinausgabe. Von Gerlinde Wellmann-Bretzigheimer 476
- Votum zur Diskussion der Frankfurter Hölderlin-Ausgabe. Von Wolfgang Binder 510
- Der Wanderer. Anmerkungen zum Erstling der Frankfurter Hölderlin-Ausgabe. Von Dietrich Uffhausen 519

Berichte

- Bericht über die 13. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Winterthur vom 6.–9. Juni 1974. Von Theodor Pfizer 555
- Bericht über die 14. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Bad Homburg vor der Höhe vom 10.–12. Juni 1976. Von Theodor Pfizer 567
- Übergabe der Homburger Hölderlin-Handschriften an die Württembergische Landesbibliothek. Von Theodor Pfizer 581
- Das Hölderlin-Archiv 1971–1975. Von Maria Kohler und Hans-Peter Geh 584

Ehrungen

- Jubilare der Hölderlin-Gesellschaft. Von Theodor Pfizer 588
- Ehrenmitglieder der Hölderlin-Gesellschaft 592
- Vorstand und Beratender Ausschuß der Hölderlin-Gesellschaft 594
- Hölderlin-Bibliographie 1971–1973. Von Maria Kohler 595

'Vater Rhein'* Zur Geschichte eines Sinnbildes

Von

Lothar Kempster

Friedrich Beißner gewidmet

In der Elegie 'Der Wanderer' läßt Friedrich Hölderlin diesen aus den Bereichen des Unmaßes, der afrikanischen Wüste und des Eispols, in die Zone des Maßes zurückkehren. Nach den Erfahrungen des Äußersten findet er in ihr die Welt, die das Leben begünstigt. Der Dichter nennt sie versuchsweise „die freundliche Heimath“, dann „die glückliche Heimath“ (1,518)¹, endlich, drei Jahre später, in der zweiten Fassung der Elegie, schlicht „die Heimath“ (2,81), die mit ihrem Namen das Glückliche in sich schließt. Diese Heimat siedelt er in jenem ersten Versuch dort an, wo schon Vergil (Georgica II 136 ff., III 339 ff.) im Gegensatz zu jeglichem Übermaß, so auch zu den Wüsten Libyens und der Winterwelt der Skythen, die Landschaft des wahren Lebens gefunden hat – in Italien. Aber der Preis Italiens:

Nach Ausonien kehr ich zurück in die freundliche Heimath (1,518)

bildet für Hölderlin nur eine Hilfsbrücke. Er bricht sie sogleich wieder ab und entdeckt die Heimat des Wanderers in der eigenen Heimat:

Darum kehr ich zurück, an den Rhein in die glückliche Heimath (1,518).

An dieser Wahl hält der Dichter auch in der zweiten Fassung fest. Noch mehr: er bekräftigt sie, indem er den Namen wiederholt. In der ersten Fassung hatte er den Glücksstand solcher Heimat mit dem hochgegriffenen, aber allgemein gehaltenen Ausdruck „Seeliges Land!“ umschrieben (1, 207), der an Vergils »Saturnia tellus« (Georgica II 173) erinnerte; in der zweiten Fassung (2,81) verdeutlicht er: „Seeliges Thal des Rheins!“

* Erweiterte Fassung des bei der 13. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Winterthur im Juni 1974 gehaltenen Vortrags. Eine erste Fassung ist als Beitrag in der Festschrift für Friedrich Beißner (Verlag Lothar Rotsch, Bebenhausen 1974) erschienen.

¹ Die Stellennachweise beziehen sich auf Band und Seite der Großen Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe Friedrich Beißners.

Den Rhein hatte Hölderlin schon früher genannt und erlebt. Mit dem „donnernden Rheinsturz“ hatte er erstmals den Strom ins Gedicht genommen, in Verse, die aus der Erinnerung an die Osterreise 1791 entstanden waren (‘Kanton Schweiz’). Drei Jahre zuvor war er ihm bei Speyer begegnet, und das der Mutter gewidmete Reisetagebuch vom Juni 1788 bezeugt eine Ergriffenheit des Achtzehnjährigen, die unverlierbar blieb: „Ich glaubte neugebohren zu werden über dem Anblick, der sich mir darstellte <...> ich wußte gar nimmer was ich sah, und dastand ich – wie eine Bildsäule. Man denke sich, der majestätischruhige Rhein, so weit her, daß man die Schiffe kaum noch bemerkte – so weit hinaus, daß man ihn fast für eine blaue Wand ansehen könnte <...>“ (6, 39; Brief Nr. 23).

Fortan gehörte der Rhein zu den bestimmenden Erscheinungen in Hölderlins Werk. Getrieben und treibend, geformt und formend, trennend und verbindend, frei und fügsam, unbändig und geläutert macht er in der Richtung seiner Bahn und im Wandel seiner Gestalt gleichnishaft Schicksal anschaulich. Dem Beiwort „majestätischruhig“ in dem Reisebericht entsprechen in den Gedichten sinnverwandte Ausdrücke: „Still-erhaben“ heißt der Rhein in der Ode ‘Der Nekar’, „alt und stolz“ in den Briefgedichten ‘Emilie vor ihrem Brauttag’ und in den Versen ‘An Hiller’, „frei und stark“ in ebendiesen Versen. Mit den Ausdrücken ist ein Zusatz vorbereitet, der sich aus jenem Bereich des Väterlichen anbot, den Hölderlin in seiner Jugend entbehren mußte. Bezeichnungen für die Glieder der Familie übertrug der Dichter, „überall der Liebe Flügel“ wahrnehmend, auf die Lebensmächte. Die Mutter Erde, den Vater Aether, den Vater Helios – er erfand sie nicht, er fand sie in jahrtausendealten Prägungen, die durch ihr Alter Gewißheit versprachen. „Mit euch brechen die Bande mir nie“, versichert er im ‘Wanderer’ (2, 83). Und so glaubt er sich ermächtigt, weithin Zeichen der Verwandtschaft zu sehen und zu setzen. Der Taunus erscheint im ‘Wanderer’ als Ahnherr, zu dessen Schulter wie die Kinder Vesten und Hütten hinaufsteigen (1, 207), Heidelberg möchte der Dichter Mutter nennen, den Archipelagus begrüßt er als Vater, die Inseln sind dessen Töchter und sind die Heroenmütter, Helvetia ist die Riesentochter der Natur (‘An Hiller’), der Main ist der Bruder des Rheins (‘Der Main’), der Rhein selber ist der Sohn Sueviens (‘Die Wanderung’) und der Sohn der Mutter Erde und des Donnerers (‘Der Rhein’). Aber der Rhein bleibt nicht nur Sohn und Bruder. In der Dichtung ‘Emilie vor ihrem Brauttag’ (1, 283) zeigt er sich als Vater:

*Ihr heiterfreien Ebenen des Mains,
Ihr reichen, blühenden! wo nahe bald*

*Der frohe Strom, des stolzen Vaters Liebling,
Mit offnem Arm' ihn grüßt, den alten Rhein!*

Noch sind die Worte getrennt; wenig später, in der Hymne ‘Der Rhein’ (2, 144), schließen sie sich zum „Vater Rhein“ zusammen:

*Und schön ists, wie er drauf,
Nachdem er die Berge verlassen,
Stillwandelnd sich im deutschen Lande
Begnüget und das Sehnen stillt
Im guten Geschäfte, wenn er das Land baut
Der Vater Rhein und liebe Kinder nährt
In Städten, die er gegründet.*

Der ungebärdige Jungrhein, der in anderer Umgebung als Füllen (‘Der Ister’), als göttliches Wild (‘Heimkunft’) erscheint, ist gezähmt, geläutert, er wird Vater, der das Sehnen nach dem Ursprung „im guten Geschäfte“ stillt. Aus dem leichten Nachdruck, der auf den beiden Wörtern liegt – „er <...> / Der Vater Rhein“ –, läßt sich entnehmen, daß der Dichter ein vertrautes Bild² braucht, daß er zitiert, aber aus dem gern verwendeten Zierat den ursprünglichen Sinn herausholt und zu neuem, gefühlterem Leben weckt.

Trinklieder waren es, die das Bild vom „Vater Rhein“ zum Gemeingut in ganz Deutschland machten. Ihrer drei waren im Lauenburger Musenalmanach 1776 zu lesen, alle den Rhein besingend, alle von Verfassern, die fern vom Rhein lebten. Am rüstigsten steuerte das Rheinweinlied des *Matthias Claudius* in die Zukunft, von Goethe und Brentano im Jahre 1814, von Wilhelm Hauff im Bremer Ratskeller 1827 begrüßt. Goethe schloß seinen Aufsatz ‘Im Rheingau Herbsttage’ mit dem „glücklichen Rundworte“: „Am Rhein, am Rhein, / Da wachsen unsre Reben!“, und Brentano gab seinem Festspiel den beziehungschaffenden Titel ‘Am Rhein, am Rhein!’ Den Vater Rhein bemühte Claudius freilich nicht. Wohl aber erscheint er in dem ‘Trinklied für Freie’ von *Johann Heinrich Voß*:

² J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch; Artikel ‘Rhein’ und ‘Vater’. – Jean Dollfus, *L'Homme et le Rhin* (1960), S. 372 ff.: *Le Rhin, les arts et les lettres*. – Paul Hübner, *Der Rhein. Von den Quellen bis zu den Mündungen* (1974). – Über Rheindichtung im allgemeinen vgl. W. Kosch, *Deutsches Literatur-Lexikon* (1956) und Merker-Stammler, *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte* (1959). – Für wertvolle Mithilfe habe ich meinem Sohn Matthias Laurenz Kempter zu danken.

Mit Eichenlaub den Hut bekränzt!
Wohlauf! und trinkt den Wein,
Der duftend uns entgegenläuzt!
Ihn sandte Vater Rhein!

und in dem 'Trinklied' von *Hölty*:

Ein Leben wie im Paradies
Gewährt uns Vater Rhein <...>

Lieder, von denen vermutet werden darf, daß Hölderlin sie gekannt hat³. In der Ode 'Der Rheinwein' (1753) hatte *Klopstock* den Strom zwar nicht Vater genannt, doch läßt er ihn an der Erziehung des Sohnes der Traube, des nun alten Weins, teilnehmen:

<...> da du, edler Alter,

Noch ungekeltert, aber schon feuriger
Dem Rheine zuhinst, der dich mit auferzog,
Und deiner heißen Berge Füße
Sorgsam mit grünlicher Woge kühlte.

Der Rhein als Erzieher, als Vater der Reben, ist dem geselligen Lied willkommen. Aus den Tiefen der Zeit holte *Klopstock* indessen noch ein anders geartetes Bild: das des gefesselten Stromes. In der elften Szene des *Bardiets 'Hermanns Schlacht'* (1769) denkt sich der Sieger aus, wie die Römerinnen, nach einer Niederlage der Germanen, die Weser und die Elbe in Ketten vor dem Triumphwagen gesehen hätten, und in einer Anmerkung fügte der Dichter bei: „Cäsar führte das Bild des Rheins in Triumph auf. Dio Cassius.“ Im Wald bei Hardt, auf dem Ulrichstein, las Hölderlin mit seinem Halbbruder Karl die 'Hermannsschlacht' (2, 662; 6, 217, Nr. 126). Sein „gefesselter Strom“ und die Fesseln des Rheins in seiner Hymne stammen freilich aus tiefem Schicksalsgründen.

Eine besondere Stellung unter den damals dem Rhein huldigenden Dichtern darf der Patriarch der deutschen Literatur, *Johann Jakob Bodmer*, beanspruchen, obwohl seine poetischen Versuche, wie einmal

³ Hölty's Lied war in Band 1 des 'Taschenbuches für Freunde des Gesangs zum Gebrauch bei frohen Mahlen, bei'm Wein und in traulichen Zirkeln' (Stuttgart 1796) auf S. 107 f. unter dem Titel 'Rheinweiniied' abgedruckt. Inhaltlich wird der Band übereinstimmen mit dem 'Taschenbuch für Freunde des Gesanges', Stuttgart 1795, das in der Nürtinger Versteigerungsliste der Bücher Hölderlins aufgeführt ist (vgl. StA 7, 3. Teil, 389, Nr. 653). Freundliche Mitteilung des Hölderlin-Archivs (Württembergische Landesbibliothek Stuttgart) und der Bayerischen Staatsbibliothek München.

bemerkt wurde⁴, „mehr der Absicht als der Ausführung nach erwähnenswert“ sind. Der Ausblick vom Buchberg bei Rheineck auf das fruchtbare Tal vor der Mündung des Rheins in den Bodensee, auf „Algaus Gebirge“ und die „See-Stadt Lindau“ begeisterte Bodmer zu dem Gedicht „Der Land-Busem“, das um die Jahrhundertmitte entstanden sein mag⁵. Zweimal spricht er vom „Vater Rhein“, und er lobt „Buchbergs Frucht“, den Wein. Aber der Strom ermunterte ihn nicht wie die Zeitgenossen zu einem Trinklied. Bodmer wählte den Hexameter zu einer beschreibend-feierlichen Schau und zeichnete, wie es später Hölderlin mit umfassenderem und tieferem Blick unternahm, den Lauf des Rheins nach:

Billig kehret der Vater Rhein mit geändertem Sinne
Wieder zurück, das Ufer des milden Thales zu küssen,
Als er schon hinter Geissau den Weg nach Osten gesucht.

Nordwärts hat die Natur ihm ein Becken gegraben:

Weit und tief, den Reichthum des Vater Rheins zu empfangen,
Einen Pocal in der Hand der Natur: in menschlichen Augen
Ist es ein Abgrund mit Kammern und tiefen Hölen versehen,
Meere von Wasser, die da der Rhein ausgusst: zu behalten.

Bodmer ist überzeugt, daß Hagedorn, von der poetischen Gegend entzückt, hier mit ihm dichten würde:

Nicht nur ein süßes Lied mit feinen Liebes-Gedanken,
Sondern von höherm Inhalt in langen heroischen Reden.

Hier, glaubt er, würde Hagedorn sich nicht länger weigern, Trochäen und Daktylen zu schreiben. Der Ausblick über das Rheintal ist auch ein Ausblick auf eine ihm gemäße hymnische Form.

Bodmers Verse, im Einzeldruck erschienen, kamen Hölderlin schwerlich zu Gesicht. Leichter konnte dieser dem „Vater Rhein“ in den 'Gedichten' von *Carl Philipp Conz* begegnen, einem Band, den er, als Subskribent der Ausgabe von 1792, sicherlich zur Hand hatte (7, 1. Teil, 424 f., Nr. 83). Conz, wie Hölderlin ein begeisterter Anhänger der französischen Revolution, feierte unter dem Titel 'Das Konstitutionsfest der Franken' in zwanzig Strophen, die er an Straßburg richtete, die Verfassung vom September 1791. Das Straßburger Münster wurde für ihn das Sinnbild der Freiheit, und der „Vater Rhein, der lang das Volk verkannt“, durfte, „versöhnt und froh, gelehnt an seinen Strand“, herniederlachen „auf

⁴ Max Wehrli, *Das geistige Zürich im 18. Jahrhundert* (Zürich 1943), S. 344.

⁵ Zur Entstehung des Gedichts 'Der Land-Busem' von Bodmer: terminus ante quem ist der Tod Hagedorns (28. 10. 1754).

neue Frankenhütten“⁶. In gleicher Gesinnung zog *Friedrich Lehne* im Jahr des Friedens von Lunéville, 1801, den Vater Rhein in sein Gedicht, das er unter dem Titel 'Friede' Bonaparte, „dem fränkischen Timoleon“, widmete. Der „tiefbetäubte, gute Vater Rhein“ wogt nun freudig rauschend in seinem Muschelwagen dem Gestad' entlang: „Sein Auge strahlt auf seine Freyen Söhne, / Die Gallia mit Mutterhuld vereint“⁷. Nicht so glücklich erscheint der Rhein in der von Balthasar Anton Duncker herausgegebenen Figuren-Zeitung 'Moralisch-Politischer Kourier' (Bern 1798): über den Bauch des liegenden, auf eine Urne sich stützenden, mit Reblaub bekränzten „Rhenus pater“ hält die Armee der Franken ihren Einzug in Deutschland. „Desinite ventrem calcare meum – Laßt ab, mir den Bauch zusammen zu treten“, lautet die Unterschrift⁸.

Daß Conz und Lehne die Figur des Flusses gleich einem Versatzstück verwenden, weist wie Klopstocks Anmerkung in der 'Hermannsschlacht', wie der Umstand, daß der Rhein in dem Berner Kupfer lateinisch spricht, auf den weiten Weg, den wir zurückzulegen haben, wenn wir das Bild, das uns beschäftigt, nach einem Wort Goethes an Zelter, „im Entstehen aufhaschen“ wollen.

*

Nach dem Leitwort „ut pictura poesis“ liebte es die vorhergehende Epoche, Gedanken in Bildern vorzustellen, Bilder mit Gedanken auszustatten. Das Denkbild war eine Grundform der redenden und der bildenden Künste. So bevölkerten sich denn auch, in unserem Sinnbereich, seit der Wiedererweckung des Altertums Brunnen und Wasserbeete auf Plätzen und in Gärten mit Verkörperungen von Flüssen⁹. Unter den Gestalten an den berühmtesten Anlagen, Bartolommeo Ammanatis Nep-

⁶ S. 24 ff. (nur in einem Teil der Ausgabe aufgenommen). – Als Kundgebung gegen den „Schwindelgeist, welcher so manche Köpfe des Zeitalters erhitzt“, verfaßte der Graf Christian K. E. von Bentzel-Sternau die Betrachtung 'Der Abend am Rheinufer'; ihm erschien der Strom im Bild der Ruhe: „Wir brachten die halbe Nacht am Gestade des alten Vater Rheins im ruhigen Tausch unserer Ideen zu“ (Der neue Teutsche Merkur, 11. Stück, November 1794, S. 218).

⁷ Mainz, Germinal 9, bei Pfeiffer, Praefektur-Buchdrucker, und Basel 1801, bey Sam. Flick; zweite und dritte Strophe. – Vgl. Ilva Oehler, Die schweizerische Publizistik zur Zeit des Friedens von Lunéville (Hölderlin-Jahrbuch 1961/1962, S. 242 ff.; zur Stelle: S. 247 ff.).

⁸ Viertes Blatt des zweiten Heftes; vgl. Werner Volke, Katalog zur Hölderlin-Ausstellung des Schiller-Nationalmuseums Marbach a. N., 1970, Nr. 181. Werner Volke verdanke ich auch die Hinweise auf Conz und Bentzel-Sternau.

⁹ Lexikon der Kunst, I (Leipzig 1968), Artikel 'Flußgötter'.

tunbrunnen (1575) zu Florenz, Giovanni da Bolognas Fontana dell'Oceano (1576) ebendort, Hubert Gerhards Augustusbrunnen (1594) zu Augsburg, Lorenzo Berninis Hauptbrunnen auf der Piazza Navona zu Rom (um 1650), wo sich die vier Weltströme Nil, Donau, Ganges und Rio de la Plata treffen, dem 1683 geschaffenen Parterre d'eau vor dem Schloß von Versailles, Georg Raphael Donners Brunnen am Neuen Markt zu Wien (1739), suchen wir allerdings vergeblich nach einem Rhein. Dagegen gab der Übergang Ludwigs XIV. über den Rhein im Jahre 1672 willkommenen Anlaß, den unterworfenen Strom im Bild zu zeigen. Die Porte Saint-Denis in Paris, als Triumphbogen zur Feier der Siege des Königs errichtet, stellt, unter Trophäenschmuck, Allegorien Hollands und des Rheins zur Schau, und Charles Le Brun bildete auf dem Gemälde 'Le Passage du Rhin' im Spiegelsaal des Versailler Schlosses den Flußgott in der Gebärde des Schreckens – „der Gott des Rheins ist bestürzt und läßt sein Ruder fallen“, bemerkt Winkelmann in seinen 'Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst'. Friedlicher begegnet er uns am Niederrhein: das in der Wallmauer der Festung Wesel 1718–1722 erbaute Berliner Tor trägt im Bogenfeld ein Relief mit Rhein und Lippe als antiken Flußgottheiten. Rhein und Neckar sitzen an dem der Handelsstadt huldigenden Denkmal auf dem Marktplatz zu Mannheim, einem Werk von Peter und Matthäus van den Branden, welches, 1719 entstanden, erst 1767, auf die Stadt und ihre Flüsse umgedeutet, an diesen Ort gebracht wurde. Kriegs- und Glaubensnot äußern sich in einem Einblattdruck des 17. Jahrhunderts mit dem Titel 'Des edlen Rheinstroms gegenwertiger zustand'. Als nackte, kräftige Altmännergestalt steht der Rhein aufrecht auf einer im Strom schwimmenden Muschel, mit wallendem Bart, einem Kranz von Früchten und Ähren auf dem Haupt und einem Dreizack in der Linken, darüber klagend, „Das wann mir nicht Gott hülff zusetzt / So graht ich bald in fremde Händ“, während ein Engel aus Wolken tröstend herniederschwebt. Städtebilder und Landkarten steuern gleichfalls Belege bei. Die Ansicht von Köln in Braun-Hogenbergs 'Civitates orbis terrarum' (1572) zeigt den Strom mit der Beischrift DEVS RHENI in antiker Haltung, bärtig, würdig gelagert, die Linke auf einer wasserspendenden Urne, die Rechte auf dem gebogenen Knie, umgeben von weiteren Fundstücken aus der Römerzeit. Wird der Deus Rheni hier gleichsam als genius loci hervorgehoben, so erscheint er in der Kölner Ansicht des Arnold Mercator von 1570 und 1571 mehr als ein Gegenstand unter andern. Als Flußgott ist der Rhein auch auf Karten seiner Landschaft zu sehen, wie sie Johann Baptist Homann und Matthias Seutter herausgegeben haben.

Eindrücklicher als in den bildenden Künsten der Renaissance und des Barocks gelangt die Personifikation des Rheins in dichterischen Werken der Zeit zur Geltung. Bekannteste Autoren befassen sich mit ihr. Im „Reyen“ der fünften Abhandlung des Trauerspiels 'Cleopatra' (1680) läßt *Daniel Casper von Lohenstein* vier Ströme auftreten: Tiber, Nil, Donau und Rhein. Die Donau und der Rhein widersetzen sich dem Anspruch der Tiber, „der Flüsse Königin“, daß sie wie Rhodanus, Tigris, Euphrat und Nil sich ihr unterwerfen sollten. Die römische Herrschaft werde auf die Deutschen kommen; ein Reich werde entstehen, in welchem die Sonne nicht untergeht. Um den Ausdruck „geweyhter Fluss“ in Vers 4181 zu rechtfertigen, weist Lohenstein in dem gelehrten Apparat seiner 'Anmerkungen' darauf hin, daß Flüsse für heilig, ja für Götter gehalten worden seien; er deutet sogar auf eine Stelle, der wir selber zustreben, die Stelle, wo Aeneas den Tiber als genitor, als „Vater“ anspricht (Vergil, Aeneis VIII 72). Doch der „Vater“ bleibt nicht in einer Anmerkung versteckt und in klassischer Zeit auf einen klassischen Fluß beschränkt. Pope gab den Namen der Themse („father Thames“); Fleming gab den Namen einem Nebenfluß der Wolga („o Vater Kahm“). *Martin Opitz* aber ist es, der den Titel dem Rhein zubilligt. Wie die Elbe habe auch der Rhein Dichter um sich, erklärte er im 'Lob des Krieges-Gottes' (1628):

Wie du auch, Vatter Rhein,
Gemüter umb dich hast <...> (v. 507f.)

In dem 'Trostgedichte in Widerwertigkeit deß Kriegs' (1633) wiederholte er, in gelockerter Stellung, das Beiwort:

Der Flüsse Vatter auch, der sonsten schöne Rhein<...> (I 247).

Joost van den Vondel, geboren zu Köln, nannte in liebenswürdig-muntern Versen auf den 'Rheinstrom', die Rudolf Alexander Schröder aus den 'Verscheide Gedichten' (1644) übersetzt hat, den „durchlauchten Rhein“ zwar nicht Vater, aber sich selber seinen Sohn, „gewiegt an deinem Saum“.

Wenn der aus dem Badischen stammende, in Basel lebende *Carl Friedrich Drollinger* hundert Jahre später (1743) den »Vater Rhein« in ein Gedicht aufnahm ('An sein Vaterland'), wird er ihn kaum auf dem Umweg über den schlesischen Dichter Opitz, sondern eher vom heimatlichen Redebrauch empfangen haben.

Neben dem Titel des Vaters steht der Titel des Herrschers, des Königs. Beide schließen Alter, Würde, Größe, Macht, Fürsorge in sich. Eine dem Rhein gewidmete Darstellung (Augsburg 1689) trägt die Überschrift:

'Rhenus fluminum princeps <...>'. Zinkgref nennt ihn „König aller Flüß“, Pistorius „aller Wasser König“. Selten wurde ein so hohes Attribut im deutschen Sprachraum einem andern Fluß zuteil. In der „Schäfferey von der Nimfen Hercinie“ (1630) führte Opitz etliche Flüsse auf, von der Weichsel bis zum Ebro, von der Themse bis zum Tiber; aber einzig die heimatliche Oder bedachte er mit einem Ehrentitel: „Haupt und Regentin der Schlesischen Flüsse.“

Ein anderes Bild des Rheins entwarf *Boileau* in seiner vierten, Ludwig XIV. huldigenden Epistel. Es ist das Bild des erschreckten, bezwungenen Stromes, wie es die Künstler zur Feier des Rheinübergangs ihres Königs gemalt und gemeißelt hatten. Der Rhein, „appuyé d'une main sur son urne penchante“, wird aus seiner Ruhe durch die Schreie fliehender Najaden aufgestört, er trocknet sich den Schlammbart („essuyant sa barbe limoneuse“), nimmt die Gestalt eines alten Kriegers an, reizt durch Hohn die entmutigten Verteidiger zum Widerstand; doch die Anstrengung ist vergeblich: einsam, verzweifelt muß er dem König den Sieg und seine Ufer überlassen.

*

So sehr die Verkörperung des Flusses zu einem Vater oder König barocker Anschauung entsprach, sie ist nicht ihre Schöpfung. Und wenn wir zum Humanismus zurückblicken, ist auch er nicht ihr Erzeuger. Wohl aber geht die deutsche Formung des Sinnbildes auf ihn zurück.

Es gehörte zum Ziel der deutschen Humanisten¹⁰, sich und ihre Welt der antiken Welt und den Mittelmeervölkern als ebenbürtig zu erweisen. Der 'Italia illustrata' des Flavio Biondo sollte eine 'Germania illustrata' entgegengehalten werden. Wenn man antikes Form- und Gedankengut übernahm, war nicht blinder Nachahmungstrieb am Werk, sondern ausgereiftes Selbstgefühl. Hinter den „Translatzen“ der Sprachkundigen stand der Wunsch nach einer Translatio der geistigen Geltung wie der politischen Macht. Indem Lohenstein in seiner 'Cleopatra' den berühmtesten Strömen des römischen Imperiums, dem Tiber und dem Nil, den Rhein und die Donau zugesellte und diese ein habsburgisches Imperium ankündigen ließ, sprach er eine Hoffnung aus, die schon die Humanisten zum Reden und Bilden gedrängt hatte.

Aus solcher Sicht offenbart sich der „Vater Rhein“ als eine selbstbewußte Übertragung antiker Vorbilder. Urheber der Übertragung ist

¹⁰ Merker-Stammler, Realexikon der deutschen Literaturgeschichte (1959); Artikel 'Neulateinische Dichtung Deutschlands im 16. Jahrhundert'.

zweifellos *Conrad Celtis*. In der Aufforderung an Apollo, er möge aus Italien nach Deutschland kommen (Ode 'Ad Apollinem ut ab Italis ad Germanos veniat'), äußerte sich sein Verlangen, den Dichtern des Altertums gleichzuwerden – ein Verlangen, das Philipp Gundelius, Vadians Nachfolger in Wien, mit dem Lob befriedigte, nach Pindar und Ennius ertöne die Leier Apollos zum dritten Male in den Oden des Celtis¹¹. Daß Celtis ein Epigramm dem Rhein widmete (Ep. II 56), hatte einen besondern Grund: die an seinen Ufern erfundene Kunst des Buchdrucks setzte den Strom den Flüssen der antiken Mittelmeerwelt an Bedeutung mindestens gleich. Mit Stolz wird die Errungenschaft in der Überschrift angezeigt: 'Ad Rhenum qui artem imprimendi invenerit', und Himmel und Erde werden aufgefordert, dem Erfinder zu danken. Dem Erfinder selbst wendet sich Celtis zu Beginn seines Gedichtes mit dem Anruf zu: „Rhene pater!“ In ihm klingt der Anruf „Nile pater“ fort, mit welchem Tibull den Strom Ägyptens als Kulturbringer begrüßt hatte (Elegien I 7,23). Als segenspendender Vater erscheint der Rhein auch in den 'Amores' des Celtis (III 13); zweimal spricht der Dichter ihn mit „pater alme“ an, und er bittet ihn, die Geliebte auf ihrer Fahrt nach Aachen mit seiner göttlichen Macht („numine suo“) zu behüten. Beachtenswert ist ferner ein an sich bescheidenes Beiwort des Rheins, da es Jahrhunderte hindurch wiederholt und oft sehr nachdrücklich betont werden wird: „nostrum Rhenum“. Celtis braucht das Wort in den Distichen 'An sein Buch' (Ad suum librum, Ep. II 1), um den deutschen Rhein von dem vorher erwähnten italienischen Reno zu unterscheiden. *Sebastian Brant* dagegen, Zeitgenosse des Celtis, pocht bereits mit Selbstgefühl auf das „unser“, wenn er erklärt: „Rhenus et Eurotae fert modo noster aquas – Das Wasser des Eurotas (der den Gesang Apollos voreinst vernommen hatte¹²) führt nun auch unser Rhein.“ In demselben Elogium rühmt Brant wie Celtis die „ars nova“, die geschaffen worden sei „ab ingenio Rhenanae gentis“, und er versichert, daß die Musen bald am Rhein wohnen werden¹³.

Fortan erhielt der Strom preisende Zusätze, preisende Einzeldarstellungen. „Der Rhein mit seinem Ufer wird jetzt das Entzücken der Deutschen (Germanorum deliciae) genannt“, schrieb *Johannes Cochlaeus* in seiner 'Brevis Germaniae Descriptio' (1512; III 13), dem ersten geogra-

¹¹ Philippi Gundelii ad lectorem epigramma (Hans Rupprich, Der Briefwechsel des Konrad Celtis, München 1934, S. 625).

¹² Vergil, Bucolica, VI 82 f.

¹³ Ad dominum Johannem Bergmann de Olpe, de praestantia artis impressoriae a Germanis nuper inventae Elogium.

phischen Lehrbuch über Deutschland für die Schule, da die 'Germania illustrata' des Celtis unausgeführt geblieben war. Unter den Flußbeschreibungen ('Fluminum Germaniae descriptio') *Felix Fidlers* steht an erster Stelle der Rhenus, und ein „Vater Rhein“ begegnet uns in den Distichen über den Main, wenn dieser sich mit jenem bei Mainz vereinigt: „Commixtusque patri qua stat Moguntia Rheno“¹⁴.

Paul Melissus Schede hieß den Rhein wie Zinkgref „König aller Flüsse“ und, nach einem Vorbild, dem wir selber zustreben, „Nymphen-Vater“¹⁵. Von dem ruhmreichen Rhein – „celeber Rhenus“ nannte ihn Georg Sabinus in seiner Elegia III – schufen Sebastian Münster 1540 und Caspar Vopelius 1555 Stromkarten. Die umständlichste Darstellung in lateinischen Distichen empfing der Rhein durch Bernhard Moller in dessen 'Rhenus et ejus descriptio a primis fontibus usque ad Oceanum Germanicum' (1570). Es möge genügen, erklärt der Dichter in dem Prooemion, einen Teil der weiten Welt zu besingen; es möge genügen, das Reich des Vaters Rhein zu schildern:

Sufficiat Mundi partem cantare patenis:
Sufficiat Rheni sceptrum referre patris.

Der Rhenus pater erscheint aber auch in deutscher Sprache, erstmals wohl in *Fischarts* Dichtung 'Das glückhafte Schiff von Zürich' (Straßburg 1576). Die Zürcher grüßen den Strom mit der Bitte:

Nun han wir deiner hilf von nöten,
O Rein, mit deynem hellen fluß
Dien du uns nun zur fürdernuß. (v. 264 ff.)

Mit diesen Worten nahm Fischart den alten Anruf an die Flußgottheit auf, wie er in der kultischen Formel überliefert ist: „Adesto, Tiberine, cum tuis undis – Komm zu Hilfe, Tiber, mit deinen Wellen!“ (Servius, Kommentar zur Aeneis VIII 71). Und wie der Tiber dem Aeneas die Zukunft weissagt, verkündet der Rhein den Zürchern die glückliche Vollendung ihrer Fahrt. Dies tut er auch, als Rhenus pater eingeführt, in *Rudolf Gwalthers* 'Argo Tigurina' (1576), einem zürcherischen Gegenstück in lateinischen Distichen. Die Metapher „Vater Rhein“ ist für Fischart noch kein durchweg verpflichtendes Bild. Der Rhein ist bei ihm einmal der

¹⁴ Im Sammelwerk 'Delitiae poetarum Germanorum' 3, 114 ff. (Francofurti 1612). Freundliche Mitteilung der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen.

¹⁵ Angeführt von Heinz Stephan, Die Entstehung der Rheinromantik (Köln 1922), S. 16.

Bruder der Zuflüsse, einmal ihr Vater. Im „Glückhaften Schiff“ läuft die Limmat zu ihrem „Vater“, in den Rhein (v. 65); in der ‚Erlustigung‘, Versen zur Feier des 1588 geschlossenen Bündnisses der Städte Zürich, Bern und Straßburg, eilt die Limmat zu ihrem „Bruder“ (v. 119). Der Rhein und „die zwei Schwestern, Aare und Limmat,“ (v. 83) stammen in diesem Gedicht „vom alten Alpvaater, dem Gotthart“ (v. 93). In der ‚Germania‘ des *Aeneas Silvius* war der Zürichsee der Vater der Limmat (II 9)¹⁶.

*

Die Ausdrucksformen der Humanisten haben mehrfach unsere Aufmerksamkeit auf Anschauungen und Bildungen des Altertums gelenkt. Wenn wir uns nun der Antike zuwenden, heißt dies nicht, daß das Mittelalter keine Zeugnisse zu bieten hätte. Der Rhein hat hohe Geltung auch in ihm. Als einer der drei namhaftesten Ströme Europas (neben Donau und Po), als „Rhenus nobilissimus fluvius“ erscheint er, nach einer Vorprägung des Isidor von Sevilla, in den ‚Gesta Frederici‘ (II 48) des *Otto von Freising* aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts. In karolingischer Zeit erscheint er bei *Sedulius Scotus* in antiker Bildhaftigkeit (der gehörnte Rhein preist, bewundert, spendet Beifall, feiert, benetzt weinend die Wangen¹⁷), bei *Ermoldus Nigellus* im Streitgespräch mit dem Wasacus, dem Wasgenwald, wegen ihrer Gaben¹⁸. Das Bild des Flußgottes mit der Urne lebt in Darstellungen der Taufe Christi im Jordan, in den Mosaiken der Baptisterien zu Ravenna, auf der Bernwardssäule zu Hildesheim, im „Hortus Deliciarum“ der Herrad von Landsberg. Auch diese Zeugnisse fordern auf, die Fahndung nach den Anfängen unseres Sinnbildes in die Zeitschicht des Altertums zurückzuverlegen.

Dabei wollen wir uns nicht in Spekulationen über die Verehrung der Flüsse verlieren, deren geländeformende Kraft und lebenspendende Gabe überall zu jenem Staunen und jenem Dank bewegt haben werden, wie sie noch der Seminarist Friedrich Hölderlin zu erfahren vermochte. Die Regung des Verehrens und Dankens sammelt sich, im Raum des Lateinischen, in dem Ausdruck *pater, genitor, parens*. Wir haben die alte Formel bereits erwähnt, mit welcher die Römer in Zeiten der Dürre sich an den Tiber wandten¹⁹. Bei *Ennius*, *Vergil*, *Livius* wird sie um das Zeichen des Vaters erweitert. „Teque, pater Tiberine, tuo cum flumine sancto“ (Dich,

Vater Tiber, mit deinem heiligen Fluß) lautet der Anruf in den ‚Annales‘ des *Ennius* (I 54 V²⁰). „Tuque, o Thybri tuo genitor cum flumine sancto“ lautet er, dem des *Ennius* nachgebildet, in der ‚Aeneis‘ (VIII 72). Zweimal noch läßt *Vergil*, durch *Aeneas* und durch *Pallas*, den Flußgott um Beistand bitten: „Thybri pater!“ (VIII 540; X 421). Im gleichen Sinn betet bei *Livius* (II 10,11) *Horatius Cocles* vor seinem Sprung in die Tiefe: „Tiberine pater, te sancte precor, haec arma et hunc militem propitio flumine accipias.“ Später verblaßt die religiöse Bedeutung. Vater heißt der Strom wegen der Größe, die ihn vor den Nebenflüssen auszeichnet, wegen der Lebensgüter, die er spendet.

Sich all den Personifikationen der Flüsse zuzuwenden, die in Dichtung und bildender Kunst des Altertums auftreten, wäre müßig. Selbst die Darstellungen und Erwähnungen des Rheins sind so zahlreich, daß wir zu einer Zusammenfassung genötigt sind²⁰. Es gab, von *Ovid* und andern bezeugt, Bilder des Rheingottes, die bei den Triumphzügen mitgeführt wurden²¹. Es gab, nach *Stattius*²², seine Gestalt auf dem Sockel der Reiterstatue *Domitians*, liegend, das Schilfhaar vom Huf des Pferdes getreten. Es gibt Münzen mit dem Bild des *Rhenus* aus der Zeit des *Domitian* und des *Postumus*. Es gibt Weihinschriften, gefunden am ganzen Lauf des Stromes, in Burg bei Stein am Rhein, in Remagen, in Vechten bei Utrecht. Es gab die bei Köln gefundene Statuette, deren Beischrift *DEVS RHENI* freilich neuere Zutat war²³. Und es gibt ebendort Flußgottmasken, die auf den Rhein gedeutet werden dürfen. In den ‚Historien‘ des *Tacitus* (V 17) nennt *Julius Civilis* den Rhein neben den Göttern *Germaniens*; sie seien ihnen, den Kriegern, vor Augen; unter deren göttlichem Walten sollten sie den Kampf aufnehmen: „Rhenum et Germaniae deos in adpectu; quorum numine capesserent pugnam.“ In der ‚Mosella‘ fordert *Ausonius* den Rhein auf, seine blauen Gewandbäusche und den glasgrünen Mantel auszubreiten und Raum für den neuen Strom zu schaffen, da er durch die Fluten des Bruders²⁴ wachsen werde (v. 418 ff.). Wenn *Claudian* nochmals den „Rhenus catenatus“ (den gefesselten Rhein) vorführt (*De laudibus Stilichonis* III 25), *C. Apollinaris Sidonius* ihn dagegen neben dem *Eridanus* (Po), *Hister* (Donau) und *Nil* in einer Götterversammlung auf-

²⁰ W. H. Roscher, Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie (1909–1915); Artikel ‚Rhenos‘ und ‚Rhenus‘. – Pauly-Wissowa, Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft; Artikel ‚Rhenus‘.

²¹ *Ovid*, *Tristia* IV 2, 42; *Ex Ponto* III 4, 88 und 108; *Persius* VI 43 ff.

²² *Stattius*, *Silvae* I 1, 50.

²³ *Corpus Inscriptionum Latinarum*, vol. XIII, pars II, fasc. II, Nr. 1312.

²⁴ v. 381 wird *Mosella* als großer Vater angesprochen: „Salve, magne parens ...“

¹⁶ Ähnliche Vorstellung bei *Plinius*, *Naturalis historia*, III 131.

¹⁷ *Monumenta Germaniae Historica*, *Poetae* III, 170, 180, 194, 196, 215.

¹⁸ *Monumenta Germaniae Historica*, *Poetae* II, 82 f.

¹⁹ *Kurt Latte*, *Römische Religionsgeschichte* (München 1960), S. 43 und 132.

treten läßt (Panegyricus auf Avitus, v. 40 ff.), dann offenbart sich das Widerspiel der Einschätzung, dem der Strom ausgesetzt ist.

Schwieriger scheint es, im Schrifttum der Antike Stellen zu ermitteln, die dem Rhein das Attribut des Väterlichen zubilligen. *Propertius* erwähnt einen *Virdomar*, der sich brüstete, vom Rhein selber zu stammen: „genus hic Rheno iactabat ab ipso“ (Elegien IV 10,41). Aber auch die Metapher selbst bleibt uns nicht vorenthalten. Es ist *Martial*, der in einem Epigramm (X 7) den Strom als Vater der Nymphen und Flüsse des Nordens anspricht:

Nympharum pater amniumque, Rhene
quicumque Odrysias bibunt pruinas.
(die thrasischen Reif trinken)

Er möge goldene Hörner empfangen und an beiden Ufern als ein Römer gehen; der Herr *Tiber* fordere ihn auf, *Trajan* seinen Völkern und der Stadt zurückzusenden ²⁵.

*

Nachdem wir zu den Ursprüngen unseres Sinnbildes glauben vorgestoßen zu sein, wenden wir uns zurück, um seinem Wandel über die durchmessenen Stationen hinaus bis in die Gegenwart nachzugehen. So gelehrig die deutschen Humanisten nach dem Muster der Antike ihren Flüssen Leib und Sprache gaben – in allen überlieferten Gestalten konnten sie den Rhein doch nicht übernehmen. Der Flußgott, dessen Haar von dem Huf des kaiserlichen Rosses getreten wurde oder der gekettet im Triumph aufgeführt wurde, war unbrauchbar. Für sie erscheint er in der ungebrochenen Würde des *Vaters*. Der *Nilus pater*, *Tiberinus pater*, *Eridanus pater* werden das Leitbild, das in *Martials* *Rhenus pater* die poetische Beglaubigung fand. Der Akt der Nachbildung war zugleich ein Akt der Selbstbefreiung.

Im Gang der Zeit verändert das Vaterbild des Rheins seine Beziehung, seine Bedeutung. Das dem Anruf *pater* zugrunde liegende kultische Element mochte noch in dem feierlichen Zug bekränzter Frauen walten, die sich Arme und Hände im Rhein wuschen und dabei Gebete murmelten, einer Zeremonie, die *Petrarca* im Jahre 1333 in Köln sah und in einem

²⁵ Als „Father of Waters“ erscheint der Mississippi bei indianischen Stämmen (The Encyclopedia Americana, Volume 19, 247b, New York 1968). – „Mutter, Mütterchen“ nennen die Russen die Wolga sowie jeden größeren Fluß (Paul Eisner, Volkslieder der Slawen, S. 499, Anmerkung zu S. 87, Leipzig 1926). „Väterchen Don“ erscheint in einem alten Kosakenlied (Philip Longworth, Die Kosaken. Legende und Geschichte. Deutsch von Maximiliane von Meng, München 1973, S. 263).

Brief beschrieb ²⁶. Dann versinkt es, ohne gänzlich zu verschwinden, indem es sich weltlich gerichteten, namentlich patriotischen Wallungen einfärbt. Der Rhein wird der Vater der Flüsse, der Vater der Lebens- und Geistesgüter. Im Jahrhundert der Jünger *Anakreons*, der Freundschafts- und Dichterbünde ist er vor allem der Vater der Reben. Für *Hölderlin* wird der Rhein nochmals der Vater schlechthin. Indem er „das Sehnen stillt / Im guten Geschäfte“, erreicht er im Vatersein ein Höchstes: „ausgeglichen / Ist eine Weile das Schicksaal“ (2,147).

*

Aber der Rhein ist in der Hymne *Hölderlins* nicht nur der Vater. Er ist, als Sohn der Mutter Erde und des Donnerers, ein Halbgott, er ist ein jauchzendes Kind, ist der um Erlösung jammernde Jüngling, ist der Bruder des *Tessins* und des *Rhodanus*, und sein Lauf zeichnet den Gang des Schicksals. Nicht daß der Dichter Strom und Leben zum Vergleich nebeneinander stellte; sie bilden trotz den Bezügen zum Menschlichen und Mythischen eine Einheit.

Wohl aber versuchten sich im vergleichenden Nebeneinander die dichtenden Zeitgenossen. Im Jahrhundert des Bildungs-, des Entwicklungsromans wurde der Strom ein bevorzugtes Sinnbild ²⁷. Indem *Goethe* sein Stromgedicht 'Mahomets Gesang' nannte, erhob er es zum Gleichnis. *Herder* überschrieb Distichen, die er 1795 in Schillers 'Horen' veröffentlichte, mit den Worten 'Der Strom des Lebens'. Die Größe seines Laufs, der Halt im See, der Wasserfall, der Wechsel der Richtungen machten den Rhein besonders geeignet, Träger von Vergleichen zu sein. Die Rheinmetapher entfaltete sich zur Rheinparabel. „Wie der Rhein (...)“ begann *Klopstock* seine Ode 'Aganippe und Phiala' (1764), im Strom das Bild der erhabenen Dichtung feierend. Als Gleichnis des Lebens faßte ihn *Friedrich Leopold Graf zu Stolberg*: nachdem er in der Hymne 'Der Felsenstrom' (1775) den Rhein als Jüngling angesprochen hatte, schilderte er ihn in der 'Hymne an die Erde' (1778) als Knaben, als Jüngling, als ernsten Mann, als göttlichen Buhlen der Nympe des Mains. Der Auslauf des Stromes hatte schon *M. G. Lichtwer* zu einer Fabel 'Der Rhein' (1748/58, II 16) an-

²⁶ Francesco Petrarca an den Kardinal Giovanni di Stefano Colonna, Lyon, 9. 8. 1333 (De rebus familiaribus epistolae I 4).

²⁷ Richard M. Müller, Das Strommotiv und die deutsche Klassik (Bonn 1957). – Der Strom als Gleichnis des Lebens erscheint bereits in Johann Heinrich Füsslis 'Ode an seine zurückgelassenen Freunde' (Essex 1765).

geregt: dadurch, daß „Vater Rhein“ sein Reich mit seinen Söhnen teilt, schwächt er sich selber so, wie es Ludwig dem Frommen erging. Einzelne Bilder lösten sich vom Zwang des pater Rhenus: in *Schillers* Xenion 'Rhein' bewacht der Strom als Schweizergardist Germaniens Grenze, und *Johann Peter Hebel* kopulierte seine „Wiese“ mit „s Gotthards große Bueb“²⁸. Für *Friedrich Adolph Krummacher* wurde der Rhein zur Parabel des Menschenlebens, die mit einer Bestimmung der Vaterwürde schließt: „Vater Rhein heisset er, wo man seiner Kraft und Segnungen gedenket“ (Parabeln 1805, III 7)²⁹.

Die Reisebeschreibungen der Zeit segeln mit der Flagge der überkommenen dichterischen Bilder. Das Erlebnis des Rheins in der Viamala faßte *Friederike Brun* in die Worte: „Er war das erhabenste, wahrste, schönste Bild der menschlichen Jugend“³⁰, während *Johann Heinrich Meyer*, weniger glücklich, den erzürnten „Vater Rhein“ ernst aus der Tiefe herauf murmeln und, auf derselben Seite, „gleich einem Wurme“ zwischen enger Felsenkluft sich durcharbeiten ließ³¹. *Johann Gottfried Ebel* verfolgte in seiner 'Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz' (1802) den Fluß in seinem Lauf von der „Wildheit“ des Ursprungs zur „stillen Größe und erhabenen Schönheit“³². Zu einem anders gearteten Gleichnis wird *Friedrich Schlegel* auf seiner „Reise nach Frankreich“ (1803) geführt: indem der Strom, den er königlich, herrlich, heilig nennt, sich in das flachere Land verliert, ist er für ihn „das nur zu treue Bild unsers Vaterlandes, unsrer Geschichte und unsers Charakters“. Damit wird das Rheinbild vom Menschlichen ins Nationale gekehrt, und der Begriff „Vater“ verändert seinen Gehalt.

*

²⁸ Beiläufig erwähnt J. P. Hebel den „Vater Rhein“ in einem Brief an Karl Friedrich Schütz, 13. 11. 1810 (Johann Peter Hebels Briefe, Gesamtausgabe, herausgegeben und erläutert von Wilhelm Zentner [Karlsruhe 1939], Nr. 549, S. 696).

²⁹ In der 'Parabel vom Rhein und dem Bach' läßt Krummacher den Rhein als Sinnbild der großen Persönlichkeit auftreten, die auch in ihren Fehlern groß ist.

³⁰ Tagebuch einer Reise durch die östliche, südliche und italienische Schweiz (Kopenhagen 1800), S. 77 f.

³¹ Mahlerische Reise in die Italienische Schweiz (Zürich 1793), S. 65.

³² Solch klassizistischer Sicht entspricht auch das Vaterbild, welches der in Badenweiler aufgewachsene Winterthurer Industrielle Johann Sebastian Clais (1742–1809) in seinen um 1800 niedergeschriebenen autobiographischen Aufzeichnungen gibt: „Zwar rauschen hier keine Wasserfälle von himmlischen Felsmauern nieder – aber dafür windet sich in seinem stolzen Laufe Vater Rhein voll ruhiger Majestät durch die niedern Gefilde, vorbei an den rebenbekränzten Hügeln.“ (Gottlieb Ziegler, Johann Sebastian Clais; Separatdruck aus dem 'Landboten', Winterthur 1887, S. 2); Hinweis von Walter Imhoof, Winterthur.



Römische Flußgott-Maske, Bronze, vermutlich 2. Jahrhundert nach Christus (Römisch-Germanisches Museum Köln)

Niemand hat den Vater Rhein so oft angerufen wie *Clemens Brentano*. Am Rhein geboren und aufgewachsen, gewann er zum Strom das Verhältnis eines Sohnes: „O Vater! wie bange / War mir es nach dir, / Horch meinem Gesange, / Dein Sohn ist wieder hier!“ Der Dichter gedachte dem Strom einen Kranz von Rheinmärchen zu widmen³³, und nicht zufällig gab er Liedern, die er diesen entthob, Überschriften wie 'Heimatsgefühl' und 'Rückkehr an den Rhein':

O willkommen! willkommen! willkommen!
Echo schlag die Freudentrommen,
Dass der Vater Rhein auch höret,
Wie ich bin zurückgekehret.

Der Strom wird nicht vom festen Ufer her betrachtet. Als „Schiffer im Kahne“ treibt Brentano auf ihm dahin, als „Müller Radlauf“ in dem 'Märchen von dem Rhein' steigt er in den Fluß und läßt sich zu seiner Mühle abwärts tragen, hört er im Traum den Vater Rhein über seinem Haupt rauschen. Absonderliche Merkmale zeigt sein „Vater Rhein“ nicht; er besitzt die Züge des Flußgottes, wie sie das Altertum gebildet und die Folgezeit übernommen hat³⁴. In dem Festspiel 'Am Rhein, am Rhein!', das Brentano 1813 für das Burgtheater in Wien dichtete, der Stadt lebendiger Fühlung mit der Barockwelt, sagt die Bühnenanweisung von dem Strom, der von Flußgöttern und Nymphen umgeben ist: „Der Rhein, ein schöner Greis, schlummert auf einem Felsenlager, welches mit Epheu und Weinlaub umzogen ist; neben ihm liegt eine große Urne, mit dem Namen 'Rhein' bezeichnet.“ Ähnlich erscheint er dem Müller Radlauf: „<...> auf der andern Seite stand ein Bett von Felsenstein mit Goldsand gefüllt, darauf schlief der alte Vater Rhein, ein gar ehrwürdiger, großer und starker Greis, sein langer grüner Schilfbart hing vom Lager herab <...>“. Bei aller Rücksicht auf das herkömmliche Bild fällt doch ein eigentümlicher Zug auf: der Schlaf des Flußgottes. Brentanos Rhein ist nicht der Vater, der „im guten Geschäfte“ das Land baut und Städte gründet. Er ist ein Greis, der wild braust und ruhig träumt, der raubt und schenkt und

³³ Beginn der Arbeit an den Rheinmärchen 1811; vgl. Zeittafel von Wolfgang Frühwald in dem *Clemens Brentano-Katalog des Freien Deutschen Hochstifts, Bad Homburg vor der Höhe* 1970, S. 152.

³⁴ Das Bild des Rheins, der im Rohr sitzt und eine Pfeife schneidet (Hanser, 3. Band, 1965, S. 31), mochte von dem Hirtengesang Friedrich Spees angeregt worden sein, den Brentano unter dem Titel 'Cedrons Klage' in die Sammlung 'Des Knaben Wunderhorn' aufgenommen hatte (Gerhard Schaub, *Die Spee-Rezeption Clemens Brentanos; Literaturwissenschaftliches Jahrbuch, NF 13, 1972, S. 176*). Hinweis von Heinz Rölleke, Wuppertal.

dessen Schlaf doppelsinnig ist wie er selbst, auf elementarische Versunkenheit deutend und, im Festspiel von 1813, auf die Gebundenheit des überwältigten Stromes, den erst der Ruf der Freiheit wieder weckt. Er verharrt auch nicht in seiner Personifikation, sondern schwillt immer wieder über die Grenzen seiner Figur. Er zittert wie fließendes Gold, er schimmert wie eine herrliche Gruft voll Edelsteinen, er ist ein breites Hochzeitsbett, ein himmelhohes Lustgerüst, er tauscht proteisch Gestalt um Gestalt:

Schild der Starken, Trost der Frommen,
Gastherr aller Lebensgeister,
Erzmundschenk und Küchenmeister!

Vater Rhein und Lorelei verkörpern Brentanos Stromwelt, lockend und drohend, festlich und unheimlich. An den Zug der Galatea in Raffaels Fresko erinnert, aus mittelmeerischer Helle in nördlichen Nachtglanz getaucht, das Spiel der Stromgeister im Märchen des Müllers Radlauf:

Es zogen voraus zwei schöne mutige Jünglinge, der Weiße Main und der Rote Main, die kräftigen Söhne des Fichtelberges; sie schwammen mit verschlungenen Armen und sangen ein Doppellied, um sie her gaukelten viele schöne Nymphen, ihre Gespielinnen, Geliebten und Bräute <...> alle diese rauschten, mit Weinlaub, Früchten, bunten Wimpeln, Harfen und Hörnern geschmückt, um die beiden Jünglinge, singend und klingend, mit lautem Jubel in den mondglänzenden Rhein.

Es ist ein Vorübergleiten klingender Namen, leuchtender Bilder, ein funkelnder Sprachstrom, von dem der Dichter selber mitgerissen wird.

*

Mit seinem Festspiel von 1813 wollte Brentano die „Befreiung des Rheins“ feiern. Nach dem Lied des Claudius nannte er es 'Am Rhein, am Rhein!' Aber da wuchsen nun nicht nur unsre Reben – am Rhein stärkte sich mehr und mehr die Vaterlandsbegeisterung. Hatte das Selbstgefühl der deutschen Humanisten sich gegen den Vorrang der Antike zu behaupten gewagt, so galt es jetzt, sich gegen die Vormacht und den Vormarsch des westlichen Nachbarn zur Wehr zu setzen. Im Anspruch auf den Rhein sammelte sich dieses Verlangen. An Vorläufern hatte es nicht gefehlt. Der Elsässer *Jakob Wimpfeling* hatte schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts darauf gepocht, daß seine Heimat ein deutsches Land sei. Und *Friedrich II.* hatte in einer Ode 'Sur la retraite des François en 1758' in französischen Versen darauf gewiesen, wie der Rhein, bis in seine tiefen Grotten gekränkt, über das französische Joch grolle: „Jusqu'en ses grottes profondes/

Le Rhin se sent outrager, / Il s'indigne que ses ondes / Portent un joug étranger.“³⁵ Nun verkündete Clemens Brentano in dem Gedicht 'Rückkehr an den Rhein', wer einmal in ihm geschwommen, einmal aus ihm getrunken habe, der sei „Vaterlandes trunken“. Verse aus dem 'Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf' erscheinen in dem Festspiel 'Am Rhein, am Rhein' ins Patriotische umgedeutet: die Rheinlandschaft schlummert nicht mehr „unter Gottes Flügel“, sondern „unter Adlers Flügel“, und den Rhein spricht der Dichter nicht als „breites Hochzeitsbett“ an, sondern als „der Freiheit Hochzeitbett“. In seinem Spiel 'Victoria und ihre Geschwister' (1813) ließ er eine Deutsche Legion auftreten und singen: „Rhein, du deutscher Rebengott, / Freier Alpensohn, / Trag nicht länger Feindes Spott, / Deutsche nahen schon!“ Und zur Zeit, da Blücher über den Rhein setzte, rief er in dem Lied 'Rheinübergang, Kriegsrundgesang' dem Strom zu: „Deiner Freiheit fromme Fechter, / Trag zum Sieg nun, Vater Rhein!“

Der „Vater Rhein“ gewann den Rang eines Schutzgeistes. Es war eine Französin, die ihm diesen Rang zuerkannte. In ihrem Buch 'De l'Allemagne' (1813) erklärte *Madame de Staël* im ersten Kapitel des ersten Teiles:

Les paysages dont le Rhin est entouré sont superbes presque partout; on dirait que ce fleuve est le génie tutélaire de l'Allemagne.

Der Rhein – Schutzgeist Deutschlands, seine Flut – rein, rasch, majestätisch „comme la vie d'un ancien héros“; über den steilen Ufern schein noch der Schatten des Arminius zu schweifen.

Nachdem der Frieden von Lunéville im Februar 1801 das linke Rheinufer Frankreich überlassen hatte, wandelte sich das Denkbild des Rheins vom Gleichnis menschlichen Lebens zum vaterländischen Symbol. Zwar begrüßte *Hölderlin* diesen Frieden als Verheißung besserer Tage. *Goethe* beglückwünschte am 30. März die umgetriebene Freundin Lili von Türkheim-Schönemann mit den Worten: „Genießen Sie mit den Ihrigen, nach so viel Stürmen, der Früchte des Friedens und einer neuen Ordnung der Dinge.“ Und was *Beethoven* am 29. Juni seinem Jugendfreund Franz Wegeler schrieb, zeigt eher tiefes Heimatgefühl als patriotische Erregung:

Mein Vaterland, die schöne Gegend, in der ich das Licht der Welt erblickte, ist mir noch immer so schön und deutlich vor Augen, als da ich Euch verließ; kurz, ich werde diese Zeit als eine der glücklichsten Begebenheiten meines

³⁵ Œuvres posthumes de Frédéric II, Roi de Prusse, Tome VII, 'Poésies' (Berlin 1788), p. 117.

Lebens betrachten, wo ich Euch wiedersehen und unsern Vater Rhein begrüßen kann.

Einzig das dem „Vater Rhein“ beigefügte „unser“ mag leise andeuten, was bald mit dem Nachdruck der Selbstbehauptung betont wird.

Aber nicht bloß das Attribut „unser“ gewinnt an Gewicht; das Wort „Vater“ erfährt selber eine Verschiebung des Sinns. Der Rhein ist nun nicht bloß Vater der Flüsse, Vater der Reben, Vater im Gleichnis eines erfüllten Lebens; vor allem andern wird er der Vater deutschen Wesens. Schon um die Mitte des vorhergehenden Jahrhunderts hatte *Lichtwer* in seiner Fabel den „Vater Rhein“ den „Währmann teutscher Grentzen“ genannt. Nun begannen, nach einem Wort Immermanns, das er auf Görres, den »Agitator des Rheins«, anwandte, die »Windharfen der Geschichte«³⁶ zu klingen und zu klirren. »Die Losung sei der Rhein!« sang 1814 *Max von Schenkendorf* in seinem 'Lied vom Rhein'. »Wir müssen ihm, er uns gehören.« Als Sprecher der Nation fühlte sich vor allen ein Mann, der nicht in den Ländern am Rhein, sondern auf Rügen aufgewachsen war: *Ernst Moritz Arndt*. 'Der Rhein, Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Gränze' (1813) überschrieb er seine Mahnschrift. Ein Strom sei „keine Gränze weder für den Frieden noch für den Krieg“. Die Lande um den Rhein müßten zurückgewonnen werden: „Hier ist das ursprüngliche Teutschland.“ Fünf Jahre später, in Gedenkversen auf den jung verstorbenen Sänger des 'Liedes vom Rhein', nahm Arndt das Wort von der Wacht am Rhein vorweg: „Wer soll Hüter sein? / Sprich, Vater Rhein!“ In Schenkendorfs Lied erschien der Strom nicht als Vater. Der Freiheitssänger feierte ihn als „heiligen Rhein“, als „hohes Felsenkind“, als „alten König hochgeboren“. Wie der Strom Hölderlins ist Schenkendorfs „Held“ in Fesseln geschlagen; aber das Zürnen des Gefesselten wird aus dem Schicksalsmächtigen ins Politische umgedeutet:

In Fesseln lag der Held geschlagen;
Sein Zürnen und sein stolzes Klagen,
Wir haben's manche Nacht belauscht <...>

In gleichem Sinn veränderte sich der Begriff der Freiheit. Der Sänger jubelt, daß der König nun frei ist, und schließt sein Lied mit den Versen: „Vom Felsen kommt er frei und hehr: / Er fließe frei in Gottes Meer!“ Freiheit – der Leitgedanke der Aufklärung, das Schlagwort der Revolution erhielt im Zeitalter der Befreiungskriege eine nationale Tönung. Der „frei-geborene Rhein“ in Hölderlins Hymne hatte die Huldigung des Dichters

³⁶ Karl Immermann, *Düsseldorfer Anfänge*, 2. Teil (1840).

an den göttlichen Ursprung, aber auch an die Herkunft des Stromes in sich getragen, an das „Land der göttlichen Freiheit“ (Kanton Schweiz). Noch ist in Schenkendorfs Lied jene Herkunft nicht vergessen. Bald aber bedeutete der freie Rhein soviel wie frei von dem Anspruch und Zugriff der benachbarten Macht.

Eher beiläufig erscheint der „Vater Rhein“ in *Theodor Körners* 'Jägerlied' (1813) aus der Sammlung 'Leyer und Schwert', das die Brüder von allen Strömen des Vaterlandes zusammenruft. Vater Rhein, Kölner Dom, Weltall fügte *Zacharias Werner* 1808 in ein Sonett, während 1813 in seinem 'Kriegslied für die zum heiligen Kriege verbündeten deutschen Heere' der Rhein, „nicht länger in fremder Schmach“, seine köstlichen Fluten rollen soll. Selbst alte Verskämpen meldeten sich zum Wort. Der greise *Gleim*, der Dichter der 'Preußischen Kriegslieder ... von einem Grenadier' (1758), forderte in einem 'Spruch' (1800): „Deutsche Treue, deutscher Wein, / Ganzer und nicht halber Rhein!“ Und *Stolberg*, der einst in Tönen Klopstocks und Goethes gebraust hatte, nahm in 'Vaterländischen Gedichten' (1815) den Streitruf Arndts auf:

Du Grenze? Nein nicht Grenze, du alter Rhein!
Du Lebensblut, dem Herzen Teutoniens
Entströmend, beiden Ufern Segen
Spendend, und hohes Gefühl, und Freude!
Du deutscher Urart, mächtiger Rhein! <...>

Nachdenklicher betrachtete *Eichendorff* das Siegeswort „Unser ist der Rhein!“ in Stanzen, die er 1815 'An die Freunde' richtete:

Das *Bessere* auf den Trümmerhaufen aufzuführen,
Muss sich nun *Geisterkampf* lebendig rühren.

*

So rasch die Zornflut gestiegen war, so rasch verebbte sie in der Zeit der Restauration. Der Rhein wurde als Reiselandschaft entdeckt³⁷. Nach *Carl Julius Webers* 'Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen'³⁸ machte man die Fahrt von Mainz bis Köln mit der „Wasser-Diligence“ in aller Bequemlichkeit binnen zwei Tagen. Im 26. Brief, den Weber dem Strom

³⁷ Werner Ross, *Geschichte hält die Wacht am Rhein*, in: *Der Rhein. Porträt einer europäischen Stromlandschaft* (Freiburg im Breisgau 1973), S. 141 ff.

³⁸ Carl Julius Weber, *Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen*, Vierter Band (Stuttgart 1834), S. 679 und S. 593–623.

widmet, ruft er auf einunddreißig Seiten nicht weniger als fünfundzwanzigmal den „Vater Rhein“ an. Außer den Ausflüglern vertrauten sich diesem freilich auch schicksalsbedrängtere Leute an: Weber bemerkte „ein Schiff voll armer deutscher Auswanderer“³⁹. Zu den Auswanderern gehörte der Toggenburger Schulmeister und Volksdichter *Johann Jakob Rüttlinger*, der in Nordamerika ein besseres Auskommen suchte und seine 1823 angetretene Reise in einem Tagebuch festhielt. In Holland nahm er Abschied von dem Strom: „Adieu Vater Rhein! Du hast uns so oft auf deinem Rücken geschaukelt, hast uns so manches Sehenswürdige gezeigt (...) Dank dir, vaterländischer Begleiter, für deine Freundschaft und für all deine uns geleisteten Dienste! Wir sehen dich nicht wieder.“⁴⁰

Im dichterischen Bereich schien der Streit um den Strom gestillt. In den 'Phantasien im Bremer Ratskeller' gedachte *Wilhelm Hauff* 1827 des Rheinweinliedes von Matthias Claudius, aber auch „des alten Vaters Rhein, der ihnen“, den Geistern des Weines, „allnächtlich freundlich ein Wiegenlied murmelte“. Hilfsbereit erweist sich der Strom in *Heines* 1840 veröffentlichtem, jedoch bedeutend früher entstandenem Prosawerk 'Der Rabbi von Bacherach', indem er diesem und dessen Weib Sara die Flucht ermöglicht. Mit leicht spielerischem, leicht wehmütigem Unterton beschwört Heine seine Gestalt: „Wahrlich, der alte, gutherzige Vater Rhein kann's nicht leiden, wenn seine Kinder weinen; tränenstillend wiegt er sie auf seinen treuen Armen und erzählt ihnen seine schönsten Märchen und verspricht ihnen seine goldigsten Schätze, vielleicht gar den uralten versunkenen Niblungshort.“⁴¹

*

Als jedoch 1840 unter dem Ministerium Thiers die Franzosen dem Rhein erneut ihr Augenmerk zuwandten, schäumte die Woge der Empörung und Begeisterung zum zweiten Male auf. Sprecher, Rufer, Sänger waren diesmal die Liberalen⁴². Das Stichwort gab *Nikolaus Becker* 1840

³⁹ Ebenda, S. 695.

⁴⁰ Johann Jakob Rüttlinger, Tagebuch auf einer Reise nach Nordamerika im Jahr 1823, herausgegeben von Walter Muschg (Schweizer Memoirenbibliothek, 4. Bändchen, Zürich/Leipzig o. J.), S. 39.

⁴¹ Weitere Belege für den Topos „Vater Rhein“ bietet Heinz Stephan, Die Entstehung der Rheinromantik (Rheinische Sammlung, Nr. 3, Köln 1922): Johannes Weitzel (S. 25), Bernhard Hundeshagen (S. 50), Johann Kreuser (S. 86), Johann August Zeune (S. 99).

⁴² Für manche der folgenden Belege vgl. Christian Petzet, Die Blütezeit der politischen Lyrik von 1840 bis 1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte (München 1903).

in seinem 'Rheinlied': „Sie sollen ihn nicht haben, / den freien deutschen Rhein“. Im gleichen Jahr dichtete *Max Schneckenburger* die 'Wacht am Rhein', im folgenden *Hoffmann von Fallersleben* das Lied „Deutschland, Deutschland über alles (...)“. Den „freien deutschen Rhein“ nahm Hoffmann mehrfach in seinen Zeitgedichten auf, in den 'Deutschen Gassenliedern' 1843, in den 'Hoffmann'schen Tropfen' 1844, ebenso, schon 1840, *Robert Prutz* in seinem Gedicht 'Der Rhein', freilich mit der Mahnung an das Volk, zuerst selber deutsch und frei zu sein. Von unzähligen Melodien durch ganz Deutschland getragen, begegnete Beckers 'Rheinlied' doch auch nicht wenigen Stimmen des Verdrusses, der Ironie und des Sarkasmus.

Willkommen war den Sängern der Vater Rhein; aber das Bild blieb mehr als je leere Redensart. Der junge *Georg Herwegh* rief in seinem 'Rheinweinlied' vom Oktober 1840 zum Kampf auf:

Haut, Brüder, mutig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

Die 'Trierer Zeitung', die Beckers Lied als erste veröffentlicht hatte, brachte ein Seitenstück, 'Mosel und Rhein', in welchem die Mosel „mit Wonneblick und Liebeskuß“ den „Vater Rhein“ umarmt. Professoren und Pastoren zitierten den überanstrengten Ausdruck: *Hans Ferdinand Maßmann* bot in den 'Wächterliedern am Rhein' (1841) die Landwehr zum Schutz des Stromes auf: „Der Sturm im Lande, / Der braust zu dir, o Vater Rhein (...)“, und *Karl Candidus* erkannte gar in einem Erdbeben das Mahnzeichen, daß Deutschland nicht zersplittert werden dürfe: „Das Rheinthal hat gezittert, / Das kam vom Vater Rhein (...)“ ('Das Erdbeben am Rhein 1846').

Der Basler Altphilologe *Jacob Maehly* spielte in seinem Bändchen 'Rhigmurmel' (1857) auf die deutschen Rheinpoeten an:

Sie wend di jo,
Die dytsche Sängler, nieme lo
Und nur sich selber gunne.
'S wird eim, weiss Gott, vo Melodie
Und Lieder schwapplig uf ihr Rhi,
As wärsch us Schwizerbrunne
Nit abe ko! (Der Rhi, 4. Strophe)

Unter der Basler Pfalz strömt auch in seinen Versen einmal 'der Vatter Rhi'.

Der Freiheitskämpfer und Freiheitsdichter *Ferdinand Freiligrath* machte den vaterländischen Rheintaumel nicht mit, obwohl er in jenen Jahren (1842) nach St. Goar zog. In dem Zyklus 'Die Schiffe' (Gedichte, 1838) erscheint der Strom nicht in der üblichen abgenutzten Vorstellung, sondern als Galionsfigur in der Gestalt des Rheus im Schilfkranz; während die andern Schiffe von Weltmeeren sprechen, erzählt er von der Fahrt auf dem Strom, „dessen Bild ich bin“; er sieht goldne Horte funkeln, hört die Lurlei singen, vernimmt Schenkendorfs 'Lied vom Rhein' – auf mehr läßt sich die Huldigung des Dichters nicht ein. Auch *Karl Simrock*, in Bonn geboren, in Bonn gestorben, geht dem Abklatsch in seinen umfangreichen, dem geliebten Fluß gewidmeten Büchern, den 'Rheinsagen' (1836) und dem Band 'Das malerische und romantische Rheinland' (1838–1840), aus dem Weg. Auch für ihn ist der Rhein ein „heiliger Strom“, sind „seine Ufer die wahre Heimat der Deutschen“; aber den „Vater Rhein“ erwähnt er in dem Werk über das Rheinland ein einziges Mal, und zwar dort, wo der Strom der Mosella des Ausonius begegnet. Er hielt sich von der verbrauchten Metapher fern, wie diese an sich schon dem Volkslied, so gern es vom Rhein singt, der Volkssage und dem Sprichwort fremd ist.

Ironischen Beigeschmack empfing der Ausdruck in dem Lustspiel 'Perdu' (1840) der *Annette von Droste-Hülshoff*; ein „Blaustrumpf du bon vieux temps“ begrüßt den Fluß mit den ausgeleiterten Worten: „Welch eine herrliche Aussicht! Der alte Vater Rhein mit seinen blauen Wogen und grünen Berghäuptern.“ Nach dem Sinn der Schlagworte „frei“ und „deutsch“ fragte *Franz von Dingelstedt* in seinem Gedicht 'Auch ein Rheinlied' (1841)⁴³. Mit Spott begegnete ihnen der Verfasser der vom Literarischen Comptoir Zürich und Winterthur 1843 veröffentlichten Schrift 'Die wahrhaftige Geschichte vom deutschen Michel und seinen Schwestern'. Hier ist die Rede von der „großen deutschen Poetenschwemme“, die insgemein der „freie deutsche Rhein“ geheißt werde, „was nun freilich auch eine Dichtung ist“⁴⁴.

Noch bissiger wirkte der Spott *Heines*, „des freien Rheins noch weit freierer Sohn“, wie der Dichter sich selber nannte, in seinem Wintermärchen 'Deutschland' (1844). Zu Köln kommt er ins Gespräch mit dem „Vater Rhein“, der in grämlichen Tönen darüber jammert, wie schwer ihm „die Verse von Niklas Becker“ im Magen liegen:

Wenn ich es höre, das dumme Lied,
Dann möcht' ich mir zerrauen
Den weißen Bart, ich möchte fürwahr
Mich in mir selbst ersaufen!

„Politisch kompromittieret“, fürchtet der Strom die Persiflage der Franzosen; doch der Dichter weiß den „armen Vater Rhein“ zu trösten:

Der Alfred Musset, das ist wahr,
Ist noch ein Gassenjunge;
Doch fürchte nichts, wir fesseln ihm
Die schändliche Spötterzunge.

Auf Beckers 'Rheinlied' war die Antwort jenseits des Rheines nicht ausgeblieben. Hatte Becker dem Dichter Alphonse de Lamartine zugerufen: „Sie sollen ihn nicht haben, / Den freien deutschen Rhein“, so erwiderte *Alfred de Musset* mit spitzem Hohn: „Nous l'avons eu votre Rhin allemand!“ *Lamartine* hatte eine andere Antwort bereit. Er sah im Rhein nicht den Gegenstand des Völkerzwistes, sondern das Symbol der Völkerverbrüderung. Beckers Lied, das man die 'Marseillaise de l'Allemagne' genannt hatte, setzte er im ersten Juniheft 1841 der 'Revue des deux Mondes' seine 'Marseillaise de la Paix' entgegen. Frei und stolz möge der Rhein, der Nil des Abendlandes, zwischen seinen breiten Ufern rollen und die Herausforderungen und das Machtstreben der Völker wegschwemmen: „Emporte les défis et les ambitions!“ An Freunden solcher Gesinnung fehlte es nicht. *Victor Hugo* bekannte 1842 im Geleitwort zu seinem großen Briefwerk 'Le Rhin' von sich als Autor: „S'il n'était pas Français, il voudrait être Allemand“, und erklärte, was er mit seinen Briefen beabsichtigte: „Ces lettres <...> sont là pour appuyer une parole conciliante offerte à deux peuples.“ „Geht mir mit Eu'ren Liedern für und wider! / Geduldig ist das lumpige Papier . . .“, rief Dingelstedt in seinem bereits erwähnten 'Rheinlied'. *Freiligrath* übertrug Lamartines 'Friedens-Marseillaise', und der jugendliche *Rudolf Gottschall* warb in seinen 'Liedern der Gegenwart' (1842) für Versöhnung, indem er sich in dem Gedicht 'Dem Rhein' an den „freien Sohn der freien Berge“ wandte:

Nicht Deutsche, nicht Franzosen! Laßt die Namen!
Nur Menschen, nichts als Menschen laßt uns sein!
Du, Vater Rhein, sprich du ein kräftig Amen
Und segne du den Bund der Völker ein!

Doch die Stimmen wurden überschrien oder zurechtgewiesen. *Edgar Quinet* erhob in der nächsten Nummer der 'Revue des deux Mondes' mit

⁴³ Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters (Hamburg 1842), S. 61 ff.

⁴⁴ Seite 7 der 'Nachrede'. Verfasser des Textes zu den Bildern von Martin Disteli ist wahrscheinlich Johannes Scherr (Gottfried Wälchli, Martin Disteli, Zürich 1943).

dem Gedicht 'Le Rhin' sogleich gegen Lamartine mahnenden Widerspruch:

L'humanité n'est pas la feuille vagabonde,
Sans pays, sans racine, enfant de l'aquilon.

*

Die vaterländischen Lieder hielten Einzug in die Commers-Bücher und fanden Aufnahme an den Stammtischen. *Heine* spottete in der Vorrede zu 'Atta Troll' (1846) über die ehemaligen Kämpen, die „sich des Abends patriotisch erquicken am Rebensaft des Vater Rhein“. Die Rheinpoeten wurden Rheinweinpoeten. *Maßmann* rief den „Vater Rhein“ in einem Burschenlied an: „Uns deutschen Burschen stolz und kühn <...>“; *Robert Keil* grüßte ihn in dem Sang 'Es saßen beim schäumenden, funkelnden Wein <...>'; *Emil Rittershaus*, Haupt des Wuppertaler Dichterkreises, Verfasser einer Gedichtsammlung 'Am Rhein und beim Wein' (1884), winkte ihm von der Augusta-Höhe bei Coblenz zu; *Martin Greif* trug 'Dem Vater Rhein' aufs neue die Reime „Wein“ und „Rhein“ vor, und ein Ungenannter bastelte Goethes Mignonlied zu einer 'Sehnsucht nach dem Rhein' um:

Dort, wo der Rhein mit seinen grünen Wellen <...>
Dort möcht' ich sein, bei dir, du Vater Rhein,
An deinen Ufern möcht' ich sein.⁴⁵

Drei vielgelesene Verserzählungen siedelten sich am Rhein an: 1846 *Gottfried Kinkels* 'Otto der Schütz', eine „rheinische Geschichte“, die 1887 in 65. Auflage erschien; 1851 *Otto Roquettes* 'Waldmeisters Brautfahrt', ein „Rhein-, Wein- und Wandermärchen“, das 1899 in 73. Auflage angeboten wurde; 1854 *Joseph Viktor Scheffels* 'Trompeter von Säckingen', ein „Sang vom Oberrhein“, der schon 1882 die hundertste Auflage erreichte. Während für Kinkel der „traute Rhein“ der „Fürst der Ströme“ ist, suchte Scheffel sich von überkommenen Formeln zu lösen. Nicht als „Vater Rhein“, sondern als „ein schöner junger Mann“ steigt der Fluß rauschend aus den Fluten, „einen Schilfkranz in den Locken, einen Schilfstab in der Rechten“, um Jung Werner seinen Lauf zu schildern – „Bin ich selbst doch euer Abbild“ – und ihm Weisung zu geben. Jung erscheint der Fluß auch im 'Hugideo'. Hier belebte der Dichter die

⁴⁵ Vertont von G. Schmitt von Trier 1842. Schon 1814 hatte Lippmann Moses Büschenthal das Mignonlied zu einem 'Rheinlied' umgeformt (Rheinisches Archiv, Wiesbaden 1814, S. 12 f.); vgl. Heinz Stephan, Die Entstehung der Rheinromantik, S. 50.

Formel, indem er ein gegensätzliches Wort beifügte: es ist „der jugendliche Vater Rhein“, der die Geschichte einleitet ⁴⁶.

Formel bleibt die Figur im Trivialroman. *Baldwin Möllhausen* hat sie in die Geschichte 'Die Mandanen-Waise' aufgenommen, eine „Erzählung aus den Rheinlanden und dem Stromgebiet des Missouri“ (1865). Selber in Bonn aufgewachsen, läßt der Verfasser den Helden von seiner Jugend am heimatlichen Strom berichten. Bilder der Vergangenheit stürmen auf ihn ein: „Mögen die Bilder aber eine Färbung tragen, welche sie wollen, bei allen tritt der erste Genosse meiner Jugend, der liebe, rebenbekränzte, alte Vater Rhein in den Vordergrund; der Rhein mit seinen anmutigen Tälern und altertümlichen Städten, mit seiner malerischen Felseinfassung und den grauen Ritterburgen, der Rhein endlich mit seinen schönen Sagen und den edlen Weinen, und vor allem mit der heiteren, warmherzigen Bevölkerung, die den majestätischen Strom mit Stolz ihren Vater nennt ⁴⁷.“

Wilhelm Raabe ließ deutsche Auswanderer nicht bloß in herzerhebenden Empfindungen schwelgen. In seinem 1863 veröffentlichten Roman 'Die Leute aus dem Walde' stellte er ihnen zu Saint Louis am Mississippi sogar ein Gasthaus mit dem Namen „Zum Vater Rhein“ zur Verfügung. Laune und beißenden Spott in der ihm eigenen Weise mischend, beschreibt der Dichter das Treiben in dem von deutschen Gästen bevölkerten Haus: „Gottlob, noch sitzt der germanische Christ selbst in Amerika beim Bierkrug, und so gab es denn auch im 'Vater Rhein' ein echt deutsches Gastzimmer, in welchem nur die obligaten Bilder der respektiven Landesväter, -Mütter, -Onkel, -Tanten, -Neffen und -Nichten fehlten, um die Illusion, daß man sich mitten unter den rührenden gemütvollen Institutionen der Heimat befinde, zu vervollständigen. Daß der Wirt statt der Porträts der heimatlichen Potentaten und Potentatinnen ein Bild Robert Blums über einer Lithographie, die Stadt Kirchheim unterm Teck darstellend, mit einem Blumenkranze geschmückt hatte, zeugte freilich von einem sehr schlechten Herzen und höchst verderbten politischen Anschauungen.“

Die Gestalt des Vaters Rhein bewegte sich sogar durch gesellige Anlässe. Zürichs literarische Gesellschaft, der Lesezirkel Hottingen, feierte im März 1902 ein Kostümfest mit dem Leitgedanken 'Dem Rhein ent-

⁴⁶ „Jung“ nennt den Vater Rhein auch das von Anton Schmutzer gedichtete und vertonte Lied 's Ländle, meine Heimat', das 1949 zur Vorarlberger Landeshymne erklärt worden ist: „Du Ländle, meine teure Heimat, wo längst ein rührig Völklein weilt, wo Vater Rhein, noch jung an Jahren, gar kühn das grüne Tal durchheilt...“ (zweite Strophe).

⁴⁷ Neuausgabe: Fischer Taschenbuch Verlag 1974, Reihe Das Schmöker Kabinett, hrsg. von M. Moser, S. 21. Hinweis von Renate Böschenstein, Genf.

lang', in welchem der Strom als Hirtenknabe wie in Gottfried Kellers Gedicht 'Am Vorderrhein', als Jüngling beim Abschied vom Schweizerland, als Landsknecht in Straßburg, als König mit Hort und Rebe, als Vater Rhein am Kölner Karneval und als greiser, meerwärts wallender Pilgrim auftrat⁴⁸. Eine Festgabe ließ Gedichte in romanischer, deutscher und holländischer Sprache dem Stromlauf folgen.

Das dichterische Frankreich verkörperte den Rhein wohl zum Flußgott, zur Vatergestalt jedoch nur, wenn deutsche Art hervortreten sollte. In Victor Hugos Drama 'Les Burgraves' (1842) nennt Job, burgrave de Heppenheff, den Rhein „mon père“ (III, 1). Romain Rolland führte in 'Jean-Christophe', dem Roman eines deutschen Musikers (1904–1912), sogar den „Vater Rhein“ ein, bezeichnenderweise aber nicht im französischen, sondern im deutschen Sprachlaut; Dächer und Gärten einer kleinen Stadt spiegeln sich in dem Fluß: „dans les yeux vert-pâles du Vater Rhein.“ Victor Hugo wich dem Vaterbild an andern Orten aus, obwohl er den Strom in seinem Briefwerk 'Le Rhin' mit reicher Metaphorik bedachte:

Fleuve-Protée; ceinture des empires, frontière des ambitions, frein des conquérants; serpent de l'énorme caducée qu'étend sur l'Europe le dieu Commerce; grâce et parure du globe; longue chevelure verte des Alpes qui traîne jusque dans l'Océan (Lettre XXV).

Der Caduceus des Merkur, riesenhaft wie an keinem andern Strom, machte, wie Hugo in demselben Brief erklärt, aus der Pfaffengasse eine Kaufmannsstraße. Er bewirkte, daß der Begriff des „freien Rheins“ sich nochmals wandelte: die neue Freiheit, die angestrebt wurde, bezog sich nun auf Handel und Schifffahrt⁴⁹.

Im übrigen glitt der Vater Rhein, seines ursprünglichen Gehaltes entleert, mehr und mehr in die Bereiche des Scherzes und Witzes. Bereits 1862 hatte Gustave Doré in seiner Holzstichfolge zu Saintines Buch 'La Mythologie du Rhin' mit der mythischen Gestalt des Stromes scherzhaft gespielt. 1896 erschien eine Humoreske unter dem Titel 'Vater Rhein als Heiratsvermittler'⁵⁰. In Straßburg wurde 1907 ein Film gezeigt, in welchem drei

⁴⁸ Neue Zürcher Zeitung, 10. 3. 1902, Nr. 69.

⁴⁹ Z. B. R. Gelpke, Le Rhin libre (Editeur: Société pour la Navigation sur le Haut-Rhin), Bâle 1920. – Vgl. schon Heinrich Bernhard Oppenheim, Der freie deutsche Rhein. Geschichtliche und staatsrechtliche Entwicklung der Gesetzgebung des Rheins (Stuttgart und Tübingen 1842).

⁵⁰ Merker-Stammler, Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte (1959), 'Rheinpoesie'.

Wahrzeichen der Stadt als handelnde Personen auftraten: anlässlich der Hochzeit der „Gänseliesel“ (von der Orangerie) mit dem „Ysere Ma“ (vom Eisermannsplatz) wirkte der „Vater Rhein“ (vom Broglieplatz) als Trauzeuge mit⁵¹.

Das Geschäft bemächtigte sich des Vaterbildes. In Köln kann der Tourist Gläser und Humpen mit der Figur des Vaters Rhein erstehen⁵². Im Kiosk neben dem Niederwald-Denkmal werden ihm Zierschalen angeboten, deren Innenbild die Mosel und, mit Namen ihn bezeichnend, den Vater Rhein darstellen. Am Niederrhein, zwischen Düsseldorf und Köln-Deutz, nennt sich ein Gasthaus in Monheim „Zum Vater Rhein“. In der Souvenir-Industrie und im Karnevalsschlager überstand, wenn auch oft genug veralbert und verulkt, der Vater Rhein die Weltkriege des zwanzigsten Jahrhunderts. Trotz dem Aufkommen neuer Stoffe behauptete er im rheinischen Schlager seinen Platz, wie auch die Form des Walzers sich nicht aus ihm verdrängen ließ⁵³. Er erscheint stets im Kehrreim, an jener Stelle, welche „Stimmung“ erzeugen, d. h. die Hörer zum Mitsingen aufmuntern soll. „Vater Rhein, deine Töchter können küssen“, lautet der Refrain eines 1953 veröffentlichten Walzerliedes. Großen Erfolg hatte 1960 der Schlager „Ich hab' den Vater Rhein in seinem Bett geseh'n! Ja, der hat's wunderschön! Der braucht nie aufzusteh'n!“⁵⁴ In Walzerliedern der Jahre 1961 und 1964 beginnt der Kehrreim mit den Worten „Der alte Vater Rhein . . .“, und in einem Lied von 1970 beginnt er gar mit dem Ausspruch: „Der Vater Rhein wird Opa“! Die Unverwüstlichkeit des alten Topos macht es verständlich, daß ein Karnevalsschlager von 1971 erklärt:

Die Nummer eins ist immer noch der Vater Rhein,
von Köln bis Mainz strahlt er in hellem Sonnenschein!

und daß der Schluß gezogen wird:

So ist es heut', so wird es noch in hundert Jahren sein!⁵⁵

⁵¹ Mitteilung von Eduard Süffert, Colmar, 16. 5. 1975.

⁵² Rudolf Pörtner, Mit dem Fahrstuhl in die Römerzeit (1959), S. 94.

⁵³ Norbert Linke, Karnevalsschlager (in: Schlager in Deutschland, hrsg. von Siegmund Helms, Wiesbaden 1972).

⁵⁴ Neue Zürcher Zeitung, 11. 2. 1961, Nr. 491.

⁵⁵ Rheinische Walzerlieder: 1953 by Presto Jac. Jörgensen, Düsseldorf; 1960 by Edition Supra Will Glahé, Köln; 1970 ebenda; 1971 by Edition Melodia Hans Gerig, Köln. – Verschiedentliche Hinweise, besonders zu diesem Abschnitt, verdanke ich Heinz Rölleke, Wuppertal.

Die gefährliche Verschmutzung, die den Strom zur „Kloake Europas“ gemacht hat, ist nicht Gegenstand solcher Abklatschpoesie. Wohl aber beschäftigt sich mit ihr die Presse in der Form der Karikatur, die nicht so sehr auf den Vater Rhein zielt als auf die Umstände, unter welchen er seine Würde verliert. In der 'Frankfurter Allgemeinen Zeitung' vom 18. Mai 1974 hebt der Vater Rhein, von garstigen Abwässern überschüttet, einen Becher empor und schreit: „Hilfe! Wasser! Wasser!“ Als „armen Schlucker“ stellt ihn am 9. Mai 1975 'Die Zeit' dar: aus einer riesigen Phiolen wird ihm Abwasser in den Mund geleert⁵⁶.

*

Der Caduceus des Merkur hat uns voreilig in die Gegenwart entführt. Es ist nötig, den Blick nochmals zurückzuwenden und auf vorhergehenden Erscheinungen in Schrift und Bild haften zu lassen. Das Numinose, das Mythische der Vatergestalt, das im Feuer politischer Erieferung noch spürbar gewesen war, nun aber in den Karnevalsliedern sich vollends verflüchtigte, erwies sich schon lange als gefährdet. Es zu retten, hatte anfangs der zwanziger Jahre *Ernst Bertram* unternommen. „Nie schrie der Stromgeist schaurigen Lauts euch auf“, zürnte Bertram in seinem Gedicht 'Die Rheinsänger'⁵⁷, und er warnte: „Gelogenes Lied wird seinem Land Gericht.“

Einzig in *Richard Wagners* 'Rheingold' und 'Götterdämmerung' lebte mythischer Gehalt noch fort, wenn die Rheintöchter vom „Vater“ sprechen, der schicklicher Weise unsichtbar bleibt: „Vater warnte“, „Der Vater sagt' es, und uns befahl er“ ('Das Rheingold', 1. Szene), „des Vaters Gold“ ('Götterdämmerung', 3. Aufzug).

Conrad Ferdinand Meyer spielte in 'Huttens letzte Tage' auf den Vater Rhein nur vorübergehend an. Das Gedicht 'Die Flut' (XXIII) wies vorerst auf den humanistischen Topos:

Wie oft durchschwamm den Rhein ich! Und ich schlug
Den Alten spottend, der mich willig trug.

Seit der dritten Auflage ist zwar das Bild des Flußgottes bereichert, der Rhein jedoch durch den Main ersetzt:

Ich schlug als Kind in übermüt'ger Lust
Den sanften Main und trat ihn auf die Brust.

⁵⁶ Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18. 5. 1974, Nr. 115, S. 13. – Die Zeit, 9. 5. 1975, Nr. 20, S. 34. – Stuttgarter Zeitung, 16. 8. 1976: 'Dreckfühler für Vater Rhein'.

⁵⁷ Ernst Bertram, Der Rhein. Ein Gedenkbuch (München 1922).

Da hab' ich unter mir zu sehn geglaubt
Ein schilfbekränztes, göttlich mildes Haupt.⁵⁸

Gottfried Keller schickte seinen grünen Heinrich über den Rhein, ohne lange die Feder, geschweige die Mythologie zu bemühen. Auch in der endgültigen Fassung des Romans winkt kein Vater Rhein; es ist ein anderes altes, zur Formel erstarrtes Beiwort, das der Dichter aufnimmt und zum Glühen bringt – das hundertfach wiederholte „Grün“ des Stromes: „Das herrliche Funkeln der grünblauen Flamme des Rheinwassers war mir“, erzählt Heinrich, „wie der Geistergruß eines geheimnisvollen Zaubereiches gewesen, das ich betreten.“

*

Die Veränderungen, die das Gedankenbild des Rheins im 19. Jahrhundert erfuhr, teilten sich, in einer gewissen zeitlichen Verzögerung, auch der bildenden Kunst mit. Für die Trinkhalle in Baden-Baden entwarf *Moritz von Schwind* um 1842 ein Gemälde des Vaters Rhein, der, umgeben von seinen Nebenflüssen, die Fiedel Volkers spielt; zwar zerschlug sich der Auftrag, doch haben sich verschiedene Fassungen und Studien erhalten, die den mühsamen Werdegang des mit Gedanken allzu beschwerten Werkes verraten⁵⁹. Trugen Schwinds Gestalten die von Sage und Geschichte geliehenen Insignien der Romantik, so versinnbildlichte *Johannes Schilling* im Niederwald-Denkmal (1877–1883) die Wacht am Rhein. Am Sockel übergibt der Rhein, in der üblichen Gestalt des hingelagerten Gottes, das Wächterhorn der Mosel, da er nach dem Sieg über Frankreich nicht mehr die Grenze zu hüten hat; triumphierend hält Germania die Kaiserkrone empor. Ohne nationalistische Gebärde kommt die Brunnen-Gruppe vor dem Landtagsgebäude zu Düsseldorf aus, ein Werk der Bildhauer Karl Janssen und Josef Tüshaus aus den Jahren 1884–1894. Mitten unter seinen Töchtern, Verkörperungen zugleich von Nebenflüssen und heimischen Schaffensmöglichkeiten, grüßt mit erhobenem Ruder, dem Symbol der Schifffahrt, der Vater Rhein⁶⁰. Den künstlerisch bedeutendsten Beitrag spendete *Adolf von Hildebrand* mit seinem 'Vater Rhein' für den 1903 errichteten, 1919 entfernten Reinhardbrunnen auf dem Broglieplatz in Straßburg, einer Gestalt, die von der herkömmlichen Anschauung

⁵⁸ C. F. Meyer, Sämtliche Werke, Band 8, hrsg. von Alfred Zäch (Bern 1970), S. 396 f.

⁵⁹ Friedrich Thöne, Moritz von Schwinds Gemälde 'Der Rhein' (Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 1943).

⁶⁰ Mitteilung der Stadtverwaltung Düsseldorf.

durchaus abwich. Sein Rhein liegt nicht mehr in vornehmer Ruhe da, er hat sich erhoben, in kecker, fast humoristischer Haltung steht er vor dem Betrachter, bärtig, breitmäulig, den Schifferhaken in der einen, einen Salm in der andern Hand, gutgelaunt, ein echter Rheinländer; nur ein Schilfschirm über der Stirne und ein Schilfgürtel deuten auf seine elementarische Herkunft. Auf eine Anfrage der Primaner des Straßburger Lyceums gab der Meister am 20. Juni 1902 selbst ausführlich Antwort:

Man muß nur hinschauen und alle sentimental, pathetischen Vorurtheile vergessen, nicht von Ideen ausgehen und ihre Illustration in der Figur suchen, sondern sie nehmen wie sie aussieht, wie sie sich giebt <...> Wenn die Leute sich noch nicht hineinleben können, so ist deshalb weil Alles so natürlich dabei zugeht und sie in der Kunst etwas Fernliegendes suchen, aus anderen Kreisen aus einer Welt der künstlichen Bildung. Das Nächste liegt oft am weitesten ab <...>.⁶¹

In dem Brunnen für Köln (1913–1920), seinem letzten Werk, nahm Hildebrand, wohl in bewußter Anspielung auf die römische Vergangenheit der Stadt, das antike Motiv des gelassen ruhenden, bekränzten, bärtigen Flußgottes mit der Urne wieder auf. Der Vater-Rhein-Brunnen wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört. Zu gleicher Zeit schuf ein dänischer Bildhauer, *Kai Nielsen*, ein reizvolles weibliches Gegenbild zu den bärtigen Flußgottheiten in seiner 'Vandmoderen' (1919–1921), einer wie der Vater Nil von vielen Knirpsen anmutig umspielten Wassermutter, die den Wintergarten der Ny Carlsberg Glyptothek in Kopenhagen ziert. Als eine mit dem Dreizack bewaffnete, in den Wellen kräftig ausgreifende Elementarmacht hat der Schweizer *Jakob Probst* 1937 an einem Säulenkapitell des Kunstmuseums Basel den Vater Rhein dargestellt.

Im Vergleich mit der Plastik stand die Malerei derselben Zeit einer sinnbildlichen Verkörperung des Rheins fremd gegenüber. Als der Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein 1910 in Mainz eine Ausstellung unter dem Leitwort 'Der Rhein im Bild' veranstaltete, war für Allegorisches und Mythologisches kein Raum mehr. Einzig auf dem Umschlag des 218 Werke anzeigenden Katalogs war ein stilisierter, von einem Schleier umwallter Genius zu sehen, der, von Delphinen gezogen, eine Muschel emporhob. Dagegen vermochte ein Vertreter des Surrealismus das Motiv des Vaters Rhein wieder aufzunehmen, freilich so, daß das Gedankenbild sich in eine verschlüsselte Botschaft verwandelte: *Max*

⁶¹ Adolf von Hildebrand und seine Welt. Briefe und Erinnerungen. Besorgt von Bernhard Sattler (hrsg. von der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, 1962), S. 487 f.



*Niederwalddenkmal über Rüdesheim (1876–1883): Vater Rhein übergibt der Mosel das Wächterborn. Bronzerelief von Johannes Schilling.
(Photo H. P. Rickassel, Rüdesheim)*

Ernst, aus Brühl bei Köln stammend, malte unter dem Eindruck später Wiederbegegnung mit der Heimat 1953 einen 'Vater Rhein', in welchem Flußlandschaft und Selbstbildnis, Abbildung und Einbildung sich zu einer phantastischen Kartographie durchdringen.

*

Bei den Dichtern hielt sich das Bild des Rheins, sofern es überhaupt noch in Erscheinung trat, eher in der Nähe der vertrauten Vorstellung. *Apollinaire* lud in seinen 'Rhénanes' nicht nur „La Loreley“ ins Gedicht, sondern ließ den alten Rhein das tiefende Antlitz erheben und sich lächelnd abwenden: „Le vieux Rhin soulève sa face ruisselante et se détourne pour sourire“ (La Synagogue, 1901). *Jean Giraudoux* versetzte seine 'Ondine' (1939) aus dem unbestimmten Märchengelände Fouqués an den Rhein und zeigte zwar nicht diesen, aber den König der Undinen beim Schimmer eines Blitzes in der Gestalt eines Flußgottes: „Une tête de vieillard couronnée, à barbe ruisselante.“

Leider hatte es damit nicht sein Bewenden, daß eine mythologische Figur in ein weiteres Jahrhundert hineinwanderte. Auch der Kampf um den Besitz des Rheins entbrannte aufs neue. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges loderte er im Wort fort. Führer in dem Wortkampf waren Maurice Barrès und Ernst Bertram. Mit blendender Beredsamkeit entwickelte *Barrès* an der Universität zu Straßburg das Wesen des 'Génie du Rhin' in Vorträgen, die, 1920/21 zunächst in der 'Revue des deux Mondes' veröffentlicht, auch in deutscher Fassung verbreitet wurden. *Bertram* antwortete mit der Schrift 'Rheingenius und Génie du Rhin' (1922). Barrès stehe nun seinerseits Wacht am Rhein – die Wache der Zivilisation gegen die Barbarei, wie Bertram bitter bemerkte. Antwort gab er ferner in den Gedichtfolgen 'Straßburg' (1920) und 'Der Rhein' (1922). Im einleitenden Gedicht der ersten Folge, 'Rhein' überschrieben, zielte Bertram auf die Entfernung des Bildwerkes von Hildebrand nach dem Krieg: „Vater, dich schändeten sie. Dein erzen Bildnis / Rissen die Wütigen / Wild aufkreischend vom Sockel früherer Ehrfurcht, / Im Gehorsam der Fremden, / Unkindlich deiner ewigen Welle (<...>“ In der zweiten Folge, die Bertram „ein Gedenkbuch“ nannte, erneuerte er das uralte Bild des gefesselten Stromes, von dem er sich zum Klage lied aufgefördert fühlt: „Klagen mußt du den gefangenen Vater, / Sollst mein bang gewaltiges Strömen tönen“ ('Stimme des Rheins in der Nacht'). Mahnend glänzt ihm „Stromgottes Haupt, das schilfig rieselnde, / Larve des Dämons, grauenvoll und groß, / Flußgrünen Auges“ ('Rheingau II').

Es meldeten sich aber auch Stimmen, die im Rheinland eine Zwischenwelt, eine dritte Welt erkannten. Für *Carl J. Burckhardts* Großvater war der Rhein „die Herzader des Kontinents; glücklich war man in den Zeiten, in denen er keine Grenze bezeichnete, in denen er die Völker verband“⁶². In den 'Erinnerungen eines Malers' (1953) sprach *Karl Hofer*, der in Karlsruhe aufgewachsen war, von dem Land als einem Gebiet, das „einer sozusagen geheimen Latinità zugehörig ist“. In verwandter Gesinnung widmete 1907 *Stefan George* im 'Siebenten Ring' dem Rhein sechs 'Tafeln', in welchen der Streit um den Strom im Traum eines Mittelreiches geschlichtet ist. Vom Tiber hatte einst der Rhein die Würde des „Vaters“ übernommen. Der Vatername bleibt in Georges Versen ungenannt. Wohl aber wird, in der letzten Tafel, auf seine Herkunft gewiesen:

Sprecht von des Festes von des Reiches Nähe –
Sprecht erst vom neuen Wein im neuen Schlauch:
Wenn ganz durch eure Seelen dumpf und zähe
Mein feurig Blut sich regt · mein römischer Hauch!

*

Nach dem Zweiten Weltkrieg treffen wir das Bild des Vaters Rhein zwar noch im Andenkenladen und beim Karnevalsschlager; für die Dichtung ist es fast gänzlich verloren. Im meisterhaften Spiel mit verblühten Floskeln wie „Feld der Ehre“, „Heldentod“, „Wiegenfest“, „Königin der Blumen“ verwendete *Thomas Mann* in seiner letzten Erzählung 'Die Betrogene' (1953) auch den „Vater Rhein“ – einer Erzählung, die der Dichter in den zwanziger Jahren ansiedelte. Es ist die lebenswürdige Frau Rosalie von Tümmeler, die sich des Ausdrucks bedient. „Auf dem Wasser ist's lustiger, der Vater Rhein soll uns tragen“, sagt sie zu ihren Kindern, als sie eine Fahrt von Düsseldorf nach Schloß Holterhof planen. – In *Wolfgang Borcherts* Stück 'Draußen vor der Tür' (1946) erscheint ein Fluß im Verzeichnis der Personen, nicht der Rhein, aber die Elbe. Was sie jedoch über sich sagt, deutet darauf hin, daß die Zeit poetischer Anthropomorphismen zu Ende geht:

Du hast wohl gedacht, ich wäre ein romantisches junges Mädchen mit blaßgrünem Teint? (...) Ich bin weder romantisch noch süßduftend. Ein anständiger Fluß stinkt. Jawohl. Nach Öl und Fisch.

⁶² Carl J. Burckhardt, *Erinnerungen an den Rhein* (Merkur 98, 1956, und in 'Begegnungen', 1958).

In *Günter Eichs* Gedicht 'Camp 16' ('Abgelegene Gehöfte', 1948) schaut der Dichter durch den Stacheldraht „grad auf das Fließen des Rheins“. Aber es gibt kein Gespräch mehr mit dem Fluß. Der Rhein reimt zwar noch, jedoch nicht mehr auf Wein, sondern auf „allein“ und „kein“. Er klagt nicht und weissagt nicht:

Im Fließen des Rheins wird kein Wort sein,
Das mir süß einschläfert das Lid.

Wenn der Fluß zu flüstern scheint, dann bleibt es ein Geräusch, das unverständlich, beziehungslos ist, „verworren“, ohne den magischen Zauber, den Eichendorff dem Wort gegeben hatte:

Nachts sprech ich mit mir allein.
Zu Häupten mir funkeln die Sterne,
Es flüstert verworren der Rhein.

Günter Graß führt in den 'Hundejahren' (1963) eine seiner Figuren nach „Kölnamrhein“. Unbelastet von Erinnerungsfracht, fern von hölderlinischer Ergriffenheit sagt Matern angesichts des Stromes: „Und das soll nun der Rhein sein!“

Mißtrauen gegen die Schablone, das Schema, das Modell, das Muster bestimmt das Verhältnis zum Wort, zu jeder Form. Die überlieferte Bildwelt ist aufgegeben – aber noch in der Verneinung spricht sie mit. Wie der Gegensatz durch den Satz bedingt wird, so besteht die Klassik in der Antiklassik, die Poesie in der Antipoesie weiter, lebt noch in der Entbildung das Bild.

Die Schweizer Landschaft als Spiegel der deutschen Literatur vor und um 1800*

Von

Bernhard Böschenstein

Wie die Schweizer Landschaft Hölderlin trifft, dies findet seinen dichtesten Niederschlag in der ersten Strophe von 'Heimkunft'. In ihr wird keine genau wiedererkennbare Landschaft beschrieben. Vielmehr wird hier der in seinem Werk vielleicht kühnste Versuch unternommen, einen Vorgang als absoluten darzustellen, nämlich den Vorgang des Tagens im Gebirge. Dieser wird so weit wie möglich von allen Gegenständen losgelöst. Der status nascendi als solcher scheint hier Thema zu sein, und weit über den konkreten Vorwurf eines frühen Morgens in den Alpen hinaus wird Entstehung gestaltet, als Umwälzung, Neuordnung aus dem Streit, aus der Mischung. Jede einzelne, scheinbar konkrete Angabe ist zugleich in einem Zwischenreich zwischen beschreibbarem Objekt und abstrahierender Bezeichnung eines vom Konkreten ablösbaren, auf andere Bereiche übertragbaren Vorgangs angesiedelt. Dies hängt ganz entschieden mit der Eigenart des gewählten Gegenstandes zusammen, der Alpenlandschaft. Sie erlaubt eine Veranschaulichung der in der Ebene bei weitem nicht so konkret erfahrbaren Bewegung in den elementaren Bereichen von Wolke, Luft, Licht, Wasser, deren Zusammenwirken den stets als Oxymoron gefaßten zwiefältigen Charakter des Nächtlichen und Taghaften, des Alten und Jungen offenbart. Zusammengefasst wird dies als Chaos, als Streit, als bacchantischer Zug, als kühne Mischung, als Werkstatt. Der diesen Vorgang darstellt, bezeichnet in der ersten Strophe seinen eigenen Standort noch nicht. Die Erfahrung ist nicht als seine eigene gekennzeichnet. Aber er gibt den Vorgang so wieder, als sei er im Zentrum der Bewegung, als wohne er in der Mitte jenes „Herdes des Hauses“ ('Die Wanderung') und wäre in jedem Moment eins mit dem Fortgang der Zeit. Das Subjekt reißt nichts an sich, drängt nicht auf eine Vermischung mit den Gegenständen außer ihn, setzt sich aber auch nichts gegenüber. Es geht ganz in dem andern auf, ohne doch je die Fähigkeit zur

Darstellung einer strukturierten Folge einzubüßen. Dies erklärt sich wohl aus dem im voraus geplanten Perspektivenwechsel, den die zweite Strophe bringen wird, dem Blick auf den Gott, der diesen Prozeß der Wende von der Nacht zum Tag veranlasst. Zwar bezeugt diesen die Perspektive der ersten Strophe durchaus noch nicht. Aber die Gefaßtheit des Subjekts, das, ohne sich zu verlieren, ganz der Immanenz eines Prozesses gehören darf, ist nur erklärbar aus seiner Beziehung zu einer Instanz, der die Herkunft aller Bewegung zugeschrieben werden kann.

Daß hier weit eher als ein bestimmter Prozeß das Prozeßhafte selber gemeint ist, wird sich in der Folge des Gedichts enthüllen, wo diesem Prozeß neuer Sinn zuwachsen wird, von dem jetzt noch nicht die Rede sein soll. Wohl aber muß ich auf die Bedeutung des Anfänglichen als solchen hinweisen, das hier mit dem Gedichtanfang zusammenfällt. Das Gedicht ist ja seinerseits eine Entfaltung, der eine Neuordnung, eine neue Mischung vorangeht. Ihr Ineinander enthält alle Elemente, die später in eine räumlich und zeitlich, natürlich und geschichtlich sichtbare Folge auseinandertreten werden.

Wie kommt es nun, daß gerade die Alpenlandschaft sich so entschieden für eine Darstellung von Keimhaftem, Geburtähnlichem eignet und weiterhin dafür, die erste Bewegung der Zeit aus ihrer Quelle, die erste Ablösung des künftigen Tags aus dem Grund der Nacht zu beschreiben, den Übergang als solchen, der nicht in einem von Menschen bewohnten, bearbeiteten Bezirk, sondern zwischen Felsengrund und bewölktem Himmel stattfindet, in der Luft, die ewigem Wechsel unterworfen ist?

Offenbar gibt es hier wie nirgends sonst die Möglichkeit, Zeit zu erfahren, gibt es die Nähe zu den Elementen, gibt es die sinnliche Gegenwart der aus Erde und Himmel gemischten Zwischenzone, wo das Wetter nicht nur als Folge erlitten wird, sondern wo es sich vorbereitet. Die Sprache der Luft, des Lichts, des Wassers, die noch nicht mit der übrigen Welt sich eingelassen haben, sondern nur aneinander sich messen und kämpfend zueinander drängen, die „unendliche“ Geburt der Tage figurierend, ist offenbar nur in einer Grenzgegend erfahrbar, die der gewohnten mittelländischen oder gar ebenen Landschaft entrückt ist. Erneuerung, Erfrischung, Öffnung, Aufhellung heißt der Vorgang, der in den Alpen die ihm angemessene Stätte hat. So wären diese ein Ort aus Zeit, der stets neue, anfängliche Zeit hervorbringt.

Statt nun mich an den Denker Hölderlin zu wenden und von ihm aus die Konzeption eines solchen Orts aus beginnender Zeit zu erläutern, möchte ich heute vom Objekt ausgehen, von der Alpenlandschaft. Das kann freilich nur heißen, diese Landschaft so zu fassen, wie sie für

* Vortrag, gehalten bei der 13. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Winterthur im Juni 1974 (leicht erweiterte Fassung).

Hölderlin schon als sprachlich vergegenwärtigte bereitstand. Darum möchte ich versuchen, einige Dichter und Schriftsteller, vornehmlich aus den fünfundzwanzig Jahren, die dem Gedicht 'Heimkunft' vorangehen, nach ihrer Erfahrung der Alpenlandschaft zu befragen. Ich möchte dabei auch eine andere Gattung als die lyrische einbeziehen, nämlich die Reisebeschreibung, sei sie nun Tagebuch oder Brief. Leider erlaubt es die mir zur Verfügung stehende Zeit nicht, die fremdsprachigen Zeugnisse zu berücksichtigen, so gern ich von Rousseau, Ramond de Carbonnières, dem Übersetzer und Kommentator des William Coxe, von Senancours 'Obermann', von Wordsworth und Coleridge gesprochen hätte.

Ich beginne mit den Zeugnissen in Prosa, denen eine Auswahl von Versen folgen wird. Die Reihenfolge ist in der Regel chronologisch.

Wielands Freundin Sophie von La Roche, als Verfasserin empfindsamer Romane eine durchaus würdige Figur auf der damaligen literarischen Szene, unternahm im Jahre 1784, in vorgerücktem Alter, eine Reise in die Schweiz. Ihr Tagebuch berichtet, wie sie die Savoyer Berge am Genfersee, gegenüber Lausanne, als „majestätische Söhne der Schöpfung“ „mit Ehrfurcht“ betrachtet¹. Wenngleich nun dieser Anblick „mit einem Einfluß von Stärke“ auf sie wirkt, erfährt Sophie von La Roche dabei gerade den grundlegenden Unterschied zwischen Wesen, die mit Bewußtsein begabt, und solchen, die „bloß ein Gegenstand der Bewunderung“² sind und von ihren eigenen erhebenden Wirkungen nichts wissen. Der Anblick der erhabensten Natur führt von dieser weg zum Subjekt, das sich in seiner höheren moralischen Welt gerade durch die höchste Form der physischen Welt bestätigt sieht. Ähnlich bedauert sie zu Beginn ihrer Reise nicht, auf den alle andern Ansichten übertreffenden Anblick des Rheinfalls aus einem Nachen verzichten zu haben, weil sie dafür „allein den Bewegungen [ihrer] Seele“ nachhängen konnte³. Was Sophie von La Roche etwa beim Sonnenuntergang von Stansstad aus sieht, nennt sie „ein Schauspiel auf dem großen Theater der Natur, wobei ich Seligkeit und Anbetung fühle“⁴. Der Trennung zwischen der moralischen und der physischen Welt entspricht bei ihr auch diejenige zwischen dem Urheber der physischen Welt und dieser selbst. Zehn Jahre nach dem Erscheinen des 'Werther' spricht sich hier noch einmal das auf klare Scheidung gegründete Verhältnis von Seele und Natur aus, das der von Werther erfahrenen Kommunikation von Seele und Natur voranging.

¹ Sophie von La Roche, Tagebuch einer Reise durch die Schweiz, Altenburg 1787, S. 187.

² AaO, S. 188.

³ AaO, S. 63.

⁴ AaO, S. 151.

Der um elf Jahre jüngere Christian Cajus Laurenz Hirschfeld, den seine 'Theorie der Gartenkunst' berühmt gemacht hat, betont in seinen 1785 erschienenen 'Neuen Briefen über die Schweiz' gleichfalls, wenn auch auf andere Weise, die Unmöglichkeit einer Vereinigung des Subjekts mit dem bewunderten Gegenstand. Dabei wird er freilich weder von deren Geschiedenheit noch von dem Gedanken an die beide überwölbende göttliche Instanz bestimmt, sondern nur vom Bewußtsein, daß seine Schilderungen dem Gegenstand nicht angemessen sind – ohne daß es sich hier um eine Variante des bekannten Unsagbarkeitstopos handelte. Er rechtfertigt sich dafür, daß in sich geschlossene, abgesonderte Gemälde, wie er sie gern böte, durch die zu starke Erschütterung, der die Einbildungskraft in der Schweiz ausgesetzt ist, verhindert werden. Der hinreißende Zauber der Landschaft stört die Ruhe, die Stetigkeit, die zu genauem Schildern nötig wären, dazu die „unendliche Mannigfaltigkeit“ und die Häufung der „Naturgemälde“⁵. Jede „Wendung des Weges“ bringt neue Wunder. Deshalb versagt die Sprache, deren Blässe und Farbenleere dem starken Eindruck gegenüber zurückbleiben muß. Hier konzentriert sich alle Anstrengung des Subjekts auf das Objekt, dem es ein eingerahmtes Musterstück abringen möchte. Die innere Bewegtheit des Subjekts, die – wie für Sophie von La Roche – ein Signal der Andersheit darstellt, wird freilich nicht als Zeichen einer höheren Welt verstanden, sondern bloß als Störung bei der Herstellung des objektgetreuen Nachbilds – an der grundsätzlichen Möglichkeit eines solchen besteht noch kein Zweifel. Die Schweizer Landschaft verweigert sich dieser theoretisch noch bestehenden Konzeption der Imitation, weil sie das Subjekt zu einer gesteigerten Tätigkeit aufruft, die leicht zur Grenzverwischung führt. Hirschfelds Ablehnung der Genie-Ästhetik oder ihres Gegenstückes, der metaphysischen Ästhetik, zwingt ihn zu einer unpersönlichen, allgemeingültigen Darstellungsform – diese aber scheitert an der Schweizer Landschaft. Da sich Hirschfeld nicht entschließen kann, daraus die Konsequenzen zu ziehen, muß er, der mit der Rüstung des Gartenbau-Schilderers ausgestattet ist, sich in der Schweiz fast ausschließlich mit Berichten über das Sittenleben der Schweizer begnügen.

Der gleichen Generation wie Hirschfeld gehört Karl Viktor von Bonstetten an. Er ist bekannt als Berner Landvogt im Saanenland und in Nyon, als Freund von Matthiesson und Friederike Brun, als Theoretiker der Einbildungskraft und als Mitglied der geistig aufgeschlossenen Gesell-

⁵ Christian Cajus Laurenz Hirschfeld, Neue Briefe über die Schweiz, Kiel 1785, S. 17 f.

schaft in Genf, dem Genf der letzten Jahre der Madame de Staël. 1791 sind seine 1779 verfaßten 'Briefe über ein Schweizer Hirtenland' erschienen. Darin faßt er die Tatsache, daß das Saanenland eine Fülle von klimatischen Erscheinungen vereinigt, in der von Jean Paul öfter zitierten Formel, es sei ein „Kompendium von Europa“, das alle „Verschiedenheiten, die der Himmel zwischen Dauphiné und Hamburg hervorbringt“, wie auch die von „Hamburg bis Nova Sembla“ enthält⁶. Diese enzyklopädische Sicht bestimmt seine Darstellung selbst da, wo er eine an den Augenblick gebundene Szene in ihrem zeitlichen Verlauf wiedergibt. Er aktualisiert dann auf dem Grund einer Typisierung. Die didaktisch informierende Komponente wirkt komisch, wenn etwa bei der Schilderung einer Herde im Gewitter die Verhaltensweisen der Kühe verallgemeinert werden: „Bisweilen scheint zwar im Gebirge die Luft entflammt, und die Sonne brennt im engen Felsentale mit voller Macht; um den Fuß der Berge versammelt sich mit schwerem Schritte ein langer Wolkenzug; Donner ertönt in widerhallenden Höhlen, der Himmel wird schwarz; hierauf erkühlet schnell die Luft, und Schnee bedeckt Berg und Tal. Die Herden, deren viele auf ihrer Weide verschlossen sind, und welchen der Schnee den Rückweg verbirgt, blöken, vor Schrecken starr, oder stürzen die Felsen hinab, andere treiben bei Hunderten scharenweise zusammen, und steigen ohne Hirten ab den Alpen; im tiefen Tal ertönt ihre klagende Stimme. Da werden sie in der allgemeinen Hungersnot mit eigener Milch ernährt. Allein in wenigen Tagen erscheinen alle Berge in vorigem Schmucke aller Gaben ihrer Natur.“⁷ Wenn der Ton der Abhandlung plötzlich in eine aktualisierende Nachbildung übergeht, die dennoch weiterhin der neutralen Unterrichtung dienen möchte, so entsteht ein Widerspruch, der erst mit dem Verzicht auf die additive, enzyklopädische Art der Information sich wird beseitigen lassen. Erst dieser Verzicht wird die Darstellung in Gestalt eines Prozesses ermöglichen, wie Bonstetens Nachfolger sie zunächst vorbereiten und später verwirklichen werden, so Hölderlin in 'Heimkunft'. Bonstetten wendet sich einem Vorgang von außen zu und formuliert ihn dramatisch, verzichtet aber darauf, sich als Betrachter oder gar als Betroffenen miteinzuführen.

Den stärksten Kontrast zu ihm stellt in der gleichen Zeit (1780) der mit ihm gleichaltrige Heinse dar, der seine Hingabe an den unaufhörlichen Wechsel einer Landschaftsszene ausschließlich in der Wirkung auf sich selbst beschreibt. Zu solchem Subjektivismus hatten ihn sein Freund

Jacobi und dessen Meister Rousseau, aber auch der von ihm gefeierte Rubens ermutigt. An die Stelle normativer Verallgemeinerung tritt eine extrem subjektivierte Aktualisierung, die nur im hic et nunc des dargestellten Augenblicks verharrt und keine darüber hinausweisende Gesetzmäßigkeit im Auge hat. Das Ich will nicht mehr, wie bei Sophie von La Roche oder Hirschfeld, seine Freiheit und sein Selbstbewußtsein gegenüber dem Gegenstand bewahren, sondern es verlangt danach, von ihm überwältigt, aufgelöst, vernichtet zu werden. Der große Augenblick für das Subjekt ist vor allem der Schock der Berührung, wo in einem heftigen Übergang der außen stattfindende Prozeß an das teilnehmende Bewußtsein stößt, ehe er dieses ganz überflutet und in sich schlingt. Es gibt die Lust des Zusammenpralls, der nicht als Gegnerschaft erlitten wird, sondern, um das Wort in seinem damaligen, noch volleren und reineren Sinn zu gebrauchen, als Genuß.

Heinse leitet seine Beschreibung der Fahrt auf dem Zugersee mit den Worten ein: „Für himmlischer Freude bin ich fast vergangen...“⁸ Diese Selbstaufgabe strebt zum Vereinigungspunkt zwischen Ich und Natur, welcher in fundamentaler Erfahrung des puren Elements besteht. Dieses wird vornehmlich als Zeit im Medium des Wassers erlebt, als schneller und schneller quellende Zeit, die in der Gestalt des Wasserfalls ihre genaueste Figur erlangt.

Die ruhigste Stufe stellt der Bericht der erwähnten Seefahrt dar: „ich bin von allen Banden gelöst, und walle Himmel über mir Himmel unter mir im Element der Geister wie ein Fisch im Quelle... Alles ist still und schwebt im Genuß; nichts regt sich als die plätschernden Floßfedern von meinem Nachen, der unmerkliche Taktschlag zu dem wollüstigen geistigen Konzerte. Immer stärker läuft mir das Entzücken wie ein Felsenquell durch alle Gewebe meines Rückgrats.“⁹ Also selbst während dieser gemächlich stetigen Fahrt verwandelt sich die schwebende Stille in einen Felsenquell, weil das tätige Subjekt nach Bewegung lechzt und sie dem Objekt entringt. So verwundert es nicht, wenn der Eindruck der nächtlichen Aussicht vom Gotthardpaß (wiedergegeben in einem Brief an Fritz Jacobi) in folgende Zusammenfassung mündet: „Und so stürzte denn Gefühl und Empfindung wie Reuss und Wasserfall, und Sein und Zeit, oder Werden und Vergänglichkeit, in meinem Leben herum.“¹⁰ Diese Stufe der totalen Einswerdung von Subjekt und Objekt im Medium

⁸ Wilhelm Heinse, Sämtliche Werke, hrsg. von Carl Schüddekopf, Band 10 (= Briefe, Band 2), Leipzig 1910, S. 22.

⁹ AaO, S. 23.

¹⁰ AaO, S. 44.

⁶ Karl Viktor von Bonstetten, Briefe über ein Schweizer Hirtenland, Bern 1793, S. 19.

⁷ AaO, S. 26 f.

der als stürzendes Wasser erfahrenen Zeit bereitet unmittelbar auf Hölderlin vor, dessen Elegie diese quellend-wachsend-stürzende Zeit sich vollziehen läßt. Hölderlin kennt den Vorgang nur im Medium der Natur, während Heinse nur das lustvolle Zusammentreffen des Naturvorgangs mit seiner eigenen mitvollziehenden Bewegung erfährt, obgleich er in seinen Formulierungen auf die Darstellung der Natur an sich zu zielen glaubt.

Wie stellt er diese Bewegung dort dar, wo die stürzende Wasser-Zeit ihre extremste Gestalt annimmt, im Rheinflall?

Er gebraucht, wie Hölderlin in 'Heimkunft', das Wort „Werkstatt“: „geheimste Werkstatt der Schöpfung . . . , wo das Element . . . sich zeigen muß, wie es ist“, „Inbegriff aller Quellen“, wo „das Auge . . . nicht mehr“ sieht¹¹. Das Sehen taugt nicht für die „trümmernd heftige“ Bewegung, die „aus den Gesetzen der Natur“ hinauszuführen scheint, zu einem Vor- und Nachstadium, das als Anfang und Ende verstanden werden kann, im Sinne einer Geisterkunde, die vom Gotthard her den nächtlichen Wanderer trifft. In der wassertosen Gotthardlandschaft gibt sich Heinse das vor und nach aller Zeit bestehende unverhüllte Elementare der Natur zu erkennen, das „weder erschaffen noch vernichtet werden“ kann, also ewig ist¹². Nichts anderes meint das „freudig-schauende Chaos“ in 'Heimkunft', das das unendliche Wachstum der Zeit anzeigt. Nur bedarf es dort nicht mehr eines Dialogs zwischen der Natur und dem Menschen, der vor dem Ungeheuern erschauert. Hölderlin hat diesen Inbegriff der Zeit in der Natur als deren Wesen ausgesagt, nicht als eine ihn subjektiv bewegende Erfahrung.

Von Heinses Schritt zur intensiven Partizipation des Subjekts an dem Prozeß der elementaren Natur-Zeit aus kann man die verschiedensten Entwicklungen begreifen. Die Entwicklung zu Hölderlins 'Heimkunft' hin wäre in der sich selbst vergessenden Hingabe an den Vorgang der elementaren Zeit zu sehen, für die eine subjektlose Sprache gesucht wird: Die Wolke, die Bergluft, ein Strahl, das Chaos, der bacchantisch heraufziehende Morgen, das Jahr, die Tage, die Stunden, die Quellen, der Grund, die Werkstatt sind die „Aktöre“, die alle Teilhabe des Subjekts in sich aufgesogen haben.

Davon grenzt sich deutlich Goethes Verhältnis zum Elementaren der Alpenlandschaft ab. Es ließe sich bestimmen als Ermessen des Übermenschlichen und darauffolgendes Abstecken der beiden Sphären: Bis hierher läßt sich für den endlichen Menschen der Raum behaupten und

¹¹ AaO, S. 34.

¹² AaO, S. 38.

ausfüllen, jenseits der abgesteckten Grenze ist ein verehrungswürdiges Unendliches, das von ihm geschieden bleiben soll. Aufgrund dieser Zweiteilung kann er das Nahe, Gegenständliche, räumlich Begrenzte sicher in Anspruch nehmen. Er ergreift es in seiner materiellen Konkretheit, ohne es innerlich zu erweitern und mit einem Zuschuß an Sinn zu beladen. So liebt Goethe zu Beginn der zweiten Schweizerreise von 1779 im felsigen Birstal das „Erhabene“ nur, insofern es der Seele „die schöne Ruhe“ gibt, sie ganz „ausfüllt“, so daß sie sich „so groß [fühlt] als sie sein kann“. „Wie herrlich ist ein solches reines Gefühl, wenn es bis gegen den Rand steigt ohne überzulaufen.“¹³ Der Anblick der Mont-Blanc-Kette läßt Goethe „jede Prätension ans Unendliche“ aufgeben, „da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kann“¹⁴. Die Hochgebirgskette wird zum Zeichen des „Unzulänglichen“, d. h. des Unerreichbaren. So wird die nächtliche Erscheinung des magisch von seinen Wurzeln gelösten, innerlich erleuchteten Mont-Blanc zwar bestaunt, aber so schnell wie möglich an den angemessenen Ort, den Erdboden, zurückverwiesen. Der Moment, wo auf diese „höhere Sphäre“ hingedeutet wird, heißt dem Beschreiber bezeichnenderweise „unordentlich und ängstlich“¹⁵. Dazu stimmt die Art, wie Goethe die luftig schwebende und schäumende Erscheinung des oberen Wasserstrahls der Pissevache bei Martigny auffaßte, der einen unterbrochenen Regenbogen erzeugt. Er wird zum Anlaß der Bestätigung, daß „große Gegenstände im Vorübergehen gar nicht empfunden und genossen werden können“¹⁶. Das Prozeßhafte, das Heinse und Hölderlin bewegt, wird von Goethe innerhalb einer größeren Ordnung gesehen; nicht die Zeit zählt für ihn, sondern das Bleibende ihrer Erscheinungsform. So bringt der Abschnitt „Erregte Ideen“ innerhalb der Rheinflall-Beschreibung der dritten Schweizerreise von 1797 folgende fünf Stichworte, die den Wasserfall charakterisieren sollen: „Zerstörung, Bleiben, Dauern, Bewegung, unmittelbare Ruhe nach dem Fall.“¹⁷ Von diesen fünf Bestimmungen sind drei statisch, nur zwei dynamisch. „Das dauernde Ungeheure“ des Rheinflalls, das uns zu seiner Vollkommenheit hinaufhebt, wird als eine sichere, höhere Ordnung eingeführt; sein Rang, nicht seine Grenzenlosigkeit wird erfaßt. Auch kann der Betrachter nur in allmählichen Schritten dieses Große fassen. Und doch wird schließlich eine Formel mythischer Verfremdung zur Fixierung des Ungeheuren gewählt: „Das Meer gebiert ein

¹³ Johann Wolfgang Goethe, Briefe aus der Schweiz 1779: 3. 10. 1779. Artemis-Gedenkausgabe, Bd. 12, S. 10.

¹⁴ AaO, S. 19.

¹⁵ AaO, S. 25.

¹⁶ AaO, S. 34.

¹⁷ Reise in die Schweiz 1797, aaO, S. 174.

Meer. Wenn man sich die Quellen des Ozeans dichten wollte, so müßte man sie so darstellen.“¹⁷ Durch den Hinweis auf mythische Bildlichkeit wird die von Heinse angestrebte Unmittelbarkeit aufgehoben und durch Uneigentlichkeit ersetzt, die den Potentialis statt des Realis verwendet.

Auch hier wird also ein Gegenstand, der dem Beschauer nicht ganz greifbar ist, um der festen Zuteilung und Einordnung willen zum Zeichen des Grenzübertritts erklärt: er hilft somit, die Grenzen erneut zu sichern. Diese Haltung erinnert an die unserer ersten Zeugen, doch mit dem Unterschied, daß das Ungeheure als dieses benannt und an seine Stelle gerückt wird. Der Blick hat sich erweitert, die Entscheidung darüber, was für den Menschen zulässig ist, entspringt einem Überblick, der dem Großen und Erhabenen seinen Platz anweist, ohne sich voreilig und übermäßig mit ihm einzulassen. Das Subjekt weiß, wohin es gehören will, und bedarf nicht mehr der Abwehr des großen Gegenstandes der Alpenlandschaft, so wie Sophie von La Roche und Hirschfeld sie sich auferlegen mußten.

In den Zusammenhang der dritten Schweizerreise gehört auch die Elegie "Euphrosyne". Freilich kann es hier niemals darum gehen, diesem Gedicht als ganzem gerecht zu werden. Nur der proportional fast geringfügige Anteil der Schweizer Landschaft an ihm, zu Beginn, in der Mitte und am Ende der Komposition, darf hier in den Blick kommen und die Frage nach dem Verhältnis dieses Rahmens zu seinem Hauptthema, dem Denkmal für eine früh verstorbene Schauspielerinnen aus Goethes nächstem Umkreis, stellen lassen.

Der Anfang der Elegie lautet:

Auch von des höchsten Gebirgs beeisten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt schon Nacht das Tal und die Pfade des Wandrers,
Der, am tosenden Strom, auf zu der Hütte sich sehnt, ...

Nur wenige Verse später bereitet sich die Erscheinung der Grazie vor:

Aber was leuchtet mir dort vom Felsen glänzend herüber
Und erhellet den Duft schäumender Ströme so hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdischer Glanz ist es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt sich die Wolke, sie glüht. Ich staune dem Wunder!
Wird der rosige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?

Wenn Goethe am 25. Oktober 1797 an Böttiger schreibt, die Nachricht vom Tode der jungen Schauspielerin Christiane Becker-Neumann habe ihn „in den formlosen Gebirgen“ überrascht, so bezeichnet uns diese

Charakterisierung der Gotthardlandschaft schon den Zweck seines Gedichts: in ihm unternimmt es Goethe, deren Gestaltlosigkeit gleichzeitig zu bestätigen und einer umfassenderen Ordnung einzuverleiben. Dazu bedarf es eines doppelten Gegensatzes. Die Gestaltlosigkeit erlangt eine typologische Verallgemeinerung, wenn sie von einem Gegenmotiv aus beleuchtet wird. Die aus der Wolke hervortretende Göttin, die dem Freund im „grausen Geklüft“ erscheint, läßt sowohl die Nähe zwischen dem Tod und der Landschaft aus „Wald und grausem Gebirge“, die der Wanderer durchmißt, erkennen als auch den Gegensatz eines geformten Gebildes zum ewig Ungeformten. Da nun aber das geformte Mädchenbild aus der Gebirgswolke und aus der Nähe zum „Duft (d. h. Dunst) schäumender Ströme“ stammt, ist es auch wieder ein Stück dieser durch besonders raschen Vorübergang der Formen gekennzeichneten Hochgebirgsszenerie. Seine Gestalt ist so der Ungestalt des Verrinnenden, sich Auflösenden eng benachbart und könnte jederzeit ins Nichtsein zurückkehren. Umgekehrt aber rückt vor dieser Vergänglichkeit des Menschen das Formlose der mächtigen, dem Ursprung näheren Hochgebirgsnatur zu einer ewigen Gesetzmäßigkeit empor, die durch Stetigkeit ausgezeichnet ist. Aus diesem Doppelaspekt des fragilen Gebildes und des gesetzlichen Ungebildes erwächst ein Spannungsverhältnis, das jeden der beiden Pole durch den anderen erläutert. Das „graue Gebirge“ des Anfangs, die „stürzenden Wasser“ des Endes, sie werden genau in der Mitte des Gedichts zu „gegründeten“ Felsen und zu „ewigem“ Wasser, während die Göttin aus der Wolke des Anfangs in der Mitte dem schwankenden Los der Menschen zugeordnet wird. Die sowohl Ewigkeit wie Vergeblichkeit ausdrückende Kunst des Klassizismus, die aus Totengedenken sich nährt und die Illusion des Triumphs über die Vergänglichkeit durch ihre antikisierende Formhaftigkeit zugleich übertönt und schmerzlich eingesteht, sie stellt dem Ungeformten der Hochgebirgswelt sowohl ein deutlich begrenztes Gegenmuster an die Seite, wie sie, andererseits, sich zurücknimmt vor der vormenschlichen, allem Organischen grundlegend vorhergehenden Gesetzmäßigkeit. Auch hier geht es Goethe also darum, sich vom Anblick der gewaltsamen Natur durch eine Gegenposition zu distanzieren, zuletzt aber beide Positionen einander relativierend zuzuordnen, so daß eine umfassende Überschau entsteht.

Abermals von Heinse aus gewinnt man schließlich noch Einblick in einen ganz andern Weg der Entwicklung der Landschaftserfahrung. Ich meine die mit sich selber befaßte Tätigkeit der Subjektivität, der das Objekt Gegenstand theatralischer Magie wird. Die Dichterin Friederike Brun, wie ihre Freunde Matthisson und Salis-Seewis in den sechziger

Jahren geboren und wie sie in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts gestorben, macht 1795 eine Reise durch die östliche und südliche Schweiz. Bereits an deren Beginn registriert sie „das augenblickliche theatermäßige Verwandeln“ der Szenen¹⁸. Am Genfersee schätzt sie die Dimension des Unmeßbaren: die schroffen Ufer des oberen Sees reden zur „bildenden Phantasie“¹⁹, weil sie zu einer geheimnisvoll umdunkelten Gebirgswelt emporführen, deren Steilheit die gegenwärtige Welt unter sich läßt. Auch der „dunkelklare“ Spiegel des oberen Zürchersees ist ihr bedeutsam, weil er „selbst die höheren Gebirge, wie aus dem Hohlspiegel der Phantasie, verdämmernd emporsteigen“ läßt²⁰. Die Entwirklichung der Landschaft und ihre Neubegründung aus der freischwebenden Subjektivität verrät sich in der Vokabel „Zauberspiel“²¹, die für die ferne Erscheinung der Berner Hochalpen (von einem Punkt in der Umgebung Zürichs aus gesehen) gebraucht wird. Wir müssen uns immer darüber klar sein, daß das poetische Vokabular der Landschaftsbeschreibung, das bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts durchaus Klischee-Charakter trug, in jener Zeit erst geschaffen wurde oder doch noch mit der frischen Fülle seiner noch nicht übertragenen Bedeutung beladen war. Der Zauber hat die Macht, „auf einen Wink ... aus dem Wolkenchaos“ ein Gestade entspringen zu lassen²². Durch diese scheinbar konventionelle Vorstellung hindurch äußert sich die Ungebundenheit der sich souverän fühlenden Phantasie, die die Landschaft als Spiegel ihrer eigenen Betätigung benutzt. Friederike Brun begibt sich ganz bewußt in eine Stellung, von der aus ein „zauberischer“ Anblick zustandekommt: „nach Hirtenart ... mit dem Haupte den Rand des Abgrundes über Küsnacht ... berührend.“ So wird ihr das „unermessliche Land“ zum „buntschimmernden Moostepich“, die Flüsse zu „Silberfäden“, die Seen zu „Spiegeln“. „... das ungeheure Ganze wird ein himmlisch-süßes Bildchen aus einem Kindertraum! Diese Art zu sehen hat mich Salis gelehrt ...“²³ Entscheidend ist hier – außer dem eigenen Bewußtsein der literarischen Überformung des Erlebens – die selbstgesteuerte Entwirklichung, Verkindlichung der Landschaft, die ihre Widerstände, ihre Gegenständlichkeit einbüßt, um dem Selbstgenuß des Subjekts in seinem vagen Traum anheimzufallen. Wie fragil die Landschaft dadurch wird, zeigt sich am Bild der Seifenblase, das für die Aussicht vom Rigi ver-

¹⁸ Friederike Brun, Tagebuch einer Reise durch die östliche, südliche und italienische Schweiz, Kopenhagen 1800, S. 21.

¹⁹ AaO, S. 25.

²¹ AaO, S. 191.

²³ AaO, S. 278 f.

²⁰ AaO, S. 167.

²² AaO, S. 221.

wendet wird. Zuweilen glaubt man, einen trivialisierten Jean Paul zu lesen, etwa wenn die Zimmer einer Wohnung in Lausanne, die auf den Genfersee blicken, „eine der schönsten Galerien von erhabenen und sanften Landschaftsgemälden“ darstellen, „deren jedes Fenster eins einrahmt, und deren Erfinder und Zeichner der liebe Gott ist; die Koloristen derselben aber sind Morgen und Abend, die Mittagsonne und der Nachtmond, und alle süßen Horen dieser schönen Tage“²⁴. Das Regie-Prinzip wird also thematisiert. Die Inszenierung aber dient der Herstellung eines fixierten Bildes, das womöglich an bereits vorhandene Landschaftsgemälde anknüpft. Friederike Brun zeigt uns, wie früh die in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts aktivierte Subjektivität ihren großen Gegenstand sich selber entfremdet und in eine apriorische Konvention einfaßt, die durch ihre Verfügbarkeit bereits damals einen kunstgewerblichen Charakter annimmt. Folgerichtig wird aus der Natur ein „Naturschauplatz“, aus den Vorbergen ein „Kulissenpaar“²⁵. Der Mondschein nach einem Gewitter über dem Genfersee wird palimpsestisch mit „einem unermeßlichen Staubdach“ illustriert, der „in Millionen fallender Nebelsterne über der ganzen Breite des Sees“ flimmerte²⁶. Das heißt: eine andere eindrucksvolle Landschaft – der berühmte Wasserfall im Lauterbrunnental – wird wie ein fertiges Gemälde über die reale Landschaft gelegt, die nun mehr durch ihre Evokation von Reminiszenzen als durch sich selbst wirkt. Diese Ersetzung des Landschafts-Gegenstandes durch eine assoziativ herbeigeschaffte zweite Welt kann bis zur reinen Allegorie führen, so, wenn Friederike Brun den realen Mont-Blanc nur noch als Allegorie eines ehrwürdigen Staatsmannes ansieht, nämlich des Ministers Necker, den sie kurz vor seinem Tod vor der Folie dieses abendlich geröteten Berges erblickt. Sie werden an dieser Stelle vielleicht fragen, was denn eine so anthropozentrische Naturbetrachtung mit Hölderlins Leistung, z. B. in 'Heimkunft', zu tun habe. Nun gibt es gerade bei Friederike Brun eine Reihe von anthropomorphisierenden Prägungen für Landschaftliches, die auch Hölderlin kennt, ja, die er vielleicht von der damals vielgelesenen Schriftstellerin übernommen hat, um sie freilich in einen viel umfassenderen, die Autonomie des Gegenstands respektierenden Zusammenhang einzubauen. Aus der Konfrontation dieser Parallelen läßt sich zweifellos seine Eigenart schärfer erkennen.

Wie in Heines Beschreibung des Rheinfalls und in Stäudlins Gedicht 'Die Gletscher bei Grindelwald' (Gotthold Friedrich Stäudlin war in

²⁴ Episoden aus Reisen durch das südliche Deutschland, die westliche Schweiz, Genf und Italien, Zürich 1806, S. 339 f.

²⁵ AaO, S. 318.

²⁶ AaO, S. 371.

in diesen Jahren Hölderlins älterer Freund) erscheint auch bei Friederike Brun, wenn sie den Gotthard schildert, die Vorstellung der Werkstatt, und zwar, auf 'Heimkunft' vordeutend, der „Werkstatt der Elemente“²⁷. In eine ähnliche Richtung weist ihre Evokation der „Grundfesten der alten Mutter Erde“²⁸, unmittelbar vor der „Werkstatt“, so daß durchaus die Möglichkeit besteht, daß Hölderlin im Gesang 'Der Mutter Erde' an diese Stelle sich erinnert hat, wenn er schreibt: „Und geschmiedet wurden in schattiger Werkstatt . . . die ehernen Festen der Erde“, zumal sein Gedichttitel die Brunsche Prägung verwendet. Lothar Kempfer hat Friederike Bruns Beschreibung der Viamala-Schlucht überzeugend der 2. Strophe des 'Rheins' zugeordnet²⁹. Ergänzend wäre auf die Erwähnung der „unbesonnenen Jugend“ des Rheins hinzuweisen, die „durch selbst aufgehäuften Hindernisse sich in [ihrem] Laufe gehemmt“ sieht³⁰ (beim Aufenthalt in Pfäfers). Prägnanter nimmt sich die Betrachtung über den Ticino aus, dessen „rauschendem Mutwillen“ am „finsternen Felsberg Stalvedro Dämme des Schicksals sich entgegenstemmen“³¹. Hölderlins Weg zur Rheinquelle wird schließlich vorbereitet durch das gewichtige, Strom und Genius parallelisierende Wort, man müsse „großen Strömen und großen Menschen immer so nah wie möglich bis zu ihrem Ursprung folgen“³². So formuliert es die Einleitung zum Besuch der Viamala-Schlucht. Alle diese vergleichbaren Stellen, die Hölderlin vielleicht Friederike Brun mitverdankt, laufen auf Anthropomorphisierung hinaus, die freilich im Unterschied zu Hölderlin zur empfindsamen Identifikation neigt, nicht zum Erweis der Andersheit dienen soll. Friederike Brun nennt den im Kerker klagenden jungen Rhein ihren „Freund“, ihren „Bruder“³³, während Hölderlin sein Rasen als Zeichen seiner Halbgott-Natur ansieht und seine Ungeduld als Beweis seiner „königlichen Seele“. Statt des naiven Mitgefühls entwickelt Hölderlin die Einsicht in ein sinnvolles Gesetz, das nur aus dem Ganzen heraus als folgerichtig zu verstehen ist, also aus dem Verlauf des Stromes. Hölderlin dichtet das Ganze eines durchgängig funktional komponierten Verlaufs, während seine Vorlagen sich der stoffartigen Wirkung extremer Punkte und Momente ausliefern. Diese Momente drücken sich aus mittels der bisher gezeigten theatralischen Praxis der Zauber- und Spielregie, der ästhetischen Präparation, schließlich der anthropozentrischen Umdeutung des landschaftlichen Gegenstands in eine Allegorie. Alle diese Verfahrens-

²⁷ Tagebuch . . . , S. 356.

²⁸ AaO, S. 355.

²⁹ Lothar Kempfer, Hölderlin in Hauptwil, St. Gallen 1946, S. 74.

³⁰ Tagebuch . . . , S. 45.

³¹ AaO, S. 359.

³² AaO, S. 73.

³³ AaO, S. 78.

weisen finden sich, mit gattungs- und personbedingten Varianten, in den Landschaftsgedichten von Friederike Bruns Freunden Friedrich Matthiesson und Gaudenz von Salis-Seewis wieder.

Wie Friederike Brun in ihren 'Episoden' die Imagination und den Blick, von Vevey aus in die Ferne gerichtet, zwischen der unermeßlichen Höhe und der unergründlichen Tiefe schweben läßt, zwischen „himmel-durchbohrenden Felsen“ und „erdaufwühlender Tiefe“³⁴, wie sie in Lausanne „einen ganzen Wolkenozean über dem schwarzen Rücken des Jura wandeln“ sieht, als schiene „die Unterwelt Miltons oder Klopstocks“ „in die Lüfte versetzt“ zu sein³⁵: so stellt auch Matthiesson in wirkungsvollem Kontrast Höhe und Tiefe, Wolkenlandschaft und wilde Trümmer der stürzenden Wasser und Felsengründe zusammen. Dadurch kann auch er sich der bewohnbaren Mittelzone entziehen und in dem vertikal dramatisierten Gefühlsraum auf- und abschweben. Sein 'Alpenwanderer' erlebt zunächst den grenzensprengenden, erdflüchtigen Höhenflug:

Hier wo die Seele stärker
 Des Fittigs Hülle dehnt,
 Hoch über Erd' und Kerker
 Empor zu schweben wähnt,
 Geläuterter und freier
 Der Sinnenwelt entflieht,
 Und schon im Ätherschleier
 An Lethes Ufern kniet.

Unmittelbar darauf erfährt der Wanderer die trümmerhafte Öde einer steinernen Felsenenge:

Doch, ach! der Zauber schwindet,
 Des Traumgotts Bildern gleich;
 Der enge Steinpfad windet
 Sich zwischen Felsgesträuch;
 Wild starren, matt vom Schimmer
 Der Abendsonn' erhellt,
 Gestürzter Berge Trümmer,
 Wie Trümmer einer Welt.

Und schließlich schaut er beider Zusammenprall:

Im hohen Raum der Blitze
 Wälzt die Lawine sich,

³⁴ Episoden . . . , S. 326.

³⁵ AaO, S. 365.

Es kreischt im Wolkensitze
 Der Adler fürchterlich;
 Dumpfdonnernd, wie die Hölle
 In Ätnas Tiefen rast,
 Kracht an des Bergstroms Quelle
 Des Gletschers Eispalast.³⁶

Die Vertikalität des Raums erinnert uns an 'Heimkunft', wo das Stürzen der Bergluft, das schroffe Schwinden des Strahls, das Herabblitzen des Wasserfalls einen zusammenhängenden Raum durchmessen, den die Höhe und die Tiefe konstituieren und in dem die Verwobenheit von Nacht und Tag derjenigen von Erde und Himmel, schließlich derjenigen von Vergangenheit und Zukunft entspricht. Aber bei Matthiſson hat dieser Raum einen zusammengestückelten Charakter. Der Ätherschleier, in dem der Entrückte kniet, und der enge Steinpfad zwischen Bergtrümmern, durch den der Wanderer sich müht, der Wolkensitz des Adlers und der höllische, vulkangleiche Schuld sind jeweils verfügbare Requisiten, die in eine kontrastive Anordnung gebracht werden, ohne daß zwischen ihnen eine notwendige Verbindung entsteht. Matthiſson kennt keinen Prozeß im Gedicht, nur vorgefertigte Arrangements, deren Wortelemente gleich zu Formeln erstarren, weil sie nicht durch Kontext und Konstellation, durch die vom Gedicht konstituierte Zeit und den vom Gedicht konstituierten Raum modifiziert werden. Sie sind von vornherein ausschließlich das, was die Intention, mit der sie beladen wurden, dem Leser aufzwingt: alles an ihnen ist Ergebnis einer Regie, die nicht implizit in ihr Resultat verschwinden kann, sondern diesem explizit, bis zuletzt von außen sichtbar, angeheftet bleibt.

Dieses Daraufgesetzte der Intention läßt sich auch der Anordnung der Gegenstände entnehmen, die der Regisseur aufeinandertürmt. So „dämmern die Hügel von Herden umruht!“, d. h. umkleidet mit der Staffage der das Bildchen abrundenden und bestätigenden Herden. In der folgenden Strophe wird die Alpenlandschaft zum „Tempel des Friedens von Herden bewalt“³⁷; die Wortbildung bereits verrät die dekorative Addition. Diese willkürlich schaltende Regie verfügt denn auch über die Zauber Macht, die wir in Friederike Bruns Tableaux fanden, das Unterste und das Oberste übergangslos aneinanderzufügen. So „erhebt sich . . . der Geist aus kerkernden Schranken / Zu Göttergedanken“³⁸. So sucht Matthiſson gleich zu Beginn des Huldigungsgedichts 'An Salis' einen Ort

³⁶ Friedrich Matthiſson, Gedichte, hrsg. von Gottfried Bölsing, Band 1 (= Literarischer Verein in Stuttgart, Band 257), S. 180 f.

³⁷ Alpenreise, aaO, S. 200.

³⁸ Alpenreise, aaO, S. 203.

der Gleichzeitigkeit von Tiefe und Höhe auf: „Durch des heiligen Bergwalds Nacht, am Tosen / Wilder Ströme der Tief', o Salis, wandelt / Über Wolken dein Freund am grauen Bernhard / Sinnend und einsam.“³⁹ Durch einen Akt theatralischer Regie, den Matthiſson wie seine Freundin Friederike Brun, die hier vielleicht von ihm gelernt hat, Gott zuspricht, gibt es in dieser Welt analog zur simultanen Situierung in der Tiefe und in der Höhe die simultane Evokation zweier aufeinanderfolgender, extrem kontrastierender zeitlicher Zustände: des nächtigen Chaos und des besonnenen Paradieses. So wird Matthiſsons Genfersee – in dem gleichnamigen Gedicht⁴⁰ – zum traditionellen Tempe promoviert, aus dem chaotischen Grund einer ossianischen Nacht- und Nebellandschaft heraus, die der prähistorischen, von Auerochsen und Bären bewohnten Schweiz Johannes von Müllers gleicht⁴¹. Tiefe und Höhe in übergangsloser Folge sind hier zu alter Nacht und neuem, schöpferischem Tag verzeitlicht. Der uns bekannte räumliche Ausnahmestatus, den schon das horazische Motto ansagt: „Ille terrarum mihi praeter omnes / Angulus ridet“, bleibt indes auch als zeitlicher erhalten. Mithin erscheint die Genferseelandschaft durchweg als auserwählter Ort für auserwählte Menschen, Genien wie Rousseau, Bonnet, Madame de Staël, Bonstetten und Matthiſson selber, die an ihm eine würdige Staffage für ihre sich im Gedicht und kraft des Gedichts etablierende Unsterblichkeit besitzen. Vertikalität des Raums, übergangsloser Wechsel vom Chaos zum Paradies in der Zeit sind Begleitstrukturen einer Selbsterhöhung, die den Aufschwung „über Grab und Zeit“ für sich selber vorausträumt und in die Landschaft projiziert, die durch ihre Steilheit und ihre jähren Gegensätze als Objekt dazu in der Tat prädestiniert scheint.

Wenn Hölderlin diese gleiche Verbindung räumlicher Vertikalität mit zeitlichem Wechsel von der chaotischen Nacht zum freudigen Tag in 'Heimkunft' verwirklicht hat, so ging es ihm um den durch langsamen Übergang sich hindurchkämpfenden Streit zwischen den Gegensätzen. Matthiſson kennt nur den vorgefertigten Anfangs- und Endzustand. Und so ist denn sein regieführender Gott nicht wie der Hölderlinische in dieser Landschaft wohnhaft, sondern eine formelhafte Instanz, die der Landschaft, mithin auch dem Gedicht, äußerlich bleibt. Die Landschaft selber aber wird dadurch sich selbst äußerlich; denn sie hängt von einer Regie ab, die ohne Bezug zu ihr ist.

³⁹ An Salis, aaO, S. 204.

⁴⁰ AaO, S. 137–144.

⁴¹ Johannes von Müller, Der Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft Erster Teil: Von des Volks Ursprung, Sämtliche Werke, Stuttgart und Tübingen 1832, Band 7, Seite 5.

Zwischen Matthissons 1788 bis 1790 entstandener und in drei Fassungen veröffentlichter Elegie auf den Genfersee und Hölderlins Elegie 'Heimkunft' gibt es ein instruktives Zwischenglied, in das Matthissons, Salis-Seewis' und Stäudlins Gedichte miteingegangen sind. Es ist Hölderlins erstes Gedicht über die Schweizer Alpen, 'Kanton Schweiz', aus dem Jahre 1791 oder 1792. Schon hier, wo viele zeitbedingte, schon damals zur Konvention erstarrte Vorstellungen und Formeln sich zusammenfinden, hören wir gleichsam hinter ihnen und durch sie hindurch Töne, die auf den künftigen Hölderlin vorausweisen. Der Aufstieg auf den Haggenpaß in der Innerschweiz aus der „Nacht in ewigen Wäldern“, oberhalb des „zürnenden Waldstroms“, wird begleitet vom langsamen Tagen: „Schaurig und wundersam, wie Heldengeister am Lego, / Wälzten sich kämpfende Wolken heran auf schneeiger Heide“, wie bei Ossian, den ja auch Goethe, Stolberg und Matthisson in den Schweizer Alpen wiederfinden. Der langsame Prozeß der Zeit spielt sich in der uns vertrauten, felsige Kluft und erhabenes Gebirge verbindenden Vertikalität ab, bis „der Wolken Hülle zerriß, und im ehernen Panzer / Kam die Riesin heran, die majestätische Mythen“. Mit Matthisson und Stäudlin hat Hölderlin die Zusammenstellung extremer Einzelbilder gemeinsam, z. B. die „Nacht in ewigen Wäldern“, den „zürnenden Waldstrom“, die „modernden Tannen am Abhang“, den schreienden Adler. Aber im Gegensatz zu Matthisson stellt schon das Jugendgedicht den stetigen Fortgang im Raum und in der Zeit dar, wie in der zehn Jahre später verfaßten Elegie. Der Hauptunterschied liegt darin, daß in 'Kanton Schweiz' extreme Einzelzüge gehäuft werden, während in 'Heimkunft' die Thematik, die ganz auf Entwicklung der Zeit, auf Übergang von der Nacht zum Tag abgestellt ist, diese Einzelzüge beherrscht. Dort wird eine Dramatisierung von fern herbeigeholt – Ossians heroische Todeslandschaft –, hier richtet sich der sichere Blick auf die Landschaft, die sich von der alle Bewegung verwaltenden, zögernd-schonenden Anmut des Schöpfergottes abhängig weiß.

Hölderlin hat die in Friederike Bruns und Matthissons Texten hervortretende Linie nur dem Vorwurf nach, nur der dramatisch-kontrastiven Raum- und Zeitstruktur nach fortgesetzt. Deren subjektivierende Wirkung hat er vom empfindsamen Selbstbezug weg auf das Zentrum des Gegenstandes übertragen. Für dessen autonome Existenz hätte er freilich ohne die anthropomorphisierende Subjektivität seiner Vorgänger nicht so leicht eine Sprache gefunden.

Um dies zu veranschaulichen, lohnt es sich, auch die von Haller ausgehende, zu Salis, dem Freund Matthissons, führende Linie der objekt-

bezogenen Landschaftsdarstellung zu streifen, die auch, wie Matthisson, von der Addition fertig ausgearbeiteter Einzelbilder lebt, aber, sehr schweizerisch, auf die Zauberregie und ihre damit verbundenen Entwickelungskünste verzichtet. Die von Salis 1785 verfaßte 'Elegie an mein Vaterland' zeigt uns das Ergebnis solchen Verfahrens: es ist eine Folge „hehrer Szenen“, die „in der großen Natur schrecklicher Schönheit“ emporsteigen und als „ein frohes Gemisch“ zusammengefaßt werden⁴². Nicht aus der Perspektive eines Wanderers, wie der frühe Hölderlin, Friederike Brun und Matthisson, sondern aus der Perspektive dessen, der gleichsam sich auf dem Rücken eines Adlers befindet, bezeichnet Salis die Topographie der Erinnerung. Damit läßt er dem Prozeß in Raum und Zeit nicht sein eigenes Recht zuteilwerden, vielmehr zählt er einzelne, fixierte Bilder auf, die sich ihm durch den immer schnelleren Flug im Nacheinander offenbaren. Bei ihm ist selbst noch das „öde Geklüft“ bewohnt vom Reiher, der sein Nest baut. Gletscherklippen sind ihm Pflanzen, und der Acker ist sauber aufgeteilt in nackte Furchen und „lichten Haber“. Diese Schweiz ist eine sicher unterteilte Landschaft der Freiheit und Einfachheit, deren Täler glücklich bewohnt sind und deren Berge eine festigende und ermutigende Würde verkörpern. Hölderlin hat sich von diesen Bildern nur wenig bestimmen lassen⁴³, so wenig wie von Salis' Vorbild Haller, der ebenfalls die Erziehung zur Genügsamkeit und zur Einfachheit der Sitten durch sein Alpengedicht fördern will. Auch Haller erblickt statt des bewegten Kontrasts, den die deutschen Wanderer steigern und dramatisieren, „ein angenehmes Gemisch von Bergen, Fels und Seen“⁴⁴. Und wo ausnahmsweise eine Strophe ganz der Gebirgslandschaft gehört, in jener berühmten Beschreibung des Staubbachs bei Lauterbrunnen, wird ein erstaunter Wanderer danebengestellt, der die Existenz von Himmelsströmen als Ausnahme registriert. Aber wenn auch die Bilder in ihrer Statik und additiven Folge Hölderlin fernstehen, so findet sich doch seine frühe Betonung der Einfachheit, des Glücks, der Genügsamkeit, des Friedens, vor allem aber der Freiheit bei Haller vorgebildet. Hölderlins erstes Schweizer Gedicht ist wie Hallers 'Alpen' weit mehr eine Verherrlichung der Alpenbewohner als ihrer Landschaft. Es ist ein politisches Gedicht, in dem die Berge, wie bei Haller, den Schutzwall von Freiheit und arkadischer Einfachheit bilden.

⁴² Johann Gaudenz von Salis-Seewis, hrsg. von Eduard Korrodi, Zürich 1937, S. 91–95.

⁴³ Dies ist gegen Emil Jenal, Das Vorbild von Hölderlins Idylle 'Kanton Schwyz', Euphorion 30 (1929), S. 289–294, gesagt.

⁴⁴ Albrecht von Haller, Gedichte, hrsg. von Ludwig Hirzel, Frauenfeld 1882, S. 34.

*Könnt ich dein vergessen, o Land, der göttlichen Freiheit!
Froher wär ich; zu oft befällt die glühende Scham mich,
Und der Kummer, gedenk ich dein, und der heiligen Kämpfer.*

Warum aber erwähne ich dies, wenn doch in der reifen Elegie 'Heimkunft' die Apotheose des „schönen Kampfes der Freiheit“ keine Rolle mehr spielt? Wenn statt der „Quelle der Freiheit“, der Rütliwiese, jetzt die Quelle der Zeit dargestellt wird? Was das Jugendgedicht des Tübinger Stiftlers trotz der Nähe zu den um 1790 produktiven Stäudlin und Matthisson doch bis auf Haller zurückführt, die deutliche Zweiteilung von politischem und sittlichem Beispiel einerseits, erhabener und arkadischer Landschaft andererseits, das eben wird in der zehn Jahre später geschriebenen Elegie zur Einheit verschmolzen sein. Der Schritt von der expliziten zur impliziten Darstellungsweise verwandelt das Bild der Schweiz so sehr, daß der politische Gehalt nunmehr ein Geheimnis zu werden scheint. Denn jetzt ist er ganz in die Landschaft selber eingegangen, in ihre reine Zeitlichkeit. Jede einzelne Vorstellung der Anfangsstrophe von 'Heimkunft' kann zugleich als landschaftliche und als politisch-geschichtliche Anschauung begriffen werden. Der Übergang zum neuen Tag kann zugleich in die erhoffte Friedenszeit führen, wo die „schöne Menschlichkeit“ statt des „moralischen Boreas“ herrschen soll⁴⁵. Denn die kühnere Mischung der Zeit, ihre neue Ordnung, die bacchantische Heraufkunft des Morgens, wenn der Vogel des Zeus, des Gottes der Zeit, die Zeit merkt, wenn der Grund plötzlich dampft und als Zeichen allseitiger Kommunikation das Echo umher tönt, wenn die unermeßliche Werkstatt den Moment anzeigt, wo der das Zeitbild schaffende Meister sein Werk vollenden wird – diese gewaltige Bewegung in der Alpenlandschaft, sie ist der letzte große Moment der Geschichte, ehe das Fest des Friedens kommt. Hölderlins politische Leidenschaft für einen neuen Zustand, der der arkadischen Freiheit und Gleichheit in der Schweiz nacheifern soll, ist zehn Jahre später also von der Landschaft der Schweiz nicht mehr abgetrennt, sondern ganz in ihre Darstellung eingegangen. Die Gebirgslandschaft ist nicht mehr aufgestellt wie eine Allegorie der Erneuerung, sondern sie macht die Erneuerung in der Gestalt höchster Aktualisierung wahr, sie zeitigt sie, sie wird die Stätte, der diese Bewegung der Zeit – der natürlichen wie der geschichtlichen – entspringt. Die Erwartungen, die mit den Folgen der Französischen Revolution, mit Napoleon und Lunéville ver-

⁴⁵ Briefe an die Schwester aus Hauptwil vom 23. 2. 1801 (StA VI, 413, Zeile 14 = Nr. 228) und an Christian Landauer (aus der gleichen Zeit) (StA VI, 417, Zeile 58 = Nr. 229).

knüpft sind, sprechen sich aus in der Arbeit eines Gottes, der die Einheit von Geschichtszeit und Naturzeit wiederherstellen wird, die daher im Gedicht untrennbar eins werden müssen. Das Gedicht 'Heimkunft' leistet dies durch die Verwirklichung des absoluten Übergangs. Die Schweizer Alpenlandschaft gab dazu die konkrete Figur her. Warum gerade sie dazu erwählt wurde, hoffe ich gezeigt zu haben.

Hölderlin: 'Heimkunft'*

Von

Rolf Zuberbühler

Ruedi Meyer zugedacht

1

Für Goethe gehört das Grundgesetz der Polarität zur Idee des Lebens selbst. „Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das Leben der Natur; dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und sind“¹. Hölderlin teilt den Glauben an diese polare Rhythmik des Lebens. Der Wechsel von Tag und Nacht, der Rhythmus der Jahreszeiten, aber auch das Leben des einzelnen Menschen in der Abfolge von Schlaf und Wachen, Arbeit und Ruhe, Trauer und Freude, ja selbst der Gang der Geschichte und das Leben der Götter folgt diesem kosmischen Gesetz. Leben ist „Wechseln“², und dieses „Wechseln“ besteht darin, daß Zeiten des „Seins“ und Zeiten des „Werdens“² einander ablösen, das heißt, auf Epochen der „Schönheit“, des „Blühens“ und der „Fülle“ folgen solche des Alterns, des Stillstands und schlummernder Vorbereitung, bis die Zeit neuer „Verjüngung“ herangereift ist³. Warum dies so sein muß, erklärt Schelling: „Weil Gott ein Leben ist, nicht bloß ein Sein. Alles Leben aber hat ein Schicksal, und ist dem Leiden und Werden untertan“⁴. Darum ist das ursprünglich-einige Sein in die beiden Mächte des naturhaften „Grundes“ und des ewigen Geistes auseinandergetreten. Ohne diesen Urwiderspruch im Sein selbst „wäre keine Bewegung, kein Leben, kein Fortschritt, sondern ewiger Stillstand, ein Todesschlummer aller Kräfte“⁵. Auch bei

* Vortrag, gehalten bei der 13. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Winterthur im Juni 1974 (überarbeitete Fassung).

¹ Goethe, Zur Farbenlehre, Didaktischer Teil, § 739.

² Der Archipelagus, StA II, 111, 292 f.

³ Cf. Clemens Heselhaus, Hölderlins Idea Vitae, HJb 1952, S. 17 ff.

⁴ Schelling, Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände, SW VII, 403. – Zum Verhältnis zwischen Hölderlin und Schelling cf. Guido Schmidlin, Hölderlin und Schellings Philosophie der Mythologie und Offenbarung, HJb 1971/72, S. 43 ff. – Den theosophischen Hintergrund, der für Hölderlin wie für Schelling gilt, erhellt Robert Schneider, Schellings und Hegels schwäbische Geistesansichten, Würzburg-Aumühle 1938.

⁵ Schelling, Die Weltalter, SW VIII, 219.

Hölderlin ist die Natur nicht allein unbewegliche Ruhe, sondern ebenso ein dynamischer Prozeß, nicht nur seliges In-sich-Bleiben, sondern zugleich Aus-sich-Heraustreten und Sich-Suchen, damit, wiederum nach Schelling, „ewig etwas sei, das gesucht werde, und etwas, das suche und finde, und eine ewige Freude des Findens und Gefundenwerdens“⁶. Finden und Empfinden gehören sprachlich und sachlich zusammen; „das Sein wird sich nur im Werden empfindlich“⁷.

Auch das Leben des Dichters gehorcht diesem Weltgesetz, ja er vollzieht es unter den Menschen am reinsten und bringt es zur Darstellung. Die zwei sich widersprechenden Grundtriebe, die sein Leben bestimmen, sind der Drang zum Unendlichen und Absoluten einerseits, der zum „Wandern“ treibt, und auf der anderen Seite das Streben nach Geborgenheit im Endlichen und Beschränkten⁸. So hatte der junge Schelling, im Anschluß an Fichtes 'Wissenschaftslehre', den „Geist“ als die „ursprünglichste Vereinigung von Unendlichkeit und Endlichkeit“ begriffen⁹, als die Synthesis zweier entgegengesetzter Tendenzen: einer ins Unendliche hinausgehenden, expansiven, aktiven Tendenz, und einer sich selbst beschränkenden, in sich selbst zurückkehrenden, passiven. Die beiden Grundtriebe führen den Menschen auf die „exzentrische Bahn“, die sich im Wechsel von Wanderung und Heimkehr, Trennung und Vereinigung, Suchen und Finden vollzieht¹⁰ – Richtungen, die in letzter Instanz als Heraustreten in die Zeitlichkeit und Rückkehr in die „ewige“ Zeit zu verstehen sind¹¹.

Die Nötigung zum „Wandern“, die den Menschen zur Erkenntnis seiner Grenzen und zur Erfahrung von Zeit und Schicksal führt, hat, wie schon angedeutet, ihren Sinn, wie denn bei Hölderlin „nichts umsonst“ geschieht. Sie „läutert“ den Menschen¹² und lehrt ihn seine Bestimmung kennen, nämlich das Unendliche im Endlichen zu finden¹³, und wir müssen nun genauer statt von einer polaren von einer dialektischen Bewegung sprechen. Der heile Ursprung, welcher zunächst nur gelebt wurde, wird

⁶ L. c., S. 263.

⁷ Schelling, Philosophische Untersuchungen, SW VII, 403.

⁸ Cf. z. B. An Hiller, StA I, 174, 62 ff. und den Brief an den Bruder vom 2. Juni 1796, StA VI, 208 sowie StA III, 194 f.

⁹ Schelling, Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre, SW I, 247.

¹⁰ Cf. Wolfgang Schadewaldt, Das Bild der exzentrischen Bahn bei Hölderlin, HJb 1952, S. 1 ff.

¹¹ Cf. Wolfgang Binder, Dichtung und Zeit in Hölderlins Werk (Masch. Habil.), S. 407 ff.

¹² Rückkehr in die Heimat, StA II, 29, 17 ff.; Der Rhein, StA II, 144, 76 ff.

¹³ An den Äther, StA I, 205, 48 ff.

erst im Entbehren bewußt und dankend erkannt, und zu ihm kehrt der Wanderer zurück¹⁴. Diese Kreisbewegung, die uns auch von Schelling oder Hegel her geläufig ist, erscheint bei Hölderlin, weil sich in der Zeit erstreckend, unter dem Bild des „Bogens“.

Die Grundtriebe aber, die im Dichter wirken, entsprechen, da das Leben eines ist, den absoluten Mächten der Welt. Dem „Unendlichen“ entspricht der „Himmel“, der „Vater Aether“, das eine und einigende, belebende, ekstatisch-feurige Element des Geistes, dem „Endlichen“ die „Mutter Erde“ als das Prinzip des Stofflichen, des Mannigfaltigen und Besonderen, des Empfangenden, Nährenden und Bergenden¹⁵. Und diese „idealistische“ Deutung der Entwicklung, die über den Antagonismus zweier entgegengesetzter Grundkräfte zu ihrer Wiederversöhnung auf höherer Stufe führt, verschmilzt mit dem Herderschen Entwicklungsschema des natürlichen Zeitkreislaufs: Zeiten der „Fülle“ wie der Frühling werden von Hölderlin als Zeiten der Vereinigung zwischen dem unendlichen Element „Himmel“ und dem endlichen Element „Erde“ gedeutet, Zeiten des „Werdens“ hingegen als deren Trennung und Entfernung.

Gemäß diesem Weltentwurf deutet Hölderlin auch die Geschichte. Und in dem Maße, in welchem er sich als „Dichter des Volks“¹⁶ und Sprecher einer „Zeit“ versteht und seine Dichtung den Raum der Geschichte in sich aufnimmt, erhält auch die „Wanderung“ einen neuen, und zwar welt-historischen und heilsgeschichtlichen Sinn. Die reale Ausfahrt in die Welt wird nun überhöht vom geistigen Aufbruch in Vergangenheit und Zukunft; denn die Bejahung des eigenen Schicksals hatte jene „Freiheit“ des Dichters hervorgebracht, „aufzubrechen, wohin er will“¹⁷. Auf der Seite des „Unendlichen“ steht beim späten Hölderlin die himmlisch-irdische Synthese „Griechenlands“ oder des „Ostens“ insgesamt, auf der Seite des „Endlichen“ das „Vaterland“, und das Ziel des dichterischen Aufbruchs ist es, die Dimension des „Geistes“ und der „Begeisterung“ zu gewinnen, die der naiven abendländischen Heimat fehlt und deren sie zur Vollendung bedarf, oder aber, je mehr Hölderlin seine Gegenwart als „Nacht“ der Götterferne erlebt, den einstigen „Tag“ der Göttergegenwart im Gedenken festzuhalten und so die Not der Zeit bis zur künftigen Wiederkehr der Himmlischen zu überdauern.

Das Gedicht 'Heimkunft' hält, inhaltlich wie stilistisch, etwa die Mitte

¹⁴ Der Wanderer, 1. Fa., StA I, 206 ff.

¹⁵ Cf. Detlev Lüders, „Die Welt im verringerten Maasstab“, Hölderlin-Studien, Tübingen 1968.

¹⁶ Dichtermut, StA II, 62, 13.

¹⁷ Lebenslauf, StA II, 22, 15 f.

zwischen der skizzierten früheren und der späten „vaterländischen“ Konzeption. Es gehört zur Gruppe derjenigen Gesänge, die den Anbruch des hesperischen Weltjahres als unmittelbar bevorstehend verkünden. Der Dichter, heimkehrend aus der Welt, bringt seiner Heimat zum Dank die auf seiner Wanderschaft gewonnene Einsicht in das geschichtliche Walten der Götter und die Verheißung ihrer baldigen Wiederkunft zurück, die nichts anderes sein wird als die geistige Vollendung des heimatlichen Anfangs, und wir haben nun zu sehen, wie das universelle Gesetz von Trennung und Vereinigung, „Entfalten und Verschließen, Ausflug und Rückkehr zu sich selbst“¹⁸ auch diese Elegie, wie Hölderlin sagen würde, „organisiert“. In der Tat wird sie geprägt von Bildern des organischen Wachstums und vom Wortfeld des Wanderns, Suchens und Findens. Wir hören vom zyklischen Werden und Vergehen der Zeiten¹⁹, vom Wachstum der Tage und Jahre²⁰, vom „Blühen“²¹, „Gedeihen und Reifen“²² und von „wohlgediegenem“, das heißt wohlgediehemem „Glück“²³. In der sechsten Strophe, die von den „Adern allen des Lebens“ redet²⁴, wird die künftige Gemeinschaft als ein einziger großer Organismus gefeiert. Der in der zweiten Strophe genannte „ätherische“ Gott²⁵ scheint sich „in einer immerwährenden Expansion und Kontraktion“²⁶ zu befinden, wenn er, „kundig des Maßes“²⁷, bald hinabwirkt und „die Zeiten erneut“²⁸, bald an sich hält und die Menschen in der Tiefe der Trauer und Sehnsucht überläßt. Eigens wird das Gesetz von „Ausflug und Rückkehr“ in der vierten Strophe gedichtet, die Lindau als „eine der gastlichen Pforten des Landes“²⁹ preist:

Reizend hinauszugehn in die vielversprechende Ferne

...

Aber reizender mir bist du, geweihte Pfortel

Heimzugehn . . .³⁰.

Sich selbst bezeichnet der Dichter als „Wanderer“³¹ und „wandernden Mann“³² – wozu wir auch das Bild der „Flüchtlinge“³³ und der Heimfahrt in der dritten Strophe rechnen müssen –, und ebenso ist vom

¹⁸ Hyperion I, 65, 9 f.

¹⁹ V. 9 f., 31.

²⁰ V. 9 ff., 24 ff.

²¹ V. 35.

²² V. 77.

²³ V. 27; cf. Friedrich Beißner zur Stelle, StA II, 628.

²⁴ V. 91.

²⁵ V. 24.

²⁶ Zu Jacobis Briefen über die Lehre des Spinoza, StA IV, 209, 4 f.

²⁷ V. 25.

²⁸ V. 31.

²⁹ V. 60.

³⁰ V. 61 und 67 f. (Hervorhebung vom Verf.).

³¹ V. 52.

³² V. 59.

³³ V. 42.

„Wandeln“ des „Tags“³⁴ und von der „wandernden Zeit“³⁵ die Rede. Auch das Stichwort „Suchen“ fehlt nicht:

*Was du suchest, es ist nahe, begegnet dir schon*³⁶,

und auch die Begriffe „Fund“³⁷ und „Wiederfinden“³⁸ bleiben nicht aus.

Überblicken wir nun den Bau des Gedichtes im Ganzen, so erkennen wir eine deutliche Dreiteilung. Die beiden Anfangsstrophen handeln von den absoluten Mächten, vom dunklen „Grund“ der Natur zuerst, der in der Tiefe der Alpen unverhüllt hervortritt und unaufhörlich Zeit und Gestalt aus sich entläßt und wieder verschlingt, sodann von der lichten Gottheit, die in ewiger Stille über den Alpen thront und in ruhigem Wechsel alles ordnet und belebt; das erhabene Bauwerk der Alpen steht mitteninne und hat an beiden Bereichen teil. Erst nachdem dergestalt die Seinsordnung aufgerichtet ist, darf der Dichter von sich selber sprechen: die beiden Mittelstrophen schildern seine Rückkehr in die Heimat, die als Abbild der „ewigen Schönheit“³⁹, der ursprünglichen Einigkeit der Natur, aufglänzt; die beiden Schlußstrophen endlich rufen die hesperische Geistes- und Göttergegenwart herbei. Die beiden ersten Strophen handeln also von den Uranfängen des Lebens, von der Vergangenheit, welche als Uranfang freilich auch ewig gegenwärtig bleibt; die beiden mittleren Strophen haben es mit der Gegenwart, die beiden letzten mit der Zukunft zu tun. Hölderlins Gedicht beginnt mit dem Ursprung und endet mit dem Ziel der Geschichte; des Dichters Schau umfaßt, wie man es von den Sehern der Vorzeit rühmt, „was war, was ist und was sein wird“⁴⁰.

Alles aber steht im Zeichen der Wende, der „Heimkunft“. Der Dichter ist hingerissen vom Pathos des weltgeschichtlichen Augenblicks. „Jetzt, jetzt, jetzt“, verkündete ein anderer Entwurf⁴¹. In gewaltigen Bildern feiert Hölderlins Elegie nacheinander die „Wiederkunft“ des Tages (1. Strophe) und des Jahres (2. Strophe), die antizipierende „Heimkunft“ des Dichters (3. und 4. Strophe) und die baldige Rückkehr der Götter (5. und 6. Strophe). Und „Heimkunft“ bedeutet zugleich „Verjüngung“, als ein unmittelbares Wiederanknüpfen an das Ewige und Beginn eines neuen Zeitlaufs. Ein wahrhaft kosmischer Frühling bricht an. Deshalb ist alles getragen von mächtigen Grundakkorden der Freude. Nicht weniger

als fünfzehnmal kommen in der Elegie Begriffe wie „Freude“, „erfreuen“, „freudig“ vor. Denn „Freude“ ist das Wesen des ätherischen Gottes über den Alpen, und Freude bewirkt die Gegenwart dieses schöpferischen Pneumas im Endlichen, wie „Trauer“ dessen Abwesenheit und die Sehnsucht nach seiner Wiederkehr bedeutet. Anwesenheit des Geistes ist aber zugleich auch „Helle“⁴², welche die „Nacht der Trauer“ überwunden hat – Metaphern wie „Glänzen“⁴³, „Leuchten“⁴⁴, „Schimmern“⁴⁵ schließen sich hier an –; und „Freude“ heißt zugleich „Blühen“⁴⁶ und „Sich-Öffnen“⁴⁷, worin winterliche Verslossenheit und Isolation besiegt sind. Freilich ist jetzt, vom allumfassenden Ziel der „Heimkunft“ aus gesehen, „alles gut“⁴⁸, aber die Trauer bleibt im Hegelschen Sinn in der Freude „aufgehoben“. Sie bleibt, um nochmals eine Schellingsche Prägung aufzunehmen, darin erhalten als der „nie aufgehende Rest“⁴⁹, als die dunkle Folie, die „zur ewigen Freude der Überwindung dient. Daher“, fährt Schelling fort, „der Schleier der Schwermut, der über die ganze Natur ausgebreitet ist, die tiefe unzerstörliche Melancholie alles Lebens“⁵⁰. Solche „Schwermut“ ist es auch, was in Hölderlins Dichtungen stetsfort als überwunden anwesend ist und was noch den hellsten von ihnen ihre Tiefe, ihre Schwere, ihren Ernst verleiht.

2

Soviel zum Bezugsgeflecht, in welchem mir der Titel zu stehen scheint; ehe wir uns jedoch der Einzelinterpretation zuwenden, müssen wir noch auf die Widmung eingehen. Denn Hölderlins Widmungen sind, wie alles bei ihm, kein zufälliges Beiwerk, sondern gehören fast so wesentlich zur Struktur des Hölderlinischen Gedichts wie der Wechsel der Töne, die verszahlengenauen Entsprechungen oder die etymologische Reinheit des Worts. Viele Gedichte nennen den Adressaten schon im Titel: 'An Diotima', 'An Eduard', 'Der Prinzessin Auguste von Homburg', und unter den großen Elegien und Hymnen finden sich nur wenige, die sich nicht an jemanden richten – „An Heinse“, „An Isaak von Sinclair“, „Dem Landgrafen von Homburg“, um nur die bekanntesten Namen zu nennen. Für die Schlußstrophe der 'Wanderung' wird die Anrede „mein Freund“, „mein Storr“ erwogen⁵¹, und in eine andere Hymne trägt der Dichter

³⁴ V. 66.

³⁵ V. 86.

³⁶ V. 56.

³⁷ V. 79.

³⁸ V. 95.

³⁹ Hyperion I, 102, 19 und passim.

⁴⁰ Cf. Schelling, Die Weltalter, SW VIII, 206.

⁴¹ LA Der Gang aufs Land, StA II, 580, 33.

⁴² Cf. V. 33.

⁴³ Cf. V. 51.

⁴⁴ LA StA II, 623, 7.

⁴⁵ V. 50.

⁴⁶ V. 35.

⁴⁷ Cf. V. 33.

⁴⁸ Cf. Patmos, StA II, 167, 88.

⁴⁹ Schelling, Philosophische Untersuchungen, SW VII, 360.

⁵⁰ L. c., S. 399.

⁵¹ LA StA II, 715, 31.

spät noch mit Bleistift den Zusatz „mein Konz“ ein⁵². Denn zu seinen Gesprächspartnern lenkt Hölderlin am Schluß eines Gedichtes wieder zurück, wenn nicht, wie oft, die ganze Dichtung ein einziges Zwiegespräch ist. Die so Angesprochenen gehören zur „unsichtbaren Kirche“⁵³, zu den „Seltnen“, „Guten“ inmitten kalter und „dürftiger Zeit“⁵⁴, und das Gedicht feiert, nicht anders als die Briefe, den sie verbindenden göttlichen Geist, ihre „gemeinschaftliche Sphäre“⁵⁵, wie Hölderlin sagt, und legt Zeugnis ab von der „höheren Welt“, für die sie gemeinsam leben und wirken.

Die „Verwandten“, an die sich Hölderlins Elegie 'Heimkunft' richtet, sind seine Angehörigen, die Familie: Mutter, Großmutter, Bruder und die Schwester, die nach dem Tode ihres Mannes mit ihren beiden Kindern wieder zur Mutter nach Nürtingen gezogen war. Diese Familie vermag sich ebenbürtig neben Hölderlins große Dichterfreundschaften zu stellen⁵⁶. Freunde und Verwandte werden in den Briefen oft zusammen genannt; seine Angehörigen sind auch die „Freunde seines Herzens“⁵⁷; mit ihnen fühlt er sich „im Wahrsten und Heiligsten verbunden“⁵⁸. Seit dem Abschied von Diotima, seit dem Scheitern seiner Existenzpläne vollzieht der Vereinsamende eine immer innigere Hinwendung zur Familie; hier findet der Angefochtene so kostbare Güter wie Treue, verständnisvolle „Teilnahme“, Güte, Wärme, Geborgenheit; hier darf er teilhaben an naivem häuslichem „Glück“. Die Familie also und insbesondere die Mutter bildet das innerste Herz dessen, was Hölderlin „Heimat“ nennt, und es kann nicht anders sein, als daß all das, was er bei den „Seinigen“ erfuhr, das Bild der Heimatlandschaft prägt, welches die Elegie entwirft. In Hölderlins Gedicht ist der unaussprechliche Dank, den der Dichter den Seinigen gegenüber immer wieder im Herzen zu tragen versichert⁵⁹, Sprache geworden.

Dort empfangen sie mich – o süße Stimme der Meinen!

⁵² Am Quell der Donau, LA StA II, 693, 15.

⁵³ Brief an Johann Gottfried Ebel, StA VI, 185, 51.

⁵⁴ Brot und Wein, StA II, 94, 122.

⁵⁵ Über Religion, StA IV, 278, 14. – Zum Begriff der „Sphäre“ cf. Wolfgang Binder, Einführung in Hölderlins Tübinger Hymnen, HJb 1973/74, S. 7.

⁵⁶ Cf. Adolf Beck, StA VI, 1024, 8 ff., und Paul Raabe, Die Briefe Hölderlins, Stuttgart 1963, S. 29 ff.

⁵⁷ Brief an die Schwester, StA VI, 404, 34.

⁵⁸ Brief an die Schwester, Nr. 217, StA VI, 402, 7.

⁵⁹ Cf. Brief an die Mutter, StA VI, 397, 15 ff.; Brief an die Schwester, StA VI, 410, 13 ff., und VI, 411, 22 ff.

hieß es in der früheren Fassung⁶⁰. Und das Wort „verwandt“, welches genau in der Mitte der Elegie wieder auftaucht, ist nach allem als Urwort zu lesen, als Zeichen für jene innerste Verwandtschaft aller Wesen, wie sie im Anfang war und wiederkehren wird:

*Alles scheint vertraut, der vorübereilende Gruß auch
Scheint von Freunden, es scheint jegliche Miene verwandt.*⁶¹

3

Der junge Hegel blieb bekanntlich angesichts der Alpen ungerührt. „Die Vernunft“, lesen wir in seinem Reisetagebuch aus dem Jahre 1796, „findet in dem Gedanken der Dauer dieser Berge oder in der Art von Erhabenheit, die man ihnen zuschreibt, nichts, das ihr imponiert, das ihr Staunen und Bewunderung abnötigte“; ihm gab „der Anblick dieser ewig toten Massen . . . nichts als die einförmige und in die Länge langweilige Vorstellung: *es ist so*“⁶². Während die Alpen für Hegel nur erstorbenes und erloschenes Leben sind, etwas „Positives“ also, erschaut Hölderlin in ihnen gerade den überwältigenden Bezirk des dynamisch schaffenden Naturgrundes. Was uns sonst nur leise zu belauschen vergönnt ist – das stille Leben und Weben der Erdenkräfte –: in dieser „grossen Natur“⁶³ tritt es unverhüllt, mit urtümlicher Macht hervor. „Unendlicher“, dem Absoluten näher, „kühner“ ist dort alles Werden und Vergehen, „baccantischer“, das Bewußtsein bis zu taumelnder Trunkenheit auflösend; wir werfen einen Blick in eine „unermessliche Werkstatt“, in die „tiefsten Abgründe des Werdens“⁶⁴. Elementargewalten sind hier am Werk; deshalb ist von „Tosen“ und „Stürzen“, von „schroffem“ Aufblitzen und Schwinden, von „Stärke“, „Kampf“ und „Streit“, vom donnernden und gischtsprühenden Sturz der Wasserfälle die Rede. Die Wucht der „alten Wasserquellen“ wird mit elementaren elektrischen Entladungen verglichen; „wie Blitze“ lösen sie sich aus der Halbhelle des Tagesanbruchs – man muß an Wildbäche wie den Staubbach denken, die von Terrasse zu Terrasse herabstürzen –; und „Echo tönet umher“ – wie ein Gewitter die Erde erschüttert. Es ist diejenige Natur, von welcher Goethe während seiner zweiten Schweizerreise immer wieder das Wort „ungeheuer“ gebraucht. Daß das „Dörflein“ in der Tiefe „furchtlos“

⁶⁰ LA StA II, 623.

⁶¹ V. 53 f.

⁶² Hegel, Tagebuch der Reise in die Berner Oberalpen, abgedruckt in: Karl Rosenkranz, G. W. F. Hegels Leben, Darmstadt 1969, S. 483.

⁶³ Brief an die Schwester, StA VI, 414, 17.

⁶⁴ Herder, Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, Suphan 13, 175.

bleibt, zeigt nur, daß die hier wirkenden Kräfte im Grunde genommen furchtbar sind. Die Bewohner des Alpentales sind sicher in ihrer naiven Beschränktheit; sie besitzen noch kein Sensorium für das Übermächtige, wie Kinder, die noch nichts von Gefahren wissen.

Hölderlin feiert nun diese gärenden Kräfte der Natur mit Bildern, die teils der antiken Kosmogonie entstammen, teils in mystischem Denken wurzeln.

An den gähnenden Abgrund, der sich nach griechischer Lehre am Anfang der Weltentstehung zwischen Himmel und Erde aufat, scheint das „gähnende Tal“ zu erinnern⁶⁵. Es ist, als ob sich die Elemente – „Luft“ (v. 3), „Strahl“ (v. 4), ziehende Nebelschwaden (v. 5) – noch im Zustand der „confusio“ befänden. Alles geschieht gleichsam noch probe-weise, spielerisch, richtungs- und regellos, in einem „von Möglichkeiten trächtigen Urraum“⁶⁶.

*Dahin, dorthin toset und stürzt die scherzende Bergluft,
Schroff durch Tannen herab glänzet und schwindet ein Strahl.*

Die oxymorischen Fügungen sind Ausdruck dieses Zustands der Unentschiedenheit⁶⁷, und der Vers

Langsam eilt und kämpft das freudigschauernde Chaos

malt mit seinen schweren Spondeen die Trägheit der Materie, Ovids „pondus iners“⁶⁸. Alle „Gestalt“ scheint sich in diesem „Streit der Elemente“ eben erst dem Formlosen, Unbestimmten zu entringen und sich „gärend und wankend“ wieder umzubilden.

Doch den vollen Sinn der gigantischen Bilder gewinnen wir wohl erst, wenn wir noch die mystische Kategorie des „Grundes“⁶⁹ beiziehen, in welchem, nach Schellings ‚Weltaltern‘, „die Kräfte jenes inneren unaufhörlich sich selbst gebärenden und wieder verzehrenden Lebens“ wirken, „das der Mensch nicht ohne Schrecken als das in allem Verborgene ahnden muss, ob es gleich jetzt zugedeckt ist und nach aussen ruhige Eigenschaften angenommen hat“⁷⁰. So steigt aus nächtlicher „Mischung“⁷¹ und

⁶⁵ Cf. Hesiod, Theogonie, V. 116 f.

⁶⁶ Walter Rehm, Tiefe und Abgrund in Hölderlins Dichtung, in: Hölderlin, Gedenkschrift zu seinem 100. Todestag, Tübingen 1943, S. 103.

⁶⁷ Cf. Friedrich Beißner, StA II, 625, 34 ff.

⁶⁸ Ovid, Metamorphosen, Buch I, V. 8.

⁶⁹ Cf. dazu Wolfgang Binder, Hölderlin-Aufsätze, Frankfurt am Main 1970, passim, und Robert Schneider, l. c., S. 92 ff.

⁷⁰ Schelling, SW VIII, 606.

⁷¹ Cf. V. 10.

„Verwirrung“⁷² die „geordnete“ Tageswelt auf, um wieder der „Entformung“ und „Desorganisation“ anheimzufallen⁷³. Daß dieser „Grund“ innere „Tiefe“ ist, betont Hölderlin durch viermalige Nennung des „drinnen“⁷⁴, und das „gähnende Tal“ soll wohl auch an die Abgründigkeit alles Daseins erinnern, das stets von regellosen und chaotischen Kräften bedroht wird⁷⁵.

Doch Hölderlin verliert sich ja nicht in der Evokation dieser Abgründigkeit – das wäre „romantisch“ –; vielmehr ist dieser Abgrund jetzt verdeckt:

*... und die Wolke,
Freudiges dichtend, sie deckt drinnen das gähnende Tal.*

Der Gedichtanfang schildert nicht, wie ‚Brot und Wein‘, elegisch den Einbruch der Nacht, sondern feiert den orgiastischen Anbruch des Tages. Bereits zu Anfang klingt so das Grundmotiv der Freude auf, welches die ganze Dichtung trägt und über alles Nächtliche, Abgründige, Bedrohliche triumphiert. Die Morgenwolke erglänzt im ersten Licht und wird dadurch zum Boten des kommenden Tages, wie denn nach Hölderlins Überzeugung in der Natur wie in der Geschichte nichts ohne Ankündigung geschieht. Das Chaos kämpft „freudigschauern“, weil sich das Leben nach kalter Nacht und Erstarrung in wollustvollem Erschauern der Kräfte wieder zu fühlen beginnt. All das dramatische „Gären“ und „Ringen“ ist „liebender Streit“ und vollzieht sich „unter den Felsen“, die hier als „ewige Schranken“, als Metaphern der festen Ordnung erscheinen, welche sich in allen Verwandlungen und Erschütterungen des Seienden durchhält. Und wie die Morgenwolke kündigt den nahenden Tag auch der „Gewittervogel“ an, wodurch deutlich wird, daß mit dem schöpferischen Chaos auch der Prozeß der Geschichte gemeint ist, denn der Adler ist der mythische Bote des Jupiter Tonans, des „Gewittergottes“, des „Herrn der Zeit“. Der ungeheure „Streit der Elemente“ deutet auch auf den unentwirrbaren Kampf und Streit der Geschichte, auf „der Völker gärend Leben“⁷⁶, und der Adler erscheint so als Vorbild des Dichters, denn dieser ist gleicherweise „dem Höchsten geeignet“⁷⁷ und sucht

⁷² Der Rhein, StA II, 148, 221.

⁷³ Schelling, Philosophische Untersuchungen, SW VII, 293.

⁷⁴ „Drin in den Alpen“ V. 1, „drinnen“ V. 2 und 8, „in der Tiefe drinnen“ V. 13.

⁷⁵ Diese Deutung wird auch nahegelegt durch die ungestrichene Variante in H²: „... und die Wolke / Deckt, die träumende wohl drinnen das gähnende Tal“ (LA StA II, 622, 20 f.).

⁷⁶ Der Tod des Empedokles, LA StA IV, 441, 12.

⁷⁷ Cf. Dichterberuf, StA II, 46, 14.

ebenso den höheren Standort der Überschau „hoch in der Luft“, von wo aus er „die Zeit merket“ und das Erwachen des Tages vor den Bewohnern der Tiefe wahrnimmt. Sogar die Angabe „zwischen Bergen“ gewinnt von daher ihren Sinn: Es ist auch das Geschick des Dichters, zwischen den geschichtlichen „Gipfeln der Zeit“⁷⁸ zu wohnen. Und der Adler „ruft den Tag“ – wie der Dichter den künftigen Götterttag nicht nur ausruft, sondern durch seine Dichtung, auch in der Elegie ‚Heimkunft‘, herbeiruft.

4

Die zweite Strophe eröffnet einen Raum, in dem der Lärm des Irdischen verhallt. Wir blicken in jene unzugänglichen Regionen über den schneebedeckten Gipfeln, wohin schon die Alten den Sitz der Götter verlegten⁷⁹. Hier thront auch bei Hölderlin die ewige Gottheit, in der kein Wechsel und Wandel und kein Werden ist, der „Vater Aether“, die belebende „Seele der Welt“, welche, selber unbewegt, alles ordnet und bewegt.

Dem Wechsel der Perspektive entspricht der deutlich hörbare Wechsel der Töne. Ist die Grundstimmung der ersten Strophe leidenschaftliche Bewegtheit, also „heroisch“, so darf man den Grundton der zweiten wohl „idealisch“ nennen, da sie sich im umgreifenden Walten der Gottheit beruhigt.

Ruhig glänzen indes die silbernen Höhen darüber

Jedes Wort des Anfangsverses ist kontrapunktisch gesetzt zum Inhalt der ersten Strophe. Die Alpen, das erhabenste Bauwerk der Natur, ragen in die Bezirke des Ewigen hinein; sie haben, wie alles Geschaffene, gleichermaßen („indes“!) teil an der ewigen Ruhe wie am gärenden Grund, am Glanz der Gottheit wie am Dunkel der Tiefe. Die „silbernen Höhen“ bezeichnen den Übergang zum Reinen, Geistigen, Immateriellen; ja die Farbe „Silber“ stellt, nach Goethes Farbenlehre, „das reine Weiß, erhöht durch metallischen Glanz, wirklich dar“⁸⁰, während die Rosenfarbe des Morgenrots, die sich auf dem „leuchtenden Schnee“ abzeichnet, wiederum Zeichen des Beginns ist; es zeigt die bevorstehende „Blüte des Himmels“⁸¹ an.

⁷⁸ Patmos, StA II, 165, 10.

⁷⁹ Cf. Homer, Odyssee 6, 42 ff., und Lukrez, De rerum natura 3, 18 ff., sowie Schellings Hinweis in der Abhandlung ‚Von der Weltseele‘, SW II, 462.

⁸⁰ Goethe, Zur Farbenlehre, Didaktischer Teil, § 509.

⁸¹ Cf. Der Gang aufs Land, StA II, 84, 17.

Über diesem „Lichte“ der Gipfel, das heißt über allem Seienden, über Raum und Zeit, wohnt die höchste Gottheit. Sie ist „rein“, also ungetrübt vom Materiellen, und „selig“, reine Froheit und Freude, vor allem Zwiespalt und außer allem Widerstreit, vom absichtslosen „Spiel heiliger Strahlen“, vom Glanz der Gestirne, „erfreut“. „Stille wohnt“ der Gott „allein“; er ist selbst unbedürftig und frei von aller Bindung – „ewige Stille, ganz verschlungen in sich selbst, aufgehend in sich selbst“⁸².

Dieser „ätherische“ Gott ist aber zugleich, wie im Gedicht ‚An den Äther‘, „der Schöpferische“, das lebenspendende Prinzip, und wie in den Entwürfen zum Ätherhymnus⁸³ gebietet er über die Elemente, wenn er die „milden Regen“ sendet, die wie ein Vogel über seiner Brut „brütenden Wolken“⁸⁴ und „trautesten Lüfte“. Als Empfindung von „Freude“, „Glück“, „Mut“, als Erscheinung blühender „Anmut“ offenbart sich die Anwesenheit dieses schöpferischen Geistes auf Erden.

Auch Hölderlins Zeitgenossen kennen diese „himmlischen Einflüsse“ des Äthers, „durch welche alles irdische Leben besteht und regiert wird“⁸⁵, diesen „unsichtbaren himmlischen Licht- und Feuergeist, der alles Lebendige durchfließt und alle Kräfte der Natur vereinigt“; „und das Wunder der irdischen Schöpfung, die Generation, ist von ihm unabtrennlich“⁸⁶.

Die Dichtung ‚Heimkunft‘ aber stellt den periodischen Rhythmus im Wirken dieser Gottheit heraus. Jetzt, im Lichte des anbrechenden Weltfrühlings, da der „ätherische“ Gott „Leben zu geben geneigt“ scheint und sein „Antlitz“, als heitere Bläue des Äthers, „hell erscheint“, jetzt offenbart die Geschichte ihren Sinn. Der „Vater Äther“, welcher „die Zeiten erneut“, öffnet und verschließt sich in ruhigem Wechsel, weil ohne dieses „Maß“, das überall in der Natur herrscht, kein Leben möglich wäre, und dieses „Maß“ gilt auch für die Gezeiten der Geschichte: die Zurückhaltung dieser Gottheit erst ermöglicht wie das Leben der Natur so auch das Leben der Völker. Sie „spart“⁸⁷ deshalb das „Gut“⁸⁸ und „schont“ damit die „Atmenden“⁸⁹ welche auf das belebende himmlische Element zwar an-

⁸² Schelling, Die Weltalter, SW VIII, 255.

⁸³ LA An den Äther, StA I, 506, 1 ff.

⁸⁴ Die gleiche Metapher bei Oetinger, Biblisch-emblematisches Wörterbuch, s. v. „Geist Gottes“: „Der Geist Gottes hat im Ebräischen eine weibliche Art: er schwebt, wie eine Bruthenne, über allem“. Ebenso bei Schelling, Die Weltalter, SW VIII, 253: „Jetzt ruht sie (die lautere Gottheit) auf der ewigen Natur und hält ober ihr, nicht anders als wie die Sonne ober der Erde, der Vogel über seiner Brut.“

⁸⁵ Schelling, I. c., S. 248.

⁸⁷ V. 80; cf. Friedensfeier, V. 61.

⁸⁶ Herder, I. c., S. 175.

⁸⁸ Brot und Wein, StA II, 92, 87.

⁸⁹ V. 26.

gewiesen sind, dessen gesammelte Freudenfülle aber „nicht immer“⁹⁰ zu ertragen vermöchten, und so erweist sich das „Zögern“ und die „langsame Hand“ des Gottes in Wahrheit als die Weisheit des „großen Vaters“⁹¹, dessen Väterlichkeit verbürgt, daß, im einzelnen wie im Ganzen, „am Ende alles gut ist, und alle Trauer nur der Weg zu wahrer heiliger Freude ist“⁹².

5

Von den absoluten Mächten ging die Elegie aus; erst darnach folgt eine Reflexion auf das poetische Ich; denn endliches Sein gewinnt seinen Sinn nur vom Absoluten her. Der Mensch hat seinen Platz zwischen Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit, Abgrund und Äther; er ist der Berührungspunkt zweier Welten. Die dritte Strophe hält, und zwar mit den sprechenden Bildern einer Fahrt über den Bodensee, die „Stunde“ der Begeisterung fest, da die universelle Bewegung der „Verjüngung“ auch auf den Dichter übergreifen hat. Das Wasser, den unendlichen Glanz des Äthers widerspiegelnd, ist ein vollkommenes Sinnbild für das Unendliche im Endlichen und an sich schon ein leichteres Element, auf welchem sich der „Wanderer“, die Härte und Widerständigkeit des Bodens verlassend, „unter den Segeln“ dem Wehen des Geistes anheimgibt. Aus diesem schwebenden Zustand der „Einigkeit mit allem“ steigt, „in der Frühe“, wie eine Vision des „ursprünglichen Zustands der Unschuld . . . , wo der Geist mit der Natur identisch“ war⁹³, das glänzende Bild der Heimat auf⁹⁴.

„Vieles sprach ich zu ihm“: denn der idealistische Dichter steht, reflektierend oder dichtend, „in geheimem Verkehr“ und „stillem Gespräch“⁹⁵ mit dem „Geiste“ und dessen „Boten“, die hier „Engel“, im ursprünglichen Sinne des Worts, ἄγγελοι, genannt werden⁹⁶.

*Vieles bat ich, zu lieb dem Vaterlande, damit nicht
Ungebeten uns einst plötzlich befele der Geist;*

⁹⁰ Brot und Wein, StA II, 93, 113.

⁹¹ V. 85.

⁹² Brief an die Schwester, StA VI, 387.

⁹³ Hegel, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundriß, Zusatz zu § 246.

⁹⁴ Cf. Wolfgang Binder, Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung, in: HJb 1954, S. 46 ff., und in: Hölderlin-Aufsätze, S. 76 ff.

⁹⁵ Schelling, Die Weltalter, SW VIII, 201.

⁹⁶ So schon Martin Heidegger, Heimkunft / An die Verwandten, in: Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung, Frankfurt am Main 1951², S. 16.

Der Gedanke ist folgender: Wie im organischen Wachstum nichts unvorbereitet – „plötzlich“ – geschieht, so muß sich auch in der Geschichte alles allmählich vorbereiten können. Widersetzt sich ein Volk diesem Werden, indem es sich an überalterten, erstarrten Formen festklammert, so wird der „Geist“ gleichsam gestaut, bis er sich gewaltsam befreit und die natürliche Evolution in eine zerstörerische Revolution umschlägt. Das „Vaterland“ wird hier als geschichtliche Wirklichkeit von der „Heimat“ als Naturstand unterschieden. Darum, daß sich sein Vaterland dem „Geiste“ öffnen möge, bittet der Dichter, den der „heilige Dank“, als eine höhere Macht, „lächelnd“, in nachsichtiger Überlegenheit⁹⁷, wie ein Vater seinen entlaufenen Sohn, zu seinen „Landesleuten“ zurückbringt. Jetzt, im Lichte der „Heimkunft“, da sich der Ursprung als Ziel erweist, erscheint die Ausfahrt als „töricht“⁹⁸; ein „Flüchtling“ war der Dichter, den Ungeduld, Übermut, Unbescheidenheit aus seiner Heimat trieben⁹⁹. –

Indessen wiegte der See mich

Das Einwiegen zeigt, wie immer bei Hölderlin, eine letzte Beruhigung an, ein Zurücksinken aus den Spannungen der Zeitlichkeit in einen Zustand der Gestilltheit. Der Ursprung der Metapher ist noch präsent: Wie einst die Mutter das Kleinkind wiegte, so wiegt jetzt die mütterliche Natur den Dichter in ihren Frieden ein. Doch gleichzeitig (wieder „indessen“!) ist diese Ruhe höchste Bewegung, wie schon die Zwiesprache mit dem „Gott“ und die Anrufung der „Landesleute“ zeigte; die Ruhe, um die es hier geht, ist eine wache, eine „lebendige Ruhe, wo alle Kräfte regsam sind, und nur wegen ihrer innigen Harmonie nicht als tätig erkannt werden“¹⁰⁰. Mühelos, nicht mehr mühsam wie die Wanderungen, geht die Fahrt; der Rudersmann braucht nicht einzugreifen; wie von selbst gleitet das Boot ans Ziel, und eine Bewegung der Freude nimmt alles zusammen:

*Weit in des Sees Ebene wars Ein freudiges Wallen
Unter den Segeln*

Kein störendes Hindernis steht mehr entgegen; die bedingende und beengende irdische Wirklichkeit ist zurückgetreten. „Wohl“ geleitet heißt „gut“ geleitet; der Dichter ist nun wieder der „höheren Leitung“¹⁰¹ durch den Geist gewiß. Und jetzt, vom Ende her gesehen, ist „alles gut“,

⁹⁷ Cf. Bernhard Böschstein, Hölderlins Rheinymne, Zürich 1959, S. 63 f.

⁹⁸ Cf. An den Äther, StA I, 205, 37.

⁹⁹ Cf. LA Der Mensch, StA I, 581, 8 ff.

¹⁰⁰ Brief an den Bruder, StA VI, 305, 135 ff.

¹⁰¹ Schelling, Die Weltalter, SW VIII, 279.

auch das Dunkle, Abgründige, das mit dem Bild der „schattigen Alpen“ nochmals mächtig evoziert wird und das sich inmitten der nun wie im Föhnlicht aufleuchtenden Heimatlandschaft seltsam ernst ausnimmt.

Diese Heimat steht ganz im Frühlingslicht der „Verjüngung“ und ausgeglichener „Schönheit“. Nur in solcher „Wärme“¹⁰², nicht in den extremen Zonen der Hitze oder Kälte, kann das empfindliche Leben gedeihen¹⁰³. Die Täler sind hier nicht „gähnend“ wie im Gebirge, sondern begrüßen den Heimkehrenden „freundlich-offen“; sie „grünen“ – Grün ist bei Hölderlin die Farbe des unverwüstlichen, ewig sich erneuernden schönen Lebens¹⁰⁴ –, und sie „schimmern“ den Wanderer liebend „an“. Mensch und Natur, erhellende menschliche „Kunst“tätigkeit und das dunkle Element Erde leben hier in friedlicher Symbiose zusammen. Darum sind die Täler „schön von Pfaden erhellt“; nur eine solche harmonisch-entgegengesetzte Einheit nennt Hölderlin „schön“. Dasselbe besagt das Wort „Gärten“: Auch in den Gärten haben sich Natur und Kultur zu einem lebendigen Ganzen verbunden¹⁰⁵. Und die Gärten „stehen gesellt“: ein Bild der Einigkeit und Gemeinschaft. Die allgemeine Harmonie ist hier so offenbar, daß Hölderlins Poesie wie von selbst zum Reim findet: die beiden Pentameterhälften „Schön von Pfaden erhellt“ und „Gärten stehen gesellt“ antworten sich. „Gesang“, im Gegensatz zur objektivierenden „Sprache“ Ausdruck der lebendigen Ganzheit der Welt, ertönt hier¹⁰⁶. Die „glänzende Knospe“ aber, die „schon beginnt“, muß als Hinweis auf den Beginn des deutschen, des hesperischen Aons gelesen werden, in dem alles, was hier nur erst vertraut und verwandt „scheint“, es in Wahrheit sein wird¹⁰⁷.

6

„Liebende Namen“ sucht der Dichter, der „wie ein Sohn“ vor Lindau steht, in der vierten Strophe für die Stadt und findet für sie die Deutung: „wellenumraushtes Tor“, „gastliche Pforte des Landes“, „geweihte Pforte“. Denn Lindau vermittelt als Grenzstadt zwischen Heimat und Fremde, Nähe und Ferne, Geborgenheit und „Offenheit“; in diesem „Tor“

¹⁰² Cf. V. 49.

¹⁰³ Cf. Der Wanderer, 1. Fa., StA I, 206 ff.

¹⁰⁴ L. c., StA I, 207, 41 f.

¹⁰⁵ Cf. Die Eichbäume, StA I, 201; 1 ff.

¹⁰⁶ Cf. Wolfgang Binder, Hölderlins 'Friedensfeier', in: DVJ 30, 1956, S. 319 ff., und in: Hölderlin-Aufsätze, S. 317 ff.

¹⁰⁷ Cf. Detlev Lüders, Friedrich Hölderlin, Sämtliche Gedichte, Zweiter Band, Kommentar, Bad Homburg v. d. H. 1970, S. 261.

wird, als der Stätte des Aus- und Eingangs, der Pulsschlag des Lebens anschaulich, und „glücklich“ preist der Wanderer die Stadt eben darum, weil sie in diesem schwer erreichbaren Zustand harmonischer Entgegensetzung wohnt. Von hier aus schweift der Blick in die „Ferne“; welche die unendliche Sehnsucht in der Brust des Menschen zu erfüllen verspricht. An der „Ferne“ fasziniert dasselbe „aorgischere“ Leben, das den Dichter schon angesichts der Alpen in seinen Bann gezogen hatte; die verlockende Ferne ist die Sphäre „exzentrischer Begeisterung“¹⁰⁸. Solch elementares, ekstatisches Dasein blitzt im jugendlichen Rhein auf. Wörter wie „Wild“, „verwegen“¹⁰⁹, „jauchzend“¹¹⁰ verweisen auf diesen Bereich, und die „Wunder“ haben es allemal mit der größeren Nähe des Göttlichen und Unendlichen zu tun. Als Mittler und Halbgott „bricht“ das „göttliche Wild“ in einsamer Gegend „die verwegene Bahn“ von den Göttern her „in die Ebenen herab“, wo die Menschen wohnen, und reißt auf seinem leidenschaftlichen Sturz das „jauchzende Tal“ mit. Auch „Como“ ist ein magisches Reizwort für die „vielversprechende Ferne“; mit ihm öffnet sich die „Wunderwelt“¹¹¹ nicht nur des Südens, sondern auch des Ostens, denn Italien war nach Griechenland die letzte Station auf dem Wege des Weltgeists nach Westen¹¹². Die Wanderlust drängt ins „Offene“¹¹³, Freie, Ungebundene, nach Süden, Osten und Westen; aber wie im „hellen Gebirg“ scheint auch im „wandelnden Tag“ der Hinweis auf die gefährliche Nähe des himmlischen Elements zu liegen¹¹⁴.

Bilder der Einigkeit und ausgeglichener „Schönheit“ kennzeichnen dagegen nochmals das Wesen der Heimat, deren Geist nicht mehr der ungestüme Rhein, sondern der friedliche Neckar verkörpert. Hier findet der Heimkehrende „Wege“, die zu ruhigem Gang einladen, nicht mehr „verwegene Bahnen“. Und diese Wege sind „bekannt“; hier reizt nicht mehr das Neue und Unerhörte zum Wandern. Im Bekannten findet der Dichter jene Zufriedenheit, die das irdische Analogon göttlicher Genügsamkeit ist. „Wälder“ nehmen den Wanderer in ihren bergenden Schatten auf. Und „gern“, das heißt aus innerem Antrieb, worin sich Freiheit und Notwendigkeit vereinen, leben hier die Bäume miteinander, die starke „Eiche“ mit „stillen Birken und Buchen“. Das Naturbild einer Geselligkeit wird gezeigt und vom heroischen Einzelgängertum der Zwi-

¹⁰⁸ Brief an Friedrich Wilms, StA VI, 439.

¹⁰⁹ Cf. Bernhard Böschstein, l. c., S. 73.

¹¹⁰ L. c., S. 61.

¹¹¹ Tränen, StA II, 58, 5.

¹¹² Cf. Der Rhein, StA II, 142, 11 ff.

¹¹³ Cf. V. 66.

¹¹⁴ Cf. Brief an Böhlendorff, StA VI, 432, 7-10.

schenzeit abgesetzt, worin sich „jedes in seiner Art“¹¹⁵ entfalten kann und doch mit den anderen verbunden bleibt. So sollen die kommenden „Tage der schönen Menschlichkeit“ aussehen, die sich der Dichter in Hauptwil für sein Heimatland erhofft¹¹⁶, nur nicht bloß naturhaft mehr, sondern „mit Geist“¹¹⁷.

Die „freundliche Gefangennahme“ im letzten Vers der Strophe betrifft den Schweifenden, den „Flüchtling“. Der Ausdruck „in Bergen ein Ort“ – Nürtingen ist damit gemeint – scheint das unaussprechliche Wesen der Heimat in eine Formel zu verdichten; denn „Ort“ hat für Hölderlin den Sinn von „Ursprung“ und „Ziel“ und „Ruhestätte“ zugleich¹¹⁸, und die „Berge“ sind die mütterlich Bergenden und Behütenden¹¹⁹; in der Heimat findet der Dichter die langvermißte Geborgenheit. Als umschließende jedoch beschränken sie auch und hemmen den ungeduldigen Zug in die Ferne. Hier drängt das Leben nicht mehr ruhelos über die gesetzten Ordnungen hinaus, sondern bescheidet sich innerhalb sicherer Grenzen.

7

*Dort empfangen sie mich. O Stimme der Stadt, der Mütter!*¹²⁰

Für den Empfang bei den „Seinigen“, den des Dichters Schau vorwegnimmt, braucht Hölderlin sonst oft das Bild der sich öffnenden und umfangenden Arme¹²¹. Doch zum Wiedersehen gehört jeweils auch das Innenwerden des Alterns, der Zeit¹²². Auch in 'Heimkunft' ist es zunächst diese

¹¹⁵ Ganymed, StA II, 68, 21; cf. Genesis 1, 11. 21. 24. 25.

¹¹⁶ Brief an die Schwester, StA VI, 413, 14. ¹¹⁷ Brot und Wein, StA II, 94, 134.

¹¹⁸ Cf. Rolf Zuberbühler, Hölderlins Erneuerung der Sprache aus ihren etymologischen Ursprüngen, Berlin 1969, S. 80 ff.

¹¹⁹ L. c., S. 69 ff.

¹²⁰ Der Vers nennt mit der „Stadt“ den innersten Kreis der Heimat, eilt dann aber sogleich ungeduldig zu dessen Mittelpunkt weiter: zur „Mutter“ und damit zur Sphäre der „Verwandten“; dem Wort „Mutter“ verleiht die stauende Bewegung des „versus spondiacus“ Nachdruck und Tiefe. Ursprünglich war das ganze Gedicht enger auf die „Verwandten“ bezogen („Teure Verwandte“ hieß es auch in Vers 43 zuerst statt „Landsleute!“), und zwar auf die „Verwandten“ als Gesamtheit; jetzt hebt sich die Gestalt der Mutter von dieser Gesamtheit ab (cf. die frühere Fassung von Vers 73). Zur übertragenden Bedeutung von Hölderlins Mutter für den Dichter cf. Wolfgang Binder, Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung, HJb 1954, S. 46 ff., und in: Hölderlin-Aufsätze, S. 76 ff.

¹²¹ Cf. Der Wanderer, 2. Fa., StA II, 82, 87; Die Heimat, StA II, 19, 14 f.

¹²² Cf. Der Wanderer, 1. Fa., StA I, 207, 43 f.; Hyperion II, 26, 12 ff.; Rückkehr in die Heimat, StA II, 29, 9 ff., und LA StA II, 440, 18 f.; Der Wanderer, 2. Fa., StA II, 82, 91 ff.; Brief an die Mutter, StA VI, 397, 10 ff.

Erfahrung der Vergänglichkeit, in der „Schule des Lebens“¹²³ lange gelernt¹²⁴, die den Dichter wieder „trifft“. Aber inmitten alles Vergänglichen gibt es auch „ein Bleibendes“¹²⁵, und dieses Bleibende wird erkannt und bewahrt von der zeitüberdauernden Kraft der „Treue“. Für sie ist das Altern nicht ein Vergehen, sondern ein „Gedeihen und Reifen“.

*Aber das Beste, der Fund, der unter des heiligen Friedens
Bogen lieget, er ist Jungen und Alten gespart.*

Die Verse beziehen sich auf den Friedensschluß von Lunéville vom Februar 1801, und wir kennen die eschatologischen Hoffnungen, die dieses Ereignis in Hölderlin auslöste. Ihm gilt „des heiligen Friedens Bogen“ als Verheißung einer neuen Versöhnung zwischen Göttern und Menschen, wie der Regenbogen in der Bibel das „Zeichen des Bundes“ zwischen Gott und der Erde war¹²⁶. Der „Fund“ ist so das „langgesuchte“¹²⁷ Ziel der vaterländischen Geschichte. Dieses Ziel – die Erfüllung des hesperischen Wesens¹²⁸ – wird auch „das Beste“ genannt, denn die Güte und Vollkommenheit des in der Welt waltenden Geistes will „das Beste“.

Daß der Dichter „lange schwieg“ vom „großen Vater“, obschon er „viele von ihm hörte“, das heißt die Zeichen seines Wirkens in der Geschichte vernahm, ist wohl darauf zurückzuführen, daß ihm bislang weder die Erkenntnis von dessen Wesen noch die gebührende „Stärke“¹²⁹, die Kraft und Legitimation der Begeisterung zuteil wurde, deren es zur Feier des Weltgeistes bedarf. Doch die neue Zeit wird „bald“ anbrechen, die mit der Gewährung „himmlischer Gaben“ und der Aussendung „viel guter Geister“ auch „hellern Gesang“, die neue geisterfüllte hymnische Dichtung bringen wird.

*O säumt nicht,
Kommt, Erhaltenden ihr! Engel des Jahres! und ihr,
Engel des Hauses, kommt! in die Adern alle des Lebens,
Alle freuend zugleich, teile das Himmlische sich!
Ade! verjüngle! damit nichts Menschlichgutes, damit nicht
Eine Stunde des Tags ohne die Frohen und auch*

¹²³ Cf. Hyperions Jugend, StA III, 205, 26 f., und Brief an die Mutter, StA VI, 257, 64 f.

¹²⁴ Cf. V. 74.

¹²⁵ LA Andenken, StA II, 801, 32.

¹²⁶ Genesis 9, 13.

¹²⁷ Friedensfeier, V. 135.

¹²⁸ Cf. Brief an den Bruder, StA VI, 407, 29 ff., und die späte Änderung von Vers 79 in H^{3a}: „Aber der Schatz, das Deutsche, der“ (LA StA II, 624, 30 f.).

¹²⁹ Cf. Brot und Wein, StA II, 94, 135 f.; Hyperion I, 85, 2 ff., und schon Hymne an die Muse, StA I, 135, 1 ff.

Solche Freude, wie jetzt, wenn Liebende wieder sich finden,

Wie es gehört für sie, schicklich geheiligt sei.

Die Erneuerung wird sich auf „alle“ Bereiche des Lebens erstrecken. Der Dichter fleht die guten Genien herbei, die als „Engel des Jahres“ sowohl im „lebenden Feld“ des beginnenden abendländischen Weltjahres wirken wie auch als „Engel des Hauses“ das häusliche Leben segnen sollen¹³⁰; „nichts, auch das Kleinste, das Alltäglichsame nicht ohne den Geist und die Götter“, hieß es schon im 'Hyperion'¹³¹. Die „Adern alle des Lebens“ soll das göttliche Feuer des Geistes durchströmen, das Eine sich in die irdische Mannigfaltigkeit ergießen und so ein „lebendiges tausendfach gegliedertes inniges Ganzes“¹³² und festlich frohlöckendes $\epsilon\nu \kappa\alpha\iota \pi\acute{\alpha}\nu$ bewirken,

*wo keines einsam ist / Und ohne Liebe keins.*¹³³

Mit dieser Beschwörung künftiger Geistes- und Göttergegenwart, die zum Zeichen höchster Gespanntheit die Strophenfuge überspringt, lenkt die Dichtung zurück in die konkrete Sphäre der Familie, der „Verwandten“. „Wenn wir segnen das Mahl“ nimmt Bezug auf das häusliche Tischgebet; „wenn wir / Ruhn vom Leben des Tags“ auf das gemeinsame Zusammensein am Feierabend. Das Wiedervereintsein der „Liebenden“ sollte schon „jetzt“, wie künftig, „schicklich geheiligt“ werden. Aber die Sprache versagt sich dem Dichter; die neuen „heiligen Namen“ sind noch nicht gefunden; und die geschaute Zukunft entzieht sich damit wieder in die Ferne. Viele von Hölderlins Gedichten enden so, mit diesem schmerzlichen Erwachen aus dem „glühenden Traum“¹³⁴. Die erste Frage – „Wen darf ich nennen?“ – erinnert an Hölderlins Reflexionen über die griechischen und abendländischen Götternamen¹³⁵. Der neue Göttertag wird nicht ein-

¹³⁰ Cf. zur Unterscheidung der beiden Sphären den Brief an den Bruder, StA VI, 227, 8 ff., und 'Unter den Alpen gesungen', StA II, 44, 2 f.: „im Hause oder draußen“. Auch Hegels 'Phänomenologie des Geistes' unterscheidet in der „sittlichen Welt“ zwischen der Sphäre der „Familie“ und derjenigen des „Volks“. Cf. auch Jürgen Scharfschwerdt, Die pietistisch-kleinbürgerliche Interpretation der französischen Revolution in Hölderlins Briefen, in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 15, 1971, S. 215 f. und besonders 220 ff.

¹³¹ Hyperion II, 35, 15 f.

¹³² Brief an den Bruder, StA VI, 306, 174.

¹³³ LA Der Tod des Empedokles, StA IV, 538, 34 ff.

¹³⁴ An Eduard, 2. Fa., StA II, 41, 20. – Cf. insbesondere 'Stuttgart', StA II, 89, 105 ff., und 'Der Archipelagus', StA II, 111, 278 ff.

¹³⁵ Cf. Wolfgang Binder, Hölderlins Namenssymbolik, in: HJb 1961/62, S. 95 ff., und in: Hölderlin-Aufsätze, S. 134 ff., sowie ders., Hölderlin und Sophokles, in: HJb 1969/70, S. 19 ff.

fach eine Restauration des griechischen Pantheons sein; vielmehr müssen die neuen Namen der eigenen hesperischen Sphäre entwachsen. Eine Transposition griechischer Vorstellungen in abendländische ist wohl schon die Änderung von „Götter“ in „Engel“; denn „Götter des Jahres“ und „Götter des Hauses“ hieß es zuerst statt der entsprechenden „Engel“; auch in Vers 94 wurden „die Götter“ durch „die Frohen“ ersetzt¹³⁶. Die zweite Frage – „Wie bring ich den Dank?“ – zielt wohl auf die Form der neuen vaterländischen Sangart¹³⁷. Hinzu tritt drittens Hölderlins altes bedrängendes Grundproblem, wie der unendliche Geist, der die menschliche Fassungskraft zu sprengen droht, überhaupt in endlichen Worten „gefaßt“ werden kann, wenn „fassen“ nicht bloß „etikettieren“, sondern wahrhaft „ins Wort aufnehmen“ heißen soll. Nur so, daß dieser „Geist“ ein ganzes „Volk“ ergreift und begeistert; das Wiedersehensglück „verwandter Herzen“¹³⁸ scheint, bei aller Innigkeit der Empfindung, noch nicht auszureichen, den „Hohen“ „schicklich“ zu nennen und zu feiern, weil dieser „eine Welt von Menschen bedarf, um ausgesprochen zu werden und seine Ehre zu haben“¹³⁹.

Ihn zu fassen, ist fast unsere Freude zu klein.

Schweigen müssen wir oft, es fehlen heilige Namen,

Herzen schlagen und doch bleibet die Rede zurück?

Aus dieser Sprachnot befreit den Dichter die Musik. Sie ermöglicht gleichsam eine Rückkehr in die wortlose Innigkeit des Ursprungs und soll, Gemeinschaft stiftend, die Zeit überbrücken helfen, bis die neue geistesmächtige Sprache gefunden ist. Vielleicht liegt in der Aufforderung, das „Saitenspiel“ zu „bereiten“, auch eine Huldigung an die Stuttgarter Freunde, denen der Dichter von Hauptwil aus noch besonders für die „goldnen Stunden der Musik“ gedankt hatte¹⁴⁰.

Solche „Sorgen“, Sorgen höherer Art freilich, bleiben auch dem Dichter nicht erspart, aber von den „anderen“ Sorgen ist er befreit, wie sie diejenigen Menschen quälen, die ihren Blick nicht über das Irdische und Zeitliche zu erheben vermögen.

¹³⁶ Cf. auch V. 38 („den Engeln“) und LA StA II, 623, 3 („den Göttern“).

¹³⁷ Cf. Peter Szondi, Hölderlin-Studien, Frankfurt am Main 1967, S. 105 ff.

¹³⁸ Brief an die Schwester, Nr. 225, StA VI, 410, 19.

¹³⁹ Brief an den Bruder, StA VI, 419, 54 ff.

¹⁴⁰ Brief an Landauer, StA VI, 417, 65 f.

Hölderlins Dichtung Homburg 1799*

Von

Wolfgang Binder

Es ist von den Dichtungen Hölderlins zu sprechen, die während seines ersten Aufenthaltes in Homburg – vom Herbst 1798 bis zum Frühjahr 1800 – entstanden sind. Ihre Mitte bildet das Empedokles-Drama in seinen drei unvollständigen Fassungen samt einem Plan des Ganzen und einer theoretischen Studie; es muß mehr vorhanden gewesen sein, von einer Fertigstellung des Stücks ist jedoch nichts bekannt. Hölderlin hat die Arbeit am 'Empedokles' als sein Hauptgeschäft und als eine Art Bewährungsprobe seiner Bestimmung zum Dichter angesehen. Dazu treten Gedichte, die meist den Abschied von Diotima und das Leid der Trennung zum Gegenstand haben; aber auch Gedichte an Personen des weiteren Lebenskreises und zeitgeschichtliche Bekenntnisse finden sich. Ihre Formen lassen eine Entwicklung zur Großform und zu den drei lyrischen Gattungen der Ode, der Elegie und der Hymne erkennen, welche die kommenden Jahre ausfüllen werden. Auch die Pindar-Übertragungen müssen zu einem beträchtlichen Teil noch in Homburg entstanden sein. Dieses dichterische und Übersetzungswerk begleiten die großen philosophisch-ästhetischen Abhandlungen und einige Briefe ähnlichen Inhalts. Aus Bemerkungen dieser Briefe geht hervor, warum Hölderlin jetzt die ästhetische Reflexion mit Nachdruck betreibt; er glaubt, in ihr eine unerläßliche Bedingung des poetischen Schaffens erkannt zu haben, obwohl einzelne Aufsätze, für das geplante Journal bestimmt, auch ein selbständiges Interesse beanspruchen.

Überblickt man diesen reichen und verschiedenartigen Ertrag der anderthalb Homburger Jahre, so fragt sich, wie man davon berichten soll, wenn man nicht bloß additiv einen Komplex nach dem anderen besprechen will. Daß zwischen den Werken ein und desselben Zeitraums, wie sehr sie sich nach Inhalt, Gattung und Zweck unterscheiden, innere Zusammenhänge bestehen, darf man, namentlich bei Hölderlins Arbeitsweise, voraussetzen. Daß dieser Zeitraum dem Aufenthalt an einem

* Vortrag, gehalten bei der 14. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Bad Homburg im Juni 1976.

bestimmten Ort entspreche, scheint weniger glaublich. Indessen gibt es Zäsuren in Hölderlins dichterischer Entwicklung, die mit lebensgeschichtlichen Einschnitten zusammenfallen, z. B. Beginn und Ende der Tübinger Universitätsjahre. In unserem Falle verhält es sich so, daß Hölderlins Anfang in Homburg nach dem gewaltsamen Abbruch in Frankfurt nicht nur eine neue Periode seines Schaffens, sondern eine neue, gleichsam e fundamento zu leistende Begründung dieses Schaffens einleitet; das bezeugen die Werke und vor allem die Briefe. Weniger deutlich prägt sich das Ende des Homburger Aufenthaltes in den Dichtungen aus. Immerhin gibt zu denken, daß Hölderlin das Trauerspiel beiseite legt, ohne die der Mutter versprochene Konsequenz – Eintritt in ein bürgerliches Amt – daraus zu ziehen. Er muß sich auf andere Weise von Recht und Pflicht zum Dichterberuf überzeugt haben, und vermutlich gibt die noch in Homburg geschriebene Hymne an die Dichter darüber Auskunft. Auch hören die ästhetischen und poetologischen Überlegungen jetzt auf, und dies sicher nicht nur, weil die Zeitschrift, wofür sie bestimmt waren, sich nicht hatte verwirklichen lassen. Sie müssen ihren Zweck erfüllt und die Grundlegung erbracht haben, die Hölderlin suchte; daß das Aufgeschriebene und Überlieferte nur einen Teil des Gedachten ausmacht, darf man annehmen. Und schließlich verraten Stil und Rang der letzten Homburger Gedichte – etwa der Ode an die Prinzessin Auguste, der Elegie 'Menons Klagen' und der Hymne 'Wie wenn am Feiertage' – daß Hölderlin einen Stand des poetischen Vermögens erreicht hat, auf dem er vorläufig weiterbauen kann. Auch das Ende des Homburger Aufenthaltes läßt eine, wenngleich nicht so markante, Zäsur erkennen, so daß es in einem mehr als chronologischen Sinne angebracht scheint, die Werke dieses Zeitraums gemeinsam zu betrachten.

Eine solche Betrachtung muß, um nicht ins Uferlose zu geraten, sich einige leitende Gesichtspunkte geben. Deren drei scheinen mir geeignet, Wesen und Absicht der Homburger Arbeiten Hölderlins zu beleuchten. Ich möchte sie vorweg nennen.

Erstens läßt sich wohl zeigen, daß die Prinzipien, die Poesie und Poetik der Homburger Zeit lenken und noch lange gültig bleiben, nicht der innerliterarischen Reflexion, sondern der konkreten Lebenserfahrung von außen entsprungen sind, in erster Linie dem Abschied von Diotima, seinen häßlichen Begleiterscheinungen und dem Verständnis der Gegenwart, mit dessen Hilfe sich Hölderlin diese zu erklären sucht. Zweitens scheint das materiell Neue der Homburger Arbeiten nicht einfach neu erfunden, sondern häufig Antwort auf Früheres zu sein. Hölderlin macht sich Ansätze, offene Fragen und Mängel seiner bisherigen Dichtungen bewußt

und gewinnt aus dieser selbstkritischen Tätigkeit Einsichten, die er in neuen Dichtungen verwirklicht. Und drittens erkennt man in der Grundlegung des klassischen Werks, die in Homburg geleistet wird, Elemente des Spätwerks, die, vorerst halb versteckt und in ihrer Bedeutung noch nicht begriffen, sich erst in diesem entfalten und dann die Preisgabe der klassischen Position erfordern werden. Unter diesen drei Gesichtspunkten möchte ich einige Durchblicke durch Hölderlins Homburger Werk zu gewinnen versuchen.

1

Zuerst also der Versuch, Grundgedanken der Homburger Dichtung und Ästhetik auf konkrete Lebenserfahrung zurückzuführen, die sich namentlich in den Briefen ausspricht. Diesem Versuch läßt sich, gleichsam als Motto, das Homburger Epigramm 'Pros heauton' – An ihn selbst – voranstellen, das lautet:

*Lern im Leben die Kunst, im Kunstwerk lerne das Leben,
Siehst du das Eine recht, siehst du das andere auch.*

Wenn dieses „Ad me ipsum“ mehr als den allgemeinen Gedanken ausdrücken soll: Kunst und Leben haben miteinander zu tun, dann muß man die Reihenfolge seiner Aussagen beachten. Zuerst muß die Kunst aus dem Leben hervorgehen, nur dann gibt sie in ihren Bildern das Leben zu erkennen. Von einer Autonomie der Kunst ist keine Rede, und die Dialektik von Leben und Kunst, hundert Jahre später auf den Kopf gestellt, läßt sich nicht umkehren. Denn, um es mit Begriffen der Homburger Philosophie zu erläutern: das Leben ist der „Grund“ und die Kunst das „Zeichen“, das nur spricht, wo sich der Grund in ihm zeigt. Und mithin ist das Leben auch nicht nur der Stoff, über welchen die Kunst nach Schillerischer Art frei verfügt. Es ist schon ein Sinngebilde, dessen gewöhnlich verborgenen Sinn aufzudecken die einzige Bestimmung der Kunst ist. Das Vermögen, dessen es dazu bedarf, nennt Hölderlin mit einem dritten Begriff der Homburger Philosophie den „Geist“. Er schließt den Grund – das Leben – auf und macht sein Zeichen – die Kunst – lesbar. Wie sich Hölderlin die grausamste Erfahrung seines Lebens geistig zurechtlegt und daraus Prinzipien der Kunst entwickelt, ist jetzt an einigen Beispielen darzulegen.

Liest man die Briefe der Homburger Zeit in einem Zug, so fallen einige Charakteristika auf. Hölderlin wird mitteilend, er schreibt längere Briefe an Verwandte und Freunde und in kürzeren Abständen als bisher. Er sucht „Teilnahme“ – dieses Wort taucht ständig auf – wiewohl er das

Faktum, wofür er der Teilnahme bedarf, begreiflicherweise verschweigt. Selbst gegen Neuffer erwähnt er es nicht, dem er doch einst das Bild Diotimas in den Farben eines Heiligenbildes gemalt hatte. Er erwartet von Menschen, die ihm nahe stehen, eine gleichsam stofflose Teilnahme, Teilnahme an sich, die nicht wissen muß, worum es geht, und den Bedürftigen nur ihrer Liebe versichert.

Ein anderes Charakteristikum: Wiederholt verspricht er der Mutter, die ihn nach dem Frankfurter Ende in einem geistlichen Amt sehen möchte und in seinem Widerstand religiöse Bedenken vermutet, er werde ihr demnächst ein „vollständiges Glaubensbekenntnis“ ablegen und seines „Herzens tiefere Meinung“ sagen. Aber dazu kommt es nicht, und man muß die halben Worte, mit denen er diese Ankündigungen begleitet, statt des versprochenen Bekenntnisses nehmen. Es liegt dies aber schwerlich daran, daß die rechte Stimmung für solche Eröffnungen sich nicht finden will. Denn in anderen Zusammenhängen erklärt Hölderlin mehrmals, das Eigentliche lasse sich nicht aussprechen. „Es gehet mir überhaupt manchmal so, daß ich meine lebendigste Seele in sehr flachen Worten hingebe, daß kein Mensch weiß, was sie eigentlich sagen wollen, als ich“; so in einem Brief an den Bruder mit Bezug auf das Geburtstagsgedicht an die Großmutter, worin wenig von dem gesagt sei, was er dabei empfunden habe. Und nachdem er auf Umwegen erfahren hatte, Neuffers Mutter, die er sehr verehrte, sei gestorben, entschuldigt er das Schweigen des Freundes mit den Worten: „Ich weiss... selber sehr wohl, wie in manchen Fällen dem Manne das Stillschweigen heilsamer ist, als die Mitteilung eines Leids.“

Dieses Schweigen-Müssen oder Sich-mit-Andeutungen-Begnügen und den Wunsch, dennoch Teilnahme zu erfahren, erklärt die Trennung von Diotima unmittelbar. Aber in diesen persönlichsten Bedürfnissen liegen Keime einer Kunstanschauung, auf die wieder die Briefe und andere Zeugnisse führen. Versuchen wir zunächst, den Begriff Teilnahme ein wenig zu entfalten.

Wenn Hölderlin von seinem Verlust nicht sprechen und sich nicht auf ihn ansprechen lassen mag, aber gleichwohl die liebevolle Zuwendung von Menschen spüren möchte, die nur wissen, daß er leidet, dann sucht er sich dessen zu vergewissern, was er in einem Homburger Aufsatz die „Sphäre“ und die „gemeinschaftliche Gottheit“ zwischen Menschen nennt. Denn im Wesen dieser Sphäre liegt, daß sie das Individuum trägt und ihm dennoch die vollkommene Freiheit seines Eigenseins läßt. In „leichtem Umfang“ erzieht die Natur die Dichter, heißt es in 'Wie wenn am Feiertage'; von „der Liebe holden Schranken“ spricht aus ver-

wandtem Empfinden Goethe zu dieser Zeit. Es ist ein Medium gemeint, das, in der Mitte zwischen Zwang und Gleichgültigkeit, zugleich bindet und befreit, und dieses ist das nur oxymorisch auszudrückende Wesen der Liebe. Sich so ohne Anspruch dem andern zur Verfügung zu stellen, widerspricht aber dem „do ut des“-Prinzip, worauf das gesellschaftliche Verhalten des Menschen beruht, und es ist daher keine Metapher, wenn Hölderlin die Liebe als die Gottheit zwischen Menschen auslegt.

Für Wesen und Wirken dieser Gottheit findet er nun eine Art Strukturformel in den Worten: allen gemein und jedem eigen. Sie taucht in dem großen Brief an Schelling vom Juli 1799 zuerst auf und begegnet wieder in der 'Verfahrungsweise des poetischen Geistes', die beginnt: „Wenn der Dichter einmal... die gemeinschaftliche Seele, die allem gemein und jedem eigen ist, gefühlt und sich zugeeignet ... hat...“ In 'Brot und Wein' wird das „Mass“, die von der Gottheit verbürgte Ordnung des Daseins, in dieser Formel gedeutet:

*Fest bleibt Eins; ... immer besteht ein Maß.
Allen gemein, doch jeglichem auch ist eignes beschieden.*

Und noch in den Worten der Rheinymne „Nur hat ein jeder sein Maß“ klingt dieser Gedanke wieder.

Er wird Hölderlin zu einem Schlüssel, der ihm Gemeinschaftsphänomene jeder Art aufschließt. Eine Religionsgemeinschaft bleibt nur lebendig, solange die „gemeinschaftliche Gottheit“ aller den „eigenen Gott“ jedes einzelnen toleriert und die „verschiedenen Vorstellungsarten von Göttlichem“ in einem „harmonischen Ganzen von Vorstellungsarten“ begriffen sind. Nicht anders hätte das Glaubensbekenntnis für die Mutter lauten können, und man versteht, daß es angesichts ihrer dogmatischen Vorstellungsart nicht zustande kam. Der Freundschaft mit Sinclair, die sich ihm anfangs fast gewalttätig aufgedrängt haben muß, kann er gerecht werden erst, nachdem er ihn im Kreis der Rastatter Freunde, also vor der Folie anderer Individualitäten, erlebt hat. Jetzt sei der Grund gelegt, schreibt er ihm, einer könne den andern voll und tief fühlen in dem, „was er seiner Natur nach bleiben muß“, und die Liebe dürfe die „Erkenntnis“, nämlich von der Andersartigkeit des andern, nicht scheuen; nur so werde sie des Gottes gewahr, der zwischen ihnen lebt. Dieses Modell der Freundschaft führt dann im selben Brief zur Verwerfung aller Unbedingtheit in menschengemachten Systemen, wofür ihm absolute Monarchie, apriorische Philosophie und positive Offenbarung als Beispiele dienen. Denn „Resultat... des Einzelnen und Ganzen ist jedes Erzeugnis und Produkt“; nur „durch und durch individualisiert“ und „aus lauter

selbständigen, aber ebenso innig und ewig verbundenen Teilen“ gefügt, kann es lebendig bestehen. Umgekehrt fehlt – so in einem Brief an den Bruder – den Deutschen in ihrer „bornierten Häuslichkeit“ der „Allgemeinsinn“, ohne den sich das „individuelle, jedem eigene Leben“ nicht entfalten kann.

Mit dem Satz von den ganz selbständigen und dennoch innig verbundenen Teilen sind wir aber schon mitten in der Homburger Poetik; wir müssen nur die Teile durch die „Töne“ ersetzen. Denn diese Töne, die Sprechweisen des Gedichts und zugleich die Seinsweisen seiner Gegenstände, bilden in wohlberechneter Folge und Gradation die Elemente, aus welchen die Totalität des Kunstwerks sich aufbaut. Und da dies im Nacheinander geschieht, wird das Gedicht zum Prozeß, der seinen Sinn erst von seinem Ende her zu erkennen gibt. Das Gedicht – ich meine den Text, den der Leser sukzessiv aufnimmt, nicht die vom Dichter vorausentworfene Gesamtgestalt – das Gedicht „weiß“ nicht zu Beginn schon, wohin es geführt wird, ihm ist kein Thema vorgegeben, das es bloß abhandelt, wie dies in Poesie und Poetik des 18. Jahrhunderts gang und gäbe war. Und es begnügt sich auch nicht mit einer einzigen Stimmung nach Art der empfindsamen Lyrik, sondern es hat einen ganzen Kreis möglicher Stimmungen zu durchlaufen, damit die letzte, die stets die Verehrung der Himmlischen ist, aus allen vorhergehenden und noch gegenständlich befangenen Stimmungen, aus Schmerz und Klage, Wunsch und Hoffnung, wie eine notwendige und gerechte Antwort herausspringt. Dichtung wird Vollzug und bildet in ihrem Vollzug die Bewegungen des Seins ab, die Hölderlin in Natur und Geschichte und eigenem Dasein gewahr wird. Da aber diese Bewegungen, das „Wechseln und Werden“ der irdischen Dinge, die Sprache der Götter sind, darf ein Dichtung so begreifender Dichter sich „Echo des Himmels“ nennen.

Wir haben in einem lebensgeschichtlichen Faktum, in Hölderlins Teilnahmebedürfnis in der Vereinsamung der ersten Homburger Monate, eine Denkform sich bilden gesehen, die weite Bereiche seines Nachdenkens aufschloß und zuletzt in ein Zentrum seiner Kunstanschauung geführt hat. Ansätze dieser Denkform sind schon ein wenig früher, im 'Hyperion', zu beobachten, bleiben dort aber noch merkwürdig unbezogen und theoretisch, als ob das Leben selbst sie erst hätte einholen müssen und ihnen dann Gewicht und Bedeutung gegeben hätte.

Ähnlich steht es mit der anderen Erfahrung, das Eigentliche lasse sich nicht oder nur mittelbar aussprechen. Auch hier könnte man sich mit der Erklärung zufrieden geben, von Diotima zu reden, sei eben nicht möglich gewesen. Aber in einem Homburger Brief an die Mutter begegnet dieser

Gedanke wieder und wird dort so begründet: „Man kann jetzt den Menschen nicht alles gerade heraussagen, denn sie sind zu träg und eigenliebig, um die Gedankenlosigkeit und Irreligion, worin sie stecken, wie eine verpestete Stadt zu verlassen, und auf die Berge zu flüchten, . . . wo man zum Gefühle der Gottheit“ sich erhebt, „und aus diesem alles betrachtet, was da war und ist und sein wird.“ Hier ist es nicht mehr ein gesellschaftliches Tabu, sondern der Zuschnitt der Gesellschaft im ganzen, der, ähnlich wie in Hyperions Scheltrede, des Herzens Meinung zu sagen verbietet. Ohne Frage ist diese Resignation angesichts einer echolosen, schalltoten Gegenwart ernst gemeint. Trotzdem hat der Gedanke noch eine weitere Dimension. Kurz zuvor schreibt Hölderlin dem Bruder, ihre Briefe enthielten gewiß keine außerordentlichen Gedanken, dennoch sagten sie mehr, als es scheint, „weil in ihnen ein Herz sich regt, das überhaupt im Leben niemals alles sagen kann, was es sagen möchte“. Und dann folgt das überraschende Bekenntnis: „O, Lieber! wann wird man unter uns erkennen, dass die höchste Kraft in ihrer Äusserung zugleich auch die bescheidenste ist, und dass das Göttliche, wenn es hervorgeht, niemals ohne eine gewisse Trauer und Demut sein kann?“ Das ist zwar allgemein gesagt, weist aber unmißverständlich auf den Gedanken des verborgenen Gottes, der sich in Menschen- und Knechtsgestalt verhüllt, wenn er sich offenbart; ohnehin deuten Trauer und Demut auf Hölderlins späteres Christusbild. Also ist das Verschweigen des Eigentlichen zuletzt gar nicht von den tauben Ohren der Zeitgenossen erzwungen, sondern im Wesen dieses Eigentlichen selbst begründet. Das Göttliche darf sich nur in fremder und uneigentlicher Gestalt äußern, wenn anders es seine Göttlichkeit bewahren will; sich unmittelbar aussprechend, würde es uns zum Gegenstand, über den wir wie über alles Gegenständliche verfügen, und verlöre augenblicks seine Göttlichkeit. Es ist der Gedanke des deus absconditus, und hinter ihm steht die nicht ausgesprochene Kritik an den idealistischen Systemen der Zeit, die den Gott so genau kennen und da einsetzen, wo er ihren Entwurf zu beglaubigen nützlich ist.

Und wieder bietet sich der Schritt in die Kunsttheorie von selbst an. In dem bald nach dem Brief an den Bruder geschriebenen Text 'Die Bedeutung der Tragödien' heißt es, die Poesie, wenigstens Lyrik und Epos, sei am leichtesten aus dem „Paradoxon“ zu begreifen, daß sie das „Ursprüngliche“, den „verborgenen Grund“, nicht in „ursprünglicher Stärke“, sondern nur in seiner „Schwäche“ erscheinen lasse, weil sie ihn mit dem „Zeichen“ verdeckt, mit dem also, was sie in Worten, Bildern und Motiven einer Dichtung sichtbar vorzeigt. In der Terminologie anderer Aufsätze heißt das: der Kunstcharakter der Dichtung verbirgt

ihren Grundton, so daß man ihn nicht mehr unmittelbar wahrnimmt und nur gleichsam wie eine Continuo-Stimme durchklingen hört. Man erkennt, um es ganz einfach zu sagen, daß in einem Gedicht Hölderlins das, was es sagt, nicht alles ist, daß Ungesagtes mitschwingt, welches das Gesagte trägt und ihm seine eigentümliche, weit über die direkte Aussage hinausreichende Bedeutung gibt. Und um diese Abstraktion wenigstens an einem Beispiel zu bekörpern: Hölderlin, der mehr als jeder andere Dichter seiner Zeit von den Göttern gesprochen hat, ist niemals der Versuchung erlegen, das Wesen der Götter unmittelbar auszusprechen und gleichsam in einer Definition zu fixieren. Er spricht, wie er im ersten Böhlendorff-Brief sagt, nur von dem, was er „schauen kann von Gott“, von den Spuren, Zeichen und Winken der Himmlischen, die er in Natur und Geschichte, in menschlicher Gesellschaft und eigenem Innern wahrnimmt. Sie selbst sehen und davon berichten wollen, wäre, so fromm dies scheinen könnte, Hybris.

*Und sag ich gleich,
Ich sei genabt, die Himmlischen zu schauen,
Sie selbst, sie werfen mich tief unter die Lebenden
Den falschen Priester, ins Dunkel, daß ich
Das warnende Lied den Gelehrigen singe,*

den Titanen im Tartarus – so in 'Wie wenn am Feiertage'. Erlaubt ist nur, was die Hymne 'Germanien' angesichts des „Wahren“, d. h. des unverborgenen Wesens der Götterwirklichkeit, befiehlt:

*Dreifach umschreibe du es,
Doch ungesprochen auch, wie es da ist,
. . . muß es bleiben.*

Das etwa mag zur Verdeutlichung des Gedankens genügen, der Grund einer Dichtung müsse verborgener Grund bleiben und gebe sich in ihrem Zeichen, in dem, was sie ausspricht und öffentlich darstellt, nur mittelbar zu erkennen. Nur in der Sicherheit und Glaubwürdigkeit ihrer Aussagen erscheine er, nicht im direkten Benennen dessen, was er selber ist und bedeutet.

Ein lebensgeschichtlicher Sachverhalt, das Nicht-aussprechen-Können des Eigentlichen, hat uns zum zweiten Male auf eine Denkform geführt, die sich bis ins Innre der Kunsttheorie und der dichterischen Praxis verfolgen ließ. Ich möchte eine dritte und letzte Betrachtung dieser Art anfügen.

Es geht um die in den Homburger Briefen wiederholt laut werdende Klage Hölderlins, immerzu dringe sein Gefühl auf Einheit mit allem

Lebendigen, und wenn dann die Wirklichkeit, kalt und tötend, ihr Recht geltend mache, schreke er in sich zurück, außerstande, sie zu bewältigen oder das Gefühl, von dem er doch lebt, unbeschädigt und rein zu erhalten. Daß in solchen Klagen das schreiende Mißverhältnis zwischen der geheimen Welt der Liebenden und der entwürdigenden Behandlung des Hofmeisters sich Ausdruck verschafft, und nur, weil es direkt nicht benannt werden kann, in die allgemeine Form eines psychologischen Rasonnementes ausbiegt, liegt auf der Hand. Aber gerade die Verallgemeinerung zeigt, daß Hölderlin wieder einer konkreten Erfahrung ein Denkbild abzugewinnen versucht. Wie er dieses sogleich in ein künstlerisches Programm umsetzt, geht aus dem langen Brief an Neuffer vom November 1798 hervor.

Zuerst schildert er, was er an sich glaubt beobachtet zu haben: Sein Herz, allzu „voreilig, mit den Menschen und den Dingen unter dem Monde sich zu verschwistern“, scheut das „Gemeine und Gewöhnliche im wirklichen Leben“ zu sehr und geht an der „eiskalten Geschichte des Tags“, wenn sie ihn trifft, beinahe zugrunde. Dann fragt er sofort: was kann ich dagegen tun? und kommt zu dem Schluß: ich muß den „Dingen, die auf mich zerstörend wirken, einen Vorteil abzugewinnen suchen, ich muß sie nicht an sich, ich muß sie nur insofern nehmen, als sie meinem wahrsten Leben dienlich sind. Ich muß sie, wo ich sie finde, schon zum voraus als unentbehrlichen Stoff nehmen, ohne den mein Innigstes sich niemals völlig darstellen wird.“ Soweit klingt das noch ein wenig Schillerisch: dem Schicksal zuvorkommen, indem man es freiwillig annimmt und so in ein Produkt seines Willens ummünzt, ist ein Gedanke seiner ästhetischen Schriften. Aber Hölderlin geht es nicht darum, die Autonomie seines Willens zu retten, sondern „als Künstler“ – so sagt er ausdrücklich – den Beleidigungen seines Gefühls durch die Realität etwas abzugewinnen. Das kann nur gelingen, fährt er fort, wenn er diese „als Schatten zu meinem Lichte“ aufstellt und als „untergeordnete Töne“ wiedergibt, „unter denen der Ton meiner Seele um so lebendiger hervorspringt.“ Darauf folgt das Facit: „Das Reine kann sich nur darstellen im Unreinen.“ Um aber nicht den Eindruck aufkommen zu lassen, ihm schwebt eine Art Schwarz-Weiß-Malerei in der Poesie vor, erläutert er genauer: Das Reine, wenn es sich zeigt, erscheint schon gar nicht mehr in seiner ursprünglichen Reinheit, oder mit seinen eigenen Worten: „Das Edle selber, so wie es zur Äußerung kömmt“, trägt „die Farbe des Schicksals . . .“, unter dem es entstand, weil das Schöne, so wie es sich in der Wirklichkeit darstellt, von den Umständen, unter denen es hervorgeht, notwendig eine Form annimmt, die ihm nicht natürlich ist, und die nur

dadurch zur natürlichen Form wird, daß man eben die Umstände, die ihm notwendig diese Form gaben, hinzunimmt.“

Der Gedanke ist also: Das Absolute erscheint nur in gebrochener Gestalt, weil ihm die Sphäre, in der es erscheint, die endliche, die Signatur der Endlichkeit aufprägt. Das erinnert an den sich nur uneigentlich offenbarenden Gott, von dem soeben die Rede war. Aber Hölderlin zieht jetzt die poetologische Konsequenz: ich muß das unreine Endliche, vor dem ich mich so sehr scheue, unbedenklich und hart darstellen, damit man die Verhältnisse erkennt, welche die Reinheit des Absoluten getrübt haben. Dann kann man die Macht dieser Verhältnisse sozusagen abziehen und wird die ursprüngliche Reinheit des Unendlichen erst sehen lernen.

Das ist ein neuer Gedanke, nicht gänzlich zwar, wenn man sich des 'Hyperion' erinnert. Aber dort war die Darstellung des Unreinen in einen einzigen Brief, die Scheltrede, verbannt, so daß es schwer fiel, in ihr die Basis der Andacht zum Schönen, der Liebe zu Diotima und der Lobpreisungen des griechischen Altertums zu erkennen, die den Roman durchziehen und in beinahe jedem Brief zur Sprache kommen. Erst jetzt wird Hölderlin klar, daß er sich mit seiner Scheu vor dem Gemeinen nicht dadurch aus der Affäre ziehen kann, daß er es gleichsam in eine Ecke zusammendrängt und dort Generalabrechnung hält. Die Basis des Unreinen muß, thematisch oder unthematisch, immerzu gegenwärtig sein, wenn anders das Reine samt seiner notwendigen Verunreinigung in dem, was es ist, begriffen werden soll.

Diesen Gedanken führt er in einem Brief an den Bruder weiter. Es fehle ihm am „bestimmteren Gefühl“, schreibt er. Mängel empfinde er „nur unendlich“, und so sei er auch geneigt, ihnen „nur unendlich abhelfen zu wollen“. Ein solches Alles-oder-nichts bringe aber weder in der Poesie noch im Leben Glück. Er müsse lernen, „das Rohe, Schiefe, Ungestalte nicht bloß im Schmerz, sondern, als das was es ist, was seinen Charakter, seinen eigentümlichen Mangel ausmacht, zu erkennen“. Nur so könne er hoffen, seiner poetisch und im Leben Herr zu werden. Das Stichwort Charakter taucht dann in einem Brief an Schiller wieder auf. Er habe sich zur Maxime gemacht, schreibt er dort, „in irgend einer Art des Dichtens fest zu werden, und Charakter zu gewinnen“, und diesen glaube er seiner Veranlagung nach am ehesten in der „tragischen Form“ zu finden; er erwähnt die Arbeit am 'Empedokles'. Dieses Streben zum Charakteristischen – im Werk wie im Schaffen – sieht er schließlich durch die Alten bestätigt. „Das Geistigste mußte ihnen zugleich das höchste Charakteristische sein“, sagt er von den griechischen Schriftstellern in dem wichtigen Brief an den klassischen Philologen Gottfried Schütz. Daher rühre die

„Strenge und Schärfe der Form“ ihrer Dichtungen, die nichts als der Ausdruck der „heiligen Schicklichkeit“ gewesen sei, „womit sie in göttlichen Dingen verfahren mußten“. Mit anderen Worten: die Darstellung des Göttlichen darf, wie man bei den Griechen lernt, niemals in einen vagen Enthusiasmus verfließen, sie muß die konkreteste Form annehmen, weil sonst dieses Göttliche nicht gegen den Herrschaftsanspruch menschlicher Realitäten geschützt werden kann, und weil umgekehrt die Ehre der Himmlischen verlangt, daß der menschliche Dichter sich ihrer Realität stelle und nicht sich im Gefühl seiner Gotterfülltheit selbstgefällig bespiegle. Dieser heiligen Schicklichkeit wegen muß der Dichter dem Geistigsten die Form des höchsten Charakteristischen geben.

Wir haben eine dritte Gedankenreihe aus den Briefen entwickelt: Hölderlin zwingt sich, die Frankfurter Kränkungen nicht mehr direkt und unendlich zu nehmen, sondern objektiv zu analysieren, als ob sie ihn nichts angingen. Dabei entdeckt er, daß er über seinem Drang zu idealen Wesenheiten den Blick für das charakteristisch Eigentümliche einer Sache vernachlässigt hat und üben muß. Kann er sich diesen Blick erwerben, dann wird das für seine Dichtung von unschätzbarem Vorteil sein, weil er in ihm ein poetisches Instrument erhält, um das Reine dieser Wesenheiten nicht mehr, wie früher, naiv zu verkündigen und einem vielleicht unwilligen Leser aufzudrängen, sondern vor der Folie des Unreinen und seiner eigenen Bedingtheit durch dieses wahr und überzeugend zu entwickeln. Und schließlich versteht er in diesem Aspekt plötzlich das poetische Verfahren der Griechen, womit eine neue Reihe von Überlegungen in Gang kommt, die uns, könnten wir sie hier verfolgen, zuletzt in die Sophoklesübersetzungen und -anmerkungen führen würde.

Halten wir am Ende dieser lebensgeschichtlich orientierten Betrachtung fest: Hölderlin überdenkt seine so unheilvoll veränderte Situation in Homburg und findet drei Wahrheiten, die seinem Verständnis der Kunst unmittelbar zugute kommen: 1. daß menschliches Miteinander von einem Geist getragen sein muß, der nicht nur allen gemein, sondern jedem eigen ist und ihm die Freiheit des Selbstseins läßt. 2. daß der Grund, aus dem alles Lebendige – die Natur, der Mensch, seine Gesellschaft und seine Geschichte – existiert, ein wesenhaft verborgener Grund ist, den, mit dem Wort der Rhein-Hymne, auch der Gesang kaum enthüllen darf. Und 3. daß die Kunst das unendliche Gefühl, weil es nur das Subjekt des Künstlers ausdrückt, scheuen und sich vielmehr konkret und charakterisierend dem Gegenstand zuwenden muß, damit Reines und Unreines, Himmlisches und Irdisches in ihrem wahren Verhältnis erkennbar werden. Der Geist, der Grund und die Kunst, für die, wie anfangs gesagt

war, der Begriff Zeichen einzusetzen ist, diese drei Begriffe umschreiben aber den Horizont des Hölderlinischen Seins- und Dichtungsverständnisses, das er sich in Homburg erarbeitet. Wir sind von den Lebenszeugnissen nicht nur zu vereinzelt Gedanken, sondern zu einem geistigen Kosmos geführt worden, der den Ertrag dieser Epoche, wenigstens von der intellektuellen Seite, als ein Ganzes zu begreifen erlaubt.

Indessen unterscheiden sich die Bestandteile dieses Kosmos nicht nur der Sache, sondern auch der Methode nach. Das Problem des Sozialen löst Hölderlin dialektisch – dialektische Einheit selbständiger Glieder. Das metaphysische Problem löst er mit dem Denkbild des Paradoxes – Offenbarung geschieht als Verbergung des sich Offenbarenden. Und das ästhetische Problem löst er instrumental – auf sein Ich zu verzichten und Instrument seiner Aufgabe zu werden, ist die Bestimmung des Dichters. Diese Denkmethode beschreiben aber idealiter den Weg, den in der Realität Hölderlins Dichtung erst noch gehen muß. In der Begründung seines klassischen Werks kündigen sich schon Prinzipien an, die sein Spätwerk tragen und dann die Preisgabe der klassischen Position erfordern werden. Da es sich vorerst aber nur um theoretische Entwürfe handelt, ermißt Hölderlin ihre Virulenz und Sprengkraft noch nicht, die sich naturgemäß nur in der dichterischen Praxis zu erkennen geben wird. Was ich denke, kann sehr revolutionär sein. Daß es wirklich revolutionär ist, erfahre ich erst, wenn ich es in die Tat umsetze. Es muß noch eine Zeit vergehen, bis Hölderlin im Anblick eines eigenen Gedichtes sagen kann: „Sollten . . . einige eine solche Sprache zu wenig konventionell finden, so muß ich ihnen gestehen: ich kann nicht anders.“ Aber Ansätze des neuen Denkens werden wir schon in den Homburger Dichtungen finden, und es wird sich zeigen, daß in diesen anderthalb Jahren gleichermaßen ein Festwerden im Dichterischen wie ein Übergang zu einer neuen Form des Dichterischen geschehen ist.

2

In einer zweiten, sehr viel kürzeren Betrachtung möchte ich nun, wie angekündigt, zeigen, daß das materiell Neue der Homburger Dichtung, ihre Stoffe und Motive also, oft nicht einfach frei erfunden, sondern der kritischen Vergegenwärtigung früherer Dichtungen abgewonnen ist. Hölderlin fragt sich sozusagen: was habe ich gemacht, was blieb dabei ungenügend, wie muß ich es anders angreifen?

Zunächst beobachtet man: es gibt einige Äußerungen Hölderlins, welche die These zu bestätigen scheinen, er habe die erzwungene Muße in

Homburg für eine kritische Rückschau auf bisher Gelebtes und Geleistetes benützt. In dem erwähnten Brief an Neuffer, worin er von seiner unseligen Veranlagung spricht, alles, was ihn trifft, sich zu Herzen zu nehmen, statt in seinen Proportionen zu sehen, steht der aufschlußreiche Satz: „Das sehe ich. Kann es mir helfen, daß ich es sehe? Ich glaube, so viel.“ Und dann zieht er aus diesem Sehen die besprochene Konsequenz, Widerwärtiges künftig in ein Instrument der poetischen Gestaltung umzuwandeln. Hölderlin vollzieht die nötige Reflexion und thematisiert sie sogar, wenn auch nur in einem bestimmten Punkt; das gibt diese Briefstelle zu erkennen.

Dann die, oft elegischen, Rückblicke in den Gedichten, die gleichermaßen ein Facit ziehen; so in 'Palinodie':

*Ach! vormals rauschte leicht des Gesanges Quell
Auch mir vom Busen, da noch die Freude mir
Die himmlische vom Auge glänzte.*

Aber die Freude, die wie immer bei Hölderlin kein transitorisches Gefühl, sondern eine Seinsverfassung ist, in welcher sich Leben und Geist entzünden, konnte nur im Schutzbezirk Diotimas gedeihen. Darum ist der Satz in dem Gedicht an die Großmutter ebenso wahr:

*Manches hab' ich versucht und geträumt und habe die Brust mir
Wund gerungen indes, aber ihr heilet sie mir,
O ihr Lieben! ...*

Er sieht die Idylle von außen, sieht, daß sie Utopie bleiben mußte und nur in der fiktiven Wirklichkeit eines Romans von Diotima Gestalt finden kann; und auch da nur eine Weile. Und wenn hier die Heilung noch von den Lieben, von ihrer „Teilnahme“ erwartet wird, resigniert sich 'Mein Eigentum' auf den Gesang allein:

*Und daß mir auch zu retten mein sterblich Herz,
Wie andern eine bleibende Stätte sei,
Und heimatlos die Seele mir nicht
Über das Leben hinweg sich sehne,
Sei du, Gesang, mein freundlich Asyl! ...*

Ein Bleiben: nur mehr in der Kunst. Ist aber diese Entsagung geleistet, dann geschieht die elegische Peripetie, das plötzliche Offenwerden für die Wirklichkeit, das die Ode 'Der Zeitgeist' noch in der Wunschform ausspricht:

*Laß' endlich, Vater! offenen Aug's mich dir
Begegnen!*

In der Peripetie von 'Menons Klagen' vollzieht sich das Offenwerden im Gedicht selbst:

*So will ich, ihr Himmlischen! denn auch danken, und endlich
Atmet aus leichter Brust wieder des Sängers Gebet. ...
Kommt es war wie ein Traum! Die blutenden Fittige sind ja
Schon genesen, verjüngt leben die Hoffnungen all.
Großes zu finden, ist viel, ist viel noch übrig, und wer so
Liebe, gehet, er muß, gehet zu Göttern die Bahn.*

Die Gedichte beschreiben nicht nur, sondern gehen den Weg noch einmal, den Hölderlin von der Sphäre Diotimas über ihren Verlust, den Rückzug in die fiktive Welt der Poesie und, von diesem innersten Punkt aus, zum Sichöffnen gegen die Wirklichkeit der Zeit im Licht des Heils von den Himmlischen zurückgelegt hat. Das neue Leben – „Leben will ich denn auch!“ heißt es in der Peripetie von 'Menons Klagen' – wird einem nicht einfach irgendwann einmal geschenkt, sondern es geht nur aus der geleisteten Rekapitulation des bisherigen Lebens hervor. Der Homburger Aufsatz 'Das Werden im Vergehen' beschreibt diesen Vorgang genau, nur übertragen vom individuellen auf das geschichtliche Leben. Was dort die „Lücke“ zwischen dem vergehenden Alten und dem werdenden Neuen genannt wird, in welcher die Analyse des bisherigen Zustandes geleistet werden muß, damit der kommende nicht dem tödlichen Zufall überlassen bleibe, das ist in den Gedichten das „freundliche Asyl“ der Kunst, worin Erinnerung Dank wird und für das Große offen macht, das zu finden übrig ist. Schon im 'Hyperion' war von der „Mitternacht des Grams“ die Rede, aber die Arznei hieß nur: dulden und warten, ob sich vielleicht wieder ein Licht zeige. Oder sie hieß ein wenig großartig: „Wer auf sein Elend tritt, steht höher“, ohne daß der Verfasser hätte angeben können, wie man das macht. Jetzt erst, nach der wirklichen Trennung von Diotima, ist die Einsicht da, daß ein neuer Ansatz nur aus der gewissenhaften Aufarbeitung des alten hervorgehen kann.

Wie sich dieses Aufarbeiten in der dichterischen Praxis äußert, möchte ich nur an einem Beispiel, dem 'Empedokles', mit wenigen Worten zu zeigen versuchen. Der 'Hyperion' ist als zeitkritischer Roman konzipiert, Hyperions neugriechische ist Hölderlins deutsche Gegenwart. Aber die Instanz der Kritik läßt er im Dunkel, er appelliert gleichsam an das naturrechtlich geschulte Gefühl des Lesers, der schon begreifen werde, wie ein Schriftsteller zu einem so radikalen Verdikt seiner Zeit kommt. Aber kann man so verfahren, ist man dem Leser nicht Auskunft darüber schuldig, woher man seine Maßstäbe nimmt, muß man, Hölderlinisch ausge-

drückt, nicht den Gott benennen, der einem sagt, was falsch ist und was richtig wäre? Mit einem Wort: muß die Zeit nicht das Werk eines Gottes sein, der sich verbirgt, wenn sie sich von ihm zu entfremden scheint? Hyperions Zeit hat keinen Gott, nicht einen abwesenden, sondern keinen. Im 'Empedokles' ist er da und die Mitte und der Bezugspunkt des gesamten Geschehens, zuerst Jupiter, dann einfach der „Herr der Zeit“ genannt. Er wählt sich in götterentfremdeter Zeit den Einen, den er für einen geschichtlichen Augenblick zu seinem Werkzeug macht, um sich der Welt wieder in Erinnerung zu bringen. Warum dieses Werkzeug seine Mission mit dem Tod bezahlen muß, ist eine Frage der Motivierung, die in den verschiedenen Fassungen des Stücks verschieden durchgeführt wird. Gemeinsam ist ihnen der Gedanke, ein Opfer sei vonnöten, wenn die Welt erfahren soll, daß die Götter noch sind. Damit ist aber der Gott, der im 'Hyperion' noch für die enthusiastischen Augenblicke der Freundschaft und Liebe aufgespart war, in die Mitte des Seins versetzt, er *ist*, ob er sich zeigt oder verbirgt, und nichts geschieht, was nicht mit seiner Billigung geschähe. Zugleich ist der Mensch von seiner Subjektivität befreit, die ihn einmal den „Gott in ihm“ spüren und das andre Mal verzweifeln läßt, wenn er ihn nicht mehr zu fühlen vermag. Die Geschichte des Empedokles ist, zumindest in den beiden ersten Fassungen des Stücks, die Geschichte eines Menschen, der, in Naturinnigkeit und Gewalt über Menschenherzen, den Gott in sich glaubte produzieren zu können, der, in die Nacht der Götterlosigkeit gestoßen, erkennt, daß dies Hybris war, und der im Selbstopfer den nicht menschengemachten, sondern seienden Gott erfährt. Es ist die Geschichte des Verfassers selbst, der im 'Grund zum Empedokles' ausdrücklich sagt, er habe das „eigene Gemüt und die eigene Erfahrung in einen fremden analogischen Stoff übertragen“, der Stoff des dramatischen Gedichts müsse zum „kühneren fremderen Gleichnis und Beispiel“ der eigenen Empfindung geformt werden, um das „nefas“ der „Innigkeit“ zu vermeiden, das in der ungehemmten Selbstaussprache des Romans auf Schritt und Tritt begegnete. Hölderlin leistet in der Verfremdung seiner eigenen Seelengeschichte in die dramatische Fabel von Empedokles denselben Subjektverzicht, den Empedokles in der Hingabe an den seienden Gott leistet und den der Autor in Leben und Denken geleistet hatte, als er begriff, er habe sich, ohne Anspruch auf gelebtes Glück, zum Instrument der Dichtung und also zum Werkzeug der Himmlichen zu machen.

Damit sind die Antworten des 'Empedokles' auf Hölderlins frühere Dichtungen, insbesondere den Roman, bei weitem nicht erschöpft. Indessen ist wohl deutlich geworden, daß das Neue nicht ex nihilo, sondern

aus der Reflexion des Alten entsprungen ist, und daß man die Homburger Zeit in diesem Betracht die Periode einer geradezu gnadenlosen Analyse des bisher Gelebten und Geleisteten nennen darf. Hölderlins Sichdurchkämpfen zum Verzicht auf das eigene Ich, auf Liebe, Anerkennung der literarischen Welt, Ausruhen in einem dogmatisch gesicherten Glauben, auf jede Art der Lebensfüllung, kommt, im dramatischen Gleichnis des Sprungs in den Ätna, dem empedokleischen Selbstopfer sehr nahe. Und wenn die erste Hymne von den Dichtern verlangt, mit „entblößtem Haupt“ sich unter die Gewitter des Gottes zu stellen und „mit eigener Hand“ den Blitzstrahl des Vaters zu fassen, so ist, nimmt man diese Bilder ernst, wieder von nichts anderem die Rede als vom Tod des autonomen Ichs und vom Werkzeug-Werden im Dienste des Gottes.

3

Unsere letzte Frage sollte lauten: Läßt Hölderlins Homburger Werk Elemente erkennen, die auf seine späte Dichtung vorausweisen? Materialiter ist zu dieser Frage schon manches gesagt. Es kommt jetzt mehr darauf an, die Gesichtspunkte zu verknüpfen und eine Konzeption des Dichterberufs zu beschreiben, deren Homburger Ursprünge im Licht des Spätwerks zu erkennen sind. Auch hier geht man am besten von der lebensgeschichtlichen, in diesem Falle sogar von der geographischen Situation aus.

Homburg liegt drei Wegstunden von Frankfurt entfernt; Hölderlin hat diesen Weg für die beschämenden heimlichen Zusammenkünfte mit Susette Gontard alle Monate zurückgelegt. Der Schwester erzählt er in einem Brief, wie er beim abendlichen Spaziergang nach Frankfurt hinüberzuschauen pflegt; in der umgekehrten Richtung gehe ihr Blick, schreibt ihm Diotima einmal. Die Homburger Gedichte deuten dieses Schauen in ein vergebliches Suchen um:

*Täglich geh' ich heraus, und such' ein Anderes immer,
Habe längst sie befragt alle die Pfade des Lands;*

so beginnen 'Menons Klagen'; ähnlich lautet die erste Strophe einer Ode:

*Wohl geh' ich täglich andere Pfade, bald
Ins grüne Tal im Walde, zur Quelle bald,
Zum Felsen, wo die Rosen blühen,
Blicke vom Hügel ins Land, doch nirgend*

Du Holde, nirgend find ich im Lichte dich . . .

Aber dieses immer enttäuschte Suchen hat jenes zugleich Nah- und Getrenntsein zur Voraussetzung. Es wäre merkwürdig, wenn bei

Hölderlins ausgeprägtem Sinn für den Raum und räumliche Distanzen nicht auch dieses Motiv seine poetische Deutung erfahren hätte. Eine noch in Homburg niedergeschriebene Variante zum 'Archipelagus' lautet:

*Aber weil so nahe sie sind die gegenwärtigen Götter
Muß ich sein, als wären sie fern, und dunkel in Wolken
Muß ihr Name mir sein, nur ehe der Morgen
Aufglänzt, ehe das Licht im Mittag glühet
Nenn' ich stille sie mir, damit der Dichter das Seine
Habe, wenn aber hinab das himmlische Licht geht
Denk' ich des Vergangenen gern, ...*

Der Dichter vermeidet die Nähe der gegenwärtigen Götter. Er legt einen Abstand zwischen sie und sich, in welchem er sich ihre Namen nennt, und offenbar ist dieser Abstand nötig, damit er überhaupt von ihnen sprechen und ihre Namen aussprechen kann. Denn etwas nennen und benennend fassen ist ein gegenständliches Tun und erfordert die Distanz des Gegenstehens. Daß der nahe Gott schwer zu fassen sei, sagt 'Patmos'.

Man tut diesen Versen wohl keine Gewalt an, wenn man in ihnen jenes zugleich Nah- und Getrenntsein zwischen Homburg und Frankfurt wiedererkennt, zumal der Schritt von Diotima zu den gegenwärtigen Göttern nicht befremden kann. Die vielen Vergöttlichungsprädikate, die ihr der Roman zuschreibt – einmal wird sie sogar die „gegenwärtige Gottheit“ genannt – und das späte Wort von Frankfurt, dem „Nabel dieser Erde“, legen diese Vermutung nahe. Und der Vers: „wenn aber hinab das himmlische Licht geht, denk' ich des Vergangenen gern“, erinnert unmittelbar an das abendliche Hinüberschauen nach Frankfurt im Brief an die Schwester. Aber nicht der Schmerz des Getrenntseins, sondern seine Sinndeutung führt weiter.

Warum tritt der Dichter vor der Gegenwart der Götter zurück? Damit er „das Seine habe“, sagt Hölderlin. Das Seine, das ist aber nicht sein Ich, seine menschliche Person – denn diese *hat* er nicht, er *ist* sie – sondern sein Dichterberuf, den er in 'Wie wenn am Feiertage' als das Amt des Mittlers zwischen den Göttern und den Menschen, gleichsam auf der Grenze beider Welten, auslegt. Werkzeug des Gottes sein kann nur, wer sich der zugleich beseligenden und verzehrenden Nähe des Gottes entzieht. Hölderlin rettet nicht sein Ich, sondern sein Amt, wenn er sich die immer ersehnte Unmittelbarkeit der Himmlischen versagt. Und was hier mit dem Bild eines Zurücktretens ausgedrückt wird, kann anderswo ein Vorlaufen heißen. Eine Variante zu 'Brot und Wein' lautet:

*Vor der Zeit! ist Beruf der heiligen Sänger und also
Dienen und wandeln sie großem Geschicke voran.*

Vor den gegenwärtigen Göttern zurücktretend oder den kommenden Göttern vorausgehend, beide Male spart sich Hölderlin den Raum des Dichtenkönnens aus, um den Göttern zu dienen.

Aber der Vorgang ist nicht nur im Aspekt des Dichters, sondern in dem des Gottes zu sehen. Wir haben in der Homburger Philosophie den Gedanken gefunden: Der Grund wird von dem Zeichen verdeckt, in dem er sich zeigt, und kommt in ihm nur mittelbar zur Erscheinung, in der Gestalt der „Metapher“, wie es in einem der Aufsätze heißt. Hölderlin nannte dies ein „Paradoxon“. Darin schien sich uns das Paradox des Gottes anzukündigen, das dem späten Hölderlin selbstverständlich ist: der Gott verbirgt sich in seine Offenbarung und gibt sich nur in uneigentlicher Gestalt zu erkennen. Jetzt können wir hinzufügen: nur in dieser uneigentlichen oder Zeichengestalt ist er überhaupt faßbar und benennbar; das reine Sein entzieht sich der Sprache, nur Seiendes und mithin zeichenhaft Erscheinendes läßt sich benennen. Darum spricht der späte Hölderlin nur mehr von den Zeichen der Himmlischen, von ihren Winken, ihren Fußspuren, ihren Stimmen in der Natur, ihren Taten in der Geschichte, ihrem „mittelbaren“ Erscheinen in „heiligen Schriften“ und dergleichen.

Der Gott, der sich selber uneigentlich werden muß, um sich zu offenbaren, der Dichter, der sich ebenso uneigentlich werden und sich zum Werkzeug machen muß, um dieser Offenbarung sprechend zu entsprechen, und der nah-getrennte Abstand zwischen beiden – diese drei Momente ein und desselben Vorgangs umschreiben Hölderlins spätes Verständnis des Dichters. Eine Pindar-Erläuterung nennt dies die „strenge Mittelbarkeit“, in der allein „der Mensch sich und der Gott begegnet“. Denn das „Unmittelbare“ ist „für die Sterblichen unmöglich, wie für die Unsterblichen“. Aber was hier spät erst formuliert wird, hat seine Wurzeln in Hölderlins Homburger Erfahrungen. Homburg ist eine Periode des „Werdens im Vergehen“ und die vielleicht wichtigste Peripetie in Hölderlins Entwicklung gewesen.

Hölderlin in und nach Bordeaux

Eine biographische Untersuchung*

Von

Pierre Bertaux

„Die prosaischen Kommentatoren der Poeten (haben) viel zu tun, ehe es ihnen gelingt, durch ihre verständigen Analysen Bild und Bedeutung zu trennen, aus der lebendigen Gestalt den abstrakten Inhalt herauszuziehen und dadurch dem prosaischen Bewußtsein das Verständnis poetischer Vorstellungen eröffnen zu können.“¹ Beim Lesen von Bernhard Böschensteins Reflexionen zu Gedichten Hölderlins und ihren Kommentaren² kam mir diese Stellungnahme Hegels in Erinnerung. Böschenstein unterscheidet nämlich zwei Arten des Kommentars: Einmal die von der klassischen *Philologie* geprägte Kommentartradition, die – wie er sagt – lemmatisch vorgeht: Sacherläuterungen historischer Fakten und sprachlicher Besonderheiten, insbesondere aus dem Bereich der Wortgeschichte, sowie literatur-, motiv-, manchmal wirkungsgeschichtlicher Elemente in pragmatischer Folge nebeneinanderstehend. Dies entspricht bei Hegel dem Verfahren des „prosaischen Kommentators“, desjenigen nämlich, der ‚den abstrakten Inhalt aus der lebendigen Gestalt herauszieht‘, die ‚Bedeutung vom *Bild* trennt‘ und das Gedicht auf seinen prosaischen Inhalt reduziert. Ihm entgeht von vornherein gerade die poetische Essenz, das Dichterische am Gedicht. Bei diesem prosaisierenden Verfahren wird das bildliche Element, und damit auch das Lebendige am Gedicht, ausgelassen und ignoriert.

Dann aber – und das ist Böschensteins Empfehlung – soll die Struktur des poetischen Textes als *Bauform* berücksichtigt werden: der Kommentar kann „auf den wichtigen Schlüssel des Baugesetzes nicht verzichten“, besonders seitdem „die strenge und vielschichtige Gesetzmäßigkeit

* I. Teil des Vortrages, gehalten bei der 14. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Bad Homburg im Juni 1976. Vom 2. Teil findet sich eine Zusammenfassung anschließend.

¹ Hegel, Sämtliche Werke, hrsg. von H. Glockner, Bd. 14, S. 280.

² Bernhard Böschenstein, Gedichte Hölderlins und ihre Kommentare. An einigen Beispielen erläutert. DFG-Kommission für germanistische Forschung, Mitteilung I, 1975, S. 105 ff.

keit Hölderlinischer Kompositionsweise“ erkannt wurde³. Selbstverständlich stimme ich ihm völlig zu: die Strenge von Hölderlins Komposition (im musikalischen Sinn des Wortes) wird nur zu selten anerkannt und gewürdigt.

Doch sollte, meine ich, zur einerseits *philologischen*, andererseits *strukturellen* Durchleuchtung des poetischen Textes ein Drittes hinzukommen, worauf Hegels Definition hinweist, nämlich das *bildliche* Element, wodurch das Gedicht zur „lebendigen Gestalt“ erst wird.

Blind ist der Mensch. Die Blindheit der Menschen ist ein Topos, den Hölderlin von den Griechen übernommen hat. Man vergleiche u. a. Pindar: „Blind ist der Geist der meisten Menschen, der Masse“ (‘7. Nemeische’, V. 34 ff.). Bei Sophokles, den Dialog Ödipus-Tiresias, wo jeder den anderen einen Blinden schilt (‘Ödipus der Tyrann’, Akt 2, Sz. 2). Ebenfalls bei Sophokles blendet Athena den Helden so, daß „er bei offenen Augen nichts sieht“ (‘Ajax’, V. 84 ff.). Alles Stellen, die nachweisbar zum (nicht übermäßig umfangreichen) griechischen Thesaurus Hölderlins gehören.

Genauso meinte Hölderlin, von selbst sähen die Menschen wenig, sie seien so gut wie blind: „es fallen / Die leidenden Menschen / Blindlings von einer / Stunde zur andern“ (‘Hyperions Schicksalslied’); und am Ende des ‘Empedokles’, Zweite Fassung, sagt Panthea: „Denn einmal bedurften / Wir Blinden des Wunders.“

Blind sind die Menschen; die Dichter sind Sehende. Wohlgemerkt: keine „Seher“, die Visionen hätten, sondern einfach eine besondere Art von Menschen, die etwas sehen, da wo die anderen blind vorbei gehen und nichts merken – und dann das, was sie gesehen haben, den anderen in Bildern vermitteln.

Nicht nur Hölderlin, andere sagen es auch. Pierre Reverdy, ein Dichter, der von Dichtung sehr viel verstand, meinte, der Dichter solle die Dinge sehen, so wie sie sind, und sie anderen so zeigen, wie man sie sonst nicht gesehen hätte. Federico Garcia Lorca beschrieb den dichtenden Poeten als einen, der „auf Bilderjagd geht“. Denselben Ausdruck finden wir schon bei Goethe, der in ‘Dichtung und Wahrheit’ ein Wort Ewald von Kleists zitiert, „ein Wort, das wir oft genug hören mußten“: Kleist sei bei seinen Spaziergängen gar nicht müßig, sondern „er gehe auf die Bilderjagd“. In seinen Gesprächen mit Janouch sagte Franz Kafka: „Ich bin ein Augenschmied . . . Ich warte und schaue . . . Ich möchte so gern zeichnen; zeichnen ist abgeleitet von zeigen . . . Die Menschen schließen die Augen und sehen

³ Böschenstein, aaO, S. 106.

so wenig . . . Die Dichter versuchen es, den Menschen andere Augen einzusetzen.“

Man kennt Hölderlins Auffassung des Dichtens als Beruf: Funktion des Dichters in der Gesellschaft ist es, ein Sehender zu sein und seinen Mitmenschen durch die *mèchanè* des Gesangs etwas sichtbar zu machen, an dem sie sonst teilnahmslos mit gleichsam geschlossenen Augen vorbeigehen. Wenn beim Nachsingen (oder Nachvollziehen) des Gesangs der Lesende nichts *sieht*, dann hat die *mèchanè* des Gesangs versagt, aus irgendeinem Grund, der auch am Lesenden liegen mag. Das Gedicht als Apparat hat nicht funktioniert und seinen Zweck verfehlt.

Bei der Lektüre Hölderlins hat es mir immer geholfen, von der Voraussetzung auszugehen, daß er 'nichts umsonst' sagt, sondern daß hinter jedem Ausspruch eine konkrete Aussage steht, meist etwas Gesehenes; ein Bild, das er durch Sprache zu vermitteln trachtet: ein Bild, und keineswegs eine Abstraktion, keine sogenannte ‚Idee‘ – wobei man doch nicht vergessen sollte, daß die Vokabel ‚Idee‘, vom griechischen *eidos* abgeleitet, ursprünglich, aber auch noch bei Platon, als Bild, als *aperçu*, nach Goethes Gebrauch des Wortes, zu verstehen war. *Unsere* Aufgabe ist es, alles darauf zu legen, auch das zu sehen, was der Dichter sah und zeigte: gleichsam hinter ihm stehend und ihm über die Schulter in die Richtung blickend, auf die seine Worte, seine Winke weisen. Man hat gesagt, der Unterschied zwischen einem Hund und einem Menschen bestehe darin, daß, wenn man mit dem Zeigefinger auf etwas weist, der Mensch in die Richtung blickt, der Hund aber auf den zeigenden Finger starrt. So benehmen sich auch nur zu oft die Kommentatoren von Gedichten, die auf die Geste des Dichters aufmerksam machen, die weisende, es jedoch verfehlen, das Bild selbst anzuschauen.

An einem Beispiel will ich das hier Gemeinte exemplifizieren, und zwar an zweieinhalb Zeilen aus dem Gedicht 'Andenken':

*Nicht ist es gut,
Seellos von sterblichen
Gedanken zu seyn. Doch gut . . .* (StA II, 189, V. 30 ff.)

Jahrzehntelang beschäftigten mich diese Zeilen. Doch so sehr ich mich auch bemühte, die Erleuchtung blieb aus: ich *sah* nichts.

Damals, vor vierzig Jahren, verfügten wir nur über die sonst so verdienstvolle Hellingrath-Ausgabe. Hellingrath aber sah weder in diesen Zeilen noch im ganzen Gedicht irgendeine Unklarheit: „Wenn man keine Geheimnisse darin sucht und nicht die Ausführlichkeit biographischer Mitteilungen von ihm erwartet, ist das Gedicht so leicht verständlich, daß

nicht einmal Uhlands und Schwabs Ängstlichkeit es von der Sammlung der Gedichte ausschloß.“⁴ Ja, wenn man *nicht* . . . Aber wenn man . . .? Da läßt Hellingrath die Tür offen. Über das „leicht Verständliche“ hinaus glaubte ich ein „Geheimnis“, glaubte ich vielleicht eine biographische Mitteilung zu wittern. Auch sind die Zeilen, wenn man genauer hinsieht, gar nicht so leicht verständlich.

Im Jahre 1953 stürzte ich mich auf Heideggers 'Erläuterungen', die dem Gedicht 'Andenken' immerhin 67 Seiten gewidmet haben. Brauche ich zu sagen, daß meine Erwartungen enttäuscht wurden? Heidegger meint einfach, ‚Seele‘ bedeute dasselbe wie ‚Gemüt‘, sei also auf das alt-hochdeutsche ‚muot‘ zurückzuführen; „sterbliche Gedanken“ seien einfach Gedanken von Sterblichen, den Erdensöhnen. Nach wie vor konnte ich mir beim Lautlesen der Verse überhaupt nichts vorstellen. Etwas später las ich in der 'Friedensfeier': „Ein Weiser mag mir manches erhellen; wo aber / Ein Gott noch auch erscheint, / Da ist doch andere Klarheit.“ Heidegger, der Weise, hatte einiges Wenige vielleicht erhellt; die Epiphanie, die Erleuchtung, kam nicht.

Über seinen ausführlichen, doch abwegigen Kommentar zu 'Andenken' hatte ich mich geärgert; denn über die Verse „Wenn gleich ist Nacht und Tag, / Und über langsamen Stegen, / Von goldenen Träumen schwer, / Einwiegende Lüfte ziehen“ (StA II, 188, V. 21 ff.) sagt Heidegger: „Was sollen die ziehenden Lüfte des Himmels im südlichen Lande anderes bergen als die Glut und das Licht des heiligen Strahls, dem der Dichter die Geburt seines Wesens verdankt?“⁵ Sie bergen tatsächlich etwas ganz anderes. Es gibt eine konkrete Erfahrung, die man in Bordeaux, aber auch in Griechenland machen kann: im Frühjahr, „Wenn gleich ist Nacht und Tag,“ streichen die lauen Lüfte, die vom Süden kommen, über den Kiefernwald am Ozean; sie sind mit duftendem Pollen geladen, der sich überall als goldener Staub niedersetzt. Der Blütenstaub als „goldener Traum“ der Föhren, von „einwiegenden Lüften“ getragen: das ist das Bild, das ganz konkrete, das Hölderlin sah und dem Leser zu sehen gibt.

Später kam die Stuttgarter Ausgabe. Zur betreffenden Stelle „Nicht ist es gut, / Seellos von sterblichen / Gedanken . . .“ sagt Beißner: „Die hohe Aufgabe verlangt zwar den unverwandten Blick auf das Künftige, auf die Erscheinung des neuen Gottes, sie verlangt, daß der Berufene *das Liebste wie den Feind schelt*“ ('Der Rhein' V. 116 f.), gemäß dem harten Anspruch

⁴ Hellingrath-Ausgabe, Bd. IV, S. 300.

⁵ Martin Heidegger, Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung, Frankfurt/M. 1951, S. 106 ff.

des Evangeliums (Luk. 9,62): *Wer seine Hand an den Pflug legt, und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.* – Dennoch ist es dem Menschen gelegentlich – in *Feierstunden* ('Die Titanen' V. 5) – erlaubt, in *sterblichen Gedanken* von der Anspannung auszuruhen. Der folgende Satz (*Doch gut ist . . .*) gibt die positive Entsprechung.“ (StA II, 803, 28 ff.). Anhand dieser Erläuterung machte ich wieder die Probe auf das Gedicht als 'Apparat': es funktionierte weiter nicht, ich sah immer noch nichts.

Der bei weitem beste Kommentator des Gedichts, Rolf Zuberbühler, war auch der mutigste, da er immerhin an dieser Stelle einige Schwierigkeit fand. Er bestätigte mir endlich, ich sei nicht der einzige, der da Fragen aufwerfe: Was sind denn „sterbliche Gedanken“, worauf kann dieses „seellos von sterblichen Gedanken“ hinweisen? Zu den „sterblichen Gedanken“ zieht Zuberbühler eine Stelle aus einem Hyperion-Brief heran und eine Lesart zum 'Empedokles'. Er sagt: „Das Wort 'sterblich' muß ganz ernst genommen werden: die 'sterblichen Gedanken' sind die Anfechtungen dessen, der sich nicht mehr in der 'Fülle der allebendigen Welt' geborgen weiß, sind 'Zweifel'. Der Dichter muß sich 'hüten . . . vor solchen Gedanken'. Sich ihnen zu überlassen und davon 'seellos' zu werden – 'nicht ist es gut'.“⁶ Zuberbühler macht darauf aufmerksam, daß die hier zweimal betonte Vokabel 'gut' beim späten Hölderlin einen besonderen Klang hat. Er weist auch auf „die ausgezeichnete Stellung des Worts“, ein Indiz für das Gewicht, das ihm der Dichter beimißt⁷.

Zuberbühler hatte beim Hören der Worte richtig aufgehört und gemerkt, etwas Außerordentliches sei da enthalten; was es war, konnte er nicht sagen. Die Deutung der 'Hyperion'-Stelle von „sterblichen Gedanken“ als „Gedanken, wie sie einem Sterblichen anstehen“, will ich hier auf sich beruhen lassen; ob, in Hölderlins Weltbild, die Unsterblichen denken, ob nicht das Denken – wie das Empfinden, das Gefühl – eine Eigenschaft der sterblichen Menschen ist, ist eine wichtige, aber andere Frage. Hier, an dieser „ausgezeichneten“ Stelle des Gedichts 'Andenken', wäre eine solche Trivialität nicht am Platz. Die Zeilen stehen nämlich in der mittleren der fünf Strophen, und in der Mitte dieser Strophe: an zentraler, architektonisch privilegierter Stelle. Es erinnert an die Zentralstelle, die – wie Wolfgang Binder richtig erkannt hat⁸ – das eigentliche Thema enthalten soll: in der 'Patmos'-Hymne der Mittelvers „denn wie-

⁶ Rolf Zuberbühler, Hölderlins Erneuerung der Sprache aus ihren etymologischen Ursprüngen, Berlin 1969.

⁷ Zuberbühler, aaO, S. 97.

⁸ Wolfgang Binder, Hölderlins Patmos-Hymne, Hölderlin-Jahrbuch 1967–1968, S. 92 bis 127.

derkommen sollt es Zu rechter Zeit“, in 'Brod und Wein' „dann aber in Wahrheit Kommen sie selbst“, in der 'Friedensfeier' „der Geist / Der Welt sich zu Menschen geneigt hat“. Hier, am Giebel des Tempels, der Kirche, in seiner Mitte, erscheint das Bild des 'Gottes'; das im Gedicht gefeierte 'Göttliche' wird sichtbar. Die verszahlengenaue Komposition – so Binder – läßt sich durch manche Beispiele belegen⁹. Warum sollte es nicht auch in 'Andenken' der Fall sein? Es ist sogar zu vermuten, daß gerade hier das An-denken (denken an was?) enthalten ist, doch so verschlüsselt, daß die meisten Kommentatoren da vorbeigingen, ohne zu merken, daß hier vielleicht ein Heiligtum „Begraben dem Feind in verschwiegener Erde“ ('Der Mutter Erde') geborgen liege: eine „Schaale des Danks“, ein An-denken. Meine Vermutung: hinter der anekdotischen Erinnerung an eine Begegnung mit zwei Matrosen sei ein anderes, viel Bedeutenderes, gleichsam Untermaltes zu entdecken, ein Palimpsest.

Von Hölderlins Aufenthalt in Bordeaux (Januar bis Mai 1802) wissen wir so gut wie nichts. Über die Rückreise (Mai bis Juni) ist viel phantasiert worden, und nicht unbefangen, so daß es zu einer völlig verzerrten Darstellung der Fakten gekommen ist, von der man sich noch nicht befreit hat.

Ludwig von Pigenot und Friedrich Seebaß übernahmen 1923 in die Hellingrath-Ausgabe (Bd. 6, S. 334–341) die journalistische Fiktion Moritz Hartmanns, die angeblichen Erinnerungen einer Madame de S . . . y, die auf ihrem Schloß bei Blois als Kind von fünfzehn Jahren einen deutschen Poeten auf Wanderung vorbeigehen sah, einen mehr als halb Irren: „Der arme Mensch ist wirklich wahnsinnig“, sagt die Tante. Dieses Fabulieren Hartmanns betrachten Pigenot und Seebaß als einen „inhaltschweren Bericht“ und reden von der „Rückkehr des [in Bordeaux] plötzlich schwer Erkrankten“ – eine Behauptung, die durch nichts zu bekräftigen ist. Der Text von Moritz Hartmann ist seitdem als Fabrikat entlarvt worden, doch die damit verbundene Legende, Hölderlin sei als Wahnsinniger aus Frankreich zurückgekehrt, geht weiter um. Wohl sagt man nicht mehr, wie es Philarète Chasles in Tübingen zu hören bekam, Paris habe den deutschen Dichter wahnsinnig gemacht, oder – wie es noch 1937 Eugen Gottlob Winkler behauptete – Hölderlin sei durch das französische (lies: jakobinische) Erlebnis „in der Seele verstört“ worden¹⁰. Doch gehen selbst jüngere, sonst wissenschaftlich fundierte

⁹ Binder, aaO, S. 126–127.

¹⁰ Eugen Gottlob Winkler, Der späte Hölderlin. Deutsche Zeitschrift, Jg. 50, 1936/37, S. 24–46. Dieser Text wurde später in den Band 'Hölderlin. Beiträge zu seinem Verständnis in unserem Jahrhundert', Tübingen 1961, aufgenommen.

Ausgaben und Kommentare stillschweigend von der Voraussetzung aus, Hölderlins Geisteszerrüttung habe in Frankreich begonnen, und zwar in Bordeaux: seine „plötzliche“ Abreise aus Bordeaux sei ein Beweis dafür. Übrigens der einzige, wenn er einer ist, was ich bezweifle.

Wie verhalten sich nämlich die Tatsachen? Sollte man nicht versuchen, die wenigen feststehenden Daten, die Dokumente und relevanten Berichte methodisch nebeneinandersetzen und zu vergleichen?

Hölderlin schreibt am 28. Januar 1802 aus Bordeaux, er sei gesund und wohl aufgenommen, er wohne fast zu herrlich, der Konsul habe ihm beim Empfange gesagt: „Sie werden glücklich seyn.“ Hölderlin fügt hinzu: „Ich glaube, er hat Recht.“

Am 16. April (Karfreitag) schreibt er einen zweiten Brief an die Mutter, bei Gelegenheit des Todes der Großmutter: „Mir gehet es so wohl, als ich nur wünschen darf!“

Nach Hölderlins Rückkehr soll sein Freund Landauer, über das Gerücht von angeblichen „Ausschweifungen“ Hölderlins in Frankreich verärgert, an den hamburgischen Konsul nach Bordeaux geschrieben haben; darauf habe er vom Konsul „das schönste Zeugniß erhalten“, das wir leider nicht besitzen (StA VII, 2, 198).

Dreieinhalb Wochen nach dem Karfreitagbrief an die Mutter, am 10. Mai, läßt er sich in Bordeaux einen Paß ausstellen (StA VII, 2, 199) und gibt am selben Tage Anweisung an Georg Friedrich Landauers Söhne in Stuttgart, 77 Gulden an einen gewissen Herrn Aigner auszuzahlen – etwa 7 Louisdor, Geld für die Heimreise; damit konnte er gut auskommen.

Genau vier Wochen später, am 7. Juni, ist er in Straßburg „pour passer le pont de Kehl“. Daß er den Weg über Paris nahm, ist nicht unmöglich, ja wahrscheinlich; zu unserem Thema gehört es nicht.

Am 7. Juni setzt er also wieder den Fuß auf deutschen Boden, bei Kehl. Doch erst Anfang Juli (so Schwab, StA VII, 2, 223), vielleicht „vor dem 3. Juli“ (StA VII, 1, 171), erscheint er in der schwäbischen Heimat: zuerst in Stuttgart bei den Freunden (i. e. Landauer), dann in Nürtingen bei der Mutter. Aber *wo* ist er in der Zwischenzeit gewesen?

Als er in Stuttgart, in Nürtingen auftauchte, machte er einen verstörten Eindruck – nach Schwab, ein „dem Irrsinn verfallener“. Was war denn inzwischen geschehen?

Schwab berichtet: „Seit Ostern 1802 hatte seine Familie keine Nachrichten mehr von dem Dichter. Aus dieser Ungewißheit wurde sie auf eine schmerzliche Weise gerissen, als im Anfang Juli's desselben Jahres Hölderlin plötzlich bei seiner Mutter in Nürtingen eintraf. Er erschien

mit verwirrten Mienen und tobenden Geberden, im Zustande des zweifeltesten Irrsinnes und in einem Aufzug, der die Aussage, daß er unterwegs beraubt worden sey, zu bestätigen schien. Unerwartet schnell hatte er im Juni seine Stelle zu Bordeaux verlassen, Frankreich mit Inbegriff von Paris in den heißesten Sommertagen von einer Gränze zur andern zu Fuß durchreist, sich flüchtig seinen Freunden in Stuttgart, unter anderem auch dem damals dort befindlichen Matthisson, gezeigt und war so in die Heimat gekommen. Matthisson schilderte noch manchmal in spätern Jahren den schaurigen Eindruck, den die zerstörte Gestalt des Fremdlings auf ihn machte, der mit hohlem Tone einsylbig sich als 'Hölderlin' ihm ankündigte . . .“

Karl Gok, Hölderlins Halbbruder, sagt, Hölderlin sei daheim in einem Zustand angekommen, „der die deutlichsten Spuren seiner Geistes Zerrüttung zeigt“. Ch. Th. Schwab weiß zu sagen, daß er „im Zustand entschiedenen Wahnsinns im mütterlichen Hause erschien, dessen Bewohner er in seiner Raserei alle vor die Thüre jagte“. Waiblinger, wohl nach Matthisson: „Er war leichenblaß, abgemagert, von hohlem wildem Auge, langem Haar und Bart, und gekleidet wie ein Bettler“ (StA VII, 2, 223 ff.).

Anfang Juli, in Stuttgart, wo er sich bei Landauer aufhält, erreicht ihn ein am 30. Juni von Homburg aus abgesandter Brief Sinclairs: „Der edle Gegenstand Deiner Liebe ist nicht mehr . . . Am 22ten dieses Monats ist die G. gestorben, an den Rötheln, am 10. Tage ihrer Krankheit . . . Sie hatte den verflossenen Winter einen schweren Husten gehabt, der ihre Lunge schwächte. Sie ist sich bis zuletzt gleich geblieben. Ihr Tod war wie ihr Leben.“ Adolf Beck meint (StA VII, 1, 172), die Nachricht Sinclairs habe ihn wie ein Blitz getroffen – eine bloße Vermutung von Beck, die eines Anhaltspunkts bedarf. Daß Sinclair diesen Brief schrieb, daß ihn Hölderlin erhielt, ist noch lange kein Beweis, daß er die Nachricht von Susettes Tod so, und nicht anders, erfuhr.

Die Skepsis Litzmanns und Böhms in der Frage, ob Hölderlin „noch fähig war, die ganze Größe des Schmerzes zu ermessen“ und „von der Nachricht so erschüttert zu werden, wie unser Gefühl dies verlangt“, hatte schon Adolf Beck mit Recht als „ohne festen Grund“ bezeichnet. Doch geht letzterer unseres Ermessens noch viel zu weit, wenn er von „beginnender Schizophrenie“ redet (wo sieht er denn Anzeichen davon?) und hinzufügt: „Vielleicht vermochte er den Verlust der geliebten Frau nicht mehr vollkommen geistig zu bewältigen und in sein Weltbild einzuordnen; doch dies bedeutet nicht, daß er nicht zutiefst davon erschüttert werden konnte“ (StA VII, 2, 230). Die Annahme, Hölderlins „geistige

Zerrüttung“ (von Schizophrenie gar nicht zu reden) habe vor dem Tode Susette Gontards angefangen, ist durch kein einziges Dokument zu bekräftigen.

Eine ganz andere Vermutung drängt sich aber auf. Es lassen sich die Daten bequem auf zwei Spalten darstellen:

10. Mai Hölderlin in Bordeaux.

Er läßt sich einen
Paß ausstellen, hebt eine
Summe von 77 Gulden
für die Reise ab.

7. Juni Hölderlin in Kehl.

Grenzübertritt Richtung
Deutschland.

12. Juni ?

Susette Gontard erkrankt,
wird bettlägerig.

22. Juni ?

Susette Gontard stirbt.

30. Juni ?

Sinclair schreibt an
Hölderlin, meldet den Tod
der Susette Gontard.
Dieser Brief erreicht
Hölderlin in Stuttgart

Juli In „den ersten Julitagen“,
vor dem 3., also am 1. oder
2. Juli, ist Hölderlin in
Stuttgart. Wenige Tage
später kehrt er zur Mutter
heim nach Nürtingen.

Schon vor vierzig Jahren hatte ich die – eigentlich naheliegende – Vermutung aufgestellt, Hölderlin sei am 7. Juni von Kehl nach Frankfurt gereist, um Susette Gontard aufzusuchen; er habe sich also wahrscheinlich gerade in den Wochen der letzten Erkrankung und des Hinscheidens der Susette Gontard in Frankfurt heimlich aufgehalten. Adolf Beck weist diese Vermutung eines „Abstechers nach Frankfurt“ zurück, ohne Argument: er glaubt es einfach nicht (StA VII, 2, 223).

Entscheidend wäre wohl, wenn man feststellen könnte, wo er sonst in der Zwischenzeit zwischen dem 7. Juni (Kehl) und dem 2. Juli (Stuttgart) gewesen ist. Halbwegs entscheidend wäre es schon, wenn man irgendwie erklären könnte, wieso er denn dreieinhalb Wochen brauchte, um von Kehl nach Stuttgart (etwa 120 km zu Fuß) zu wandern, wenn er ebenfalls

dreieinhalb Wochen von Bordeaux nach Kehl (etwa 1000 km) brauchte, inklusive der Besichtigung von Paris? Kann man sich vorstellen, er sei im Schwarzwald dreieinhalb Wochen lang ziellos umhergestreift? Eine romantische Vorstellung, die weder dem Temperament Hölderlins noch den Tatsachen entspricht.

Sollte er, in Frankfurt weilend, den Kontakt mit Sinclair in Homburg aufgenommen haben? Hölderlin hatte keinen Grund dazu; denn Sinclair hatte keine Beziehungen zum Hause Gontard und wohnte nicht in Frankfurt. Wohl aber mit Ebel: Johann Gottfried Ebel, der dem Dichter die Stelle im Hause Gontard und die Bekanntschaft mit der Familie vermittelt hatte; ein Mann von Geist und Charakter, ein treuer Freund und Vertrauter, von dem wir noch zu wenig wissen. Dr. Ebel, Arzt und Naturforscher, Anhänger der jakobinischen Ideen, verkehrte sozusagen als Schwager im Hause Gontard. Sein Verhältnis zu Gredel (Margarete) Gontard, der jüngeren Schwester des Bankiers und Schwägerin Susettes – ein Verhältnis, das dreißig Jahre dauerte, ohne daß sie es je für nötig erachtet hätten, zu heiraten – war kein Geheimnis und gesellschaftlich akzeptiert. In dem erwähnten Brief vom 30. Juni 1802 an Hölderlin sagt Sinclair: „Freund Ebel war bei der G. in ihrer Krankheit, und ihr Trost in ihren letzten Stunden.“ Ebel hat wohl „der G.“ noch sagen können, Hölderlin sei aus Frankreich zurück und in ihrer Nähe; vielleicht hat er sogar eine letzte Begegnung vermitteln können. So oder so – die größte Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß in den letzten Wochen Susette Gontards Hölderlin irgendwo in ihrer Nähe war und ihren Todeskampf miterlebte.

Warum hätte er Sinclair informieren sollen? Weil dieser sein nächster Freund war? Hölderlin war ein diskreter Mensch, ja ein verschwiegener. Zu einem solchen, doch viel weniger bedeutenden ‚Seitensprung‘ gibt es einen Präzedenzfall. Als Hölderlin Ende Dezember 1793 nach Waltershausen reiste, um daselbst eine Hauslehrerstelle bei Frau von Kalb anzutreten, schrieb er an seine damals intimsten Freunde Stäudlin und Neuffer wie auch an seine Mutter einen ausführlichen Reisebericht. Ausführlich ja, doch der Wahrheit nicht entsprechend. Die in beiden Briefen enthaltenen Angaben über die Reisetationen und -tage stimmen wohl überein, doch stehen sie im Widerspruch zu anderen Zeugnissen. Nicht nur seiner Mutter, sondern auch seinen Freunden gegenüber hat er bei seiner Reisebeschreibung eine „Retouche“ (wie sich Adolf Beck schonend ausdrückt) vorgenommen: er hat ihnen verschwiegen, daß er den Weihnachtsabend, die Nacht und den Tag darauf in Nürnberg verbrachte, und zwar im Gasthof ‚Mondschein‘. Wohl aus „innerem Bedürfnis“ (so Adolf Beck,

StA VI, 647 f.) „so lang es angehen mochte, bei Freunden und Landsleuten“ zu verweilen. Da bleibt für Adolf Beck „unexplärt“ und unerklärlich, warum er „auch den Freunden gegenüber“ so verschwiegen ist. Tatsache ist und bleibt – das Wissen davon verdanken wir Adolf Beck –, daß der dreiundzwanzigjährige Hölderlin diese Eskapade machte und seinen Busenfreunden verheimlichte.

Der Mutter schreibt er übrigens, wohl wahrheitsgemäßer: „die vergnügteste Zeit meiner Reise hatt' ich in Nürnberg.“ Nürnberg hat wohl eine gute Erinnerung hinterlassen, denn Nürnberg wird in den nächsten Monaten mehrfach erwähnt. Drei Monate später: „Auch werd' ich nächstens im Namen der Frau von Kalb nach Nürnberg reisen, wenn die Person, die ich dort sprechen solle, nicht schon abgereist ist.“ Wer diese Person gewesen sein mag, ist nicht bekannt. Zwölf Monate später (Dezember 1794): „Ich bin genötigt, Jena wider all mein Vermuthen nächste Woche schon wieder zu verlassen...“ (ein Umstand, der wohl mit der Wilhelmine-Kirms-Affäre in Zusammenhang zu bringen ist) „... werde mich in Weimar... auch noch umsehen, und dann wahrscheinlich nach Nürnberg abreisen“. Am 16. Januar, aus Jena: „Wundern Sie sich nicht, liebste Mutter! daß ich jetzt, da Sie mich vielleicht, meinem letzten Briefe nach, schon in Nürnberg vermutheten, wieder von hier aus“ (d. h. aus Jena) „schreibe.“ Letztlich las Adolf Beck in den *Nürnberger Frag- und Anzeig Nachrichten* des 24. April 1795, „ein Brief an Hrn. Magister Hölderlin“ könne „im Intelligenzkontor“, also postlagernd, „erfragt werden, weil dessen *Logis* nicht bekannt ist“ (StA VI, 711). Dies alles nur, um Hölderlins Diskretion am Beispiel darzustellen und glaubwürdig zu machen, daß, wenn er sich in Frankfurt zwischen dem 8. oder 9. Juni und dem Tode Susette Gontards aufhielt, er nicht unbedingt seinen Freund Sinclair informiert hätte.

Jetzt zu einer anderen, kurz darauf folgenden Episode: die „Raserei“ in Nürtingen, als er „im mütterlichen Hause erschien“ und „dessen Bewohner... alle vor die Thüre hinausjagte“. Soll sie denn, wie es bis jetzt getan wurde, als ein „Zustand entschiedenen Wahnsinns“ interpretiert werden; oder gibt es nicht eine andere, näherliegende Interpretation?

Von Straßburg aus hatte Hölderlin seinen Koffer und einen Nachtsack in die Heimat schicken lassen (Rechnung Landauers, StA VII, 2, 234) – vielleicht ein Zeichen seiner Absicht, mit leichtem Handgepäck weiterzuwandern.

Nun aber, etwa zwei Wochen nach dem Tode Susette Gontards in Nürtingen ankommend, erfährt er, daß seine Mutter den vor ihm angekommenen Koffer aufgemacht (wohl der Wäsche wegen) und in einem

geheimen Fach die Briefe der Susette Gontard gefunden hat – wodurch „die Familie“ – die Mutter – zum ersten Male von der „Liebschaft in Frankfurt“ erfuhr (StA VII, 1, 105 und StA VII, 2, 158). Es bedarf keiner übermäßigen, ungezügelter Phantasie, um sich vorzustellen, was da geschah. Daß Hölderlin, der cholerisch war, über diese Indiskretion seiner Mutter, über ihre in *dem* Zeitpunkt besonders ungelegen kommenden Vorstellungen empört, in helle Wut geriet, ist wohl verständlich. Es gibt keinen Grund, wie es damals getan wurde und weiter getan wird, darin ein Zeichen eines pathologischen Zustands zu sehen.

Die Legende vom 'umnachteten Hölderlin' wurde zur Zeit der Romantik geprägt; sie floriert weiter. So fing auch die Popularität des Dichters an; man schwelgte in Beschreibungen des kranken Poeten am Neckar. Schon vor vierzig Jahren versuchte ich, diese erniedrigende Legende zu bekämpfen; anscheinend mit wenig Erfolg. Die Tendenz besteht weiter, das Eintreten krankhafter Symptome um mehrere Jahre vorzulegen, ja manche Unklarheiten seiner Dichtung, die sich anders erklären lassen, als pathologisch zu interpretieren.

Was allerdings *nach* dem fatalen Tag des 11. September 1806 geschah, gehört in ein anderes Kapitel: an diesem Tage wurde er von Homburg nach Tübingen mit Gewalt abtransportiert. Da er, nicht ohne Grund, überzeugt war, er sei verhaftet und man führe ihn auf den schrecken-erregenden Hohen Asperg, setzte er sich zur Wehr, kratzte den Diener, der mit dem Transport beauftragt war, ins Gesicht. Dieser blieb der Stärkere, zerrte Hölderlin in den Wagen. Was im Wagen geschah, wissen wir nicht, dürfen es aber vermuten. Als die beiden in Tübingen ankamen und Hölderlin in die Autenriethsche Klinik abgeliefert wurde, war er ein gebrochener, ein endgültig gebrochener Mensch. Nicht etwa – wie man es sich nur zu lange vorgestellt hat – daß irgendeine pathologische („schizophrene“) Veranlagung ausgebrochen wäre: nein, er ist buchstäblich von den Ereignissen und den Menschen zum seelischen Krüppel zusammengeschlagen worden.

So läßt sich auch der berühmte Satz im Brief an Böhlendorff (wohlgemerkt: ein *Briefentwurf*, in dem er sich stilistische Freiheiten nehmen darf) besser verstehen: „wie man Helden nachspricht, kann ich wohl sagen, daß mich Apollo geschlagen.“

Im Sommer 1802 jedoch ist die Situation noch gar nicht so. Wie ist sie zu beschreiben? Innerhalb von zwei bis drei Wochen treffen ihn, kurz nacheinander, zwei Schläge, die schwersten: der Tod der geliebten Susette, woran er sich schuldlos-schuldig fühlt, und der Bruch der bei ihm so stark gewesenen Bindung an die Mutter. Daß eine so zarte, feinfühligte Natur

wie die seine dabei einen Nervenzusammenbruch erlitt, will noch gar nicht sagen, er sei damals „wahnsinnig“ gewesen.

Übrigens ist dieser Bruch der Bindung zur Mutter erstaunlicherweise noch nie berücksichtigt worden. Seiner Mutter hat Hölderlin sein Leben lang oder richtiger: ihr Leben lang 74 'gesunde' und 60 'kranke' Briefe geschrieben. Doch hat meines Wissens niemand, nicht einmal Paul Raabe in seinem umfassenden Werk 'Die Briefe Hölderlins' (1963), bemerkt, daß der letzte 'gesunde' Brief das Datum des 16. April 1802 trägt und in Bordeaux geschrieben wurde; daß der erste darauf folgende Brief an die Mutter ein 'kranke' ist, aus Tübingen, mit dem Poststempel 15. September 1812; ein Brief, der übrigens von der Mutter selbst mit dem Vermerk Nr. 1 versehen wurde, also der erste Brief einer neuen Reihe. Zwischen beiden Reihen liegt eine Unterbrechung von zehn Jahren, in denen er der Mutter ein einziges Mal schrieb. Man könnte einwenden, er habe eine Zeitlang bei der Mutter gelebt, also nicht nötig gehabt, ihr zu schreiben. Aber doch nicht zehn Jahre lang! Oder: Briefe seien wohl geschrieben worden, doch inzwischen verschwunden. Das kann nicht sein, einfach aus dem Grund, daß wir zur Sache noch eine Quelle besitzen, nämlich den einzigen erhaltenen Brief der Mutter an Friedrich Hölderlin; einen Brief, der von ihrer Hilflosigkeit zeugt. In Nürtingen, am 29. Oktober 1805: „*Allerliebster Sohn!* ob ich schon nicht so glücklich Bin auf mein wiederholtes Bitten auch einige Linien von Dir mein Lieber zu erhalten, so kan ich es doch nicht unterlassen . . .“ Weiter: „Vieleicht habe ich Dir ohne mein Wissen, u. Willen Veranlassung gegeben, daß Du empfindlich gegen mich bist, u. so bitter entgelten läsest, seye nur so gut, u. melde es mir, ich will es zu verbessern suchen. oder wan Dir etwas an Deinem Weiszeüg oder Kleidungsstücke abgehen solte, so schreibe es mir oder bitte Deinen Hausherrn daß Er mir schreibt . . .“ Daß Hölderlin seiner Mutter in der Zwischenzeit höchstens einmal schrieb, dann aber die Briefe des 'Wahnsinns' so schrieb, wie er es tat – das ist auf den Auftritt in Nürtingen, Anfang Juli 1802, zurückzuführen, dessen Konsequenzen tief greifen.

Bliebe noch die „plötzliche“ Abreise aus Bordeaux zu erklären, die als pathologisches Symptom gedeutet wurde. Schon längst hatte ich vermutet, er könne in Bordeaux Nachricht von einer Verschlimmerung in Susette Gontards Gesundheitszustand erhalten habe, und diese Nachricht habe ihn zur Rückkehr bewogen. Jetzt haben wir aber Anhaltspunkte dafür.

Gegen meine Vermutung wurde folgender Einwand erhoben: Hölderlin habe am 10. Mai 1802 (oder wenig später) Bordeaux verlassen, Susette Gontard sei aber erst am 12. Juni an Röteln erkrankt, als Hölderlin schon seit fünf Tagen auf deutschem Boden war; seine Rück-

reise habe also mit ihrer letzten, als tödlich angesehenen Erkrankung nichts zu tun.

Inzwischen aber sind die drei Bände Lebensdokumente der Großen Stuttgarter Ausgabe erschienen, eine wahre Fundgrube. Da erfährt man, daß Susette Gontard eigentlich nicht an Röteln, sondern an Schwindsucht gestorben ist (StA VII, 2, 215 f.); daß sie also seit längerer Zeit das Ende herannahen sah. Vielleicht hat sie ganz einfach einen Satz in einer Variation wiederholt, den sie schon in einem Brief vom 31. Oktober 1799 geschrieben hatte: „Ich fühlte es lebhaft, daß ohne Dich mein Leben hinwelkt und langsam stirbt.“ Warum hätte sie nicht im Winter 1802, als „ein gefährlicher Husten ihre Lunge schwächte“, nach Bordeaux geschrieben haben sollen? Ihr Bruder, ihr „guter Bruder“ Heinrich Borckenstein, der gewiß in das Geheimnis ihrer Liebe eingeweiht war, der gern und häufig als Gast nach Frankfurt kam, war ein erfolgreicher Weinhändler in Hamburg; er hatte zumindest eine geschäftliche Verbindung, und wohl mehr als das, mit Hölderlins Brotherrn, dem Hamburger Konsul und Weinhändler Meyer in Bordeaux.

Dieser Brief der Susette Gontard hätte sich nicht erhalten. Gehörte er vielleicht zu den im geheimen Fach von Hölderlins Koffer aufgetriebenen Briefschaften? Isberg vermutete ja, daß „mindestens vier oder fünf Briefe“ der Susette Gontard fehlen, die von den Erben ausgeschieden wurden (StA VII, 1, 106 f.).

Und schließlich erfahren wir tatsächlich (StA VII, 2, 201), daß der Halbbruder Hölderlins, Karl Gok, in dem (leider noch zum Teil unveröffentlichten) Lebensabriß Hölderlins ausdrücklich folgendes schreibt: „Wahrscheinlich erhielt er [Hölderlin in Bordeaux] von dem Gegenstande seiner Verehrung, seiner *Diotima*, die er seit der Trennung von Frankfurt nicht mehr gesehen, aber wie ein heilig Geheimniß tief in seiner Brust bewahrt hatte, ein Schreiben worin sie ihm von einer schweren Krankheit Nachricht gab, und mit einer Vorahnung ihres nahen Todes noch auf ewig von ihm Abschied nahm.“ Als Erbe von Hölderlins Nachlaß und des Nachlasses ihrer beider Mutter wird Karl Gok gewußt haben, wovon er redet. Es ist nicht einzusehen, warum sich Adolf Beck weigert, diese Information als fundiert anzunehmen. Endlich haben wir eine Erklärung für Hölderlins „plötzliche“ Abreise aus Bordeaux – die allerdings dann nicht mehr als „pathologisches Sympton“ gedeutet werden kann.

Man füge hinzu, daß sich Hölderlin für dieses Dahinsiechen von Susette Gontard doppelt schuldig fühlte – einmal, weil er sie gleichsam verlassen hatte, andererseits, weil er im Schicksal der *Diotima* den Tod seiner

geliebten Susette Gontard sozusagen vorgezeichnet hatte; genauso, wie er schon, bevor er Susette Gontard begegnete, ihre „griechische Gestalt“ in den Vorstufen zum 'Hyperion'-Roman als Melite geahnt, geträumt und vorgezeichnet hatte. Den Brief der Susette Gontard, den wir zitiert haben: „ich fühlte es lebhaft, daß ohne Dich mein Leben hinwelkt und langsam stirbt“, hat er ein paar Tage später mit folgenden Zeilen beantwortet: „Hier unsern Hyperion, Liebe!“ – es handelt sich um den zweiten Band – „Verzeih mirs, daß Diotima stirbt. Du erinnerst Dich, wir haben uns ehemals nicht ganz darüber vereinigen können. Ich glaubte, es wäre, der ganzen Anlage nach, nothwendig.“

Den Abschiedsbrief der Diotima an Hyperion hätte Susette Gontard Wort für Wort nach Bordeaux abschreiben können: „... es ist zu spät, Hyperion, es ist zu spät. Dein Mädchen ist verwelkt, seitdem du fort bist, ein Feuer in mir hat mälig mich verzehrt, und nur ein kleiner Rest ist übrig. Entseze Dich nicht! Es läutert sich alles Natürliche... Liebster Hyperion! du dachtest wohl nicht, mein Schwanenlied in diesem Jahre zu hören... So ists mit deinem Mädchen geworden, Hyperion. Frage nicht wie? erkläre diesen Tod dir nicht! Wer solch ein Schicksaal zu ergründen denkt, der flucht am Ende sich und allem, und doch hat keine Seele Schuld daran. Soll ich sagen, mich habe der Gram um dich getödtet? o nein! o nein! er war mir ja willkommen, dieser Gram, er gab dem Tode, den ich in mir trug, Gestalt und Anmuth; deinem Lieblinge zur Ehre stirbst du, konnt' ich nun mir sagen.“ Und weiter: „Die Armen, die nichts kennen, als ihr dürftig Machwerk, die der Noth nur dienen und den Genius verschmähn, und dich nicht ehren, kindlich Leben der Natur! die mögen vor dem Tode sich fürchten [...] [sie] scheun die Götterfreiheit, die der Tod uns giebt [...]. Ich aber nicht [...] Im Bunde der Natur ist Treue kein Traum. Wir trennen uns nur, um inniger einig zu seyn, göttlicher friedlich mit allem, mit uns. Wir sterben, um zu leben. Ich werde seyn; ich frage nicht, was ich werde... Nun laß mich schweigen. Mehr zu sagen, wäre zu viel. Wir werden wohl uns wieder begegnen... Lebe wohl“ (StA III, 144 ff.). Der Freund Hyperions, Notara, meldet den Tod Diotimas: „Den Tag, nachdem sie dir zum letztenmal geschrieben, wurde sie ganz ruhig... da es anfieng, dunkel zu werden, sagte sie uns gute Nacht, als wenn sie schlafen möcht', und schlug die Arme um ihr schönes Haupt; bis gegen morgen hörten wir sie athmen. Da es dann ganz stille wurde und ich nichts mehr hörte, gieng ich hin zu ihr und lauschte. O Hyperion! was soll ich weiter sagen? Es war aus und unsre Klagen wekten sie nicht mehr... Doch immer besser ist ein schöner Tod, Hyperion! denn solch ein schläfrig Leben, wie das unsre nun ist“ (StA III, 149).

Deckt sich das nicht mit einem Fragment des 'Hyperion', der Thalia-Stufe entsprechend, den Hölderlin wohl in Gegenwart von Susette Gontard ihrer Gouvernante und Freundin, der Schweizerin Marie Rätzer, welche die Reise nach Kassel und Bad Driburg mitgemacht hatte, also in das Geheimnis der Liebenden und ihres Glückes eingeweiht war, in die Feder diktiert hatte: „Ach! das Leben ist kurz, sehr kurz. Wir leben nur Augenblicke und sehn den Tod umher“ (StA III, 578).

„Sterbliche Gedanken“ – beim Zusammenstellen der Dokumente gewann für mich der Ausdruck *sterbliche Gedanken* eine andere Bedeutung als nur das fade „Gedanken, wie sie Sterblichen anstehen“: Gedanken, die sich mit dem Tod, mit dem Sterben befassen, wie sie Hölderlin in Bordeaux, im Frühjahr 1802, nicht losließen; Gedanken, von denen man „seellos“, entseelt werden kann.

So erhielten endlich für mich die drei zentralen Zeilen des Gedichts 'Andenken'

*Nicht ist es gut,
Seellos von sterblichen
Gedanken zu seyn. Doch gut...*

ihre ganz wuchtige Bedeutung als heiliges Angedenken an das Denken damals in Bordeaux, am Ufer der Garonne; Denken an „das große Geheimniß“ von Leben und Tod in einer konkreten Situation, Leben und Tod der Liebenden, und der Trost, wie er im 'Hyperion' steht: „alles Getrennte findet sich wieder... einiges, ewiges, glühendes Leben ist Alles.“

Da war doch „andere Klarheit“.

Zusammenfassung des zweiten Teils des Vortrags

Bis jetzt wurde allgemein akzeptiert, Hölderlins „Krankheit“ sei als (katatonische) Schizophrenie zu bezeichnen – eine „schicksalhaft ablaufende endogene Psychose“ (Prof. Dr. med. H. Schadewaldt, 1971), also – um es mit den Worten Norbert von Hellingraths auszudrücken – eine Krankheit, die „nach einem inneren Gesetz“ entsteht und sich entwickelt. Hellingrath meinte ganz ausdrücklich, es sei „wenig wichtig, alle äußeren Kräfte zu suchen, die dazu halfen“. (Vortrag 'Hölderlins Wahnsinn', 1915, in: Hölderlin-Vermächtnis, München² 1944, S. 153.)

In dieser Perspektive ist bis jetzt durchweg angenommen worden, Hölderlin habe als Kranker Bordeaux verlassen, er habe als Kranker

Frankreich durchreist, er sei als Kranker in die Heimat (Stuttgart, Nürtingen) zurückgekehrt, er habe als Kranker die erste Nachricht vom Tode Susette Gontards durch einen Brief von Sinclair erhalten – alles Annahmen, die eigentlich der romantischen Vorstellung des „umnachteten Dichters“ entsprechen, jedoch durch kein einziges Dokument zu bekräftigen sind.

Von den „äußeren Umständen“, von den „traumatisierenden“ Lebenserfahrungen, die vielleicht seinen damaligen Zustand erklärten, hat man bis heute abgesehen. Man kann sie nicht länger ignorieren. Die Folgerungen daraus sind aber von weittragender Bedeutung.

Das Erlebnis von Susette Gontards Todeskampf würde den depressiven Zustand bei Hölderlins Ankunft in Stuttgart, wie ihn Matthisson beschrieb, reichlich erklären – ein unter solchen Umständen wohlverständlicher Nervenzusammenbruch, keine „geistige Krankheit“.

Dazu kam Schlag auf Schlag eine zweite „traumatisierende“ Lebenserfahrung: der Bruch mit der Mutter. Gerade wie er in diesem seinem depressiven Zustand nach Hause kommt, hat seine Mutter in einem geheimen Fach seines direkt von Kehl nach Nürtingen beförderten Koffers einige (wohl in Bordeaux erhaltene) Briefe von Susette Gontard entdeckt und dadurch erst von seiner „Liebschaft in Frankfurt“ erfahren. An diesem Tag bricht die ohnehin immer schwierig gewesene Mutterbindung zusammen. Zehn Jahre lang wird er ihr kaum ein einziges Mal schreiben. Erst im Tübinger Turm wird er auf Zimmers Drängen hin die Korrespondenz wieder aufnehmen.

Soviel zum „Erkranken“. Aber zur „Krankheit“ selber?

Eine methodische, objektiv gehaltene Krankheitsgeschichte Hölderlins ist heute überfällig. Vielleicht würde daraus hervorgehen:

– erstens, daß man den erstaunlicherweise noch nie berücksichtigten „äußeren Umständen“ Rechnung tragen sollte;

– zweitens, daß man die Tatsache seiner angeblichen „Geisteskrankheit“ bezweifeln müsse. „Schizophrenie“, was ist das? Englische Psychiater wie David Cooper und Ronald Laing sagen heute, Schizophrenie sei nur ein Wort, ein leeres: einen dieser Bezeichnung entsprechenden Zustand, eine entsprechende Krankheit gebe es nicht. Sowohl der Begriff „Schizophrenie“ wie der Begriff „Geisteskrankheit“ überhaupt werden in Frage gestellt; sie werden vom amerikanischen Prof. Thomas Szasz, von Michel Foucault und anderen einfach abgebaut: „wo ein Werk ist, da ist kein Wahnsinn“, sagt Foucault. In bezug auf Hölderlin schrieb neulich Maurice Blanchot: „Das Wort Wahnsinn sollten wir höchstens noch mit einem Fragezeichen versehen verwenden.“ Die Behauptung,

Hölderlin sei wahnsinnig gewesen, bedeutet eigentlich nichts anderes als: „war Hölderlin wirklich wahnsinnig?“

Eine Frage, die ich heute bereit bin, verneinend zu beantworten. Nein, Hölderlin war nicht wahnsinnig.

Daß Hölderlin nicht „normal“ war, insofern er der statistischen Norm seiner Mitmenschen nicht entsprach, das ist nicht zu bestreiten: Hölderlin war *anders*. Doch davon zu schließen, er sei „krank“ und „geistesgestört“ gewesen – das ist ein Schritt, den ich zu machen mich weigere.

Daß er „behandelt“ und mißhandelt wurde (z. B. als er mit Gewalt von Bad Homburg nach Tübingen abtransportiert und wohl bei dieser Gelegenheit mit Schlägen traktiert wurde), daß man ihn zu einem gebrochenen Menschen gemacht hat, das ja. Aber „krank“, und zwar „nach einem inneren Gesetz“? Das nicht.

Damit wird aber letztlich das Recht des Einzelnen als Andersgearteten auf Anerkennung seiner Andersartigkeit nicht nur in der eigenen gesellschaftlichen Umgebung, sondern auch in den Augen der Nachwelt gefordert, ohne daß er für einen „Kranken“ gilt und als solcher behandelt wird – dieses gute Recht ist in jedem Fall, und nicht zuletzt im Falle Hölderlins, zu behaupten.

Friedrich Hölderlin
'Frankfurter Ausgabe'

Editionsprinzipien und Editionsmodell

Von

D. E. Sattler

Für Werner Doede

1

Unter der Platane am Ilissos sagte der vernünftige Sokrates (selbst beinahe trunken vom Wahren), Wahnsinn sei der Ursprung der höchsten menschlichen Güter; der Wahnsinn der Liebe verdiene in Wahrheit Wahrsinn genannt zu werden. Weniger wichtig erscheint es mir darum, den allerletzten Anlässen des allgemein Wahnsinn Genannten nachzuforschen, wichtiger dafür, jenem Wahnsinn des Normalen die Stirn zu bieten, der es wagt, den heiligen Wahnsinn seinem Karren vorzuspannen.

2

Die Frankfurter Ausgabe der Werke und Briefe Friedrich Hölderlins wurde im Frühjahr 1975 im Verlag Roter Stern begonnen. Ein Einleitungsband, in welchem das neuartige Editionsverfahren erprobt und die Notwendigkeit einer neuen Hölderlin-Ausgabe mit historisch-kritischem Anspruch vor Augen geführt wurde, erschien im August 1975. Um die

* Vortrag, gehalten bei der 14. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Bad Homburg im Juni 1976.

Der nachstehende Text wurde als Rede konzipiert und nicht als Aufsatz für das Hölderlin-Jahrbuch. Dabei galt es, nicht nur den editionstheoretischen Hintergrund der Frankfurter Ausgabe, sondern auch weit über die Sache hinausreichende Spannungsfelder sichtbar zu machen. Schon deshalb erschien es wenig angebracht, den Text für den Druck umzugestalten, etwa die notwendig polemischen Momente zugunsten der editorischen zu verdrängen. Zumal einzelne Wendungen – ungenau und widersprüchlich zitiert – Gegenstand der Diskussion wurden, dürfte an einer unveränderten Wiedergabe der kritischen Stellen mehr gelegen sein als an einer völlig überarbeiteten Fassung. Der Wortlaut wurde im wesentlichen nur dort verändert, wo sich der Verfasser zu Abweichungen vom Manuskript hinreißen ließ.

Ausgabe selbst vor vermeidbaren und zu spät bemerkten Fehlern zu bewahren, sollte dieser Proband, neben dem ökonomischen Zweck der Subskribenten-Werbung, eine kritische Diskussion über die Prinzipien und die Methoden der neuen Edition in Gang bringen. Ein solches Verfahren ist im Editionsgebiet ebenso praktisch wie unüblich. Üblich ist es vielmehr, mehr oder weniger sorgfältig zubereitete Ergebnisse vorzulegen, von denen die Verfasser später kaum noch abrücken können. Unter Verkennung seines Prozeßcharakters meinten manche, sie dürften aus den Mängeln des Einleitungsbandes auf die Ausgabe selbst schließen. Diese Prognose läßt sich ebensogut umkehren. Wie gut kann die Ausgabe werden, wenn statt eines einzelnen viele an ihr arbeiten, wenn ihr die angemessenen Hilfsmittel zu Gebote stehen, wenn die Kritik so beschaffen ist, daß sie zur Optimierung beitragen kann.

3

Kritik hat von der Außenansicht der Sachen zu deren Konstruktion vorzudringen. Dies ist bisher nur von den wenigen versucht worden, die genug Augenmaß für den konstruktiven Gehalt des neuen Editionsplans hatten und genug Toleranz, um sich nicht von den ungewöhnlichen Umständen seiner Realisierung verwirren zu lassen. Ich bin darum dankbar, daß ich die Gelegenheit erhalten habe, die Editionsprinzipien und das Editionsmodell der Frankfurter Ausgabe ausführlicher darzustellen. Alle, die sich für das Werk Hölderlins interessieren, aber nicht so sehr für die Frage, wie dieses am zweckmäßigsten zu edieren sei, kann ich nur um Verständnis und Geduld bitten. Möglicherweise lohnt sich die Mühe, denn im Grund geht der Streit darum, ob das vollständige Werk Hölderlins überhaupt allen mitgeteilt werden dürfe. Bisher war man übereingekommen, das Publikum immer nur eine Auswahl dieser Hinterlassenschaft lesen zu lassen und ihm all das Irritierende zu ersparen, das den Eindruck des Gelingens stören könnte. Zum Werk Hölderlins gehört aber unilgbar die Spur des Mißlingens, das Unbewältigte, der Sturz. Das macht seine Wahrhaftigkeit aus; das ist noch zu lernen. Die Rückhaltlosigkeit, mit der dieser Mann zuletzt sein Herz der Hand, der ungeschnittenen Feder, dem schon beschriebenen Papier übergab, zwingt, das Ganze zur Kenntnis zu nehmen. Ging es jemals um Gedichte? Immer geht es darum, was menschenmöglich ist.

4

Von den ausgetretenen Wegen, von den Aussichtspunkten, die das Mitelmäßige am meisten bewundert, sieht man immer noch viel zu wenig.

Erst wer seinen Weg selber sucht, bemerkt, daß sich das Gesamtwerk, mit all seinen Entwürfen und Varianten, zu einer einzigartigen Sprachlandschaft zusammenschließt, in welcher ein Hügel den anderen erklärt. Doch das Recht, darin zu gehen oder darin umherzuirren, hat die neue *ecclesia orbis*¹ nur ihren Hohenpriestern und Tempeltänzern vorbehalten wollen. Tatsächlich ist man genötigt, um etwa die Eigentümlichkeit der bisherigen historisch-kritischen Editionsverfahren zu charakterisieren, zur Terminologie der triumphierenden Kirche zu greifen. Solche Projekte werden von Konsistorien abgesegnet, von Kongregationen geplant, und ihre Durchführung verschlingt die Mittel eines goldenen Domtabernakels². Der Text ist allein schon durch das Ritual der Verschwendung kanonisiert. Ohne sich lange bei Quellen aufhalten zu müssen, können die Exegeten mit ihrer Arbeit beginnen. Solche Mauern können nur von außen durchbrochen werden.

5

Um im Bild zu bleiben, dies ist hier geschehen: Laien haben sich des Worts bemächtigt. Daß sie nicht länger Laien blieben, tut nichts zur Sache. Wäre die Zeit nicht vorbei, würde ihnen wie Ketzern der Prozeß gemacht. Noch niemals haben solche Institutionen und ihre Vertreter es über sich bringen können, die durch den Einbruch des Fremden entstandene Situation sogleich realistisch zu betrachten. Jedesmal muß erst ein Kampf auf Biegen und Brechen geführt werden; danach sind vielleicht Verhandlungen möglich. Daß diese alte Mechanik auch unter uns Aufgeklärten gilt, habe ich mehrere Jahre hindurch nicht wahrhaben wollen. Nun ist aber der Plan dieser Ausgabe, die durch einen Zufall, der Charybdis – dem Untergang im Entstehen – entgangen. Nun wird sie selbst auch der Scylla, den Hunden des Meeres, entkommen. Hier gilt nicht der Vers Vergils:

a timidus nautas canibus lacerasse marinis³.

6

Die Frankfurter Ausgabe mag ungewöhnlich begonnen worden sein, sie läßt sich dennoch im editionsgeschichtlichen Zusammenhang der voraus-

¹ Friedrich Hölderlin, Fragmente zu 'Luther'; 307/87: 6. Die Zitierweise wird im 31. Abschnitt erläutert.

² Vgl. Peter Schmidt, *Statischer Textbegriff und Textbegriff in: Literaturwissenschaft*, Frankfurt/M.–Berlin–Wien 1973 (Ullstein Buch Nr. 2941), S. 120.

³ VI. Ekloge, V. 77.

gegangenen Hölderlin-Editionen verstehen. Eine tendenzielle Beziehung tritt hervor, wenn man den Hölderlin-Ausgaben von 1826 bis 1976 eine grundsätzlich gleiche Absicht unterstellt. Tatsächlich läßt sich ein gemeinsames Editionsziel formulieren: Die Hinterlassenschaft des Autors soll mit der größtmöglichen Vollständigkeit und mit der größtmöglichen Authentizität zugänglich gemacht werden. Die Varianz dieses allgemein gehaltenen Satzes liegt in den verschiedenen, zumeist zeitbedingten Auslegungen der drei Determinanten „größtmögliche Vollständigkeit“, „größtmögliche Authentizität“ und in den unterschiedlichen Einschränkungen, die der Begriff „Zugänglichkeit“ erfährt. Ich werde die Editionsprinzipien der Frankfurter Ausgabe aus einer vergleichenden Betrachtung jener drei variablen Editions-faktoren ableiten.

7

Das Desiderat der „größtmöglichen Vollständigkeit“ war in allen bisherigen Hölderlin-Ausgaben von zwei Faktoren abhängig: Verfügbarkeit und Editions-würdigkeit der Texte. Der erste Faktor – Verfügbarkeit – ist unmittelbar einzusehen: was nicht vorliegt, verschollen oder verloren ist, kann nicht ediert werden. Die in Karl Goks Liste aufgeführte 'Friedensfeier', die erst 1954 von Michael Hamburger in London identifiziert wurde, ist ein eindrucksvoller Beleg für solche auch durch systematische Nachforschungen kaum zu schließende Überlieferungslücken. So enthält das Goksche Verzeichnis den Titel 'Die Schlacht', der nicht unbedingt mit der gleichfalls aufgeführten Ode 'Der Tod fürs Vaterland' identisch zu sein braucht⁴. Andererseits können vermißt gemeldete Texte, wie ein Trauerspiel 'Agis' oder die Elegie 'Vomers Landgut' auf Mißverständnissen beruhen. Im letzten Titel wurde vielleicht der Name Landauer chiffriert – vomer: Pflugschar –, und wir hätten es hier mit der freilich nur unvollendet überlieferten Elegie 'Der Gang aufs Land' zu tun. Doch zweifellos ist die Dunkelziffer verlorener Manuskripte beträchtlich. Waiblinger berichtet von den Entwürfen Hölderlins im Tübinger Turm und verwendet einen davon in seinem Roman 'Phaeton'. Mörike erwähnt einen „Rummel Hölderlinischer Papiere (...) meist unlesbares, mattes Zeug“, oder daß er das unvergleichlich schöne Odenfragment 'Wenn aus der Ferne ...' „unter dem Wust trauriger Spätlinge“ gefunden habe.

⁴ Diese Ode trug ursprünglich den Titel 'Die Schlacht', 4/1: 19.

Anders verhält es sich bei dem zweiten, die Vollständigkeit früherer Hölderlin-Ausgaben einschränkenden Faktor der Textselektion. Diese spiegelt nicht eine vorgegebene Überlieferungslage, sondern die inneren Vorurteile, deren Zwängen der überlieferte Text jeweils unterworfen wurde. Dieser zweite Faktor fällt in der Editions-geschichte des Hölderlinschen Werks noch stärker ins Gewicht. Sehr deutlich ist zu beobachten, wie die früheren Herausgeber aus politischen, ästhetischen oder pathologischen Gründen bezweifelte Texte ausschieden und wie dieses Verfahren von Ausgabe zu Ausgabe einer differenzierteren und selbst die Stuttgarter Ausgabe noch prägenden Selektionspraxis wich. Zwar war nach Hellingraths Publikation der Pindar-Übertragungen und der anschließend begonnenen Ausgabe auch die Edition von Fragmenten und Konzepten möglich geworden, doch blieb ein separater Apparat (in welchem beträchtliche Textmengen als Varianten verschwanden), der auch für Philologen, in der dargebotenen Form, kaum brauchbar sein konnte. Während die Stuttgarter Ausgabe aus jenen Entwurfsmassen nur den autorisierten oder einen subjektiv inter- oder extrapolierten Text herauskristallisierte und alle schwer integrierbaren Textteile den Lesarten oder Bruchstücken zuwies – also Texte nach zwei unterschiedlichen Wertkategorien sortierte –, wird in der Frankfurter Ausgabe der Versuch unternommen, diese überlieferte Zuordnung zu Lesetext oder Lesarten durch ein neuartiges Editionssystem zu ersetzen. Größtmögliche Vollständigkeit heißt hier, daß alle überlieferten Textzeugen möglichst gleichmäßig dargestellt werden. Die Qualifizierung nach ästhetischen Maßstäben, die sogenannte Reinigung des Textes, wird rückgängig gemacht; jede Form der Textselektion gilt als unzulässig.

Noch problematischer ist der Anspruch einer Werkedition mit „größtmöglicher Authentizität“. Bei der Verwirklichung dieses Editionsziels könnte sich der Herausgeber, um ganz sicherzugehen, auf die bloße Dokumentation der verfügbaren Textquellen, der eigenhändigen Manuskripte, der fremden Abschriften und Erstdrucke beschränken, doch würde eine solche risikolose Editions-methode die oft genug nur kombinatorisch zu ermittelnden Intentionen des Autors einer puristischen, letztendlich verantwortungslosen, oder mit Hölderlin „beinernen Treue“⁵ opfern. Schreib-

⁵ 'Heimkunft', 307/3: 38, 39; Friedrich Hölderlin 'Frankfurter Ausgabe' (FHA),

und Druckfehler oder eigenmächtige Abänderungen des Textes durch andere müßten, diesem Prinzip gemäß, unberichtigt stehen bleiben; zusammengehörige Konzepte und Entwürfe, die aber im Manuskript getrennt oder gar in verschiedenen Konvoluten überliefert sind, dürften konsequent nur in dieser zerrissenen Form ediert werden. Der Leitbegriff „größtmögliche Authentizität“ ist jedoch meiner Überzeugung nach nicht nur dokumentarisch zu fassen – er schließt auch alle nur mittelbar aus dem Textbefund ableitbaren Intentionen des Autors ein. Die sind zu erschließen, oder die fraglichen Texte sind wenigstens so zu edieren, daß die nicht unmittelbar erkennbaren Intentionen des Autors vom Leser restituiert werden können. Wird auf ein solches Wagnis verzichtet, beruhigt man sich beim Schiefen, beim Unvollständigen, beim Irreführenden, beim Sinnlosen.

Die früheren Ausgaben haben sich einer dergestalt heiklen Authentizitätsdiskussion entzogen, indem sie allzu Problematisches entweder nicht in den Text aufnahmen oder nicht ausreichend kenntlich machten. Welche Risiken sich ein Herausgeber aufladen muß, der die Hinterlassenschaft eines Autors bis zum letzten i-Punkt edieren will, ist offenbar noch immer nicht ins allgemeine Bewußtsein gedrungen. Im Gegenteil: Die in den letzten Jahrzehnten unternommenen Anstrengungen, das Authentizitätsrisiko durch ein erweitertes editorisches Instrumentarium in den Griff zu bekommen, bezeugen neben der sachimmanenten Schwierigkeit einen immer noch ungebrochenen Optimismus hinsichtlich der unbegrenzten Möglichkeiten der Editions-wissenschaft und der Wissenschaft überhaupt. Wo ein Text noch nicht aus dem subjektiv verflochtenen, beinahe irrationalen Vorfeld des Erwägens und Entwerfens herausgetreten ist, entgeht er stets den Netzen, die ihm das Bedürfnis nach objektiver Verbindlichkeit und zuverlässiger Kausalität stellt.

In Hölderlins Werk ist über weite Strecken eine eindeutige Datierung, die Herstellung eindeutiger Textzusammenhänge, ja mitunter auch eine eindeutige Entzifferung unmöglich. Angesichts dieser Lage kann die von der

Bd. 6, Elegien und Epigramme, hrsg. von D. E. Sattler und Wolfram Groddeck, Frankfurt/M. 1976 (Verlag Roter Stern, Postfach 180 147), S. 306.

Stuttgarter Ausgabe angestrebte Endgültigkeit, die Selbstverständlichkeit, mit der diese von den meisten Auslegern für bare Münze genommen wurde, eigentlich nur das Ergebnis von Selbsttäuschungen sein. So wurden mit Argumenten aus dem Umkreis der wertenden Textselektion Textsegmente zumeist dann zu den Bruchstücken oder Lesarten geschlagen, wenn deren Eingliederung in vorhandene Grundtexte eines vom Editor zu verantwortenden Aktes bedurft hätte. Friedrich Beißner konnte jedoch nicht anders handeln, weil sein Editionsmodell dem Leser keine reelle Möglichkeit bot, solchen Entscheidungen Alternativen entgegenzusetzen. Offenbar spielte hierbei aber auch die unreflektierte und prälogische Vorstellung eine Rolle, in Zweifelsfällen sei Trennen treuer als Verbinden. Daß man den negativen Akt dem positiven vorzog – dahinter stand wohl eine Vorstellung von philologischer Pflicht, die Texte lieber zerriß, als daß sie sich dem Vorwurf wissenschaftlicher Verfehlungen aussetzte.

12

In letzter Zeit wurde versucht, diese editorische Aporie durch Abwendung von dem textstatischen Ideal einer endgültigen Lesertextedition und Hinwendung zu einer dynamischen Edition der Textentstehung aus dem Wege zu schaffen. Was die Textsicherheit anlangt, kommt man da leicht vom Regen in die Traufe, denn die Schwierigkeiten, einen verlässlichen Text zu edieren, liegen ja gerade in den Unsicherheiten des Textprozesses und seiner Überlieferung. Während sich der endgültige Wortlaut einer textstatischen Edition oft genug als trügerischer Grund erwies, tritt bei der editorischen Darstellung der Textgenese noch zusätzlich die Gefahr linearer Irrwege bei der Ermittlung der zeitlichen Abfolge von Textniederschriften. Das Authentizitätsproblem wird durch den ungleich höheren Authentizitätsanspruch der textdynamischen Editionen geradezu potenziert und in seinem Ausmaß erst sichtbar gemacht. Unabweisbar sind gleichzeitig die Vorteile des so vermittelten, weitaus umfangreicheren Textangebotes und damit verbunden die größere Überprüfbarkeit des Wortlauts auf den verschiedenen Textebenen. Doch nach wie vor ist der Editor auch hier zu Entscheidungen genötigt, die dem Leitbild „Authentizität“ nicht immer genügen, und noch immer treffen Herausgeber Vorkehrungen, um entweder diesen Mangel zu verschleiern oder um die Kritik an solchen Stellen zu antizipieren. Dabei entstehen oft genug hochgerüstete Editionssysteme, die eher abschreckend wirken, als daß sie, ihrer Absicht gemäß, den Leser zum kritischen Prüfen der Textgestalt und schließlich zum Bedenken des Textes selbst auffordern.

13

Wenn also das Desiderat „Authentizität“ auch durch veränderte und erweiterte Darstellungsmethoden nicht allgemeinverbindlich zu realisieren ist, muß der Versuch einer Optimierung historisch-kritischer Edition bei der Veränderung des durch die Tradition verfestigten Abhängigkeitsverhältnisses zwischen Herausgebern und Lesern ansetzen. Entgegen dem für die meisten Ausgaben gültigen Konsens, durch bloße Eingleisigkeit oder zwingende Beweisführung oder ungehemmte Anwendung konjunktivischer Attribute dort Textzuverlässigkeit zu imaginieren, wo es der Sachlage nach nur Vermutungen geben kann, muß sich der Herausgeber, wie Hans Zeller es ausdrückt, zu seinem Schatten bekennen⁶, und der Leser darf seinerseits keinen gläsernen Editor erwarten. Tatsächlich korrespondiert dem zwar niemals alogischen, aber in der Vielfalt seiner subjektiven und unbekanntenen Komponenten kaum durchdringlichen Kausalgewebe der dichterischen Textgenese ein gleichermaßen variantes Textverständnis bei den Lesern.

14

Ist dies einmal festgesetzt, muß im Hinblick auf jene „größtmögliche Authentizität“ eine pragmatische Maxime formuliert werden, welche die Beziehung zwischen dem Herausgeber und dem Benutzer der Ausgabe neu regelt. Weil eine Übereinstimmung über die verbindliche Richtigkeit editorischer Entscheidungen überall dort nicht möglich ist, wo die Textentstehung oder die vom Autor intendierte Textgestalt nur kombinatorisch erschlossen werden kann, muß der Editor den subjektiven Charakter seiner Entscheidungen eingestehen und dem Leser nicht nur verbal das Recht, sondern auch praktikable Möglichkeiten zur selbständigen Textprüfung einräumen. Der Leser dagegen muß abrücken von dem durch abendländische Bildungskonventionen geradezu eingefleischten Vertrauen gegenüber der Autorität von Vermittlern. Der Herausgeber kann nicht mehr und nicht weniger sein als ein Leser. Daß er in der Lage sei, sich seiner selbst zu entäußern und daß er dem Leser beistehe, wie der leibhaftige Paraklet, ist eine Mystifikation, hinter deren Bescheidenheit sich das Gegenteil verbirgt.

15

Im Einleitungsband der Frankfurter Ausgabe ist dieses Postulat mit dem unwiderleglichen und darum ärgerlichen Satz umrissen: „Die Textsyn-

⁶ Befund und Deutung, in: *Texte und Varianten*, hrsg. von Gunter Martens und Hans Zeller, München 1971, S. 52.

these darf um so kühner sein, je offener sie sich der Kritik stellt⁷.“ Damit soll keineswegs der Spekulation Bahn gemacht werden. Gesagt ist aber auch, daß Hölderlin nicht mit Ängstlichkeit ediert werden kann. Das divinatorische Moment, ohne das der Gesang aller philologischen Sorgfalt zum Trotz stumm bleibt, wird nicht einfachheitshalber verleugnet. Wozu auch? Die Freiheit, da wo es not tut kühn zu sein, ist gesichert und gezügelt durch eine umfassende Überprüfbarkeit. Der in herkömmlichen Editionsmodellen unauflösbare Widerspruch zwischen dem Gebot einer dokumentarischen Textwiedergabe und dem gleichzeitigen Gebot einer interpretativen Prozeß- und Textkonstitution ist durch die gleichzeitige und methodisch getrennte Anwendung beider Verfahrensweisen aufgehoben. Die durchgängige Abbildung aller für die Beurteilung der Textgenese wichtigen Handschriften im Faksimile und in einer typographisch differenzierten Umschrift macht den Benutzer der Frankfurter Ausgabe weitgehend unabhängig von den Herausgebern. Der interpretative Teil der Ausgabe – Prozessanalyse und Textkonstitution – dient lediglich als Leitfaden in einem Möglichkeitslabyrinth mit mehreren Ausgängen. Der Leser darf den Herausgebern nicht zum Vorwurf machen, daß sie seiner Meinung nach an der falschen Seite hinausfinden.

16

Noch ist man es gewohnt, bei jeder eigenen Meinung ein Geheul über die des anderen anzustimmen. Denen, die sich auf solche Einwendungen vorbereiten, ist dringend zu raten, zuvor diese jenseits aller Sachhaltigkeit liegende Angewohnheit kritisch zu überdenken.

17

Die Herausgeber sind durch die gegenseitige zugesicherte Interpretationstoleranz von der ohnehin unerfüllbaren Verpflichtung befreit, alle in zweifelhaften Situationen notwendigen Denkschritte in allen Einzelheiten zu begründen und zu beschreiben. Deren Darstellung schützte vielleicht die Herausgeber vor Mißverständnissen, doch würde sie den Text selbst in unerträglicher Weise allein durch ihr quantitatives Übergewicht belasten. Zudem vermittelt eine solche Deskription der Edition eine falsche Sicherheit bei wie auch immer begründeten Annahmen und das Bild einer falschen Vollständigkeit bei der Aufzählung aller weiteren Möglichkeiten.

⁷ FHA, hrsg. von D. E. Sattler, Einleitung, Frankfurt/M. 1975, S. 19.

Die Forderung „größtmögliche Authentizität“ wird also in der Frankfurter Ausgabe nicht vorab schon eingelöst. Sie bleibt, wie Hölderlin wollte, eine Herausforderung an alle, die ihn lesen.

18

Als dritte Determinante historisch-kritischer Ausgaben wurde der variante Begriff der „Zugänglichkeit“ genannt. Mit der Erweiterung der Ansprüche an das historisch-kritische Edieren – von der bloßen Textkonstitution ästhetischer Gebilde, die nach dem jeweils herrschenden Geschmack für editionswürdig gelten, bis zu den komplizierten Modellen einer Darstellung des Prozeßvorfelds – ist ganz offensichtlich eine Entpopularisierung der wissenschaftlichen Ausgaben verbunden. Wie von selbst installierte sich die auch anderswo zu beobachtende Trennung von intellektueller und vulgärer Unterhaltung. Während die wissenschaftlichen Gesamtausgaben des 19. Jahrhunderts zum Teil beachtliche Auflageziffern erreichten, werden die neueren, samt und sonders hochsubventionierten Ausgaben praktisch nur noch für den institutionalisierten literaturwissenschaftlichen Gebrauch oder bestenfalls für diejenigen produziert, die nach einem kolportierten Philologenwort gut dafür bezahlt werden, daß sie sich mit Sachen beschäftigen, die ihnen Spaß machen⁸. Diese Ausgaben können nur noch auszugsweise für die Vermarktung in Volks- und Dünndruckausgaben genutzt werden; schon die Stuttgarter Ausgabe belegt das exemplarisch. Solche Nachdrucke versprechen dem breiten Publikum eine Vollständigkeit, die dem ernstzunehmenden Anspruch längst nicht standhält. In ihnen fehlen so gut wie alle in den Lesartenteil verbannten Texte. Die späten Überarbeitungen der großen Elegien sind hierfür nur ein Beispiel. Erst unter diesem Aspekt zeigen sich jene wahrhaft textverheerenden Folgen der vorher nur harmlos wirkenden Trennung von Text und Apparat.

19

Es gibt nur zwei Möglichkeiten, dieses Verfahren zu rechtfertigen, und beide sind gleich dubios. Erstens: es gäbe tatsächlich ein gehobenes und ein gemeinsames Textbedürfnis; zweitens: der Dichter habe gar nicht gewollt,

⁸ Vgl. Kurt Wölfel, Szenen aus einem bürgerlichen Schäferleben, in: Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker? Eine Sammlung von Aufsätzen aus Anlaß des 70. Geburtstags von Robert Minder, hrsg. v. Siegfried Unseld, Frankfurt 1972 (suhrkamp taschenbuch 60), S. 218.

daß das Unfertige, das von späteren Entwürfen Überholte, das von erlangter Vollkommenheit Abirrende dem breiten Publikum zugänglich gemacht werde. Das erste Argument hat die seelsorgerlichen Traditionen, den kirchlichen Pragmatismus hinter sich. Man weiß genau, wie wenig dem Gläubigen, der nicht gewerbsmäßig glaubt, zugemutet werden darf und verpackt die Wahrheit entsprechend. Das Publikum soll seinen Dichter nur von der schönsten Seite sehen. Das ist im Falle Hölderlins eine ungeheuerliche Blasphemie. Das zweite Argument verkennt die Objektivität dessen, was ist. Nicht nur ist es müßig, darüber zu streiten, was des Dichters Willen sei – die Aeneis wäre demgemäß und mit gutem Recht verbrannt worden –, solche Überlegungen verkennen auch den unzufälligen Zusammenhang des individuellen Schicksals mit dem geschichtlichen Ganzen, in welchem noch das Mißlingen, das Versagte und der Untergang ihre genaue Stelle haben.

20

Hölderlins Werk hat den Eindruck erweckt, es wende sich an Eliten. Daran allein wird erkennbar, wie weit der Gesang den Zeitgeist unter sich und die Zeitgenossen und ihre Kinder und Kindeskindern hinter sich ließ. Es war die feste Überzeugung des verstörten Mannes, die in hoffnungsloser Isolation vollgeschriebenen Blätter würden einstmals von Bedeutung sein. Was damals Wahnsinn schien, hat die Geschichte jetzt schon als Wahrheit legitimiert. Was wissen wir davon? Er hinterließ seine Leiden und sein Frohlocken nicht Linken, nicht Rechten, erst recht nicht Unentschiednen, sondern Menschen. Dies kann als Phrase verhöhnt werden. Aber der Hohn wird verhöhnt vom „frohlockenden Wahnsinn“; der ist für manche das Maß (andere haben ein andres)⁹. Dieses wahrhaft unverbindliche Menschenbild deckt erst die Schande auf, die den Menschen in ihren Ordnungen, wohin man sieht und von Tag zu Tag schlimmer, widerfährt.

21

Wenn wahr ist, was Hölderlin sagt: wenn sein Gesang noch irgend etwas von dem Stromgeist hat und wenn dieses Land einem Gewässer gleicht, weder Land noch Wasser, das stagniert und fault, dann wollen wir diesem in Sümpfen steigenden Strom ein Bett graben und warten, was geschieht.

⁹ Vgl. 'Brod und Wein', v. 47, und 'Der Weingott' ('Brod und Wein' I) v. 44: „*Wer kanns wissen und wo fehlt das Gemessene nicht?*“, FHA, Bd. 6, S. 236 ff.

Das verstehen wir unter „Zugänglichkeit“; das ist die den Dichter verfälschende Tendenz, nach der so viele suchen; das ist der Hinterhalt, in dem wir liegen. Diese Ausgabe kann und will Hölderlins Werk nicht auf einen leicht verständlichen Nenner oder gar auf eine Linie bringen. Der Gesang, das denkbar Freieste, zwingt uneingeschränkt zu denken. Anarchie ist ein hohes geistiges Vergnügen, was darunter ist, Barbarei oder Stumpf-sinn. Die Zeit, in der eine Klasse von Mittlern den Unmündigen das vorweg als eine unzumutbare Last abnahm, was allein menschenwürdig ist, neigt sich sichtbar zum Ende. Die künftigen Leser werden selbst entscheiden, ob jener Appell Hölderlins in den Wind gesagt war, ob diese Verse aus der bisher noch ungedruckten Spätfassung von 'Stutgard' in der Frankfurter Ausgabe zu Unrecht so konstituiert wurden:

*Aber ihr, ihr Tapfersten auch, ihr Frohen, die allzeit
Leben und walten, erkannt, oder gewaltiger auch,
Wenn ihr wirket und schafft in heiliger Nacht und allein herrscht
Und allmächtig empor zieht ein gemütliches Volk,
Bis die Jünglinge sich der Väter droben erinnern,
Mündig und hell vor euch steht der besonnene Mensch.¹⁰*

22

Die von Editoren wie H. Zeller und G. Martens vertretene These, nicht der Text als statisches Endprodukt, sondern die Textentstehung als dynamischer Prozeß müsse im Mittelpunkt historisch-kritischer Editionen stehen, wird in besonderem Maße den Entstehungs- und Überlieferungsbedingungen des Hölderlinschen Werkes gerecht – und zwar nicht nur im Hinblick auf den un abgeschlossenen Zustand der in der Krise nach 1800 entstandenen Dichtung, sondern ebenso auch im Hinblick auf den Druck einer äußeren und inneren Zensur, welcher die ursprünglich intendierte Gestalt von Dichtungen oft genug dergestalt deformierte, daß diese, nachdem sich ja die zeitgeschichtlichen Verständnisbedingungen weitgehend verflüchtigt haben, in ihren Endfassungen allzuleicht mißverstanden oder mißbraucht werden können. Ein eindrucksvolles Beispiel hierfür liefert die vermutlich während der ersten größeren Depression in Nürtingen – nach der überstürzten Abreise aus Jena im Mai 1795 – konzipierte Elegie 'Der Wanderer', die Hölderlin schon im ersten überlieferten Entwurf entschärfte und dann in der wohl parallel zur Druckvorlage angefertigten Reinschrift nochmals an besonders kritischen Punkten kürzte. In einem

¹⁰ Vgl. FHA, Bd. 6, S. 195 ff.

Begleitschreiben bat Hölderlin Schiller überdies, „etwas Übriges zu thun“, um etwa immer noch vorhandene Druckhindernisse aus dem Weg zu räumen. Nachdem Schiller Goethes Rat eingeholt hatte, änderte er mit großer Wahrscheinlichkeit vor allem den einleitenden Teil des Gedichts durch Streichungen und Umformulierungen und kürzte die Elegie, die im ursprünglichen Entwurf noch 100 Verse umfaßt hatte, um weitere drei Distichen auf 84 Verse. Im ersten Band der Stuttgarter Ausgabe ist nur diese – gegenüber dem Entwurf verstümmelt wirkende – Horen-Fassung als Text gedruckt, während der von Seebaß betreute Band der Hellingrath-Ausgabe wenigstens im Anhang eine zusammenhängende Textkompilation der Vorstufen bietet ¹¹.

23

Nicht umsonst wiederholt sich in Hölderlins Werk die Metapher von den gebundenen, endlich entfesselten Schwingen, vom Segel, das sich schließlich frei der Welle überläßt. Erst das von ihm selbst oder anderen unterdrückte Wort deckt die realen und unrealen Zwänge auf, unter denen er litt und die, in gleichem Maße, seine Hoffnungen weckten. Darum verstehen die an dieser Ausgabe Beteiligten die Notwendigkeit einer textdynamischen Edition nicht als ein sublimiertes literaturwissenschaftliches Bedürfnis, welches sich die edierten Prozesse und Texte lediglich als gesicherte Materialien zur weiteren szientifischen Verwertung wünscht, sondern das Gesamtwerk wird in seiner prozessualen Totalität als ein einzigartiges Beispiel dafür ediert, wie das Individuelle, jeweils neu, gegen die jeweils herrschenden Bedingungen denken soll und zu denken vermag. Die prozessuale Edition des Gesamtwerks, dessen einzelne Glieder – von den ruhmdürstenden Anfängen bis zu den stillen Versen der zweiten Lebenshälfte – miteinander verbunden sind wie kommunizierende Röhren, gilt also nicht allein der literarischen Kategorie, sondern zugleich auch dem exemplarischen Protokoll einer individuellen Selbstbehauptung, wie sie unter dem „Übergewicht der Verhältnisse über die Menschen“ ¹² zumeist nur an triumphalen Untergängen zu lernen ist.

24

Dieser Ansatz geht über die üblichen literaturwissenschaftlichen Zielsetzungen so weit hinaus, wie ein Schubladendenken dahinter zurückbleibt,

¹¹ Bd. 2, 3. Aufl. 1943, S. 474 ff.

¹² Theodor W. Adorno, Schriften 8, „Gesellschaft“, Frankfurt/M. 1972, S. 9.

dem über seinem interesseladenen Links- und Rechtsgerede die Dialektik abhandeln kam. Wenn also an dieser mit Selbstaufgabe erkaufte Dichtung nichts mehr zu genießen, dafür an ihr die Notwendigkeit zum individuellen und gemeinsamen Widerstand gegen „Zwangsgesetze und Executoren derselben“ ¹³ zu begreifen ist, kommt es tatsächlich weniger auf die artifiziellen Endprodukte und mehr auf die Bedingungen und Schritte an, unter denen und mit denen ein solches Denken seiner selbst gewiß wird. In dieser wahrhaft widerwärtigen Phase des resignativen Pragmatismus scheint nur noch Berechnung auf der einen und Gewalt auf der anderen Seite zu helfen. Zu lernen wäre wieder die Gewalt des Gedankens, der sich nicht bei sich selber aufhält, die letztendliche Überlegenheit individueller Integrität über Systeme, die sich allesamt durch das Kalkül mit der Opportunität am Leben erhalten.

25

Das Editionsmodell der Frankfurter Ausgabe orientiert sich an diesem Anspruch. Es postuliert die ungebrochene, die wachsende Bedeutung Hölderlins, der alle früheren Ausgaben nicht gerecht wurden, weil sie das Werk mit der Elle einer von Hölderlin selbst zerbrochenen Kunstwerk-Ästhetik maßen und redigierten – eine Bedeutung, die jede Anstrengung rechtfertigt: auf Seiten derer, die diese Ausgabe aus eigener Kraft herstellen, und auf Seite der Leser, denen eine Intensität des Lesens zugemutet wird, die selber nur noch als Widerstand gegen das Überangebot an minderwertigen und mittelmäßigen Feuilletons verstanden werden kann. Das Editionsmodell setzt also Leser voraus, die bereit sind, selbständig und beharrlich zu lesen. Durch eine übersichtliche Strukturierung der vielfach ungemünzt komplizierten Sachverhalte soll solches Lesen, das unter den herrschenden Umständen erst zu lernen ist, so weit wie möglich erleichtert werden. Daß sich diese Ausgabe denen nicht anpassen kann, die zu einer solchen Anstrengung nicht bereit, für eine solche Anstrengung verdorben, für eine solche Anstrengung nicht gebildet, für eine solche Anstrengung zu erschöpft sind, versteht sich von selbst.

26

Während in den bisher erprobten textdynamischen Editionen versucht wird, einen schematisch abgebildeten Entwurfstext durch jeweils unter-

¹³ Hölderlin im Brief an Christian Landauer (vmtl. März 1801).

schiedliche Zeichensysteme zugleich auch prozeßanalytisch zu qualifizieren, sind in der Frankfurter Ausgabe die beiden kategorial verschiedenen Editionsbereiche – der textdokumentierende und der textedierende Teil – methodisch getrennt dargestellt; der textabbildende Teil bleibt weitgehend frei von interpretativen Elementen, der prozeßanalytische und textkonstituierende Teil ist hingegen von der Verpflichtung befreit, den Textbefund noch einmal dokumentarisch darzustellen. Tatsächlich ist die zuweilen bemängelte Unübersichtlichkeit der bisher vorgelegten textdynamischen Editionsmodelle eine unmittelbare Folge der verwirrenden Überschneidung mimetischer und analytischer Zeichen auf einer Darstellungsebene. In dem neuen Editionsmodell bilden beide Darstellungsbereiche eine für jeden Werkkomplex abgeschlossene Einheit, die sich beim vergleichenden Lesen herstellt. Darüber hinaus erweist sich die Verwendung verschiedener Schriftarten in beiden Editionsbereichen generell als Vorzug gegenüber einer Textdifferenzierung mit Hilfe von Vorzeichen, deren algebraischer Abstraktionsgrad vom Leser mit reziproker Anstrengung erst aufgelöst werden muß, bevor er sich dem Text zuwenden kann. Die Differenzierungssignale gehen hier also unmittelbar von der konkreten Vermittlungsschicht aus; sie sind – bis auf wenige unentbehrliche Zusatzzeichen – schon im Schriftbild visualisiert.

27

Die dokumentierende Editionsbasis besteht aus einer Abbildung aller für die Beurteilung der Textentstehung und des genauen Wortlauts wichtigen Manuskripte im Faksimile und einer parallel wiedergegebenen Umschrift, in welcher die verschiedenen Entwurfsschichten durch leichte, mittlere und schwere Typen einer Schriftart kenntlich gemacht sind. Diese Differenzierung verfolgt jedoch hier nur den praktischen Zweck einer besseren Übersichtlichkeit, denn bei verwickelteren Entwürfen kann die dreistufige Unterscheidung nur einen ersten Überblick vermitteln. Die Faksimiles der Handschriften, die in der Frankfurter Ausgabe nicht als gelegentliche Schmuckbeilagen, sondern als unerläßliche Orientierungshilfe dienen, können aus ökonomischen und herstellungstechnischen Gründen nicht im optimalen Lichtdruck wiedergegeben werden; sie sind aufgerastert¹⁴; nach wie vor empfiehlt es sich deshalb bei monographischen Studien über

¹⁴ Mit der Offsetrasterung der Faksimiles in der FHA werden – anders als in den Reproduktionen des Einleitungsbandes – die äußersten reprographischen und drucktechnischen Möglichkeiten ausgeschöpft.

problematische Textbefunde, auf das photographische, nicht gerasterte Material des Hölderlin-Archivs zurückzugreifen.

28

Der zweite Teil des Editionsmodells besteht aus einer linearen Textdarstellung des Entwurfsprozesses mit integrierten Textstufen (je nach Textlage als unemendierte, emendierte, differenzierte oder konstituierte Texte). Ein 'endgültiger Lesetext' in großer Type erscheint nur noch dann im Anschluß an die lineare Textdarstellung, wenn Hölderlin selbst einen Werkkomplex entweder in einer Reinschrift zum Abschluß gebracht oder zum Druck gegeben hat und wenn dieser Werkkomplex nicht wieder zu einem beliebig späteren Zeitpunkt durch Änderungen und Umgestaltungen aufgelöst wurde. Spätere Textänderungen gelten als unwiderlegliche Willensäußerungen des Autors. Sie ignorieren hieße ihn unter Kuratel stellen. Textkomplexe, die den überlieferten Textzeugen nach nicht zu einem Abschluß gelangten, werden also nicht in der Form eines konstituierten Lesetextes wiedergegeben. Die dennoch konstituierten Textstufen sind als Bestandteil der linearen Textdarstellung in kleiner Antiquatype gesetzt und zeigen jeweils zusammenfassend den von Phase x bis Phase y erreichten Textbestand. Zurückgenommen wird damit die editorische Überbewertung eines abschließenden und vom Editor hervorgehobenen Lesetextes, wie er für die Stuttgarter Ausgabe charakteristisch war und den zahlreiche Kritiker mit Recht auch noch am Einleitungsband der Frankfurter Ausgabe bemängelten¹⁵. Von den dort dargestellten Texten erscheinen in Band 8 nur die beiden von Hölderlin selbst für Leser in einer „noch kinderähnlichen Kultur“ zu traditionellen Gedichten umfunktionierten und darum um so irritierender wirkenden Fragmente 'Der Winkel von Hahrdt' und 'Lebensalter' in der größeren Antiquatype des Lesetextes. Alle übrigen Texte werden nur genetisch fixiert, wobei an Stelle von 'Fassungen' der Stuttgarter Ausgabe jene Textstufen treten, in denen z. B. 'Dem Leuen gleich' ebenso in einem größeren Textzusammenhang erscheint, wie die spätere, textersetzende Korrektur 'Der Gelehrten halb' in der Fragmentgruppe 'Apriorität des Individuellen'¹⁶. Soll nicht eine neue Willkür hereingebracht werden, muß diese editorische Linie gehalten werden, wo ein Werkprozeß auch über längere Zeit und mit einer Reinschrift oder mit einem autorisierten Druck nur scheinbar zum Stillstand

¹⁵ U. a. Hans Zeller, Karl Corino, Michael Hamburger.

¹⁶ FHA, Einleitung, S. 74 ff.

kam. Die Hervorhebung einer mittleren Stufe als endgültiger Text widerspräche der prozessualen Wirklichkeit. Dementsprechend wird es etwa von 'Patmos' keinen abschließenden Lesetext geben, weil ja auch die dem Landgrafen von Homburg überreichte Fassung dem Anspruch des Dichters nicht standgehalten hat und weil die spätere Überarbeitung – die noch ihre Überraschung birgt – nicht nochmals in einer abgeschlossenen Reinschrift vorliegt.

29

Anders als in der typographischen Umschrift, die einen vorwiegend räumlichen Eindruck von der Textlage vermittelt, dominiert in der linearen Textdarstellung die Entwicklung der Textzeichen in ihrer zeitlichen Folge. Zwar enthält die Umschrift auch zeitliche, die lineare Textdarstellung auch räumliche Strukturen, doch ist die editorische Funktion im textdokumentierenden Teil auf die räumliche, im analytischen Teil auf die zeitliche Kategorie beschränkt. Während jedoch die räumlichen Verhältnisse faktisch vorhanden sind und nur der richtigen Entzifferung bedürfen, ist die zeitliche Struktur des Textes häufig nur mit kombinatorischen Mitteln zu erschließen. Die Schwierigkeit einer eindeutigen Prozeßanalyse wurde schon dargelegt. Dem Text zuliebe verzichten die Herausgeber weitgehend auf die Beschreibung ihrer Überlegungen, da diese den Text einerseits verschütten, andererseits die ohnehin notwendig eingleisige Prozeßlinie gegen mögliche Alternativen verhärten würde. Die Evidenz der einzelnen Schritte, deren Logik gleichwohl mit einem Minimum von Hinweisen sichtbar gemacht werden muß, ergibt sich oder ergibt sich nicht mündigen Lesern. Und jene, die erst lernen wollen, Hölderlin zu lesen, würden von der Achtlosigkeit einer editorischen Selbstdarstellung – vom Wissenschaftlichen, das des Gesangs möglichst schon im Herzen des Dichters Herr zu werden trachtet – wahrscheinlich nur abgeschreckt.

30

Die analytische Darstellung des Textes muß linear verlaufen, weil auch der Textprozeß nur aus einer einzigen Spur besteht, der nachzugehen ist. Vergewärtigt man sich das Bild von einander kreuzenden, vielfältigen und mehr oder weniger lesbaren Fahrten, wird klar, daß eine einzige Abweichung genügt, um diese Spur zu verlieren. Um so lächerlicher wirken dann die langatmigen, augenlosen Begründungen, durch die der Garten erst zur Irre wird. Was jeder mit eigenen Augen suchen und finden kann, braucht ein anderer nicht zu beschreiben. Nochmals: die lineare Textdarstellung

kann nicht mehr als ein Vorschlag sein, wie zu lesen sei. Vielleicht sollte zur Warnung über jeder Seite jene doppelsinnig auf das nicht unschuldige, nicht reine, auf aller Wissen anwendbare Definition aus Hölderlins Erläuterung zum Pindar-Fragment 'Untreue der Weisheit' stehen – Wissen sei „die Kunst, bei positiven Irrtümern im Verstande sicher zu seyn“. Aber die Geisteswissenschaften alter Prägung leben von der Hypostasierung einer Blindheit im Publikum, welche der Allwissenden, der Seher bedarf – und tatsächlich, die Verblendung der einen zieht zwangsläufig die Blindheit der anderen nach sich.

*Die aber deuten dort und da und heben die Häupter
Menschen aber, gesellt, theilen das blühende Gut.*

ruff Hölderlin in der bislang ungedruckten Überarbeitung seiner Elegie 'Brod und Wein' ¹⁷. Doch solche Sätze bleiben ungehört, unverstanden oder unbefolgt, vergleichbar nur jenen auf Patmos gesagten, die den Zwischenhandel verfluchen, der sie von oben herab verkündigt.

31

Zwischen der räumlichen Darstellung des Textbefunds in der typographischen Umschrift und der zeitlichen Textentwicklung in der linearen Textdarstellung vermittelt ein numerisches Koordinatennetz, das die in der Stuttgarter Ausgabe noch nicht berücksichtigte Manuskriptzählung des Katalogs der Hölderlin-Handschriften ¹⁸ mit der neu eingeführten Zeilenzählung der typographischen Umschrift verbindet. Dieses parallel zur linearen Textdarstellung laufende Zahlensystem bestimmt die Lage des genetisch entwickelten Textes im Manuskript. Damit ist das bei Drucken übliche Verfahren der Seiten- und Zeilenzählung auf handschriftliche Befunde angewendet. Mit Hilfe dieses Systems können die Hölderlin-Texte unabhängig von den verschiedenen Editionen und Textkonstitutionen unmittelbar nach der Handschrift zitiert werden ¹⁹.

¹⁷ FHA, Bd. 6, S. 253 ff. (VI, v. 69, 70).

¹⁸ Auf Grund der Vorarbeiten von Irene Koschlig-Wiem bearbeitet von Johanne Autenrieth und Alfred Kellertat, Veröffentlichungen des Hölderlin-Archivs 3, Stuttgart 1961.

¹⁹ An dieser Stelle des Vortrags ging der Verfasser zunächst auf die Verdienste des zuvor von Pierre Bertaux kritisierten Adolf Beck ein. Das biographische Umfeld sei der Sache nach noch unüberschaubarer und materialreicher als das Werk selbst. Außerdem sei A. Beck, was den von ihm übernommenen Teil der StA betrifft, vom Anspruch der Endgültigkeit und Vollständigkeit abgerückt. Die folgenden Sätze galten der Ablösung der Stuttgarter durch die Frankfurter Ausgabe. Ihre Schärfe verlieren sie, wenn sie unter dem

Mit der Frankfurter Ausgabe soll die Stuttgarter abgelöst werden. Die Beteiligten werden keine Anstrengung scheuen, diesen legitimen Anspruch zu rechtfertigen. Nur die Ausgaben müssen vergehen, nicht der Gesang.

Gesichtspunkt der „idealischen Auflösung“ (‘Das untergehende Vaterland...’) betrachtet werden: der Untergang verliert seinen Schmerz und seine Schrecken, wenn er als Übergang, als eine notwendige Funktion des Werdens begriffen wird. Besonders die sinnverfälschende Wiedergabe von Karl Korn in der FAZ v. 14. 6. 1976 fordert eine Wiederholung der fraglichen Passage im Wortlaut. Andererseits bedauert der Verfasser die persönliche Betroffenheit, die diese nicht auf Personen, sondern auf Sachen und Verhältnisse zielenden Äußerungen auslösten:

Die Chance, auf dieser relativ feststehenden Basis (dem dokumentarischen Teil der FHA) einen weitgehend editionsunabhängigen und damit längerfristig brauchbaren Wortindex zu schaffen, wird gerade jetzt – ohne Verschulden der unmittelbar Beteiligten – ziemlich eilfertig vertan. Denn das zuerst nur auf der Grundlage, jetzt aber auch aus begreiflichen Gründen im institutionellen Rahmen einer in Agonie liegenden Ausgabe entwickelte Wörterbuch ist untrennbar mit dem seit Beda Allemanns ersten Einwendungen mehr und mehr unglaublich gewordenen Gültigkeits-Anspruch einer Edition verknüpft, an deren historischen Verdiensten ebensowenig Zweifel bestehen, wie an der Tatsache, daß sie keinem genügen kann, dem es um die wahre Sache ernst ist. Mit jedem Band der Frankfurter Ausgabe wird die Stuttgarter hinfälliger werden. Von Plutarch, dessen Werke Hölderlin besaß, stammt die Paraphrase des heraklitischen Satzes „Das Gestrige ist in den Heutigen vergangen, das Heutige vergeht in den Morgigen“ (Über das E in Delphi, 19). Das ist so wahr, daß ich ablehnen muß, darüber zu diskutieren. Dreißig Jahre sind einfach zu lang, um immer noch in denselben Fluß zu steigen.

Hölderlins Rhein-Hymne

Von

Wolfgang Binder

Vorbemerkung: Der folgende Bericht gibt die Interpretation des Gedichts wieder, die der Leiter einer Arbeitsgruppe zum Thema der Rhein-Hymne im Gespräch mit den Teilnehmern bei der 13. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Winterthur im Juni 1974 entwickelt hat. Einzelne Voten der Teilnehmer, an die er sich erinnert, sind eingearbeitet. Andere sind leider verlorengegangen, da die Sitzungen nicht protokolliert werden konnten. Im Ganzen dürfte der Bericht jedoch ziemlich genau festhalten, was zur Sprache gekommen ist.

Die Rhein-Hymne und die Hauptwiler Monate Hölderlins

Das Gedicht ist vermutlich in Hauptwil konzipiert und im darauf folgenden Sommer 1801 ausgeführt worden. Zwei Grundgedanken Hölderlins müssen sich in dieser Zeit gebildet haben, welche die Hymne bestimmen und mit dem Übergang vom klassischen ins Spätwerk in Verbindung zu bringen sind: der Gedanke des Friedens und der Gedanke des Vaterländischen.

Seit den Tübinger Hymnen schwebt Hölderlin das Ideal eines Friedenszustandes vor, der nicht mit „pax“ (Vertrag, von pactum), sondern mit „eirene“ im Sinne des Heils wiederzugeben wäre. Gemeint ist ein Zustand, worin Menschliches sich ungehindert entfalten könnte, worin eine Gemeinschaft freier Subjekte Gewalt und Herrschaft überflüssig machte, die unterdrückte Natur wieder zu ihrem Recht käme und, in mythischer Deutung, die entflohenen Götter zurückkehrten, so daß das Leben in ihrer Gegenwart eine von Grund auf andere Gestalt annähme. In diesem Frieden hört Hölderlin noch das Wort „Einfriedung“, Schutzbezirk, mit, doch so, daß alles auf Erden von ihm umfaßt würde. Störer des Friedens werden dann ausgeschlossen und, wiederum mythisch gedeutet, in den Tartarus verwiesen sein (‘Wie wenn am Feiertage’, ‘Friedensfeier’, ‘Der Rhein’, ‘Die Titanen’). Auch die etymologische Verwandtschaft der Wörter „Friede“, „frei“ und „Freund“, die auf die Grundbedeutungen: lieben, schonen, versöhnen zurückgeht, ist zu Hölderlins Zeit noch lebendig und in seinen Gedichten wirksam.

Dieser bisher nur ersehnte und in eine mehr oder weniger utopische Ferne gerückte Friede scheint nun während der Hauptwiler Monate, im Februar 1801, plötzlich Wirklichkeit zu werden. Hölderlins Briefe nehmen den Frieden von Lunéville zum Anlaß, um von einer Zeit des „Gemeingeistes“, der „heiligen Herrschaft der Liebe und Güte“, von einem Entfalten der Kräfte „geräuschlos, wie die wachsende Natur“ und von „Tagen der schönen Menschlichkeit“ zu sprechen, die jetzt beginnen werden. Die ‚Friedensfeier‘ überhöht diesen Gedanken zur Hoffnung auf die Rückkehr der Götter und die Versöhnung der griechischen mit den christlichen Götterheiten. Dabei liegt der Nachdruck nicht sowohl auf dem, was geschehen wird, als darauf, daß es eingetreten ist, daß sich die Hoffnung wirklich zu erfüllen scheint. „Versöhnender, der du nimmergeglaubt nun *da* bist“, beginnt der Entwurf der ‚Friedensfeier‘. So schon Hyperion von dem „Einzigem“, das ihm in Diotima erschienen sei: „Es war *da*, . . . es war in der Welt.“ Hier wie dort besagt die Erfahrung dieses Da-seins: es war also kein leerer Traum, es gibt das wirklich, was in Gedanken entworfen, als höchster Wert begriffen und aller Dichtung zugrunde gelegt war. Im Aspekt dieser Friedensgewißheit ist auch das Ziel der Rhein-Hymne, das „Brautfest“ der „Menschen und Götter“, zu sehen.

Über den zweiten Grundgedanken, den des Vaterländischen, geben namentlich die Antigone-Anmerkungen und die beiden Briefe an Böhlendorff (4. Dezember 1801 und November 1802) Auskunft. Es geht zunächst um die neue „Sangart“, der Hölderlin auf der Spur zu sein glaubt und die er „vaterländisch und natürlich, eigentlich originell“ nennt. Gemeint ist eine Dichtung, die nicht mehr klassische Muster nachahmt, sondern sich auf die Natur (natürlich), das Eigene (eigentlich) und den Ursprung (originell) der vaterländischen Wesensart besinnt, dies nach Analogie der Griechen, die auch originale Dichtung hervorgebracht haben. Aber die Analogie betrifft nur die Originalität als solche; das vaterländische Wesen der Griechen ist von anderer und dem unseren geradezu entgegengesetzter Art. Da der vielbesprochene Gegensatz des Griechischen und des Hesperischen nicht nur den Stil, sondern auch die Inhalte der Rhein-Hymne bestimmt, muß mit wenigen Worten davon die Rede sein.

In den Jahren der unbedingten Griechenverehrung hatte Hölderlin die Gegenwart wesentlich unter der Kategorie des Verlustes gesehen. Verlust all der Verhältnisse und Eigenschaften, von denen das goldene Zeitalter der Griechen getragen war: Natur, Gemeingeist, Götternähe. Also war eine bessere Zukunft nur von der Wiederherstellung des griechischen Zustandes zu erwarten. Jetzt beginnt Hölderlin einzusehen, daß dies eine abstrakt idealistische Konstruktion war, die von der Eigenart der Deut-

schen und den Gegebenheiten des Zeitalters keine Notiz genommen hatte. Er habe lange daran laboriert, schreibt er an Böhlendorff, und sehe jetzt, daß es sich bei uns anders und sogar „umgekehrt“ als bei den Griechen verhalte. Was sich da umgekehrt verhält, kann mit Hilfe einiger Grundbegriffe der Homburger Aufsätze erläutert werden, die sich vorerst nur auf die Poetik der Dichtung beziehen. Was sie für die Beurteilung eines Nationalcharakters und seiner kulturellen Leistungen erbringen, geht aus jenen etwas späteren Zeugnissen zum Problem Griechenland – Hesperien hervor.

Diese poetologischen Begriffe lauten „Grundton“ und „Kunstcharakter“, allgemeiner gefaßt: „Grund“ und „Zeichen“. Sie ersetzen das konventionelle Begriffspaar Wesen und Erscheinung; und wenn wir soeben vom vaterländischen Wesen der Griechen oder Hesperier sprachen, so haben wir uns im Sinne Hölderlins nicht zutreffend ausgedrückt. Denn warum genügen die Kategorien des Wesens und der Erscheinung jetzt nicht mehr? Die Erscheinung heißt so, weil das Wesen in ihr erscheint, unvollkommen vielleicht oder von Zufälligem überlagert, aber dennoch erkennbar, wenn man nur abzieht, was den reinen Wesensanblick stört. Ein so verstandenes Wesen erklärt aber nach Hölderlins Meinung nur das Was, nicht das Daß der Erscheinung. Um dieses Daß zu begreifen, sieht er sich zu der Annahme genötigt, allem Erscheinenden liege etwas zugrunde, das es allererst erscheinen macht, ein kreatives Sein, das er seines Zugrundeliegens wegen den Grund nennt. Dieser Grund aber kann, weil er Seiendes erscheinen läßt, nicht seinerseits noch einmal erscheinen; er ist der verborgene, verdeckt, wie das Fundament eines Hauses, von dem, was er über sich aufbaut. Erscheint er aber nicht, dann ist Erscheinung kein passender Name für das, was er begründet und trägt. Es heißt Zeichen, weil es sich nicht aus sich selber erklärt, sondern zeichenhaft auf den unsichtbaren Grund verweist, dem es sein Dasein, im Bild des Hauses: sein sicheres Dastehen verdankt. Erinnert der Begriff des Wesens an die platonische Idee, die sich in den erscheinenden Dingen manifestiert, so legt der des Grundes eher den Gedanken des christlichen Gottes nahe, der sich, mit einem Wort Luthers, nur „sub contraria specie“ offenbart, in Knechtsgestalt z. B. oder sonst einer Verhüllung seiner Majestät in ihr Gegenteil. Brief- und Gedichtstellen Hölderlins bestätigen diese Vermutung.

Wendet man diese Denkform nun auf das Problem des Vaterländischen an, so besagt sie: Auch Kulturen und Völker präsentieren sich in einer geschichtlichen Erscheinung, die in Wahrheit Zeichen eines verborgenen Grundes ist. Die Griechen z. B. haben eine durch Klarheit und Maß bestimmte Kunst hervorgebracht. Aber diese Eigenschaften liegen nicht im

griechischen Nationalcharakter, sie sind erworben und einer ganz anderen, einer leidenschaftlich ekstatischen Natur gleichsam abgerungen. Eben darum sind sie sicherer Besitz, weit mehr als eine Mitgift der Natur. An der Klarheit des griechischen Maßes ermißt man erst die Exzentrik der Leidenschaft, die in ihm bezwungen ist. Leidenschaft ist der Grund, Maß das Zeichen, das den Grund verdeckt und nur indirekt an der Sicherheit erkennen läßt, mit welcher das Maß gehandhabt wird.

Umgekehrt steht es nun mit uns. Wir kommen aus einer Welt der starren Konventionen und Verhaltensmuster und sind „schicksallos“ geboren. Denn alles, was aus uns werden kann, ist schon vor unserer Geburt geregelt und verstattet, weil es nach Plan abläuft, dem Schicksal gar keinen Zutritt. Wollen wir also, analog den Griechen, zu kultureller Leistung und nationaler Gestalt kommen, so müssen wir den Aufbruch in eine Freiheit wagen, die sich dem Schicksal stellt. Die Griechen haben ihre orgiastische Natur bezwungen, wir müssen aus dem Zwangssystem unseres präformierten Daseins ausbrechen, um Leben und Geschick zu haben und daran ein geschichtliches Selbst zu finden. Die Antigone-Anmerkungen fassen den Gegensatz in die einfachen Formeln: Das Problem der Griechen war, „sich fassen zu können“, das unsere ist, „etwas treffen zu können“.

Dieser Überschritt ins andere, den die Griechen vollzogen haben und der uns noch bevorsteht, ist unerlässlich, aber gefährlich. Er kann, ist er einmal geleistet, eine Nation verlocken, daß sie sich immer weiter von ihrem Ursprung entfernt und ihn schließlich vergiftet. So ist es den Griechen ergangen, sie haben „das Vaterländische versäuert“ und sind – das wird Hölderlin meinen – im Alexandrinertum erstarrt. Für uns sieht er die analoge Gefahr eines Hinaustaumelns ins Exzentrische voraus. Darum muß dem Ausflug ins Fremde einmal die Rückkehr ins Eigene folgen, die sich des Ursprungs wieder vergewissert, jetzt aber geistig in Besitz nimmt, was anfangs bloß naturhaft gelebt war. Hölderlin nennt dies den „freien Gebrauch des Eigenen“, der nur aus dem Abstand der Selbstentfremdung gelingt, aber auch einbringt, was in der Fremde gelernt worden ist. Erst auf dieser dritten Stufe würde sich das Vaterländische erfüllen, ihr Ergebnis wäre im Falle der Griechen die immer neu zu leistende Einheit von Ekstase und Maß, in unserm Fall die Einheit von Ordnung und Offenheit. In diesen Synthesen verwirklichte sich, was ein dritter Grundbegriff der Homburger Kunstphilosophie den „Geist“ nennt. Denn Geist in diesem Sinne ist das Sichbegreifen des Zeichens aus dem Grund, worin es der Versuchung entgeht, sich absolut zu setzen und sein Woher zu verleugnen.

Geist ist aber auch die Dichtung. Sie kann daher im dichterischen Bild

vorwegnehmen, was in der geschichtlichen Wirklichkeit noch aussteht. Die Rhein-Hymne spricht von Ausflug und Rückkehr und entwickelt im Sinnbild des Stroms den großen Mythos des Vaterländischen. Darum und nicht nur ihres Stiles wegen ist sie ein vaterländischer Gesang.

Einleitendes zur Rhein-Hymne

Unter den Stromgedichten ist der 'Rhein' das größte. Hölderlins Vorliebe für das Strommotiv läßt sich schon früh beobachten. Den Tübinger Hymnen dient der Strom noch als ein konventionelles Symbol der verfließenden Zeit, dem die ruhende Ewigkeit im Sinnbild des Meeres gegenübergestellt wird. Die Ode 'Heidelberg' fügt einen neuen Gedanken hinzu: zwar fließt der Strom, aber zwischen ruhenden Ufern und unter einer stehenden Brücke hindurch, auf der sich der Standort des Betrachters befindet. Das menschliche Subjekt ist ins Zeitproblem einbezogen und wird – in einem geradezu Kantischen Sinne, jedoch gänzlich umgesetzt ins Bild – als der stehende Horizont der verfließenden Zeit begriffen. Im 'Gefesselten Strom' bedenkt Hölderlin Phasen des Stromlebens: die Erstarrung im Winter, den Eisgang im Frühling und dann das befreite Dahinströmen zum Vater Ozean, Sinnbilder der äußersten Entfremdung vom Ursprung, des Aufbruchs zu neuem Leben und der Rückkehr in den Ursprung, der Ende und Anfang zugleich ist. Dann setzt er die Ströme zum umgebenden Land in Beziehung. Sie ziehen wie Pflüger „Furchen“ ins Land ('Stuttgart') und machen es „urbar“ ('Der Ister'), und eigentlich sind sie wie Spuren in die „ursprünglich pfadlose aufwärtswachsende Erde“ eingeritzt, um Wege anzuzeigen (Pindarfragment 'Das Belebende'). Schließlich denkt Hölderlin über die Ströme seiner Heimat nach. Warum geht die Donau, dem Lauf der Geschichte entgegen, nach Osten, und warum hängt sie in ihrem Oberlauf „an den Bergen gerad“, da doch der Rhein „seitwärts hinweggegangen“ ist, und fließt ruhig und gesetzt und „allzueduldig“ dahin, als hätte sie ihre Jugend übersprungen? Scheint sie nicht „rückwärts zu gehen“ und müßte sie nicht eigentlich „von Osten“ kommen ('Der Ister')? Die Antwort kann nur lauten: Die Donau versinnbildlicht unser hesperisches Dasein, das gleichermaßen gesetzt und geduldig beginnt und noch nicht weiß, was Schicksal und Freiheit sind, die ihm bevorstehen.

Damit sind wir der Sinnbildlichkeit des Rheins nahegekommen. Auch er ist ein hesperisch-vaterländischer Strom, anders jedoch als die Donau. Von seiner Geburt an treibt es ihn nach Osten, und er kämpft gegen die

Fesseln des Gebirges, die ihn einzwängen, bis ihn der Vater umdreht und nach Westen schickt, damit er „im guten Geschäfte“ ruhig und nützlich werde. Er verkörpert also nicht wie die Donau die erste Phase des hesperischen Weges, den gesetzten Anfang, dem der stürmische Aufbruch noch folgen muß, sondern er beginnt schon mit der zweiten und lernt dann, sich zu zähmen und, im Sinne der dritten Phase, das Eigene frei zu gebrauchen. Der Rhein versinnbildlicht das Zusichselbstkommen des Vaterländischen aus der Entfremdung, die Donau den vaterländischen Ursprung vor dem Vonsichweggehen in diese. Nimmt man die beiden Stromsymbole zusammen, so erhält man ein vollständiges Bild des vaterländischen Weges.

Nun ist der Rhein nicht der einzige Symbolträger des Gedichts. Ein zweiter ist Rousseau, der Dichter und Vorkämpfer, der wie der Rhein als ein Vollender des Hesperischen gedeutet wird. Aber der Rhein *ist* das Hesperische, Rousseau *dichtet* es. Deshalb verläuft sein Weg in gewisser Hinsicht komplementär zu dem des Rheins; denn Dichtung ist nicht das Sein, sondern der Spiegel des Seins. Er beginnt eigentlich da, wo der Rhein endet, mit der Tätigkeit für die Zeit und ihre Gesellschaft. Aber einmal wird ihm diese Last zu schwer, dann wird ihm die Einkehr bei sich selbst geschenkt, ein Heilschlaf gleichsam, den Hölderlin auf Rousseaus Refugium auf der Petersinsel im Bieler See bezieht. Wenn also der Rhein mit dem selbstherrlichen Aufbruch beginnt, worin er nur sich zu leben begehrt, und dann lernt, für andere zu leben, so verhält es sich mit Rousseau umgekehrt. Er hat mit dem Leben für andere begonnen, dann wird ihm für eine Weile gestattet, nur sich selber zu leben. Man darf wohl annehmen, Hölderlin sehe im Spiegel Rousseaus auch sein eigenes Schicksal. Auch er hat sich in Mahnung und Appell an die Zeitgenossen abgemüdet, und es hat sich im Grunde kein Echo gezeigt, das Verständnis weniger Freunde ausgenommen. Und auch er sehnt sich nach Ruhe und Erlösung und hofft, die Götter selbst möchten die Sache des Vaterlandes in die Hand nehmen und das ersehnte Heil bringen.

Darin kommt eine dritte Symbolschicht der Hymne zum Vorschein: der Dichter und die Freunde, für die stellvertretend ein Freund steht, Isaak von Sinclair, dem das Gedicht gewidmet ist. Von sich spricht Hölderlin in der ersten, von Sinclair in der letzten Strophe. Eine vierte Symbolschicht bilden schließlich die Götter, die, wenn sie wiederkehren, die Geschichte in jenem „Brautfest“ der „Menschen und Götter“ erfüllen werden.

Nimmt man diese vier Symbolschichten zusammen, so bilden sie die Sinnordnung, über der das Gedicht aufgebaut ist. Der Rhein: Sinnbild des hesperischen Menschen; Rousseau: Sinnbild des hesperischen Dichters; das

Ich des Gedichts und der Freund: Sinnbilder der Sphäre, in der das Gedicht gesprochen und gehört wird; die Götter: Sinnbilder der Instanz, vor der sich das Gedicht ausweisen muß.

Versteht man die Hymne in diesem Horizont, dann kann der Umstand nicht befremden, daß vom Rhein nur bis zur sechsten Strophe, in Nachklängen bis zur neunten die Rede ist. Das Gedicht trägt keinen falschen Titel, wie man gemeint hat, und es kommt nicht von seiner ursprünglichen Absicht ab. In 'Patmos' ist von der Insel Patmos sogar nur in zwei von fünfzehn Strophen die Rede. Das Symbolgefüge später Gedichte geht meistens weit über die im Titel genannte Person oder Sache hinaus und bleibt dennoch in der Sphäre, welche der Titel vorzeichnet.

Interpretation

Die *erste Strophe* entfaltet eine Naturszenerie, spricht von der manches mit sich beredenden Seele des Dichters und schildert das plötzliche Vernehmen eines Schicksals. Versuchen wir zunächst, die Naturszenerie zu deuten.

Der Dichter sitzt im „dunkeln Epheu“, der, dem Gott Dionysos zugehörig, ein Dichtersymbol ist. Er ist also bei sich selbst. Sein Ort ist die „Pforte des Waldes“, die Stelle, wo das Helle ins Dunkle, das Außen ins Innen, das Gewesene ins Künftige übergeht. Er ist durch die Lokalität in seiner Mittlerfunktion gekennzeichnet. Die Zeit ist der Augenblick, da der „goldene Mittag, den Quell besuchend“ herunterkommt. Zenith und Ursprung, die Mitte der Zeit und die Wiege der Zeit begegnen sich. Die Sonne aber kommt über „Treppen des Alpengebirgs“ herab. Oben und Unten, Himmlisches und Irdisches sind gradualistisch vermittelt. Vier Bilder also, welche die Situation eindeutig kennzeichnen: Der Dichter ist bei sich, er befindet sich in seiner Mittlerrolle, er steht zwischen Ursprung und Höhe der Zeit, und er empfängt die stufenweise herabsteigende tägliche Botschaft des Himmels.

Nun heißen die Alpen die „Burg der Himmlischen“. Dieses Bild erläutert ein Hauptwiler Brief: „Du würdest auch so betroffen, wie ich, vor diesen glänzenden, ewigen Gebirgen stehn, und wenn der Gott der Macht einen Thron hat auf der Erde, so ist es über diesen herrlichen Gipfeln.“ Auch das Bild des stufenweisen Herabsteigens findet sich hier. Er staune und freue sich, schreibt Hölderlin, wenn er sehe, „wie vom Äther herab die Höhen alle näher und näher niedersteigen bis in dieses freundliche Tal“.

Von dieser Burg der Himmlischen, so heißt es weiter, gelange „geheim noch manches entschieden zu Menschen“. Diese Worte spielen auf das zugleich verborgene und offenbare Wirken der Götter an, wohinter das „absconditum et revelatum“ des Hölderlinischen Gottesbegriffs steht. Die Stelle bereitet wohl das offenbare Geheimnis der Stromgeburt vor, wovon die vierte Strophe sprechen wird. Ursprünglich waren diese Worte anders eingeleitet. Im Entwurf lauteten die vorhergehenden Verse:

... Treppen des Alpengebirgs,
Das aus der Tiefe geholt,
Und gebaut von oben herab
Die Burg ist, wo von Alters her
Geheim noch manches ...

Anders als menschliche Bauwerke sind die Alpen von oben herab gebaut; aus der Tiefe geholt ist nur das Gestein. Hölderlin spielt wohl mit diesem „von oben herab“ auf die Hand oder den Blitz des höchsten Gottes an, der das Gebirge geformt hat; das Bild kehrt in dem Entwurf 'Wenn aber die Himmlischen haben gebaut' wieder. Zieht man die vorhin genannten Begriffe zur Erläuterung heran, dann bedeuten die Tiefe den Grund, das Oben, verstanden als das formende Prinzip, den Geist und die Alpen selbst das aus dem Grund geholte und vom Geist gebaute Zeichen, das geheimnisvoll offenbart, was von den Himmlischen kommt.

Im Anblick dieses Zeichens sitzt der Dichter, manches mit sich beredend, und seine Seele schweift „Italia zu“ und an die „Küsten Moreas“, des Peloponnes. Nach Süden und Osten also gehen seine Gedanken, dahin, woher die Geschichte gekommen ist und wohin wir aufbrechen müssen, wenn wir, im Rückweg, unser Vaterländisches finden wollen. Auch der junge Rhein schlägt zuerst diese Richtung ein. In diesem Sein bei sich und Bedenken des andern, das den Dichter als vaterländischen Dichter kennzeichnet, vernimmt er nun plötzlich und „ohne Vermuten“ ein „Schicksal“. Er hört, wie die nächste Strophe ausführen wird, mit dem inneren Ohr das Jammern des Stromjünglings in der Felsenenge der Via mala, wo sein Lauf nach Norden und Westen umgebogen wird.

„Drin im Gebirg“ ist das zu hören. Die *zweite Strophe* entwirft das Bild der Via mala in mythischer Deutung: oben „silberne Gipfel“ und „fröhliches Grün“, ein sakraler Bezirk, heilig und lebensvoll, unten aber der „kälteste Abgrund“, in dessen Fesseln der Rhein tobt. Da der Strom, unbeschadet seiner vaterländischen Bedeutung, noch immer die Zeit versinnbildlicht, läßt sich dieses Bild so auslegen: die Zeit hat ihr Wesen zwischen dem ewigen Sein, das Leben will, und dem Abgrund, der Leben und

Ordnung bedroht. In ihm warten z. B. die Titanen auf die Stunde, da sie hervorbrechen und „uralte Verwirrung“ erneuern werden, wie die Schlußstrophe des Gedichts andeutet. Aber der Rhein ist keiner der Titanen, die aus älterem Geschlecht stammen. Er ist der Sohn des Donnerers und der Mutter Erde; denn aus der Erde kommt seine Quelle, und vom Regen des Jupiter pluvius hat sie ihr Wasser. Zwar gebärdet er sich fast wie einer der Titanen, aber er verwünscht die Götter nicht, sondern er klagt die Eltern an, daß sie ihn in diese Enge getrieben haben, und fleht um Erlösung. Er bleibt das Kind, und die Eltern hören ihn „erbarmend“. Wie sich der Vater seiner erbarmt, schildert dann die sechste Strophe.

Am Ende der zweiten wird er ein „Halbgott“ genannt. Das ist wohl konkret zu verstehen: sein Vater ist ein Gott, aber seine Mutter, die Erde, eine Sterbliche. Das verbindet ihn mit anderen Halbgöttern wie Apollon, Dionysos, Herakles und selbst Christus – einige von ihnen werden ausdrücklich so genannt –, die ihrer doppelten Abkunft wegen stets als Mittler zwischen den Himmlischen und den Menschen erscheinen.

Die *dritte Strophe* nennt zum erstenmal den Namen: „Die Stimme wars des edelsten der Ströme, des freigeborenen Rheins“. In Hölderlins später Dichtung ist die Stimme mehr als ein akustischer Laut; sie drückt das Wesen aus. Dieses Wesen liegt hier in den Attributen „edel“ und „freigeboren“. Edel heißt der Rhein, weil er, anders als die geduldige Donau, sich von Geburt an großgesinnt zeigt, freigeboren aber, weil auf der freien Höhe des Gotthard geboren. Dort hat er seine Brüder, den „Tessin“ und den „Rhodanus“, die sich nach Süden und Westen wandten, sogleich verlassen. Ihn trieb die königliche Seele nach „Asia“, nach Osten. Eine kurze Weile duldet der Vater die Euphorie des großen Aufbruchs ins Fremde, dann biegt er seinen Lauf schmerzvoll in die ihm bestimmte Richtung um. In den Antigone-Anmerkungen erscheint dieser Vater unter dem Namen des „eigentlicheren Zeus“, weil er uns Hesperier ins Eigene zurückbiegt. Er ist, für uns, nicht für die Griechen, der Grenzgott, der den „ewig menschenfeindlichen Naturgang, auf seinem Wege in die andere Welt, entschiedener zur Erde zwinget.“ Denn in dieser anderen, menschenfeindlichen Welt, in der exzentrischen „Wildnis“ des maßlosen und rauschhaften Sich-hinwegsetzens über alle Ordnung, müßte der hesperische Aufbruch enden, wenn nicht an der Grenze der Gott stünde, der uns Halt gebietet und uns, wie der Vater den Rhein, dahin zurücklenkt, wo irdisches Geschäft und zeitliche Bestimmung auf uns warten. „Vater der Erde“ und „Vater der Zeit“ heißt er darum in den Antigone-Anmerkungen.

Nun ist der Rhein aber nicht nur ein Sinnbild (des hesperischen We-

sens), sondern auch ein Individuum, und zwar ein Individuum von besonderer Art, ein Göttersohn. Es muß also erklärt werden, warum ein solcher die wilde Sehnsucht nach dem großen Geschick stärker in sich verspürt als ein Sterblicher oder ein Volk von Sterblichen. Göttersöhne sind „die Blindesten“, sagt Hölderlin, und ihnen ist gegeben, „daß sie nicht wissen wohin?“ Das wissen sie aber vermutlich darum nicht, weil sie zu sehr wissen, woher. Die göttliche Geburt ist zu mächtig in ihnen, ihr Ursprung treibt sie, und sie vernehmen nur seine Stimme. Göttersöhne sind immer preisgegeben und wissen nicht, was Vernunft und Sicherungen und realistisches Handeln sind. An Haus oder Lager, wie Menschen und Tiere sie haben, denken sie nicht. Sie sind, mit einem Wort, die Unendlichen, die im Endlichen sich einzurichten nicht gelernt haben. Das ist die Mitgift ihrer Geburt; von dieser Geburt spricht die nächste Strophe.

Strophe vier beginnt mit dem vielzitierten Satz: „Ein Rätsel ist Reintentsprungenes“. Da „rein“ in Hölderlins klassischer und später Dichtung das Beiwort dessen ist, was aus absolutem Ursprung kommt, heißt reintentsprungen: aus göttlichem Ursprung geboren. Der Gegensatz wäre ein bloßes Anfangen irgendwann in der Zeit, wie Menschen geboren werden. Das Wort reintentsprungen dürfte die Übersetzung eines lateinischen „integer natus“ sein. Diese reine Geburt ist nun ein „Rätsel“. Denn – davon war die Rede – der Ursprung oder Grund ist der wesenhaft verborgene. Hölderlin fügt hinzu: „Auch der Gesang kaum darf es enthüllen.“ Nach Analogie anderer Äußerungen ist dieser Satz wohl so auszuliegen: Auch die Dichtung hat die Verborgenheit des Grundes hinzunehmen. Zwar darf sie und muß sie sogar zeigen, wie der Grund das, was aus ihm kommt, lebenslang prägt; davon sprechen die nächsten Verse. Aber den Grund selbst darf sie nicht zu erklären versuchen, weil das, was Existenz und Wesen von Seiendem erklärt, nicht seinerseits erklärt werden kann. Ein verstandenes Absolutes hörte auf, absolut zu sein.

Nicht nur die Geburt aus dem Grund prägt ein Leben. Hölderlin fügt ein zweites Prägendes hinzu, den „Lichtstrahl, der dem Neugeborenen begegnet“. Damit ist nicht die Stunde der Geburt im Sinne der Sternkonstellation gemeint, sondern das vom Vater kommende Sonnenlicht, das Sinnbild des Geistes. Die Geburt aus dem Grund und gleichsam die Feuer taufe des Geistes formen das Wesen des Neugeborenen, sie zeichnen es sozusagen, so daß er – im Sinne Hölderlins – schon als Zeichen ins Leben tritt und denn auch vom Dichter zeichenhaft ausgelegt werden kann. Die „Not“ und die „Zucht“, d. h. Umweltdruck und Erziehung, können ein so geprägtes Wesen nur mehr modifizieren, aber im Kern nicht verändern. Diese Bemerkung weist offenbar auf die Bilder und Aussagen

der beiden nächsten Strophen voraus, um dem Mißverständnis vorzubeugen, in den Fesseln der *Via mala* und der Umkehrung seines Laufs werde dem Rhein ein fremdes Wesen aufgezwungen. In dieser Esse wird nur das „Lautre“ – identisch mit dem Reinen in „reintentsprungen“ – in seinem Wesen geschmiedet, wie die sechste Strophe sagt, das Purgatorium des Abgrunds bringt nur seine ursprüngliche Bestimmung an den Tag.

Zuvor wird jedoch, im zweiten Teil der vierten Strophe, das Motiv des doppelten Ursprungs noch etwas weiter entfaltet. Die „günstigen Höhn“ deuten, über das Geographische hinaus, wieder auf den Bereich des Vaters, die Sphäre des Lichts und des Geistes, der „heilige Schoß“ auf die Mutter Erde, den verborgenen Grund. Aus beiden „glücklich geboren“, scheint der Rhein bestimmt, „frei zu bleiben sein Leben lang, und des Herzens Wunsch allein zu erfüllen“. Aber diese vollkommene Freiheit des Willens ist eine bloß negative Freiheit: frei von Zwang, aber noch nicht frei zu einem Ziel. Wie sie, in der Erfahrung eines ungewollten Schicksals, zur positiven Freiheit wird, schildern die nächsten Strophen.

Strophe fünf entwirft das Bild der ersten, jeden Zwanges spottenden Freiheit. „Drum ist ein Jauchzen sein Wort“, nicht das Weinen und Greinen menschlicher Kinder, die lange brauchen, bis sie zum erstenmal lachen. Daß Götterkinder schon von ihrer Geburt an lachen und jauchzen, ist ein antiker Topos, den Hölderlin vermutlich dem Gedicht Theokrits über Geburt und Kindheit des Herakles entnommen hat; denn mit den „Schlangen“ spielt er sogleich auf dieses Gedicht an. Dabei verwandelt er das mythologische Motiv der Schlangen, welche die eifersüchtige Hera in die Wiege des kleinen Herakles geschickt hat, ins naturmythische Bild der krummen Ufer, die den jungen Rhein umwinden und „wohl zu behüten begehren im eigenen Zahne“. Es könnte dies, analog dem Herakliskos-Mythus, eine euphemistisch-ironische Umschreibung des Vernichtungswillens sein. Da sich aber ein Fluß nicht buchstäblich verschlingen und beseitigen läßt, liegt eine andere Assoziation näher: der stolze Sinn des Stromjünglings soll gebrochen und so in ein vorgeschriebenes Bett gezwungen werden, wie dies – schon nach Hyperions Scheltrede – jungen Menschen in der hesperischen Welt der Regeln und Konventionen zu geschehen pflegt. Aber wie Herakles zerreißt der Rhein lachend die Schlangen und stürzt mit der „Beut“, mit Sand und Geröll der Ufer, auf eigener Bahn davon.

Dieser Weg führt jedoch alsbald nicht mehr nach Osten. Das Bild der *Via mala*, in die sich der Rhein einfrißt, evoziert die Vorstellung, er wolle „die Erde spalten“, sich also senkrecht in die Tiefe stürzen. In der ‚Wanderung‘ findet sich dasselbe Bild von Rhein und Mutter Erde: „Mit

Gewalt wollt' er ans Herz ihr stürzen.“ Es ist das Motiv des dionysischen Sturzes, der in 'Stimme des Volks' aus einem „wunderbaren Sehnen dem Abgrund zu“ folgt und „ins All zurück die kürzeste Bahn“ genannt wird. Wenn das Gebirge dem Rhein den einzigen Weg versperrt, der seinem unbedingten Willen genüge, den Weg nach Asia, dann bleibt nur der Weg hinaus aus dem Dasein überhaupt; denn All oder Abgrund und Erdmittelpunkt versinnbildlichen das Jenseits der irdischen, sich in der Zeit vollziehenden und die Zeit aushaltenden Existenz. Das ist die Krisis des Eigenwillens, der absoluten, aber negativen Freiheit. In sie müßte nach den Antigone-Anmerkungen zuletzt der hesperische Aufbruch führen, wenn nicht an der Grenze unser „eigentlicherer Zeus“ stünde und dem selbstmörderischen Lauf Einhalt geböte.

Vom Eingreifen dieses Grenzgottes spricht die *sechste Strophe*. Er zähmt den „unenthaltamen“ Sohn und „spart“ ihm das Leben, das er in einem Nu rauschhaft auslöschen wollte. Das „Lächeln“ des Gottes begegnet auch in anderen Gedichten: die Götter lächeln, wenn sie es besser wissen als ihre kurzsichtigen Kinder. Von der „Esse“ der Felsenschlucht, in welcher der Vater den Rhein schmiedet, war die Rede. Hier ist die Stelle, wo „Not“ und „Zucht“ nun sichtbar zur Wirkung kommen. Sie hämmern gleichsam die Schlacken des eigenmächtigen Wünschens aus dem „lauteren“ Metall heraus, sie schmieden die negative in eine positive Freiheit um. Jetzt „stillt“ der Rhein das ungebärdige Sehnen, nachdem er die Berge verlassen hat, und „stillwandelnd“ begnügt er sich im „guten Geschäfte“, er wird nützlich für das Land und seine Menschen. Das „deutsche Land“ sagt Hölderlin und spielt damit auf die vaterländisch-hesperische Bestimmung an, die der Strom nunmehr gefunden hat. Auch nennt er ihn jetzt erst den „Vater Rhein“ und die Menschen, die er ernährt, seine „lieben Kinder“. Der Jüngling ist ein Mann geworden und hat, mit dem Wort des ersten Böhlendorff-Briefes, den „freien Gebrauch des Eigenen“ gelernt. Diese Verwandlung des Rheins in seine endgültige Gestalt leitet der Vers ein: „Und schön ists, wie er drauf . . .“. Hölderlin pflegt etwas schön zu nennen, wenn durch sein sinnliches Aussehen das geistige Sein hindurchscheint. So auch hier: in dem neuen, irdisch-nützlichen Tun verleugnet der Rhein seine göttliche Herkunft nicht. Deshalb beginnt die nächste Strophe: „Doch nimmer, nimmer vergißt ers“, den „Ursprung“ nämlich und die „reine Stimme der Jugend“.

Damit ist das Rheinschicksal beschrieben. Nur hier, zu Beginn der siebten und in der neunten Strophe, also die dritte Strophentrias einleitend und abschließend, klingt es noch einmal an. Hölderlin geht zu anderen Symbolfiguren über.

Das Nicht-Vergessen des Ursprungs zu Beginn der *siebten Strophe* ruft nun ein Gegenbild hervor: Ehe einer wie der Rhein sein Woher vergessen könnte, müßten „Wohnung“ und „Satzung“ vergehen und der „Tag der Menschen“ zum „Unbild“ werden. Was diese Bilder besagen, erkennt man, wenn man das Motiv des Nicht-Vergessens ganz real nimmt: Ströme können ihren Ursprung darum nicht vergessen, weil sie sich immerzu aus ihm ernähren und versiegen, wenn er zu fließen aufhört. Wohnung und Satzung hingegen sind etwas Gemachtes, das sich in seiner Gemachtheit erschöpft und von keinem immerquellenden Ursprung am Leben erhalten wird. Ebenso muß der Tag der Menschen das menschengemachte und geordnete Dasein bedeuten, so wie es im Tageslicht erscheint. Denn zum Unbild werden heißt: aufhören, ein Gebildetes zu sein, und sich in Nacht und Chaos auflösen. All diese Produkte des Machens fallen in Hölderlins philosophischer Terminologie unter den Begriff des „Positiven“, des Gesetzten, worauf die Satzung anspielt; die Wohnung nimmt das Motiv des „Hauses“ in der dritten Strophe auf, das Göttersöhne nicht kennen. Andere Leitbegriffe für Gemachtsein sind „Kunst“ – im Gegensatz zur lebendigen, sich aus sich selber erzeugenden Natur – und im 'Grund zum Empedokles' das „Organische“, das nichts mit unserem Begriff des organischen Lebens zu tun hat, sondern im Sinne des Organons, des gemachten Werks zu verstehen ist. Denn der Gegenbegriff ist das „Aorgische“, das Nicht-gemachte, die schaffende Natur, das ursprüngliche, alles erst entspringen lassende Sein.

Das führt auf den Gedanken, einer habe einmal die schlimme Kunst erfunden, aus „Liebesbanden“ „Stricke“ zu machen, d. h. das freie und liebende Miteinander der Menschen, das in der goldenen Zeit bestand, dem drückenden Zwang einer Gesetzesreligion zu unterwerfen, die das Miteinander zerstört hat. Auch hier ist lebendiges Sein einer gemachten Ordnung aufgeopfert worden. Hölderlins großes Beispiel hierfür ist die hermokratische Priesterreligion des 'Empedokles'. Das Bild der Liebesbande und der Stricke dürfte aus dem Wort von den „Seilen der Liebe“ in Hosea 11, 4 entwickelt sein.

Die Folge war Aufruhr, Revolution, wie in Agrigent. Die Aufrührer heißen die „Trotzigen“, womit wahrscheinlich nicht die Titanen, sondern die Menschen gemeint sind, die kraft autonomer Vernunft gegen Zwang und Gesetz rebelliert und damit, nun allerdings wie die Titanen, „den Göttern gleich zu werden“ versucht haben. Der Satz: „Dann haben des eigenen Rechts und gewiss des himmlischen Feuers gespottet die Trotzig-igen“ ist grammatisch zu erläutern. Nicht ist zu lesen: sie haben des eigenen Rechts und gewiß, d. h. sicherlich, des himmlischen Feuers gespottet,

sondern: in der Gewißheit ihres eigenen Rechts und des himmlischen Feuers in ihnen haben sie gespottet – nämlich der Stricke, mit denen sie gefesselt waren. „Spotten“ ist hier absolut gesetzt.

Der äußerst gedrängte Gedankengang der siebten Strophe läßt sich abschließend so wiedergeben: Göttliches lebt aus seinem allgegenwärtigen Ursprung, Menschen existieren in geschichtlich gewordenen Ordnungen. Diese Ordnungen sind an die Stelle des ursprünglichen Liebesbezugs getreten, der in der goldenen Zeit das menschliche Miteinander regierte, und haben die Gestalt von Zwangssystemen angenommen. Dagegen mußten sich Menschen auflehnen, in denen noch ein Bewußtsein ihres Ursprungs (himmlisches Feuer) und ihrer Bestimmung (eigenes Recht) lebte. Aber der Aufruhr, so notwendig und verständlich er war, ist über sein Ziel hinausgeschossen. Die in ihm freigesetzten Kräfte führten zur Selbstvergöttlichung des sich autonom dünkenden Menschen, zur *superbia* oder zum Versuch, selber Mitte zu sein (*experimentum medietatis suae*). Vor einer ähnlichen Versuchung stand der Rhein, als er sich in den Mittelpunkt der Erde stürzen wollte.

Das Motiv der *superbia* führt die *achte Strophe* in ihrem zweiten Teil zuende, den wir vorausnehmen. Wer wie die Götter sein will, sich also gegen sie empört, da es doch die menschengemachte Religion ist, gegen die er sich empören sollte, der wird von den Göttern vernichtet. Sie lassen ihn den Feind aller werden, der sich selber vernichtet. Hölderlin nennt ihn, mit dem ihm wohl von Luther bekannten Wort, den „Schwärmer“, der „nicht Ungleiches dulden“, d. h. seine den Göttern ungleiche Endlichkeit nicht annehmen will.

Dieses Annehmen der Endlichkeit leistet nun der Dichter – davon spricht der erste Teil der Strophe – und zwar als Mittler, ähnlich wie in der Hymne 'Wie wenn am Feiertage', jedoch in dezidiierterer Rolle. Dort hatte er den Strahl des Vaters zu fassen und ins Lied gehüllt weiterzureichen, er hatte die Botschaft der Himmlischen im Gedicht den Menschen zu sagen. Hier wird noch mehr von ihm verlangt: er hat stellvertretend für die Himmlischen zu fühlen, weil diese „nichts fühlen von selbst“. Denn als die Ewigen sind sie sich selber genug, sie leben ihre Unendlichkeit, aber sie wissen nichts von sich, weil sie aus sich sind. Selbstbewußtsein hat nur der endliche Mensch, der nicht aus sich und mithin einer Welt gegenübergestellt ist, an der er sich selbst als ein Ich erkennt. Nur wer sich von dem, was er nicht ist, unterscheiden muß, fühlt sich und fühlt ineins damit das andere, das Nicht-Ich.

Dieses Sich-Fühlen bringt der Dichter den Himmlischen, indem er sie dichtet, so daß sie im Spiegel seines Gedichts sich selber erblicken. Deshalb

„brauchen“ sie ihn, so wie sie überhaupt der Sterblichen „bedürfen“, um ihrer eigenen Unsterblichkeit inne zu werden. Der Dichter ist hier also nicht wie in jener ersten Hymne der Mittler zwischen den Göttern und den Menschen, sondern der, welcher die Götter mit sich selber vermittelt. Aber das ist nur die Voraussetzung der anderen Aufgabe: das Absolute muß mit sich selbst bekannt werden, damit es zum Endlichen in Beziehung treten kann.

Beidemale taucht aber sofort der Gedanke der *Hybris* auf. Denn als Mittler der Götter – sei es auf die eine oder die andere Weise – erhält der Dichter eine gefährliche Macht, die Empedokles in die Worte gefaßt hatte: „Was sind die Götter und ihr Geist, wenn ich sie nicht verkündige?“ Und beidemale wird gesagt, welcher Haltung es bedarf, um dieser Verlockung zu widerstehen und der unfehlbar folgenden Strafe der Himmlischen zu entgehen. In 'Wie wenn am Feiertage' bewahren „reines Herz“ und „schuldlose Hände“ die Integrität des Mittlertums; die Rhein-Hymne hebt den stellvertretenden Charakter eines Fühlens der Götter hervor. Nur „teilnehmend“, d. h. ihnen zuliebe, und nur „in der Götter Namen“, nicht wie Empedokles im eigenen Namen, darf der Dichter sie fühlen und seinem Gefühl Worte geben. Ob *Hybris* oder nicht, liegt daher nicht am Fühlen der Himmlischen – von ihm lebt Hölderlins Dichtung – sondern an der Instanz, in deren Namen gefühlt wird. Auch leitet er diese Verse mit den Worten ein: „wenn solches zu sagen erlaubt ist“, um ihnen den letzten Schein der Selbstüberhebung zu nehmen. Übrigens bilden die Verse die genaue Mitte des Gedichts, und das sicher nicht zufällig, wenn man sich ähnlicher Fälle in anderen Gedichten erinnert.

Dann die Verse über *Hybris* und Strafe der Götter, die besprochen sind. Die *neunte Strophe* läßt einen Preis der Bescheidung, der antihybriden Haltung also, folgen, wobei noch einmal das Bild des Rheins auftaucht, jedoch so formuliert, daß es zugleich als Metapher für jeden dienen kann, der sich zu bescheiden gelernt hat. Wanderungen und Leiden sind nicht vergessen, aber sie erscheinen jetzt „süß“ – sie haben das Bittere der Unmittelbarkeit verloren – ihre Erinnerung rauscht am „sichern Gestade“ auf – aus den Fesseln der Ufer ist ein Haus geworden – und der Gereifte sieht jetzt „gern“ auf die Grenzen, die ihm Gott bei der Geburt für seinen Lauf vorgezeichnet hat, er bejaht sein Schicksal als ein „wohlbeschiedenes“. Hinter diesen Bildern steht wieder jener „freie Gebrauch des Eigenen“, der erst in der entsagenden Rückkehr aus der ersehnten Fremde gelernt wird.

In dieser Selbstbescheidung geschieht nun das Wunder, daß all das sich einstellt, was einst vergeblich begehrt war, und zwar „von selber“, worin

das Ovidische „sponte sua“ zu erkennen ist, „lächelnd“, wie der Vater gelächelt hatte, und „unbezwungen“, d. h. unerzwungen. Wer auf den unbändigen Eigenwillen verzichtet, dem ergibt sich das Gewollte freiwillig. Er wird der „Kühne“ genannt, weil Bescheidung nicht Schwäche, sondern Zeichen der höchsten, der sich selbst überwindenden Stärke ist.

Mit *Strophe zehn* geht das Gedicht zu der Rousseau gewidmeten Triade über. Der einleitende Satz „Halbgötter denk' ich jetzt“ scheint einen Einschnitt zu markieren und auf Rousseau vorauszuweisen. Indessen könnte das „jetzt“ auch das bisher Gesagte zusammenfassen, so daß sich der Satz auf den Rhein und seine Brüder bezöge. Dafür spräche, daß der Rhein schon in der zweiten Strophe ein Halbgott genannt war, während Rousseau in der elften ein „sterblicher Mann“ heißt. Aber in der zehnten wird er mit dem Weingott verglichen, der auch ein Halbgott ist. Man darf solche zwischen Realität und Metaphorik schwebenden Begriffe wohl nicht pressen, und vermutlich wird man der Stelle am ehesten gerecht, wenn man beide Beziehungen gelten läßt und das Wort von den Halbgöttern als thematische Aussage nimmt, die vom Rhein zu Rousseau die Brücke schlägt.

Wird Rousseau nun als Halbgott eingeführt, dann kann, was über ihn gesagt wird, nicht Inhalte seiner Lehre, sondern nur die Form ihrer Verkündigung und auch ihre Quellen betreffen. „Sicherer Sinn“, „süße Gabe zu hören“ und „heilige Fülle“ wären etwa mit Instinkt und Inspiration wiederzugeben. Aus ihnen geboren mußte seine Sprache „törisch göttlich“ und „gesetzlos“ erscheinen. Törisch vor der Vernunft, wobei man sich des Paulus-Wortes von der „göttlichen Torheit“ erinnert, die weiser ist, als die Menschen sind (1. Kor. 1, 25). Gesetzlos aber, weil inspiriert und nicht den Regeln der Kunst und Rhetorik folgend – das wäre ein Klopstockischer Gedanke – oder im Sinne der biblischen Entscheidung zwischen Gesetz und Evangelium, Buchstabe und Geist.

Diese Sprache nennt Hölderlin die „Sprache der Reinsten“. Wir sagten schon: „rein“ bedeutet nicht nur unbefleckt, sondern ursprungsnah und dem Göttlichen offen. Darum ist eine solche Sprache nur den „Guten“ verständlich. Denn „gut“ hängt in Hölderlins Etymologie mit Gott zusammen, und man kann geradezu den Satz anführen: „An das Göttliche glauben die allein, die es selber sind.“ Die „Achtungslosen“ aber schlägt ein so Redender mit Blindheit, worin vielleicht eine Anspielung auf Verbot und Verbrennung des 'Emile' zu sehen ist. Die „entweichenden Knechte“ fügt Hölderlin hinzu. Denn das Wort Knecht hat in seiner Sprache nicht nur eine soziale, sondern eine ethische Bedeutung: Knecht der Ichsucht, unfähig, das Göttliche wahrzunehmen.

Die Verse über Rousseau waren ein einziger Vordersatz, zielend auf die Frage: „wie nenn ich den Fremden?“ Das scheint merkwürdig, da sein Name ja genannt ist. Aber gemeint ist eben nicht der bürgerliche Name, sondern eine Wesensbezeichnung, die erklärt, warum Rousseau in der Welt der Knechte ein Fremder ist. Diese Wesensbezeichnung muß nun die *elfte Strophe* aussprechen. Sie nennt ihn einen Sohn der Erde, allerdings in sprachlich verkürzter Form. Auf die Frage: „wie nenn ich den Fremden?“ müssen wir uns ergänzen: Ich nenne ihn einen Sohn der Erde, denn „Die Söhne der Erde sind...“ Hölderlin ersetzt den bekannten, „positiven“ Namen Rousseau, der vom Wesen nichts erkennen läßt, durch einen symbolischen Namen, der es nennt, wie er in den Antigone-Anmerkungen den Namen Zeus durch „Vater der Zeit“ und „Vater der Erde“ ersetzt, wofür er sich eigens rechtfertigt.

Ein Sohn der Erde ist auch der Rhein. Aber sein Vater ist der Donnerer, und die wilde Sehnsucht des Stroms wird, in irdischer Metamorphose, als Erbteil der väterlichen Willenskraft zu denken sein. Jedenfalls ist Rousseau dem Rhein nur in der Wesensart der Mutter verbunden. Diese wird „alliebend“ genannt, womit Hölderlin ein schon früh gebrauchtes Beiwort der Erde wieder aufnimmt. Alliebe aber ist, wiewohl sie Dulden und Leiden nicht ausschließt, Glück, jedoch nicht im Sinne der Glücksempfindung, sondern einer glücklichen Wesensverfassung. Dieses glückliche Sein, nicht das gewaltsame Suchen des Rheins, ist Rousseau eingebohren. Von den solchergestalt „Glücklichen“ aber heißt es, daß sie alles „mühlos“ empfangen, und zwar von Anfang an, nicht erst, wie der Rhein, nach einer von Mühen und Leiden gezeichneten Bahn. Man erinnert sich des kurz zuvor erschienenen Gedichts 'Das Glück' von Schiller, das Ähnliches über den Glücklichen sagt, und der ihm zugrundeliegenden Wesensbestimmung des „naiven“ Charakters, die am Ende dieser Strophe noch einmal anklingt.

Von dieser Alliebe erfüllt, hat sich Rousseau den Himmel auf die Schultern gehäuft, d. h. er hat das Bild einer versöhnten Welt gezeichnet, in der Mensch und Kultur wieder so würden, wie sie die Natur gewollt hat, und die Zeit in ihren Ursprung zurückkehrte. Und dies alles hat er „empfangen“, worin man wohl auch die Bedeutung „konzipiert“ mitdenken soll. Aber der Augenblick kommt, da dem Verkündiger, wenn er die „Last der Freude“ bedenkt, die Verkündigung zu schwer wird – man kann nicht immerzu im Traum von einer erlösten Welt leben, namentlich wenn der Widerhall ausbleibt. Darum seine Einkehr bei sich selbst, eine Rückkehr ins kindlich paradiesische Sein, womit Hölderlin Rousseaus Refugium am Bielersee und seinen Bericht in den 'rêveries', vor allem der fünften Pro-

menade, auslegt. Dort, im „Schatten des Walds“, brennt der Strahl nicht, der Strahl des Feuers vom Himmel, und „fast ganz vergessen“, d. h. von der Welt vergessen oder sie vergessend, lernt er anfängergleich bei Nachtigallen, er wird selbst wieder Natur. „Sorglosarm an Tönen“ fügt Hölderlin hinzu. Das Nachtigallenlied besteht nur aus wenigen Tönen, aber es sind, um ein ‚Hyperion‘-Wort zu zitieren, die „ewigen Grundtöne“ unseres Wesens.

Auf die Verkündigung des Heils und das Versenktwerden in den „heiligen Schlaf“ der Rückkehr in sich folgt nun in der *zwölften Strophe* das Erwachen und Eingehen in die Wirklichkeit des Heils, abends, dem milderen Licht entgegen, das nicht mehr brennt wie der Strahl am Mittag. Dieses Bild wird jedoch sogleich von Rousseau auf den Vater und die Ruhe des Feierabends übertragen, der wie in der ‚Friedensfeier‘ als der Abend der Zeit gedacht ist, in dem sich die Geschichte erfüllt. Zuvor wird aber aufgezählt, was der Vater in der Zeit getan hat. Er hat im Beginn der Zeit die Berge gebaut und – eine letzte Erinnerung an den Rhein – den Pfad der Ströme gezeichnet. Dann hat er während der Zeit das Leben der Menschen gelenkt, er hat das „geschäftige“ und „odemarme“ wie Segel mit seinen Lüften getrieben, und dies wieder „lächelnd“ im Sinne des göttlichen Mehr-wissens, von dem die Rede war. Jetzt, am Abend der Zeit, erscheint er als das mildere Licht der Sonne, die sich der Erde zuneigt; denn er ist ja der Tages- und damit der Zeitgott. In den vier Bereichen der „Berge“, der „Ströme“, der „Lüfte“ und des „Lichts“ erkennt man die vier Elemente, die den vom obersten Gott regierten Kosmos umschreiben.

In den letzten Versen der Strophe wird er der „Bildner“ genannt und die Erde seine „Schülerin“. Das bezieht sich im vorliegenden Text auf das Erbauen der Berge und das Einzeichnen der Ströme, womit er die Erdoberfläche gliedert und die Erde im wörtlichen Sinne des Formens wie im übertragenen Sinne des Erziehens gebildet hat. Den ersten Sinn verdeutlicht eine Lesart, die ihn den „herrlichen Pygmalion“ und die Erde seine „Braut“ nennt. Die vom Gott sozusagen modellierte Erde gleicht der Statue Pygmalions, welche die Götter auf seine Bitte beseelt und ihm zur Braut gegeben haben. Im endgültigen Text heißt sie dann die „heutige Erde“. Damit ist schwerlich nur gemeint, die Einkehr des Gottes bei der Erde geschehe heute. Die Erde ist immer die heutige, sie repräsentiert die Gegenwart des Hier und Jetzt im Unterschied zum Geistprinzip des Vaters, der Vergangenheit und Zukunft bedenkt. Dieses Gegenwart-Sein wird sich jetzt, im „hieros gamos“ der Gottheiten, in ewige Gegenwart verklären. Vom Vater aber, der die Zeiten überblickt, wird schließlich

gesagt, in der Erfüllung der Geschichte am Abend der Zeit finde er „Gutes mehr denn Böses“. Am Ende stellt sich heraus, daß vieles, was an seiner Stelle des Geschichtsprozesses böse schien, im Ergebnis einem guten Zweck diene. Man mag sich noch einmal des Rheinschicksals erinnern und hat in diesen Worten jedenfalls den Ausdruck der Hölderlinischen Theodizee zu erkennen, die uns fremd geworden, ihm aber selbstverständlich ist, da er seit seinen Anfängen die Weltgeschichte nie anders als im Licht der einmal kommenden Parusie des Heils zu denken imstande war.

Strophe dreizehn leitet die letzte Triade ein. Deren Thema ist die Verwandlung der Zeit in ewige Gegenwart am Abend der Geschichte, jedoch in drei Erscheinungsformen: als Einkehr der Götter (Str. 13), als Gedächtnis in der Zeit (Str. 14) und als Begegnung im Augenblick (Str. 15). Das seiende Ewige, das gedachte Ewige und das erfahrene Ewige – so gliedern sich offenbar die Aspekte dieses Themas.

Die Einkehr der Himmlischen wird vom Motiv des „hieros gamos“ zum „Brautfest“ der Menschen und Götter und aller Lebenden erweitert und mit dem Satz ausgelegt, in ihm sei für eine Weile das Schicksal „ausgeglichen“. Ausgleich bedeutet in Hölderlins Sprache stets: Aufhebung einer Einseitigkeit in ein Ganzes, worin sie zur Ruhe kommt. Vier Exempla erläutern diesen Ausgleich. Flüchtlinge suchen die Herberge, hören also auf, Flüchtlinge zu sein. Tapfere suchen süßen Schlummer, ruhen also von ihren Taten aus. Unversöhnte sind umgewandelt und reichen sich die Hände, sind also versöhnt. Nur bei den Liebenden braucht sich nichts zu ändern. Sie „sind, was sie waren“; denn die Liebe ist das Urbild der Versöhnung und eigentlich ein Sein jenseits des Daseins, in dem es Streit und Versöhnung gibt. In ihr ist das Schicksal a priori ausgeglichen und in ewige Gegenwart aufgehoben, weshalb denn z. B. Hyperion den Augenblick der Begegnung mit Diotima in die Worte faßt: „Die Zeit war nicht mehr.“ Der Ort der Liebenden wird in zwei Bildern umschrieben. Sie sind zu Hause, „wo die Blume sich freuet unschädlicher Glut“. Die Glut ist ihr Blühen, aber dieses ist eine unschädliche Glut, die andere auf Blumen bezogene Oxymora ein „mildes Feuer“ und ein „liebendes Fieber“ nennen. Und sie sind zu Hause, wo „die finsternen Bäume der Geist umsäuselt“. Der Geist, als Pneuma gefaßt (umsäuselt) und zugleich als Licht (finstere Bäume), entspricht dem, was Hölderlin sonst den Äther zu nennen pflegt. Er umspielt die dunklen Bäume, so daß das Bild eines lichten Hains sich einstellt, worin die Gegensätze ebenso ausgeglichen sind wie in der unschädlichen Glut der Blumen.

Aber diese Versöhnung dauert nur, bis die Nacht kommt – „da niemand wirken kann“ (Joh. 9, 4) – und also nur „eine Weile“. Der Erlö-

sungsaugenblick geht vorüber, wie in 'Menons Klagen' und anderen Gedichten. Es gibt allerdings auch Gedichte, die ihn für endgültig zu halten scheinen, die 'Friedensfeier' z. B., die unter dem unmittelbaren Eindruck des Friedens von Lunéville entstanden sind. Hölderlins gewöhnliche Vorstellung ist aber die einer Welt, die in zyklischen Kreisen in den Sturm der Geschichte gerissen wird und dann wieder in die Erfüllung der Zeit zurückkehrt, aus der sie gekommen war.

In dieser Strophe war der Höhepunkt der Hymne erreicht. *Strophe vierzehn* läßt die Reflexion folgen: was geschieht, wenn ein solcher Augenblick der Allversöhnung vorübergeht? Einige vergessen ihn rasch, andere behalten ihn länger im Gedächtnis. Allein die ewigen Götter sind „voll Lebens allzeit“, fügt Hölderlin hinzu. Denn sie leben das ewige Sein, welches der in die Zeit zurückgekehrte Mensch nur noch denken, also im Gedächtnis behalten, oder nicht mehr denken und vergessen kann. Gelingt aber einem, dieses Gedächtnis bis in den Tod zu bewahren, dann „erlebt er das Höchste“. Das ist wörtlich zu nehmen: er erlebt es, lebend erreicht er es, wie Sokrates, als er den Giftbecher trank und ein Opfer für Asklepios anordnete, zum Zeichen, daß er geheilt, d. h. ins Heil zurückgekehrt sei. Von Sokrates ist zwar erst in den Schlußversen der Strophe die Rede. Daß man gleichwohl hier schon an ihn zu denken hat, macht die nähere Betrachtung dieser Verse wahrscheinlich.

Sie spielen auf das Platonische 'Gastmahl' an, mit Worten allerdings nur auf den bekannten Bericht, Sokrates habe die ganze Nacht im Gespräch zugebracht und sei am Morgen ohne ein Zeichen der Ermüdung an seine Arbeit gegangen. Aber der Leser soll sich selbstverständlich auch des Inhalts dieser Gespräche erinnern, nämlich der von Sokrates vorgetragenen Lehre, Liebe beruhe auf Anamnesis an die einmal, vor der Geburt, geschauten Idee. Denn jenes „Gedächtnis“ des „Besten“, welches den, der es bis in den Tod bewahrt, das Höchste erleben läßt, zielt offensichtlich auf die Platonische Anamnesis, die Sokrates gelehrt und mit seinem Tod besiegelt hat.

Wir haben die Verse übersprungen, die beginnen: „Nur hat ein jeder sein Maß.“ Nicht jeder ist fähig und stark genug, dieses Höchste zu erleben. „Denn schwer ist zu tragen das Unglück, aber schwerer das Glück“, so lautet die Begründung. Dieser ungeheure Satz enthält weit mehr als das, was er an seiner Stelle erläutert. Innerhalb des Gedichts mag man ihn auf Rousseau zurückbeziehen, dem die Last der Freude zu schwer wurde. Ohne Frage spricht Hölderlin aber auch aus der eigenen Erfahrung des Glücks mit Diotima und des Leids um sie; das geht aus der ursprünglichen Schlußstrophe des Gedichts hervor. Was aber den Sinn des Satzes betrifft,

so kehrt seine Paradoxie die gewohnten Maßstäbe um. Denn mit dem noch schwerer zu tragenden Glück ist nicht ein Glücksempfinden gemeint, welches das Dasein doch leicht macht, und auch nicht ein Sitzen am Tisch der Götter, das die alten Titanen nicht ertrugen, sondern etwas, worin sich die Seinsverfassung des Menschen verändert. Unglück ist Seinsentzug, Glück ist Fülle des Seins. In jenem fühlt der endliche Mensch nur seine Endlichkeit, sein wahres Verhältnis, dieses mutet ihm zu, was seine Endlichkeit übersteigt und nur zu bestehen ist, wenn eine Sokrates ähnliche Haltung gefunden wird.

Strophe fünfzehn, die Schlußstrophe, nimmt auf die Widmung des Gedichts an Sinclair Bezug und fügt den Freund dem thematischen Entwurf der letzten Triade ein. Auch ihm mag der Gott erscheinen, aber nun nicht in Denken und Gedächtnis, sondern in der Wirklichkeit eines visionären Augenblicks, oder wie man sich die Realität dieser Begegnung auslegen will. Der Gott wird sich ihm jedoch nicht in unmittelbarer Gestalt zeigen, sondern „gehüllt in Stahl“ oder „in Wolken“. In diesem Motiv erkennt man den Grundgedanken Hölderlins, das Göttliche verberge sich in seine Offenbarung, wenn es erscheint. „Denn welchem Auge stellte sich ein Gott in unverhüllter Glorie dar?“ heißt es schon in einem 'Hyperion'-Entwurf. Die Verhüllung in Stahl aber dürfte auf Sinclairs Revolutions-tätigkeit anspielen, die Verhüllung in Wolken auf seinen Traum von einer neuen Zeit. Dennoch wird er ihn „kennen“, d. h. in seiner Verhüllung erkennen, weil er „jugendlich“ – trotz seiner Jugend oder vielmehr gerade ihretwegen – „des Guten Kraft“ kennt. Der Gute ist gemeint, nicht *das* Gute, gemäß der alten, von Hölderlin übernommenen Etymologie, die „Gott“ von „gut“ ableitet. Und es wird ihm – zum dritten Male fällt dieses Wort – das „Lächeln“ des Gottes nicht verborgen sein.

Wenn dieses Lächeln auch hier wieder das höhere Wissen des Gottes anzeigt – es anders auszulegen besteht kein Grund – dann rücken die Schlußverse des Gedichts, die sich so merkwürdig vom Thema der letzten Triade zu entfernen scheinen, ins Licht eines Entwurfs, der die geistigen Dimensionen der Hymne noch einmal erweitert. Zunächst ist jedoch zu sagen, wovon diese Verse unmittelbar sprechen. Es sind Kräfte am Werk, welche der von den Himmlischen verbürgten Ordnung widerstreben und dem Chaos verwandt sind. Bei Tag scheinen sie „angekettet“, gebändigt vom Tagesgott, aber „fieberhaft“, als ob sie auf die Stunde ihrer Befreiung warteten. Bei Nacht brechen sie los; dann mischt sich alles „ordnungslos“, und „uralte Verwirrung“ kehrt wieder. Der zeitgeschichtliche Bezug dieses Bildes ist in der Revolution zu erkennen, da Sinclair angesprochen ist. Aber die revolutionären Kräfte heißen „das Lebendige“ und

nicht etwa das Wilde oder das Freche oder womit Hölderlin sonst anarchische Gewalten zu bezeichnen pflegt. Sie sind daher nicht a priori böse, aber die Gefahr besteht, daß sie es werden, wenn sie im Aufruhr sich der Kontrolle entziehen. Dieser Gefahr scheint der Freund nicht unterworfen zu sein, da er das Lächeln des Herrschers kennt, also des Gottes in ihm gewiß ist. Ob in dieser Aussage auch eine versteckte Mahnung mitklingt, ist schwer zu sagen.

Nun hat der Vorgang, wie aus der „uralten Verwirrung“ hervorgeht, seine mythische Dimension, die man vielleicht so formulieren kann: Der Abgrund ist immer da, aber die Himmlischen sind auch da und sind die stärkeren, selbst wenn sie einmal für eine Weile die Mächte des Abgrunds gewähren lassen. Auch könnte der Schluß auf den Anfang zurückweisen. Denn im Abgrund tobte der junge Rhein, aber der Vater lächelte, weil er im Zürnen des Sohnes das Lebendige sah, das er dem Leben zu dienen bestimmt hatte.

Ursprünglich schloß das Gedicht mit einer anderen Strophe. Die Anrede „Mein Vater!“ bezog sich auf Heinse, dem die Hymne gewidmet war. Die Strophe lautet:

*Und du sprichst ferne zu mir,
Aus ewigheiterer Seele,
Was nennest du Glück,
Was Unglück? wohl versteh' ich die Frage,
Mein Vater! aber noch tost
Die Welle, die mich untergetaucht
Im Ohr mir, und mir träumt
Von des Meergrunds köstlicher Perle.
Du aber, kundig der See,
Wie des festen Landes, schauest die Erde
Und das Licht an, ungleich scheint das Paar, denkst du,
Doch göttlich beide, denn immer
Ist dir, vom Aether gesendet
Ein Genius um die Stirne.*

Die Frage: „was nennest du Glück, was Unglück?“ knüpft an den Satz der vorhergehenden Strophe an: „schwer ist zu tragen das Unglück, aber schwerer das Glück.“ Sie wird dem väterlichen Freund in den Mund gelegt, der aus „ewigheiterer Seele“ spricht, jenseits von Glück und Unglück; denn „heiter“, für Hölderlin mit „Äther“ verwandt, ist Beiwort der schicksalsenthobenen Götter. Die Antwort des Dichters, wohl verstehe er die Frage, aber noch habe er sich die Weltüberlegenheit des Freundes nicht erkämpft, zielt auf den Schmerz um Diotima. Denn der ist die

Welle, die ihn untergetaucht hat, und die köstliche Perle des Meergrunds (Matth. 13,45) meint Diotima. In einem Brief der Trennungszeit nennt er sie die „Perle der Zeit“ und fügt hinzu: „wer sie erkannt hat, und wie ihr himmlisch angeboren eigen Glück dann auch ihr tiefes Unglück ist, der ist auch ewig glücklich und ewig unglücklich.“ Die folgenden Verse über Erde und Licht, das ungleich scheinende Paar, die dennoch göttlich beide sind, konnte und sollte nur Heinse verstehen. Gemeint sind Susette Gontard und Hölderlin, wie sich für uns aus dem Mythos von Erde und Sonne ergibt, in dessen Licht der Roman die Gestalten Diotimas und Hyperions deutet. Ohne diese Erklärung müssen die Verse allerdings unverständlich bleiben. Dies und ihr sehr privater Charakter mögen neben anderen Gründen Hölderlin veranlaßt haben, die an sich großartige Schlußstrophe durch eine andere zu ersetzen. –

Wir haben die Aussagen des Gedichts zu erklären versucht, aber seinem Aufbau und seiner Form noch wenig Beachtung geschenkt. Deren erschöpfende Interpretation hätte einen zweiten Gang durch das Gedicht zur Folge, der hier unterbleiben muß. Es gibt jedoch eine Notiz Hölderlins zum Aufbau der Hymne, die den Vorzug der authentischen Deutung hat und mit wenigen Erläuterungen wiedergegeben sei. Sie steht in einer der Handschriften und lautet: „Das Gesetz dieses Gesanges ist, daß die zwei ersten Partien der Form nach durch Progreß und Regreß entgegengesetzt, aber dem Stoff nach gleich, die zwei folgenden der Form nach gleich, dem Stoff nach entgegengesetzt sind, die letzte aber mit durchgängiger Metapher alles ausgleicht.“

Hölderlin unterscheidet fünf „Partien“, womit er die fünf Strophen triaden bezeichnet. Für die Begriffe Stoff und Form, Progreß, Regreß und Metapher muß man seine poetologischen Äußerungen, namentlich in den Homburger Aufsätzen, zu Rate ziehen. Hier sei nur mitgeteilt, wie sich diese Begriffe am Text der Hymne vermutlich verifizieren lassen.

Dem Stoff nach gleich nennt Hölderlin die beiden ersten Partien; denn ihr durchgehendes Thema ist das Schicksal des Rheins. Dem Stoff nach entgegengesetzt die beiden folgenden: die dritte handelt von der superbia der Selbstvergöttlichung und preist am Ende die Selbstbescheidung, die vierte entwirft das Bild eines Heilverkündigers und seines Eingehens ins Heil. Sich zum Gott machen wollen und den Göttern als Mittler dienen, das dürften die beiden Themen sein, die Hölderlin dem Stoff nach entgegengesetzt nennt.

Dann die Bemerkungen zur Form. Durch Progreß und Regreß der Form nach entgegengesetzt heißen die beiden ersten Partien. Damit ist wohl auf den Wechsel der Töne gezielt, der in der ersten Triade vor-

wärts und in der zweiten rückwärts verläuft: naiv – heroisch – idealisch / idealisch – heroisch – naiv. Diese Zuordnungen ergeben sich aus der Physiognomie der Töne, die als Sprechweisen des Gedichts, aber auch als Seinsweisen seiner Gegenstände zu verstehen sind. Um dies in Kürze anzudeuten: der naive ist der beschreibende, der heroische der passionierte und der idealische der deutende Ton – so auf der Subjektseite. Die Objekte der Töne sind dementsprechend: schaubare Realitäten, leidenschaftliche Wünsche und Klagen und entworfenene Sinnordnungen des Daseins. Wendet man diese Physiognomien nun an, so wird man sagen: Die erste Strophe beschreibt die reale Situation des Dichters, sein Sitzen im dunklen Epheu an der Pforte des Waldes (naiv), die zweite vernimmt teilnehmend das Rasen des Halbgotts im Abgrund (heroisch), die dritte deutet es aus dem Wesen der Göttersöhne, die ihr Wohin nicht kennen, weil ihr Woher sie zu mächtig treibt (idealisch). Diese Folge kehrt die nächste Triade um. Strophe vier setzt in den Reflexionen über das Reintentsprungene die idealische Deutung fort, Strophe fünf, die vom Zerreißen der Schlangen und Spalten der Erde spricht, hat zumindest einen heroischen Gegenstand, und Strophe sechs kehrt in die naive Beschreibung des Ruhe findenden Rheins zurück. So etwa kann man sich Progreß und Regreß zurechtlegen, obwohl sich die Sprechweise des Dichters und die Seinsweise seines Gegenstandes nicht in jeder Strophe gleich überzeugend verbinden lassen. Das mag auch daher rühren, daß wir Hölderlins Kriterien noch nicht genügend durchschauen. Für die dritte und vierte Triade, die der Form nach gleich gebaut sein sollen, wird man die Folge: heroisch – idealisch – naiv ansetzen, ohne gewisse Schwierigkeiten zu verkennen. Denn die elfte Strophe z. B. legt in ihrem ersten Teil eine idealische, im zweiten die naive Deutung nahe. Welche Motive Hölderlin jeweils im Auge hat, läßt sich seiner knappen Notiz nicht entnehmen, weshalb auf einzelne Zuordnungen hier verzichtet sei.

Die fünfte Partie, heißt es schließlich, gleiche mit durchgängiger Metapher alles aus. Dieses Ausgleichen erinnert unmittelbar an die Deutung des Brautfestes: „ausgeglichen ist eine Weile das Schicksal.“ Indessen müßte der Ausgleich auch in der Form zu erkennen sein, er müßte den Widerspruch von Stoff und Form aufheben. Hier hilft der Begriff Metapher weiter. Er deutet, wie es scheint, auf das Verfahren, das auch wir interpretierend angewandt haben, wenn wir im Brautfest und in den Gestalten des Sokrates und Sinclairs Bilder für das seiende, das gedachte und das erfahrene Ewige sahen. Aber metaphorisch in diesem Sinne hatten wir schon frühere Partien des Gedichts ausgelegt; wir müssen anders vorgehen.

Hält man nach einer theoretischen Bestimmung der Metapher Ausschau, dann bietet sich der Aufsatz 'Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes' an, worin die Metapher mit dem „geistigen Gehalt“ des Gedichts gleichgesetzt wird. (Diese Gleichsetzung ist, streng genommen, ein wenig mißverständlich und auf Hölderlins abkürzende Schreibweise zurückzuführen. Denn der geistige Gehalt ist das Gemeinte, die Metapher aber das Gesagte, welches das Gemeinte in ein Bild überträgt. Ersetzt man „die Metapher“ durch „das metaphorisch Auszudrückende“, dann ist die Schwierigkeit behoben.) Dieser geistige Gehalt, den die Metapher ausdrückt, heißt nun, mit dem Wort der Notiz zur Rhein-Hymne, der „allesausgleichende“ und weiter die „gemeinschaftliche Seele“, die „allem gemein und jedem eigen“ ist. Gemeint ist die verborgene Einheit des Seienden, die Hölderlin die „Einigkeit mit allem, was lebt“ zu nennen pflegt. Sie ist das Produkt der intellektuellen, also unsinnlichen Anschauung, Entwurf des Dasein deutenden Dichters. Denn die Sinne nehmen nur das Für-sich-Sein jedes Dinges und mithin lauter Unbezogenes, Gegensätzliches und Widerstreitendes wahr. Da nun diese Einheit nicht vor Augen liegt, kann sie im Gedicht nur metaphorisch ausgedrückt werden. Solche Metaphern sind: Friede, Stille, Schönheit, goldene Zeit und so auch das Brautfest der Menschen und Götter samt seinem Fortleben in der sokratischen Anamnese und der Begegnung des Freundes mit dem Gott. Damit dürfte erklärt sein, in welchem Sinne die letzte Partie des Gedichts alles mit durchgängiger Metapher ausgleicht. Die Metapher ist hier nicht als ein neutrales Stilmittel zu verstehen, das auf jeden beliebigen Gegenstand angewandt werden kann, und auch mit dem anders angesetzten Metaphernbegriff des Aufsatzes 'Über den Unterschied der Dichtarten' ist sie nicht in Verbindung zu bringen. Sie ist das Verfahren, von dem einigenden Einen zu sprechen, das allem zugrunde liegt, wiewohl es keiner sieht, weil verborgen zu sein im Wesen des Absoluten liegt. Und auch sie selbst tastet diese Verborgenheit nicht an, da sie nur bildlich spricht. In der Hymne 'Germanien' stehen die Verse über das „Wahre“ und das dichterische Sprechen vom Wahren, die sich geradezu auf die Metaphorik der drei Schlußbilder des 'Rheins' anwenden lassen; angedeutet ist die Jungfrau Germania:

*Dreifach umschreibe du es,
Doch ungesprochen auch, wie es da ist,
Unschuldige, muß es bleiben.*

Vaterländische Prozeßfiguration
und dichterisches Prozeßverhalten in Hölderlins
'Franziska'-Ode

Ein philologischer Versuch

von

Götz Eberhard Hübner

[Zweiter Teil] ⁵⁹

5

Die von Hölderlin bei Entstehung seiner 'Franziska'-Ode rezipierte „Franziska“-Geschichts-materia ⁶⁰ lag für ihn, bei Einlieferung in die (höhere) Maulbronner Klosterschule ⁶¹, gleich in zweifacher Hinsicht am Wege.

Einmal war er, von Nürtingen kommend, auf der Anreise nach Maulbronn gerade erst an der Fundstelle der rezipierten materia vorbeigefahren ⁶². Gemeint ist der zu jener Zeit vielbeachtete Hohenheimer Land-

⁵⁹ Erster Teil [Kap. 1-4] in HJb 18 (1973/74), S. 62-96. (Im folgenden zit.: T. 1.) Die Anmerkungen sind durchnummeriert, um Querverweise zu erleichtern.

⁶⁰ Vgl. T. 1, S. 91 ff.

⁶¹ Zur relativen Chronologie von Hölderlins Einlieferung in Maulbronn, der Abfassungszeit des Gedichtes und dem Besuch des Herzogspaares vgl. T. 1, S. 62 (Anm. 1), S. 78 (Anm. 44), S. 80 (Anm. 45) und S. 83 (Anm. 49).

⁶² Die (alte) Nürtinger Landstraße (Poststraße Nürtingen-Stuttgart) führt über Neckartailfingen, Aich, Bernhausen, Plieningen, Hohenheim, Degerloch nach Stuttgart. (Vgl. Charte von Württemberg. Trigonometrisch aufgenommen und gezeichnet von J[ohann] G[ottlieb] F[riedrich] Bohnenberger. [...] Bl. 13.14. - Tübingen : Cotta [1798].) Zwischen Hohenheim und Degerloch hat sie inzwischen ihren Verlauf geändert. Sie trifft jetzt weiter südlich, unmittelbar oberhalb der Körsch-Überquerung, auf die alte Schweizerstraße (Tübingen-Stuttgart), um diese in gerader Linie Richtung Möhringen-Vaihingen-Sindelfingen zu kreuzen bzw. die parallel zu ihr laufende Stadtautobahn (Echterdingen-Stuttgart) zu überqueren. Innerhalb der Hohenheimer Ortsgrenzen, wo sie den Hohenheimer Englischen Garten (heute: Exotischer Garten der Universität Hohenheim mit Landesaboretum) in seiner ganzen Nord-Süd-Erstreckung bis zur Körsch-Brücke flankiert (als „Plieningener Chaussee“, heute: Paracelsus-Straße), und nach Süden über Plieningen nach Bernhausen verläuft sie wie früher. Vgl. die Wiedergabe der Boh-

schafstgarten ⁶³, den der Herzog zu Beginn seiner zweiten, durch Franziskas Aufstieg gekennzeichneten Regierungsperiode zur Sommerresidenz erhoben hatte ⁶⁴ und welchen er, dem veränderten (landesväterlichen) Selbstverständnis seiner Regentschaft folgend, nunmehr die meiste Zeit des Jahres an der Seite Franziskas auch bewirtschaftete und bewohnte ⁶⁵. Eine zentrale Szene dieses Gartens, der von Anfang an mit Franziskas Namen eng ver-

nenbergischen Landkarte (Maßstab 1 : 86 400, Verkleinerung 1,426 : 1) nach S. 160 d. vorl. Darst. (Veröffentl. mit frdl. Genehmigung des Hauptstaatsarchivs Stuttgart.)

Die veränderte Einmündung in die alte Schweizerstraße scheint dem Mißverständnis Vorschub geleistet zu haben, man habe zur Zeit Hölderlins, Schillers und Goethes auf dieser klassischen Reiseroute noch Hohenheim berührt. (So verzeichnet im Kartenwerk zu Goethes zweiter und dritter Schweizer Reise.) In Wirklichkeit lag und liegt Hohenheim an der (alten) Nürtinger Landstraße, nur daß der über Land Reisende heute auf einer Umgehungsstraße um Hohenheim herumgeführt wird und nicht mehr, wie noch Hölderlin auf seiner Reise nach Maulbronn, die alte „Plieningener Chaussee“ heraufkommt.

⁶³ Zur gartenästhetischen Charakterisierung vgl. (immer noch grundlegend) die anonym erschienene 'Beschreibung des Gartens in Hohenheim' aus der Feder Georg Heinrich Rapps, welche in Cottas 'Taschenbuch für Natur- und Gartenfreunde' in den Jahren 1794-98 in regelmäßiger Folge erschien (in der Beilage zum gleichnamigen 'Gartenkalender' mit der Zahl des jeweils folgenden Jahres) und dazu (zur ersten Folge) Schillers weiterführende Rezension im ersten Jahrgang der Allgemeinen Literatur-Zeitung. ('Über den Gartenkalender auf das Jahr 1795' in: ALZ 1794, Nr. 332, Sp. 99-104. [Jetzt: NA 22, 285-292.]) Schon das Dreigespann Rapp-Cotta-Schiller, zusammengeführt bei Schillers Schwabenreise 1793/94, signalisiert den klassischen Kurs, auf welchem nun Hohenheim angefahren wird, wie die erwähnte Rezension auf dem Weg zu Schillers klassischer Ästhetik ihrerseits eine wichtige Wegmarke bezeichnet. (Betr.: Herausbildung des Elegischen. Vgl. Verf.: 'Der Weg nach Hohenheim' in: 'Die Brücke zur Welt'. Sonntagsbeil. z. Stuttgarter Zeitung vom 1. Mai 1965.)

⁶⁴ Vgl. Elisabeth Nau: Hohenheim. Schloß und Gärten. - Konstanz, Stuttgart (1967), S. 1. (Im folgenden zit.: Nau.) Hohenheim war 1776 Sommerresidenz geworden (statt der an Carl Eugens tyrannische Periode erinnernden Solitude). Im Jahr zuvor hatte der Herzog, in Erfüllung der Auflagen des sogen. Erbvergleichs, seine aufwendige Ludwigsburger Hofhaltung aus der „Zwingburg des Absolutismus“ (Ernst Müller) ins bürgerliche Stuttgart verlegt, wo er mit Vorliebe in der Carlsschule residierte. (Zum Erbvergleich vgl. Anm. 106. Zur Gründung und Bedeutung der Hohen Carlschule vgl. Anm. 156.)

⁶⁵ Zum Hohenheimer Landleben des Herzogs und Franziskas vgl. (aus der Sicht der letzteren) Osterberg, S. 30, 37, 43, 44, 52, 82, 83, 88, 97, 98, 103, 104, 105, 125, 159, 161, 164, 166, 170, 189, 209, 223, 230, 248, 266, 275, 278, 279, 280 und passim. (Hohenheim fehlt im Ortsregister, da eigentlich alle Eintragungen Franziskas entweder von Hohenheim datieren oder auf Hohenheim Bezug nehmen.) Die von uns getroffene Auswahl zeigt Franziska, zumeist in der Gesellschaft des Herzogs, bei der Haus- und Landwirtschaft im „Dörfle“, beim Ernteeinsatz und Erntefest (Sichelhenket) mit den Bauern der Umgebung oder bei der Bauaufsicht über die nach und nach entstehenden Nutz- und Ziergebäude des Gartens.

bunden war⁶⁶, um in thematisch wechselnder Akzentuierung das „vaterländische“ Leitmotiv ihres Aufstiegs zur Herzogin von Württemberg zu figurieren⁶⁷, wird sich bis in alle Einzelheiten als Situationskontext der rezipierten „Franziska“-Geschichts-materia erweisen lassen. (Kap. 6.) Was also liegt näher, als den hypothetisch-faktischen Bedeutungs-Erwartungshorizont des rezipierenden Bewußtseins sich gleichfalls „vaterländisch“ ausgelegt zu denken? Besagte Szene jedenfalls, eine zur politisch-moralisch-religiösen Ausdeutung geradezu herausfordernde Selbstwidmung eines „bekehrten“ Eremiten, welche schon bald nach ihrem Bekanntwerden als eine verschlüsselte Selbstwidmung des Herzogs im Geiste einer „vaterländischen“ Einkehr öffentliches Aufsehen erregte⁶⁸, scheint beim jungen Hölderlin noch im Jahr darauf ein kräftiges Nachbild erzeugt zu haben⁶⁹,

⁶⁶ Carl Eugen hatte das Landgut Franziska zu ihrem 24. Geburtstag am 10. Jan. 1772 „aus besonderer gegen sie tragender Hochachtung“ geschenkt (Nau, S. 10). Am 31. Jan. 1774 wurde Franziska (von Leutrum, geb. Bernerdin) durch kaiserliches Diplom zur Reichsgräfin von Hohenheim erhoben, welchen Titel sie bis zu ihrer (vorläufigen) Legalisierung als (zweite) Frau Carl Eugens und Herzogin von Württemberg im Februar 1786 als ständige Begleiterin des Herzogs führte. (Vgl. Hermann Heinrich Fischer: Hohenheim einst und jetzt. – Stuttgart 1954. S. 33–41.) (Im folgenden zit.: Fischer.) Die päpstliche und damit auch die kaiserliche Anerkennung der Ehe ließ indessen noch bis zum Februar 1791 auf sich warten (ebd. S. 40).

⁶⁷ Ablesbar vor allem an der Franziskas Wohltaten umspielenden Thematik der Feste, deren Kulissen (Theaterbauten) anschließend stehen blieben und so zu dem bunten Bild der Hohenheimer Szenerie beitrugen. (Nau, S. 69–75; Fischer, S. 71 f.) Vgl. auch Anm. 140. – Von Schiller, der beim Gartenfest zu Franziskas Namenstag 1779 als Komparse mitgewirkt hat (als „Bauer Görge“), sind 'Aufschriften für ein Hoffest' und Widmungsgedichte unter dem Titel 'Empfindungen der Dankbarkeit beim NahmensFeste Ihro Excellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim' überliefert (NA 1, 10–13). Der Hohenheimer Garten dürfte auch das Vorbild zur „Einsiedelei [der Königin] im Garten zu Aranjuez“ abgegeben haben ('Don Carlos' I, 2), Franziska in der Gestalt der edlen Mätresse die „vaterländische“ Geschichts-materia zur großen Szene der Lady Milford in 'Kabale und Liebe' (II, 3). Vgl. auch Anm. 34.

⁶⁸ Vgl. Anm. 136. (Hier: Doppel-Rolle des „vaterländischen“ Eremiten in ihrer Bedeutung für ein neues [landesväterliches] Selbstverständnis des Herzogs.)

⁶⁹ Vgl. Hölderlins diesbezügliche Ausführung im Brief an Immanuel Nast, unmittelbar nach der Ankunft in Maulbronn zu Beginn des zweiten Maulbronner Jahres („So bin ich wieder hier! [...]“). Er schreibt dort, offenbar noch unter dem unmittelbaren Eindruck der Anreise und also auch einer Wiederbegegnung mit der Hohenheimer Eremiten-materia: „Aber stille! Jetzt muß ich Dir auch noch was zum lachen schreiben – denk nur, lach mich nur recht aus, heute gieng ich so vor mich hin – plötzlich kommt mir meine Lieblingsnartheit, das Schicksaal meiner Zukunft vors Auge – und höre nur, aber lach mich toll aus, da fiel mir ein, ich wolle nach vollendeten Universitäts-Jahren Einsiedler werden – u. der Gedanke gefiel mir so wohl, eine ganze Stunde, glaub'

wie denn ganz allgemein damit zu rechnen ist, daß ihm die Hohenheimer Szenerie schon von frühester Jugend an, spätestens aber seit seiner Denkdorfer Schulzeit wohlvertraut war⁷⁰.

Zum anderen führte der Weg in die höhere (Maulbronner) Klosterschule den jungen Dichter seiner künftigen Bestimmung im Kirchen-, Staats- und Schuldienst seines Vaterlandes wieder einen Schritt näher, zu welchem er

ich, war ich in meiner Fantasie Einsiedler. [...]“ (StA VI, 1. Nr. 13, Z. 36–43.) Überblickt man die (leeren) Vorgänge dieses Weg-Phantasierens in den beiden dazwischenliegenden Brieferväunungen (StA VI, 1. Nr. 5, Z. 1–4 und Nr. 12, Z. 24–29) und seine lebenspraktische Ausfüllung mit der (nun vaterländisch begründeten) Rolle des Einsiedlers „auf [...] Zeit“ in einer Brieferväunung vom Frühjahr 1799 (StA VI, 1. Nr. 174, Z. 10–19), so wird man die Anfangsstellung der Hohenheimer Eremiten-materia-Rezeption bei der Herausbildung jenes später mit dem Namen eines „heroische[n] Eremitenleben[s]“ belegten „vesteste[n] Bleiben[s] vor der wandelnden Zeit“ erahnen können, welchem die höchste Form des vaterländischen Bewußtseins vorbehalten ist. (StA V, 268, Z. 19 f.) – Eine wenigstens umrißhafte Vorstellung von dieser frühesten Phase der vaterländischen Bewußtseinsbildung des jungen Hölderlin, welche geeignet erscheint, die Kühnheit solcher Herleitung unter die Kontrolle genetischer Deutung/Erklärung zu bringen, will unsere Darstellung im folgenden vermitteln.

⁷⁰ Zu Hölderlins sicherem Geschmacksurteil über den Hohenheimer Garten ist auf seine zweifache Erwähnung im Speyrer Reisebrief vom 2./3. Juni 1788 hinzuweisen. (StA VI, 1. Nr. 23, Z. 69–72 und Z. 113–120.) Daß ihm der Hohenheimer Garten in seinem äußeren Erscheinungsbild bereits in der Denkdorfer Schulzeit bekannt war, wird durch die Einrichtung eines Reit- und Fahrwegs zwischen Hohenheim und Denkdorf wahrscheinlich gemacht, von welcher wir in Franziskas Tagebuch unter dem Datum des 14. Mai 1783 erfahren. (Osterberg, S. 215 f. Fehlt bei Bohnenberger.) – Auf diesem heute noch begehren Weg entlang der in diesem Abschnitt besonders reizvollen Körsch erreicht man Hohenheim von Denkdorf bequem in 1 3/4 Stunden.

Wenn die Hohenheimer Szenerie (und in ihrem Zentrum das Hohenheimer Eremitenleben [des Herzogs]) schon die Phantasie des jungen Hölderlin so nachhaltig beschäftigt hat, wie aus besagter Brieferväunung (Anm. 69) hervorzugehen scheint und in unserer Deutung der 'Franziska'-Ode noch gesichert werden kann, so verdient das auch im Hinblick auf die (elegische) Figuration des Eremitenlebens im 'Hyperion' unser Deutungsinteresse, das durch entsprechende materia-Herleitung aus der (künstlich nachgebauten) antiken Ruinenlandschaft des Hohenheimer Gartens (Fischer, S. 51–65; Nau, S. 21–39) noch verstärkt wird. Ein Hinweis auf die Klassizität des Gegenstandes (Anm. 63) und die Aktualität seiner elegischen Auffassung (ebd.) zur Zeit der Entstehung des Romanes, mit welchem sich sein Verfasser, noch vor ihrer Abschließung, in die vorderste Reihe der Weimarer/Jenenser Klassik hineinzuschreiben gehofft haben dürfte, geht in dieselbe Richtung. Daß Hölderlin dann mit seinem 'Hyperion' sowohl das Humanitätsideal des klassischen Entwicklungsromans als auch die elegische Auffassung des „siegenden Lebens“ weit hinter sich gelassen hat, steht auf einem anderen Blatt. Den ersten Schritt auf diesem Weg werden wir ihn indessen zu unserer nicht geringen Überraschung bereits in der Genese der 'Franziska'-Ode ausführen sehen. (Betr.: Andenken an das (untergegangene) Vaterländische als Voraussetzung zu seiner prozessiven Wiederherstellung.)

sich beim Übergang nach Maulbronn noch einmal eigens hatte verpflichten lassen⁷¹. Dabei darf sogar vermutet werden, daß die eingegangene Verpflichtung zum künftigen Dienst am Vaterland von Hölderlin zu diesem Zeitpunkt noch durchaus als allgemeine, nicht auf ein bestimmtes Berufsbild fixierte Aufgabe verstanden und dementsprechend ohne Vorbehalt bejaht wurde. Dafür spricht jedenfalls die überlieferte Momentaufnahme einer sich aus der (religiösen) Verkündungs- und (politischen) Dichtungspraxis herauslösenden (moralischen) Erziehungspraxis des zweiten Maulbronner Jahres⁷², wobei die später brisante Frage nach der Konvertierbarkeit solcher (Einzel-)Praxen hier offenbar noch kein Problem aufwirft⁷³. Wie dem auch sei: Mit einer zumindest umrißhaften Vorstellung des Vaterländischen als normativer Größe der eigenen Lebens- und prospektiven Berufspraxis wird man beim Dichter der 'Franziska'-Ode und zum Zeitpunkt ihrer Entstehung bereits zu rechnen haben – mit allen Widersprüchen, welche das Zurückbleiben der empirischen Praxis (etwa des konkreten Maulbronner Schulalltags, aber auch der „vaterländischen“ Groß-Praxis des Herzogtums) für den soeben aufgerückten Maulbronner Klosterschüler mit sich brachte⁷⁴.

⁷¹ Verpflichtungsurkunde (Formular) StA VII, 1. LD Nr. 30.

⁷² Vgl. die Berichterstattung über Rothackers (moralische) Erziehung an die Mutter. (StA VI, 1. Nr. 18, Z. 10–34.) Interessant die Äquivalenz mit dem Beruf des (politischen) Dichters, die von Hölderlin hier ausdrücklich zur Begründung der ausführlichen Berichterstattung (an Stelle einer Mitteilung des betreffenden [Herzogs-Geburtstags-]Gedichtes) ausgenutzt wird. (Ebd. Z. 4–7.) Für unsere Kenntnis seiner (religiösen) Verkündungspraxis, welche wir uns – für die Denkendorfer und Maulbronner Schulzeit – aus demselben (proto-)vaterländischen Berufsethos gespeist zu denken Anlaß haben wie die betreffende Dichtungs- und Erziehungspraxis, muß die Brieferwähnung seiner Denkendorfer Vesperlektion in die Lücke treten (StA VI, 1. Nr. 2, Z. 1–6), welche bezeichnenderweise eine thematische Beziehung zur Dichtungspraxis herstellt (ebd. Z. 5–8). – Eine Deutung der später als Brotberuf gewählten und trotz äußerer Rückschläge bejahten Erziehungspraxis (StA VI, 1. Nr. 202, Z. 18–28) vor dem Hintergrund ihres im 'Hyperion' als schicksal-lösend aufgefaßten Wechsels mit den Praxisformen der (politischen) Tat und der (religiösen) Verkündung habe ich zu geben versucht in meinem (ungedruckten) Vortrag 'Hölderlin als Hofmeister und Erzieher'. (Lessing-Akademie Wolfenbüttel 1974.)

⁷³ Vgl. Anm. 72. (Vor einer Überbewertung von Hölderlins oft behandelter Pfarramts-Verweigerung auf der einen und seines Scheiterns als Privatlehrer auf der anderen Seite sei im Hinblick auf die im 'Hyperion' als objektiv notwendig dargestellten Unter- und Übergänge vaterländischer Praxisformen ausdrücklich gewarnt.)

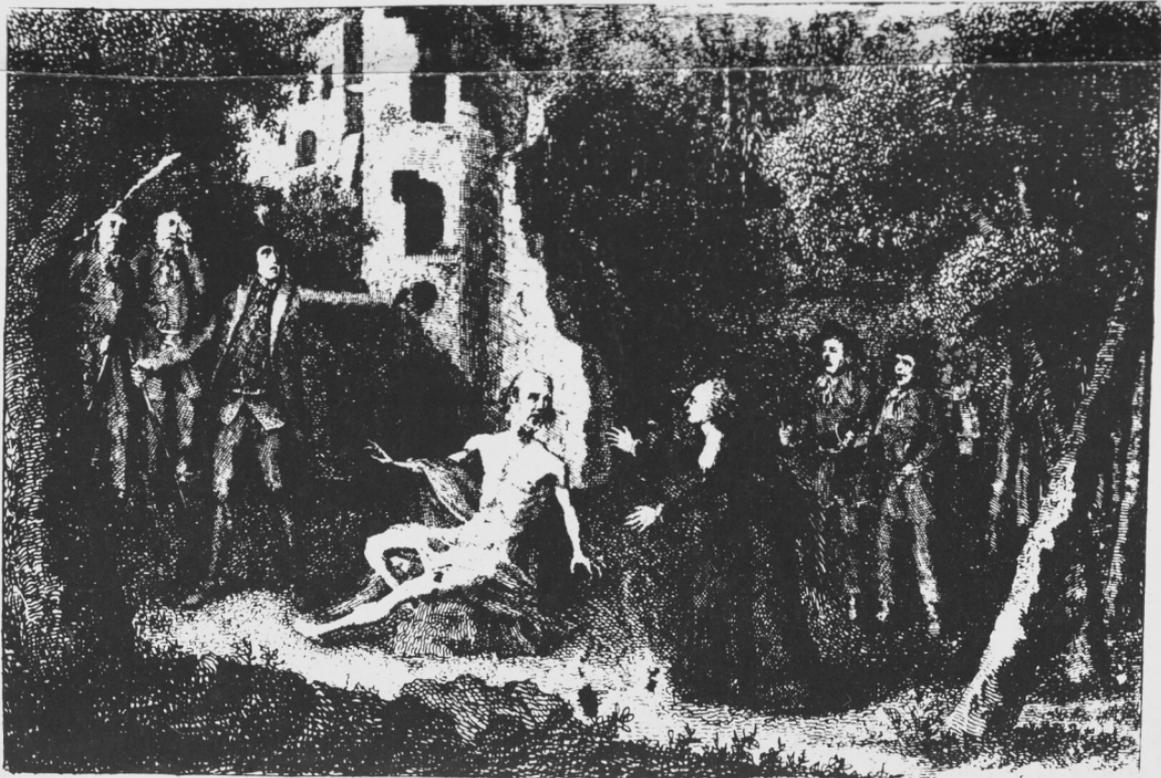
⁷⁴ Vgl. das auf Magenaus Erinnerungen fußende (kritisch zu bewertende) Situationsbild der Maulbronner Schulpraxis unter dem neu ernannten, offenbar als persönlicher Kandidat des Herzogs zum Zuge gekommenen Prälaten Weinland. (StA VII, 1. LD Nr. 35.) Bei vorsichtiger Anderswertung (im Lichte neuerer Konflikt-Pädagogik) ge-



Franziska v. Hobenheim.
Ölgemälde v. J. F. Weckherlin (um 1790)

Charte von Wirttemberg.
Trigonometrisch aufgenommen und gezeichnet von J. G. F. Bobnenberger 1798





[Johann Rudolf Zumsteeg], *Die Gesänge aus dem Schauspiel die Räuber ...*,
Mannheim: Götz 1782 [Kupfer von Unbekannt]

Falls nun freilich eine solche Wertvorstellung des (wahrhaft) Vaterländischen dem rezipierenden Bewußtsein bereits angehörte (ihm in Form lebenspraktischer (Selbst-)Erfahrungsmateria vermittelt war), als das (fiktiv) „Vaterländische“ des rezipierten Stoffes sein Thema wurde, so war die Möglichkeit nicht auszuschließen, daß mit der Sprengung seines ästhetischen Binnenhorizontes das „vaterländische“ Thema seine (jede) abschließende Bedeutung zugunsten eines offenen vaterländischen Geschichtserwartungshorizontes aufzugeben hatte, in welchem, mit der Bedeutungserfüllung des werdenden Gedichtes, zugleich die subjektiv-objektive Lebenserwartung des Autors sich mit (ausstehendem) Lebenssinn erfüllen konnte. Daß ein solches Zusammenfallen je eines kritischen Momentes der Textgenese und der Ontogenese des in ihr arbeitenden Bewußtseins nicht ohne Erschütterung beider vonstatten gehen konnte, liegt auf der Hand. Ob und, wenn ja, in welcher Weise sie tatsächlich eingetreten ist, wird noch im einzelnen zu untersuchen sein. (Kap. 7 und 8.)

Wenn hier gleichwohl bereits auf einen solchen möglichen Zwischenfall der Textgenese vorausgedeutet und seine ontogenetische Tiefendimension mit in Rechnung gestellt wird, so geschieht das im Hinblick auf die Bereitstellung einer adäquaten Deutungsgrundlage für die unverkürzte Darstellung der spezifisch vaterländischen Bewußtseinsbildung des jungen Hölderlin, von welcher wir dann nämlich anzunehmen hätten, daß sie auf die Eröffnung einer neuen Denkmöglichkeit (menschheitsgeschichtlich: Bewußtseinsstufe) hinauslief. Es wäre die Möglichkeit, sich das Vaterländische inhaltlich offen (seiner Bedeutung nach unendlich), formal prozeßhaft (sich jeder standortgebundenen Fixierung entziehend) zu denken, welcher wir schon im Ansatz unserer Deutung Rechnung zu tragen hätten und die es uns auch im vorliegenden Fall verbieten müßte, die Rekon-

winnt man den Eindruck einer im Ansatz richtigen (zukunftsweisenden), in der Ausführung zurückfallenden (an der Rückvermittlung repressiver Strukturen scheiternden) Erziehung „vom Kinde aus“. (Vgl. auch ebd. Nr. 36, Z. 6–9 und Nr. 37, Z. 8–18.) (Ganz ähnliche Rückschläge sollte Hölderlin bei seinem ersten Erziehungsversuch im von Kalbschen Haus erleiden.) – Zur „vaterländischen“ Groß-Praxis mag ein Hinweis auf das im nahen Ludwigsburg stationierte (sich dort auf sein Ausrücken vorbereitende) Kap-Regiment des Herzogs genügen (Osterberg, S. 253 f., 307 f., 397, 401 f., 421 f.), dessen Schicksal, nicht zuletzt durch Vermittlung von Schubarts Kaplied, auch unter den Maulbronner Klosterschülern Resonanz hatte. (StA VI, 1. Nr. 10, Z. 18–29.) Bemerkenswert die unmittelbare thematische Beziehung zu den „so unbegreiflich wunderliche[n] Launen“ des sonst „so gepriesne[n]“ Prälaten Weinland (ebd. Z. 30–35). Zur überregionalen Resonanz dieses verspäteten, zum landesväterlichen Regierungsstil der zweiten („vaterländischen“) Epoche Carl Eugens merklich kontrastierenden Falles feudal-absolutistischen Soldatenhandels vgl. Anm. 140. Vgl. auch StA VI, 1. Nr. 4, Z. 44.

struktion der Hölderlinischen Bewußtseinsbildung mit einer Milieuaufnahme seiner Kindheit zu beginnen, um dieselbe einer positivistischen Faktorenanalyse zu unterwerfen. Zwar werden wir diese Bewußtseinsbildung bis zu ihren Anfängen im Kindheitsmilieu des jungen Hölderlin zurückverfolgen und dabei der Kenntnis desselben noch manches Detail hinzugewinnen, doch nicht um auf dem Wege kausalhistorischer Erklärung an das Ziel irgendwelcher positiver Erkenntnis zu gelangen, sondern zu dem Zweck, uns mit der Genese des Hölderlinischen Bewußtseins aus seinem Ursprung herauszubewegen. So ähnlich waren wir ja bereits bei Aufstellung der Genese-Anfangs-Hypothese des werdenden Gedichtes verfahren⁷⁵, und wie dort das subjektiv-objektive „Übergangs-Datum“ vom ... Empfang der Nachricht ... zum ... Gedanken an die Abfassung des Gedichtes uns als der geeignetste Ausgangspunkt unserer Deutung erschien⁷⁶, stellen wir auch im vorliegenden Fragezusammenhang mit Vorteil ein subjektiv-objektives „Übergangs-Faktum“ an den Anfang unserer Deutung.

Es ist das ominöse und wie es scheint weder eindeutig subjektiv (psychologisch?) deutbare noch eindeutig objektiv (soziologisch?) erklärbare Glück der Hölderlinischen Kindheit, von welchem hier zu handeln ist, und indem wir uns seiner genetischen Deutung/Erklärung zuwenden, gewahren wir zugleich jene undurchdringliche Deutungs-/Erklärungssperre, welche Hölderlin später selbst vor dieses Kindheitsglück errichtet hat. Denn daß beispielsweise in jener prägnanten Schlußsentenz seines der eigenen Kindheit gewidmeten Gedichtes

*Im Arme der Götter wuchs ich groß*⁷⁷

nur eben so viel vom subjektiven Glücksgefühl einer (gottbehüteten) Kindheit preisgegeben wird, daß ihre objektive Einlassung in den (natürlichen) Wachstums- und (geschichtlichen) Emanzipationsprozeß gerade erklärungs-/deutungsbedürftig wird und umgekehrt, liegt offenbar im Wesen dieses Kindheitsglücks begründet bzw. soll als sein Wesen in Erscheinung treten. Unter diesen Umständen wird man freilich an eine inhaltliche Bestimmung des Hölderlinischen Kindheitsglücks nicht ohne Überprüfung landläufiger Glücksvorstellungen gelangen können, ja es muß sogar als fraglich gelten, ob irgendein positiver Glücksbegriff zu seiner Erfassung überhaupt ausreicht. So empfiehlt es sich denn, die Frage nach dem Wesen dieses Kindheitsglücks und seiner vermuteten subjektiv-

⁷⁵ Vgl. T. 1, S. 78–81.

⁷⁶ Ebd. S. 79.

⁷⁷ 'Da ich ein Knabe war ...'. (StA I, 1, 266 f.) Hier Z. 32

objektiven Begründung nicht direkt zu stellen, sondern sich ihr auf dem Weg zu nähern, daß zunächst das Auftreten subjektiver (milieubedingter) Trennungen und objektiver (geschichtlich unversonnter) Gegensätze in der Erlebniswelt des jungen Hölderlin diesseits der Kindheitsgrenze in den Blick gerückt und seine diesbezügliche Vermittlungsarbeit unter dem Gesichtspunkt einer Wiederherstellung des untergegangenen Kindheitsglücks interpretiert wird.

Was nun den frühesten bekannt gewordenen Versuch des jungen Hölderlin betrifft, die milieubedingten Trennungen (in diesem Falle seines schulisch-häuslichen Milieus) zu überwinden, so meinen wir denselben in einer gemeinsam mit dem Bruder durchgeführten Lesung von Klopstocks 'Hermanns Schlacht' zu erkennen, welche die beiden an einem schönen Mainachmittag bei einem Krüge Obstwein auf dem Ulrichstein bei Hardt gesehen hat⁷⁸. Seine verhältnismäßig späte Bezeugung erweist sich hier einmal nicht als Nachteil, sondern verspricht eher besonderen Aufschluß. Wie durch ein Perspektiv blicken wir auf die erinnerte Originalszene jener schon Gemeinschaft gewährenden und um noch mehr Gemeinsamkeitwerbenden brüderlich-erziehlichen Solidarität, welche in Fragen der Studienberatung, aber auch der Kommentierung der Zeitergebnisse für den Briefschreiber des Jahres 1796 bereits die Form einer unwillkürlichen Geste angenommen hat⁷⁹. Denn wie Hölderlin hier seine Sympathiewerbung für das Studium der Philosophie vorbringt⁸⁰ und die politische Situation der Heimat mit der eigenen in der Fremde zusammenschließt⁸¹, das läßt im einzelnen wie in der brüderlich-erziehlichen Grundeinstellung die nur wenig ausgeleuchtete Szene auf dem Ulrichstein ebenfalls in vollere Licht erscheinen.

Da ist zunächst der Schauplatz. Hölderlin hat ihn in einem späteren Gedicht, welchem ein nicht erhaltenes frühes vorausging, zum Ort der vaterländischen Geschichte katexochen gemacht⁸². Bei der Wahl gerade dieses Ortes als Schauplatz der gemeinsamen Klopstock-Lesung dürfte sowohl seine topographische als auch seine historische Merkwürdigkeit eine Rolle gespielt haben. Erstere, weil sie die Möglichkeit bot, 'Hermanns Schlacht' bühnengerecht, mit Blick vom Felsen ins Tal, zu realisieren⁸³.

⁷⁸ StA VI, 1, Nr. 126, Z. 16–19. (Vgl. auch StA VII, 1, LD Nr. 15, Z. 4–11.)

⁷⁹ Vgl. Paul Raabe: Die Briefe Hölderlins. Studien zur Entwicklung und Persönlichkeit des Dichters. – Stuttgart 1963. Hier S. 48–55, besonders S. 49 f.

⁸⁰ StA VI, 1, Nr. 126, Z. 27–45.

⁸¹ Ebd. Z. 46–52.

⁸² 'Der Winkel von Hahrdt'. (StA II, 1, 116.) Vgl. auch StA II, 1, 235, Z. 48 f.

⁸³ Zum Schauplatz der 'Hermanns Schlacht' und seiner Bedeutung für die Darstellung der Schlacht vgl. Friedrich Beißner: Klopstocks Vaterländische Dramen. – Weimar 1942.

Letztere, weil sie es erlaubte, die Handlung der 'Hermanns Schlacht' an ein Exempel der altwürttembergischen Geschichte anzuschließen, welches in der Überlieferung der heimatlichen Geschichtssage lebendig geblieben, aber auch – mit Blick auf die neueste geschichtliche Entwicklung des Herzogtums – von aktuellem „vaterländischem“ Interesse war.

Die Herzog Ulrich-Sage, welche sich gerade hier zum Sinnbild der altwürttembergischen Geschichtsentwicklung verdichtet, will nämlich davon wissen, daß es die fast unglaubliche Treue des gemeinen Mannes war, welche dem geschlagenen Herzog auf der Flucht vor seinen Verfolgern das Leben rettete. Zugeschrieben wird diese Rettungstat dem (später durch Hauffs 'Lichtenstein' bekannt gewordenen) Pfeifer von Hardt, der – als einer der Anführer des Remstaler Bauernaufstandes einst selbst in der Hand des Herzogs –⁸⁴ sich nun, bevor er für denselben auf der Köngener Brücke sein Leben ließ⁸⁵, durch Anweisung des Fluchtwegs zum Winkel von Hardt (später: Ulrichstein) bei Herzog Ulrich revanchierte⁸⁶. Die vielberufene Spinne – ihr Werk war es, durch ein nächtlich vor den Eingang der Felspalte gewobenes Netz die fast noch fündig gewordenen Verfolger abzulenken –⁸⁷ scheint mit ihrer absichtslosen Kunst auch noch die Hölderlin-Philologen zu irritieren. In der Sage selber spielt sie eine Nebenrolle, es sei denn, man sehe in ihrer Arbeit ein Werk der Natur, welche auf diese Weise das Treuebündnis des gemeinen Mannes mit dem landesflüchtigen Herzog besiegelt. Im Mittelpunkt des Hardter Zweigs der Ulrichsage steht dagegen unzweifelhaft die Rettungstat des Pfeifers von Hardt, welche es dem ehemals despotischen, nun seiner Macht beraubten Herzog ermöglichte, die subjektiv verdiente, objektiv gerechtfertigte Katastrophe seiner Willkürherrschaft zu überleben, um nach seiner Rückkehr an die Macht den Grund für eine „vaterländische“ Erneuerung des Herzogtums zu legen . . .

Gerade in dieser letzten Konsequenz verstummt indessen nicht nur die Sage⁸⁸, sondern bleibt auch Herzog Ulrichs geschichtliches Handeln merk-

Hier S. 33–39. – Eine Abbildung des Hardter Felsens (Ulrichsteins) findet sich in der Gedenkschrift 'Nürtingen und Friedrich Hölderlin 1970', hrsg. von der Großen Kreisstadt Nürtingen (1971), im Bildteil (ohne Zählung) [S. 81]. (Bohnenberger: Hardthof.)

⁸⁴ Schwäbische Volkssagen, vom Schwarzwald zum Allgäu, vom Taubergrund zum Bodensee. Ausw. u. Hrsg. von Friedrich Heinz-Schmidt-Ebhausen. – Stuttgart [1966]. S. 135. (Im folgenden zit.: Schmidt-Ebhausen.)

⁸⁵ Schmidt-Ebhausen, S. 136.

⁸⁶ Ebd. Zum Fluchtweg (durch den Wolfschlugener Sauhaag) vgl. Bohnenberger.

⁸⁷ Schmidt-Ebhausen, S. 137.

⁸⁸ Erwähnt wird in der Sage nur die Gewährung von Steuerfreiheit („Freiheit von Lasten und Abgaben“) speziell für das Dorf Hardt, „zum Dank für des Pfeifers Treue“.

würdig hinter den in seine zweite Regierungsperiode gesetzten Erwartungen zurück⁸⁹. Wenn dafür die zeitgeschichtlichen Parallelen zur zweiten Regierungsperiode Carl Eugens in den Vordergrund zu treten scheinen⁹⁰, so besteht dennoch kein Anlaß, die „vaterländische“ Neuorientierung der herzoglichen Politik in der Gegenwart der Hölderlinischen Kindheit / frühen Jugend dem offenen Ausgang der Herzog Ulrich-Sage zu substituieren bzw. diese mit Hilfe jener zu einem „vaterländischen“ Happy-End zu führen. Für Hölderlin jedenfalls, auf dem Weg zur Herausbildung seines eigenen vaterländischen Bewußtseins, dürfte sich die typologische Entsprechung der eigenen Zeitgeschichte zur geschichtlichen Konstellation der Herzog Ulrich-Zeit gerade umgekehrt für eine Kritik der erstern durch letztere angeboten haben. Zur Diskussion stand dann nicht die (nachträgliche) Auflösung der geschichtlich unversöhnten Gegensätze der zweiten Regierungsperiode Herzog Ulrichs, sondern vielmehr die Glaubwürdigkeit der offiziellen „Hohenheim“-Ideologie des jetzt regierenden Herzogs⁹¹, von welcher Kritik selbst die „vaterländische“ Rettungstat Franziskas nicht verschont blieb.

(Schmidt-Ebhausen, S. 138.) Die gleiche Gunst erfährt der sagenbekannte Tübinger Wengerter für sich und seine Nachfahren (ebd. S. 137 f.). Eine bis auf die Zeit Herzog Ulrichs zurück datierbare Befreiung der Hardter Hofbauern nicht nur von der allgemeinen Landessteuer, sondern auch allen anderen Steuern, Fronen und Lasten ist tatsächlich belegbar. Sie erlischt erst in neu-württembergischer Zeit (1808). (Vgl. Heimatbuch des Kreises Nürtingen. Im Auftr. des Kreisverbandes Nürtingen hrsg. von Hans Schwenkel. Bd. 2. –Nürtingen 1953. Hier S. 320.)

⁸⁹ Wichtig, im Sinne einer Mäßigung des landschaftlich-herrschaftlichen Dualismus, erscheint die landesweite „Ablösung der bisher herrschenden Familien durch [im Sinne Ulrichs] politisch unbelastete, zum Teil aus dem kleineren Bürgertum aufsteigende Kräfte.“ (Walter Grube: Der Stuttgarter Landtag. 1457–1957. Von den Landständen zum demokratischen Parlament. – Stuttgart 1957. Hier S. 177. Vgl. auch ebd. S. 181 f.: „der Herzog war der unbemittelten Schichten sicher, deren Interessen er der Landschaft gegenüber nachdrücklich vertrat.“ – Im folgenden zit.: Grube.)

⁹⁰ Auf kleinbürgerliche Kreise scheint sich Carl Eugen nach seiner Niederlage gegen die Landstände im Erbvergleich des Jahres 1770 ebenso selbstverständlich gestützt zu haben wie vor ihm Herzog Ulrich. Vgl. (zurückhaltend) Grube, S. 449. (Betr.: Zurückgewinnung seiner Popularität im Kontrast zu den sich abschließenden Landständen.) Hölderlins zweiter Vater, der dieser Schicht entstammte, verdankte jedenfalls dem Herzog den Anfang einer steilen politischen Karriere. (Vgl. Anm. 121.) – Mit dem Volk gegen die Ehrbarkeit zu regieren war übrigens eine seit den Tagen Herzog Ulrichs immer wieder durchgespielte Möglichkeit der württembergischen Politik. (Vgl. Grube, S. 242 f. [Herzog Ludwig], S. 422 [Herzog Friedrich I.] und [zum Grundsätzlichen] S. 408.)

⁹¹ Zur „Hohenheim“-Ideologie vgl. Kap. 6. (Im einzelnen Anm. 155–158.) Zur Kritizierbarkeit derselben, auch schon für die Verhältnisse des jungen Hölderlin, ist eine Tagebucheintragung des fünfzehnjährigen Hegel besonders aufschlußreich, welcher unter dem

Um die innere Problematik dieser Rettungstat, welche uns ja schon anlässlich der ersten Interpretament-Erfassung in Hölderlins 'Franziska'-Ode zu schaffen machte⁹², richtig zu erfassen, wäre demnach auf die Rettungstat des Pfeifers von Hardt zurückzukommen und dieselbe vor dem Hintergrund der Rettungstat der 'Hermanns Schlacht' zu interpretieren, wie sie den beiden Stiefbrüdern bei ihrer gemeinsamen Lesung auf dem Ulrichstein vor Augen gestanden haben dürfte. Hier tritt nun als erstes ein wichtiger Unterschied in Erscheinung, der aber nicht etwa die Vergleichbarkeit der betreffenden Rettungstaten in Frage stellt, sondern ihre In-Beziehung-Setzung gerade sinnvoll macht. Er dürfte sogar der tiefere Grund gewesen sein, warum der junge Hölderlin als aufmerksamer und, wie sich zeigen wird, durchaus engagierter Zeitgenosse der zweiten, durch Franziskas Aufstieg gekennzeichneten Regierungsperiode Carl Eugens gerade den Ulrichstein zum Schauplatz der 'Hermanns Schlacht'-Realisierung gewählt hat. Während nämlich Hermann an der Spitze eines Volksheeres das Land in einer Entscheidungsschlacht von den römischen Eroberern befreit, muß Ulrich unter höchster Gefahr für sich und sein Land, welches vorübergehend unter bairisch-österreichische Fremdherrschaft zu geraten droht, zunächst einmal sein angestammtes Herrschaftsgebiet verlassen, um später, gestützt auf die Treue und die Reformationsbestrebungen seiner Untertanen, wieder in dasselbe zurückzukehren⁹³. Dem siegreichen vaterländischen Befreiungskampf dort steht hier ein verlustreicher und aufs Ganze gesehen verfehlter vaterländischer Wiederherstellungs-Prozeß gegenüber: Was mit der Vertreibung des tyrannisch gewordenen Herzogs beginnt und insgesamt auf eine Befreiung des Volkes von der Ständeherrschaft abzielt, findet sein vorläufiges Ende in der Wiederherstellung eben dieser Ständeherrschaft, die freilich mit einer gewissen sozialen Umschichtung einhergeht⁹⁴, um unter der Regierung Herzog Christophs in die Reformation (religiöse [Teil-]Erneuerung des Vaterlandes) einzumünden⁹⁵. Nur einmal, im prägnanten Augenblick der tiefsten Erniedrigung des Herzogs, als ihm

Datum des 29. Juni 1785 vermerkt: „Ei! Ei! schlimme Nachrichten von Hohenheim! den Bauern gehts doch, das sind verwünschte Leute, haben dem Herzog alle Fenster in dem Schloß zu Scharnhausen eingeworfen.“ (Der junge Hegel in Stuttgart. Aufsätze und Tagebuchaufzeichnungen 1785–1788. Hrsg. von Friedhelm Nicolin. – (Marbach) (1970). (= Marbacher Schriften. Bd. 3.) Hier S. 33.) Vgl. auch Anm. 74.97 und Anm. 140–143.

⁹² Vgl. T. 1, S. 92–95.

⁹³ Grube, S. 187.

⁹⁴ Vgl. Anm. 89.

⁹⁵ Begonnen wurde die Reformation bereits während der zweiten Regierungsperiode Herzog Ulrichs. (Vgl. Grube, S. 182 ff.) Durchgeführt und in der Verfassung des Landes verankert wurde sie unter Herzog Christoph (ebd. S. 224–236).

die Treue des gemeinen Mannes (Pfeifer von Hardt) das Leben rettet, erscheint die Aufhebung des Trennenden zwischen den Ständen und damit die Versöhnung der geschichtlich unversöhnten Gegensätze in den Bereich des Möglichen gerückt, eine umfassende Wiederherstellung des Vaterlandes zum Greifen nahe. So nimmt es denn auch nicht wunder, daß der junge Hölderlin gerade diese Szene der vaterländischen Geschichtssage seiner und seines Bruders gemeinsamer Lesung von Klopstocks Vaterländischem Drama unterlegt bzw. erstere im Sinne des letzteren als vaterländische Rettungstat gedeutet hat: Noch im Moment des eigenen Unterganges und durch ihr subjektiv tragisches Schicksal zugleich das objektive Scheitern des vaterländischen Befreiungskampfes symbolisierend, weist die Gestalt des Pfeifers von Hardt den Weg zur vaterländischen Versöhnung als einer möglichen Befreiung von der (jeder) über Trennungen aufgerichteten und nur durch eine Aufrechterhaltung des Trennenden gewährleisteten Gewalt-herrschaft.

Wir werden auf die konkreten Ausformungen dieses langlaufenden vaterländischen Wiederherstellungs-Prozesses, der für die gesamte (alt-) württembergische Geschichtsentwicklung kryptothematische Bedeutung hat und wo er – wie in den dem Erbvergleich des Jahres 1770 vorausgehenden Verfassungskämpfen – offen thematisch wurde, den Ruhm der altwürttembergischen Demokratie begründet zu haben scheint⁹⁶, im Zusammenhang der (landes-)geschichtlichen Kindheitseindrücke zurückzukommen haben, welchen der junge Hölderlin in seinem Nürtinger Elternhaus von klein auf ausgesetzt war. Dabei wird sich auch herausstellen, daß der junge Hölderlin in weit größerem Ausmaß, als man ihm das bislang zu konzedieren bereit war, durch Herkunft und Milieu an der objektiven Geschichtsentwicklung seines Vaterlandes teilhatte, ja daß er – auf dem Höhepunkt des letzten großen Abwehrkampfes der Landschaft gegen Fürstenwillkür und Ständeherrschaft recht eigentlich in die Mitte dieses Vaterlandes hineingeboren – sich die ersten Jahre seines Lebens gewissermaßen stehend mit der geschichtlichen Bewegung desselben mitbewegte. In diesem Zusammenhang wird dann auch die Frage nach der subjektiv-objektiven Begründung des Hölderlinischen Kindheitsglücks ihre adäquate Antwort finden, von welcher wir nach dem Gesagten schon jetzt vermuten dürfen, daß in ihr die geschichtstypologische Leitvorstellung einer vaterländischen Versöhnung im Rahmen eines allgemeinen vaterländischen Wiederherstellungs-Prozesses eine wichtige Stelle eingenommen hat. Im vorliegenden Fragezusammenhang mag es indes genügen, die trennungs-

⁹⁶ Grube, S. 427, 444. (Vgl. jedoch auch Anm. 134.)

überwindende Zwischenstellung der gemeinsamen Klopstocklesung auf dem Ulrichstein für die beteiligten beiden (Halb-)Brüder in ihrem unterschiedlichen Milieu zu charakterisieren, vielleicht daß wir bei dieser Gelegenheit auch das Vaterländische als normative Größe der Hölderlinischen Lebenspraxis schon der frühen Jahre einsichtig machen können. Und hier bestätigt sich unsere aus der Erinnerung des Detmolder Reisebriefes geschöpfte (im Vorgriff auf die später selbstverständliche Lebenspraxis schon für die erinnerte Jugendszene in Anspruch genommene) Deutung einer brüderlich-erziehlichen Solidarität auf das erstaunlichste.

Wie nämlich die gemeinsam unternommene Lesung es dem Älteren, im schulischen Milieu mit Klopstocks vaterländischer Begeisterung Vertrauten⁹⁷ erlaubte, seine vorläufig spirituelle Vaterlandsliebe am konkreten Ort der Heimatgeschichte ins Empirische zu wenden, ohne doch, weil dieser der Geschichte seiner Heimat inhärent war, den Menschheitsgedanken einer allgemeinen vaterländischen Versöhnung zu suspendieren, so setzte sie den Jüngeren, im häuslich-familiären Kreis mit der vaterländischen Geschichtssage Vertrauten in den Stand, aus der empirischen Beschränkung seiner ortsgebundenen Heimatliebe herauszutreten und den idealen Standpunkt einer „Glückseligkeit Aller“ einzunehmen, ohne doch, weil die gemeinsam-vaterländische Deutung der Heimatgeschichte dasselbe mitumfaßte, sich von seinem häuslich-familiären Milieu zu trennen. Die empirisch-praktische Doppelauslegung des vaterländischen Bewußtseins, welche uns noch in seiner zweifach operationalisierten Verfahrensweise als vaterländische Prozeßfiguration und dichterisches Prozeßverhalten begegnen wird (Kap. 8), zeichnet sich hier bereits ab. Das Vaterländische, nicht nur als normative Größe der Hölderlinischen Lebenspraxis, sondern

⁹⁷ Hölderlins individuelle Klopstock-Kenntnis und persönliche Klopstock-Verehrung schon in der Denkendorfer und Maulbronner Schulzeit kann durch vielfache Nachweise als gesichert gelten. Nicht ebenso bekannt und durch entsprechende Nachweise dokumentiert scheint die öffentliche Neubewertung von Klopstocks vaterländischer Dichtung in der zweiten („vaterländischen“) Regierungsperiode Carl Eugens. Sie scheint auf mannigfache Weise (Errichtung von Klopstock-Denkmalern, Aufnahme in den Lehrplan der Hohen Carlsschule, persönliche Reverenz des Herzogs und Franziskas) eine Art öffentliche Institution aus der Person des Dichters in Württemberg gemacht zu haben, aus seinem Werk ein Arsenal der „vaterländischen“ Ideologie, gegen welche die nachwachsende Generation vaterländischer Autoren sich erst einmal durchzusetzen hatte. (In diesem Sinne ist auf die Ablösung des Klopstockschen Figurations-Vorbildes durch Schillers 'Räuber' in der Genese der 'Franziska'-Ode [Kap. 7] besonders zu achten.) Eine gründliche, die Ergebnisse Ilse Tiemanns aufarbeitende Untersuchung des skizzierten Sachverhalts plant Verf. im Zusammenhang mit einer genetischen Deutung der Ode 'An Thills Grab'.

auch als Bezugsrahmen seiner geschichtlich-empirischen Bewußtseinsbildung, tritt am Grundmodell der gemeinsamen Lesung in Erscheinung. Was aber den aus Klopstocks Vaterländischem Drama bei dieser Lesung gewonnenen Figurations-Sinn angeht, so steht zu erwarten, daß er sich, sobald eine historisch konkrete, politisch aktuelle Geschichts-materia zu figurieren war, aus der eingegangenen Bindung an das namhaft gemachte Exempel der württembergischen Geschichtssage (die sagenhafte Rettungstat des Pfeifers) wieder löste, um nach den Erfordernissen vaterländischer Prozeßfiguration/dichterischen Prozeßverhaltens mit dem Figurations-Sinn anderer Figurations-Vorbilder frei zu wechseln. Und diesen Sachverhalt werden wir im weiteren Geneseverlauf von Hölderlins 'Franziska'-Ode voll bestätigt sehen. (Kap. 7.)

Etwas schwieriger gestaltet sich die Rekonstruktion der Anfänge und Voraussetzungen vaterländischer Bewußtseinsbildung, wie wir sie, dem Kindheitsglück des Dichters auf der Spur, abschließend noch wenigstens umreißen wollen. Dabei ist es nicht so sehr die sporadische Bezeugung der Hölderlinischen Kindheit, die uns hier Schwierigkeiten macht, als vielmehr die schon erwähnte Deutungs-/Erklärungssperre, welche der Dichter später und, wie wir nun klarer zu sehen meinen, mit guten Gründen vor das Glück seiner Kindheit gelegt hat. Falls nämlich unsere Vermutung zutrifft, daß Hölderlin schon bald nach dem jähen Ende dieses Kindheitsglücks, das von ihm selbst auf den tragischen Tod des zweiten Vaters datiert wird⁹⁸, seine persönliche (subjektive) Trauerarbeit in den umfassenden (objektiven) Zusammenhang eines vaterländischen Wiederherstellungs-Prozesses stellte, um mit dem untergegangenen (subjektiv-objektiven) Glück seiner Kindheit zugleich das <untergegangene> Vaterländische wiederherzustellen, wäre es nur zu begreiflich, daß er sich jede nur private Reminiszenz an dieses Kindheitsglück versagen mußte. Wenn Hölderlin jedenfalls später aus der „ziemlich klar [...] fast bis in die früheste Jugend zurück“-reichenden Erinnerung der „immerheitre[n] Seele“ seines (Stief-)Vaters gedenkt, „dessen Liebe“ ihm „so unvergeßlich war“⁹⁹, so offenbar auch, um seine unter wechselnden Namen („Ernst“, „Trauer“, „Laid“) begriffene Lebenstrauer auf ihren subjektiv-objektiven Ursprung zurückzuführen, von welchem her allein ihm ihre harmonische Auflösung in die gegensätzlichen Entsprechungen des Lebensglücks („Heiterkeit“, „Glauben“, „Freude“) auch späterhin noch möglich erscheint¹⁰⁰. Vollends wird die Verzahnung der subjektiv geleisteten Trauer-

⁹⁸ StA VI, 1. Nr. 180, Z. 36–41.

⁹⁹ Ebd. Z. 29–31, 37.

¹⁰⁰ Ebd. Z. 16–18 und Z. 39–41 („Laid“, „Trauer“, „Ernst“) und Z. 25 f. bzw. 41–43 („Hofnung“, „Heiterkeit“; „Heiterkeit“, „Glauben“, „Freude“).

arbeit (um den Tod des Vaters) mit der objektiv zu leistenden Wiederherstellungsarbeit (für das <untergegangene> Vaterländische) auf einen Schlag erkennbar, wenn Hölderlin mit Blick auf das verlorene Glück seiner Kindheit für die dazwischenliegende Zeit bemerkt:

Es war weniger mein eigenes Laid, was mich den Trost oft nicht in jeder [Stunde] finden lies, als die Trauer die mich manchmal überfallen mußte in meiner gänzlichen Einsamkeit, wenn ich unsere jezige Welt mir dachte, und an die Seltmen, Guten in ihr, wie sie leiden, eben darum, weil sie besser und treflicher sind. Und diß muß ich wohl zuweilen fühlen, denn diß treibt mich eben zu meiner reinsten Thätigkeit. Es ist wunderbar, daß der Mensch nichts weiter bringt, wenn er alles gleichgültig ansieht, und doch auch nichts wirkt und fördert, wenn er sich verkümmert, daß er also, um zu leben und thätig zu seyn, beedes in seiner Brust vereinigen muß, die Trauer und die Hofnung, Heiterkeit und Laid. Und diß ist, wie ich glaube, auch der Sinn des Christen. Und so haben es Sie auch gemeint.¹⁰¹

Die Berufung auf den (Lebens-)Sinn des Christen läßt aufhorchen. Zusammengenommen mit der Anrede an die Mutter, der die hier vorgetragene Lebensbeichte gilt und die durch eine fromme Unterweisung Hölderlins diesbezügliche Rückäußerungen ausgelöst zu haben scheint, gibt sie den Durchblick frei auf die religiöse Unterweisung in Hölderlins Kindheit, welche man sich mit dem pauschalen Hinweis auf die in Hölderlins Elternhaus geübte pietistische Frömmigkeit wohl doch etwas zu schablonenhaft zurecht gelegt hat. Solange nämlich eine wie immer geartete pietistische Prägung des jungen Hölderlin (durch die Mutter, Großmutter, Nathanael Köstlin ...) nur immer behauptet, nicht aber zugleich gefragt wird, welchen geschichtlichen Entwicklungsstand in bezug auf ihre eigene Geschichte wie auf die gleichzeitige Profangeschichte die pietistische Bewegung in Württemberg zu Hölderlins Kinderzeit erreicht hatte, bleibt nicht nur die beispielgebende Frömmigkeit (der Mutter, Großmutter, Nathanael Köstlins ...) merkwürdig stumm, sondern auch ihre prägende Wirkung auf die Bewußtseinsbildung des jungen Hölderlin im wesentlichen ungeklärt.

Nun gibt es gewisse Anzeichen, daß die von einem Johann Albrecht Bengel, Friedrich Christoph Oetinger, Johann Jakob Moser zu ihrem ersten Höhepunkt geführte (in den schweren Zeiten des Verfassungskampfes vor allem durch letzteren aus ihrer innerweltlichen Askese herausgeführte) pietistische Bewegung in Württemberg mit den Ereignissen des Jahres 1770 in eine schwere Krise geraten ist, welche zwar die später eingetretene Aufspaltung in eine heilsgeschichtlich orientierte (biblizistische) und eine zeitgeschichtlich engagierte (sozialreformerische) Sondertradition eben noch

¹⁰¹ Ebd. Z. 16–27.

vermeiden konnte, im übrigen jedoch zu einer nachhaltigen Schwächung ihrer „vaterländischen“ Stoßkraft führte. Die Gründe dieser Krise sind noch nicht völlig aufgedeckt, doch wird man ohne unerlaubten Vorgriff auf ihre gründliche Klärung zumindest eine doppelte Begründung vorzunehmen haben¹⁰².

Da sind zunächst die bekannten innerkirchlichen (im engeren Sinne religiösen) Schwierigkeiten des gesamten, vorab des deutschen Protestantismus mit der Verhältnisbestimmung der „Freiheit eines Christenmenschen“ zum weltlichen Obrigkeitsstaat. Im Württembergischen hatte sich nun im Verlauf des 18. Jahrhunderts wo nicht ein theologisches Widerstandsrecht, so doch eine religiös begründete Widerstandspraxis gegen den absolutistischen Obrigkeitsstaat herausgebildet, die tief im Volk verwurzelt war und als der authentische Beitrag des württembergischen Pietismus zur dornenreichen (Vor-)Geschichte der Demokratie in diesem Land bezeichnet werden darf¹⁰³. Ihre theologische Legitimierung bezog diese Widerstandspraxis aus dem alttestamentlichen Prophetismus, der auch sonst für die (alt-)württembergische Geschichtsentwicklung präfigurierende Bedeutung hatte¹⁰⁴ und sich, wie im Kreis um Johann Albrecht Bengel, auch aus dem politischen Tageskampf heraushalten und auf die genaue Beachtung der Zeichen der Zeit zurückziehen konnte, ohne doch deswegen sein kämpferisches Ethos schon völlig einzubüßen¹⁰⁵. Problematisch wurde es mit der theologischen Legitimierung dieses kämpferischen, in Verantwortung vor Gott und für das Volk übernommenen Prophetenamtes erst, als im Erbvergleich des Jahres 1770 formal die altwürttembergische Verfassung wiederhergestellt war, inhaltlich aber unter Ausnutzung des über den Herzog errungenen Sieges sich eine Oligarchie der Stände etablierte, welche man nicht zu Unrecht als zweiten (landständischen) Absolutismus

¹⁰² Die Einsicht in die Fragwürdigkeit abschließender Periodisierung, Rubrizierung und Systematisierung auf dem Gebiet der Frömmigkeitsgeschichte (wie auch der Geistesgeschichte ganz allgemein) verdanke ich dem langjährigen Gespräch mit Dr. Dieter Narr, Vellberg, dessen subtile Forschungen zur württembergischen Kulturgeschichte vor allem des 18. Jhs. (darunter mehrere Arbeiten zum Thema Pietismus) demnächst in gesammelter Form vorliegen werden. (Stuttgart: Kohlhammer 1977.)

¹⁰³ Vgl. (bei differierender Wertung des politischen [Einzel-]Aspektes) Hartmut Lehmann: Pietismus und weltliche Ordnung in Württemberg vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. – Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz (1969). Hier S. 58–62, 88, 100, 103, 110–113. (Im folgenden zit.: Lehmann.)

¹⁰⁴ Was sich u. a. an der alttestamentlichen Geschichts-Figuration offizieller Landtags-(Eröffnungs-)Predigten zeigt. (Vgl. Grube, S. 338, 362, 434.)

¹⁰⁵ Auch der Kampf gegen den „falschen Propheten“ Zinzendorf (Lehmann, S. 94–96) hat, bezogen auf die Verantwortung des Propheten für das Ganze des Volkes (Vaterlandes), einen politischen Aspekt. (Vgl. Anm. 179.)

bezeichnet hat¹⁰⁶. Denn nunmehr hatte sich der Widerstand gegen eine zwar gottgewollte, aber eben darum auch dem Wohl des Ganzen verpflichtete Obrigkeit ja formal gegen das „gute alte Recht“ zu wenden, hinter welchem sich der zur Herrschaft gekommene Standesegoismus verschanzte, inhaltlich gegen die in seinem Namen betriebene Festschreibung exklusiver, dem Wohl des Ganzen abträglicher Besitzverhältnisse. Und diesen Weg des größten Widerstandes, auf welchem eine gründliche Erneuerung des Vaterlandes von seiner ökonomischen Basis her allein gelingen konnte, ist ein Johann Jakob Moser mit der um ihn gescharten, vaterländisch gesinnten Landtagsminderheit denn auch gegangen¹⁰⁷. Unschwer vorauszusehen, daß Moser, dem noch zu Zeiten des Verfassungskampfes eine breite, weit über die pietistischen Kreise hinausreichende Sympathie gegolten hatte¹⁰⁸ und der als der eigentliche Held dieses Verfassungskampfes zur Zentralfigur einer vaterländischen, objektive Gegensätze überbrückenden Aktionseinheit geworden war¹⁰⁹, am Ziel doch nicht zum Ziel gelangte. Sein mit Unterstützung der vaterländischen Minora eingebrachtes Reformprogramm scheiterte am Widerstand der um ihre Privilegien besorgten Ehrbarkeit¹¹⁰. Moser selbst, für dessen Weiterverwendung sich, frühere Gegensätze überbrückend, zuletzt noch der Herzog persönlich eingesetzt hatte, wurde als Landschaftskonsulent entlassen¹¹¹. Die unter seiner Führung herausgebildete vaterländische Aktionseinheit zerfiel¹¹².

¹⁰⁶ Grube, S. 449.

¹⁰⁷ Lehmann, S. 101–104, 112–115. Vgl. auch Reinhard Rürup: Johann Jakob Moser. Pietismus und Reform. – Wiesbaden 1965. S. 174–198. (Im folgenden zit.: Rürup.)

¹⁰⁸ Grube, S. 430, 434, 435, 438, 458, 459. (Letztere zur postumen Ehrung durch den Reformlandtag 1797.) Daß die vaterländische Gestalt Johann Jakob Mosers auch auf die Generation des jungen Hölderlin (nach-)gewirkt hat, dafür mag wiederum das Zeugnis des jungen Hegel stehen, welcher in seinem Tagebuch unter dem Datum des 10. Dezember 1785 vermerkt: „Mortuus est [...] celeberrimus ille, decus maximum patriae nostrae Moser, qui tot, quot perlegere humana non sufficit aetas, perscripsit libros, qui tot tamque variis [casibus] jactatus vitam egit.“ (aaO, S. 47).

¹⁰⁹ Grube, S. 434, 436.

¹¹⁰ Ebd. S. 445–447. Zur (vaterländischen) Minderheitsfraktion, welche das Reformprogramm Mosers unterstützte, zählten so angesehene, als Politiker, Schriftsteller und Theologen gleichermaßen um das Vaterland verdiente Männer wie Jeremias Friedrich Reuß, Friedrich Christoph Oetinger, Johann Gottlieb Faber und Jakob Heinrich Dann (ebd. S. 445). – Zu Mosers landespolitischem Programm vgl. Rürup, S. 169–174. Zur Praxis vgl. ebd. S. 174–198.

¹¹¹ Grube, S. 446 f. und Rürup, S. 191–195.

¹¹² Moser zog sich ins Privatleben zurück, Dann wurde aus dem Engeren Ausschuß entfernt, Reuß, Oetinger und Faber, die als herzogliche Beamte (Vertreter der Klosterämter) mit freiem Mandat im Engeren Ausschuß vertreten waren, wurden bei ihrer Arbeit behindert, so daß zumindest Oetinger sich nach 1770 ganz aus ihr zurückzog. (Vgl. Grube, S. 447 und Lehmann, S. 115.)

Der theologisch legitimierte Widerstand gegen die obrigkeitsstaatliche Praxis des (alt-)württembergischen Ständestaates war an seine (innerkirchlich nicht mehr aufzuhebende) standespolitische Grenze gestoßen.

Das führt hinüber zur Betrachtung des Sozialgefüges, wie es sich im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung dieses Ständestaates herausgebildet hatte, um im Erbvergleich des Jahres 1770 noch einmal förmlich seine Bestätigung zu erfahren. Denn daß die mit dem Tübinger Vertrag des Jahres 1514 erstmals inventarisierten und dann oftmals erneuerten und bestätigten politischen Rechte des (vermögenden) Bürgertums es waren, die auf dem Wege jahrhundertelanger Mitregierung des Herzogtums jenen sozialen Besitzstand schufen, an welchem das vaterländische Reformprogramm eines Johann Jakob Moser scheitern sollte, liegt auf der Hand¹¹³. Doch so gesehen erweist sich bereits diese zu Recht berühmte älteste Verfassungsurkunde des Landes als vorgezogene Teilantwort auf die politische Herausforderung des Armen Konrad, welchem bald die vaterländische (politisch-moralisch-religiöse) des Bauernkrieges folgen sollte¹¹⁴. Das führt auf den Gedanken, daß mit der Niederschlagung auch noch des Moserschen Reformprogramms nicht eigentlich ein mißliebiger gewordener Politiker erledigt, sondern ein langlaufender vaterländischer Wiederherstellungs-Prozeß zum Stehen gebracht werden sollte, der eben jener Gesellschaftsschicht der altwürttembergischen Ehrbarkeit gefährlich werden mußte, welche schon, in gemeinsamer Frontstellung gegen eine Ausweitung der Rechte des gemeinen Mannes, von Herzog Ulrich hatte den Tübinger Vertrag ertrotzen können¹¹⁵. So war es auch nur konsequent, daß gerade die Repräsentanten dieser Gesellschaftsschicht sich von der gemeinsamen Trauerarbeit um das (untergegangene) Vaterländische ausnahmen, wie sie in den vornehmlich kleinbürgerlich-bäuerlichen Kreisen des württembergischen Pietismus zu Zeiten eines Bengel, Oetinger und Philipp Matthäus Hahn geleistet wurde¹¹⁶, und daß sie, als in der Person Johann Jakob Mosers einer der ihren und ein Mann von Welt sich dieser Arbeit annahm, denselben ins politische Abseits drängten.

Wenn gleichwohl, auch nach der Krise des Jahres 1770, die Erinnerung an das versäumte Vaterländische erhalten blieb, so ist dies mit Sicherheit der im württembergischen Pietismus besonders ausgebildeten – man möchte meinen generationenlang im Stillen geübten – Fähigkeit des Andenkens

¹¹³ Vgl. Grube, S. 448 f. und Rürup, S. 192, 199–201.

¹¹⁴ Vgl. Grube, S. 79–86.

¹¹⁵ Ebd. S. 85 f.

¹¹⁶ Vgl. (zur sozialen Schichtung) Lehmann, S. 121 und (zur „große[n] geistige[n] Aktivität“) ebd. S. 134.

zu verdanken¹¹⁷. Und hier, wenn irgendwo, wird denn die besondere württembergisch-pietistische Prägung des jungen Hölderlin in dem erfragten Sinne seiner vaterländischen Bewußtseinsbildung faßbar: Sie bildet in ihm die Fähigkeit des (aktiven) Andenkens an das (untergegangene/ausstehende) Vaterländische aus und damit seine wichtigste Lebenskonstante überhaupt. Daß er jedoch diese im „Sinn des Christen“ in ihn legte und später von ihm selbst zur „reinsten Thätigkeit“ seines Bewußtseins ausgebildete Fähigkeit des Andenkens tatsächlich entwickeln konnte und daß sich ihm schon in verhältnismäßig frühem Alter (partiell aus Anlaß der Ulrichstein-Szene, ganz bei der Genese der ‚Franzisca‘-Ode) das Vaterländische als das diesem Andenken aufgegebenes Thema einstellte, liegt offenbar in einem anderen Prägefaktor seines Kindheitsmilieus begründet, den es im folgenden kurz aufzuzeigen gilt.

Falls nämlich der junge Hölderlin in einer Zeit aufwuchs, in welcher das Vaterländische (abermals) versäumt war, mit allen Konsequenzen, welche sich daraus für das Verhältnis von Politik, Moral und Religion in der Gesellschaft, aber auch für die in subjektiven Trennungen (Standesunterschieden) und objektiven Gegensätzen (Klassengegensätzen) existierende Gesellschaft selbst ergaben, muß doch, wenn anders das Andenken des Vaterländischen bei ihm nicht auf völlig unfruchtbaren Boden fallen sollte, zumindest in seinem Elternhaus eine gewisse Offenheit für das Eintreten dieses Vaterländischen bestanden haben, deren Bedingungen man sowohl im Zusammenspiel individuell abgestufter (politischer, moralischer, religiöser) Aufgeschlossenheit der beteiligten Personen wird vermuten dürfen als auch im beweglichen, bestehende Standesunterschiede überbrückenden und soziale Gegensätze entschärfenden Sozialgefüge dieses Elternhauses selbst. Und ein solches Bild scheint Hölderlins Nürtinger Elternhaus, zumindest bis zum Tod des zweiten Vaters, auch zu bieten.

Da ist zum einen die Person des zweiten Vaters¹¹⁸. Man hat Mühe, sie von der Gestalt des herzoglichen Kammerrats, gewählten Bürgermeisters und kaiserlichen Lehensträgers zu trennen, um nur die wichtigsten öffentlichen Funktionen zu nennen, in welchen wir diesem rastlos für das Gemeinwesen tätigen Mann während der knapp bemessenen fünf Jahre seines Nürtinger Wirkens begegnen¹¹⁹. Daß er dem angetretenen Sohn

¹¹⁷ Vgl. (ohne den Begriff) Lehmann, S. 70 f., 96, 98, 99, 108 f.

¹¹⁸ Zur Biographie vgl. StA VII, 1. LD Nr. 6, 7, 8, 9, 10, 13 und VII, 2. Nr. 367.

¹¹⁹ Nach Auskunft des Nürtinger Gerichts- und Amtsversammlungs-Protokolls der Jahre 1774–1777 und 1777–1781 meldet sich der „seitherige Rechnungsprobator“ Johann Christoph Gock am 16. Mai 1774 zum Amtsantritt als Oberumgeldter und perpetuierlicher

aus mütterlicherseits altherrbarer, väterlicherseits akademisch gebildeter Familie¹²⁰ gleichwohl ein liebevoller Vater gewesen ist und, nach der für seine kleinbürgerliche Herkunft überraschend reichhaltigen Bibliothek zu schließen¹²¹, demselben auch noch die Grundlage einer allgemeinen moralisch-ästhetischen Bildung vermittelt haben dürfte¹²², wiegt bei einem sozialen Aufsteiger solcher Fortune besonders schwer. Nichts an ihm, was den innerlich verkrümmten, nach außen stramm auftretenden Karrieristen ausmacht! So wird man sich, im Gleichgewicht zum gesellschaftlichen Ansehen der Familie Hölderlin und hier wiederum besonders ihrer notablen Mutterseite, das Selbstbewußtsein dieses durch eigene Arbeit erfolgreichen, in jungen Jahren zu öffentlicher Anerkennung gelangten Mannes¹²³ als

Kellerei-Amtsverweser, zu welchem er „von Serenissimo [Herzog Carl Eugen] unter dem Character eines Cammerraths g[nä]digst aufgestellt worden“. Zugleich sucht er um die Aufnahme in das Nürtinger Bürgerrecht nach, welche ihm gewährt wird. Am 12. Februar 1775 wird ihm von Rat und Gericht das Hauptzollamt übertragen. – Am 20. März 1776 erfolgt seine Wahl zum Bürgermeister und Richter. (Ausführliche Berichterstattung über den Wahlvorgang.) Am 13. Juni 1778 erhalten seine Frau und ihre Kinder das Bürgerrecht. Am 12. Januar 1779 wird Gock zum Kriegsvogt (Waisenpfleger) der verwitweten Lammwirtin bestellt. (Lückenhaft StA.)

Außerdem war Johann Christoph Gock am 3. November 1778 als erster bürgerlicher Spital-Lehensträger mit dem Sielminger Reichslehen des Nürtinger Spitals belehnt worden. (Urkunde Kaiser Joseph II. im Nürtinger Stadtarchiv. [Fehlt StA.] Zugänglich gemacht durch die Freundlichkeit von Herrn Eberhard Benz, Nürtingen, dem ich auch sonst wichtige Hinweise zur Stadtgeschichte Nürtingens verdanke.)

¹²⁰ StA VII, 1. LD Nr. 1 und Erl. Z. 64–93. Vgl. auch die Angaben über die soziale Stellung der Taufpaten, ebd. Z. 94–96.

¹²¹ Zur Bibliothek Johann Christoph Gocks vgl. die Katalog-Auswahl (Inventur der Fahrnis bei seiner Heirat) StA VII, 1. LD Nr. 7. – Gock entstammte der bäuerlich-bürgerlichen Zwischenschicht des Schulmeisterstandes. (StA VII, 1. LD Nr. 5, Erl. Z. 27.) Noch in ihrem Testament aus dem Jahr 1812 erinnert sich Hölderlins Mutter, daß die „Kosten“ (Gebühren) für die Übernahme der verschiedenen Ämter (vgl. Anm. 119) zu Lasten ihres Vermögens gingen, „da Er [Gock] von S[einem] Vatter nicht unterstützt werden konnte“. (StA VII, 2. Nr. 367, Z. 166–173.)

¹²² Vertreten von der damals (1774) hohen Literatur waren in Gocks Bibliothek: Klopstock, Wieland, Gellert, Hagedorn und [Ewald von] Kleist. Erbauungsliteratur, Moralische Schriften und Sachliteratur scheinen das zweite Kontingent zu bilden, Unterhaltungsliteratur, speziell Romane, ein weiteres (vgl. Anm. 121).

¹²³ Zu Beginn seiner Nürtinger Tätigkeit war Gock 26 Jahre alt. Mit 28 Jahren wurde er, obwohl nicht zum Stadtpatriziat (den sogen. Rats- und Gerichtsverwandten) zählend, zum Bürgermeister seiner neuen Heimatstadt gewählt. (Sein Kollege im Amt war Hölderlins väterlicher Freund Karl Friedrich Bilfinger, der überhaupt die Rolle des promoters für Gock gespielt zu haben scheint. Vgl. StA VII, 1. LD Nr. 1, Erl. Z. 97–99 und VII, 2. Nr. 367, Z. 170 f.) Zum Kollegialitätsprinzip des „rechnenden“ und des „ökonomie- oder Amts-Bürgermeisters“, deren Amtsgeschäfte im jährlichen Turnus wechselten, vgl.

durchaus elastisch vorzustellen haben, ihn selbst jedoch als eine kraftvoll unternehmende Natur, durch deren Agilität ein dynamisch vorwärtstreibendes Element in Hölderlins Nürtinger Elternhaus gelangte¹²⁴.

Unter diesen Umständen wäre es nur natürlich zugegangen, wenn die „immerheitre Seele“ des zweiten Vaters und der durch seinen Unternehmungsgeist geschaffene innerfamiliäre Spielraum ihm das Gefühl einer Geborgenheit ohne Enge vermittelt hätten, wobei auch ganz konkret an die Ausweitung seiner kindlichen Lebenswelt durch den Freiraum des Zieglerischen Gartens und ihre Vertiefung durch das Geheimnisdunkel des väterlichen Weinkellers zu denken erlaubt ist¹²⁵. Doch wäre es eben auch nur natürlich zugegangen, kaum daß durch die vom Vater bekleideten öffentlichen Ämter ein wenig geschichtliche Zugluft zur familiären Idylle solcher Kindheit Zutritt bekommen hätte. Und diese geschichtliche Zugluft, mal aus den Strömungen der kommunalen Politik aufsteigend, mal ein nahendes Gewitter über der politischen Landschaft des Herzogtums anzeigend, mal vom fast schon orientalisch fernen Osten des Wiener Kaiserhofs herfächelnd, stellte ja, um im Bild zu bleiben, die Verbindung her zur politischen Klein-, Mittel- und Großwetterlage der Zeit, in deren geschichtlich wechselnder Konstellation, nicht aber in der Windstille einer geschichtslosen Idylle wir die objektive Komponente des subjektiv-objektiven Kindheitsglücks des jungen Hölderlin vermuten dürfen.

Man hat sich nämlich die Lebenswelt von Hölderlins Nürtinger Kindheit durchaus vom Atem der geschichtlichen Bewegung erfaßt zu denken,

J[akob] Kocher: Geschichte der Stadt Nürtingen. Bd. 2. – Stuttgart 1924. Hier S. 13 f. (Im folgenden zit.: Kocher II [Bd. 1: Kocher I].)

Von der (gemeinsinnigen) Uneigennützigkeit, mit welcher Gock seine Ämter verwaltete, zeugt die Feststellung seiner Witwe im Testament des Jahres 1812, daß „die Besoldung von diesen Ämtern bey einer redlichen u gewissenhaften Verwaltung wie es mein I[jeber] S[eliger] Man verwaltete nicht so groß war etwas dabey zuzulegen.“ (StA VII, 2. Nr. 367, Z. 174–177.) Am 12. April 1779 war ihr nach Auskunft des Gerichts- und Amtsversammlungs-Protokolls eine nachträgliche Aufwandsentschädigung für die „extraordinaire Mühe“ ihres verstorbenen Mannes beim Katastropheneinsatz im Oktober 1778 angewiesen worden, bei welchem er sich den Tod geholt hatte. (Fehlt StA.)

¹²⁴ Der „thätige geist“ ihres verstorbenen (zweiten) Mannes wird in der Erinnerung von Hölderlins Mutter hervorgehoben und mit dem (wirtschaftlich fehlgeschlagenen) „beträchtlich[en] Wein handel“ in Zusammenhang gebracht, welchen er, noch vor seiner Verheiratung, gemeinsam mit Bilfinger begründet hatte. (StA VII, 2. Nr. 367, Z. 182–190 und VII, 1. LD Nr. 5, Erl. Z. 33 f. Vgl. auch ebd. Nr. 7, Z. 35–40.) Vgl. auch die Zeugnisse zum Haus- und Gartenkauf, StA VII, 1. LD Nr. 5 und Nr. 8.

¹²⁵ Vgl. Hölderlin. Eine Chronik in Text und Bild. Hrsg. von Adolf Beck und Paul Raabe. – (Frankfurt) (1970). (= Schr. d. Hölderlin-Gesellschaft. Bd. 6/7.) Hier S. 8 f. Dazu die Belege, Anm. 124.

falls man darunter nicht das vordergründige Geschehen kurzatmiger tagespolitischer Aktionen verstehen will, sondern den langen Atem des weit-ausholenden geschichtlichen Grundprozesses, in welchen diese Kindheit eingelassen war. Das beginnt schon mit der bewegten, von der Wappentafel neben dem Eingang ablesbaren Geschichte des Hauses, das Kammerat Gock als künftigen Familiensitz im Jahr seiner Verheiratung erworben hatte¹²⁶. Von einer württembergischen Herzogin erbaut¹²⁷, hatte es einen der einflußreichsten Landschaftspolitiker der absolutistischen Epoche Carl Eugens zum unmittelbaren Vorbesitzer, der sich während des Verfassungskampfes als gewählter Nürtinger Abgeordneter durch sein mutiges Eintreten für die verfaßten Rechte der Landschaft einen guten Namen gemacht, dabei aber auch auf Stadt und Amt Nürtingen den besonderen Zorn des Herzogs herabbeschworen hatte¹²⁸. So wohnten die Nürtinger Hölderlins gewissermaßen auf (landes-)geschichtlich heißem Boden, der

¹²⁶ StA VII, 1. LD Nr. 5. Die Wappentafel der Herzogin Ursula (geb. Pfalzgräfin von Pfalz-Veldenz und zweiter Gemahlin Herzog Ludwigs) ist abgebildet in der Festschrift „Nürtingen und Friedrich Hölderlin“ aaO (ohne Zählung [S. 76]). Sie trägt die (später erweiterte) Inschrift: „Anno 1622 Erbaut von Ursula H[erzogin] Z[u] W[ürttemberg]. 1748 Erk[auft] u[nd] Rep[ariert] von J[akob] F[riedrich] D[uttenhofer]. 1750 abgebrant [,] mens[e] Dec[embri] 1751 juv[ante] Deo erbaut. [...]“

¹²⁷ Vgl. Anm. 126.

¹²⁸ Zum heldenhaften Widerstand Jakob Friedrich Duttenhofers gegen die absolutistische Gwalt Herrschaft Carl Eugens vgl. Kocher I, S. 120–135 mit wörtlicher Wiedergabe des dramatischen Strafappells (ebd. S. 130 f.) und der Strafaktion des Herzogs über Stadt und Amt Nürtingen (ebd. S. 131–133). Vgl. auch (ohne Namensnennung Duttenhofers) Grube, S. 437. – Duttenhofers Witwe behielt übrigens nach dem Tod ihres Mannes am 20. August 1769 das Wohnrecht im kleineren Teil des Hauses (Kocher II, S. 217), wohnte also seit 1774 mit der Familie Hölderlins unter einem Dach. Aus der Konkursmasse des vom Spital aufgekauften Zieglerischen Anwesens – Duttenhofers Schwiegersohn Ziegler war 1772 „unter Hinterlassung eines [beträchtlichen] Kassensmankos“ außer Landes entwichen – stammte außer dem Wohnhaus [Schweizerhof] auch der von Gock im Jahre 1775 erworbene Zieglerische Garten. (StA VII, 1. LD Nr. 5 und Nr. 8, dazu Kocher II, S. 217.)

Aufschlußreich für die (in Hölderlins Nürtinger Kindheit und zumal in seinem Elternhaus noch unmittelbar wirksam zu denkende) Erinnerung an die vaterländische Gestalt Jakob Friedrich Duttenhofers ist der Aufruf, mit welchem Kocher seine Charakteristik beschließt: „Deshalb, lieber Mitbürger, wenn du an unserer Knabenschule [seit 1812 untergebracht im ehemaligen Schweizerhof] in der Neckarsteige die drei Buchstaben J.F.D. liesest [vgl. Anm. 126], so gedenke der schweren Zeiten, die unserer Stadt in der Vergangenheit beschieden waren, gedenke aber auch des Spital- und Bürgermeisters Jakob Friedrich Duttenhofer als eines Vorbilds treuer, selbstaufopfernder Pflichterfüllung, nie wankenden Mannesmutes und anspruchsloser, wahrer Frömmigkeit!“ (ebd. S. 135). Zu der in Kochers Sicht ausgesparten demokratischen Komponente im Bild des Landschaftspolitikers Duttenhofer vgl. Anm. 134.

sich zwar durch das Gewitter des Verfassungskampfes etwas abgekühlt hatte, in der dem Erbvergleich folgenden Epoche sich aber leicht auch wieder erhitzen konnte.

Das gilt im größeren Rahmen auch für das gesamte Gemeinwesen, welchem Kammerrat Gock seit seiner Wahl zum Bürgermeister und Richter am 20. (!) März 1776 vorzustehen hatte¹²⁹ und für welches er, bis zu seinem im Katastropheneinsatz für eben dieses Gemeinwesen gehaltenen Tod¹³⁰, ja eine ganze Reihe öffentlicher Ämter bekleidete¹³¹. Schon früh im Blickpunkt der herzoglichen Politik gelegen¹³², war Stadt und Amt Nürtingen von langer Zeit her immer wieder – zuletzt unter seinem unerschrockenen Landtagsabgeordneten Jakob Friedrich Duttenhofer – unter das Panier der landständischen Opposition getreten, wenn es galt, die Übergriffe und Rechtsverletzungen allzu selbstherrlich regierender Landesherren abzuwehren¹³³. Wichtiger noch und für die Herausbildung der ersten Ansätze eines vaterländischen Bewußtseins beim jungen Hölderlin möglicherweise entscheidend erscheint die Tatsache, daß die Nürtinger Bürgerschaft schon früh – es heißt als erste des ganzen Landes – sich jener (demokratischen) Bewegung „von unten“ geöffnet hat, welche in der politischen Aufwertung der Dorfgemeinden und der von ihnen beschickten Amtsversammlungen zunehmend in Erscheinung trat¹³⁴ und welche langfristig auf eine Überwindung des herrschaftlich-landständischen Dualismus der altwürttem-

¹²⁹ Vgl. Anm. 119.

¹³⁰ StA VII, 1. LD Nr. 13 und (zur uneigennütigen Dienstauffassung) Anm. 123.

¹³¹ Vgl. Anm. 119.

¹³² Vgl. Heimatbuch des Kreises Nürtingen, aaO, Bd. 1, S. 346–348.

¹³³ Grube, S. 271, 437, (481), (486). Vgl. auch Anm. 134.

¹³⁴ Vgl. Walter Grube: Dorfgemeinde und Amtsversammlung in Altwürttemberg. – In: Festschrift für Karl Otto Müller (...). Stuttgart 1954. (= Sonderdruck Zs. f. Württ. Landesgesch. 13 (1954)), S. 194–219. Hier S. 204. (Betr.: Vetorecht und – als zweiter Schritt – aktives Wahlrecht sämtlicher Dorfschultheißen des Amtes Nürtingen bei den Landtagswahlen bereits des 17. Jahrhunderts.) Für die enge Kooperation der Stadt (Gericht und Rat) und der Dorfgemeinden des Amtes Nürtingen spricht auch die Tatsache, daß die Amtsversammlungsprotokolle dort bis in neuwürttembergische Zeit (1807) dem (Stadt-)Gerichtsprotokoll einverleibt waren (ebd. S. 210, Anm. 53). Vgl. auch Anm. 119.

Gerade am Beispiel der Duttenhoferschen Widerstandspraxis läßt sich die politische Bedeutung dieser (demokratischen) Basis-Erweiterung erweisen. Vgl. Kocher I, S. 128 (imperatives Mandat zur Anrufung des Kaisers durch den Landtag), S. 129 (Solidarisierung der vom Herzog manipulierten Amtsversammlung mit Duttenhofer in hochdramatischer Kampfabstimmung) und S. 132 (Erneuerung des Mandats zur Abschließung eines Vergleichs [des dann wenige Tage vor Duttenhofers Ende ausgehandelten Erbvergleichs]). Vgl. auch (zum landesweiten Widerstand der Amtsversammlungen in der sich zuspitzenden innenpolitischen Krise) Grube, S. 437 f.

bergischen Geschichtsentwicklung angelegt war¹³⁵. Auf diesem Wege und, für württembergische Verhältnisse nur auf diesem, war hinter den dualistischen Antagonismus des württembergischen Ständestaates zurückzukommen, das schon vom Tübinger Vertrag datierende und dann immer wieder erneuerte Unrecht einer von der Mitregierung ausgeschlossenen Bevölkerungsmehrheit aufzuheben, das untergegangene Vaterländische schrittweise wiederherzustellen.

So wird man zusammenfassend sagen dürfen, daß das Hölderlinische Bewußtsein, wie es der religiösen Prägung durch die Mutter (die durch sie repräsentierte Sphäre des württembergischen Pietismus) vor allem die Befähigung zum Andenken an das Vaterländische verdankte, so zuerst und gleicherweise prägend durch die Gestalt des zweiten Vaters (das durch ihn repräsentierte Modell eines vaterländisch arbeitenden Gemeinwesens) mit der lebendigen Anschauung des Vaterländischen erfüllt wurde, welcher dieses Andenken zu seiner Ausfüllung bedurfte. In dieser gegenwärtigen Anschauung des Vaterländischen, das aber ein vergangenes <untergegangenes> und künftiges <ausstehendes> „Vaterland aller Menschen“ umschloß und insofern das Andenken an dasselbe wachhielt, hat man sich Hölderlins glückliche Kindheit vorzustellen. Existentielle Bedeutung bekam dieses Andenken an das Vaterländische für dieses Bewußtsein nach dem Tod des geliebten zweiten Vaters: Als normative Größe der eigenen Lebenserwartung schuf es sich seine nötige Praxis, als Erkenntnisgrundlage geschichtlicher Selbsterfahrung den Bezugsrahmen seiner adäquaten Empirie. In der Genese der 'Franziska'-Ode (der in ihr zu leistenden Bewußtseinsarbeit) sollten sie wieder aufeinandertreffen. Geschichtliche (Selbst-)Erfahrung im offenen, für das <untergegangene/ausstehende> Vaterländische erfahrungsbereiten Horizont traf hier auf eine „vaterländische“ Geschichts-materia, deren ästhetisch-geschlossenen Binnenhorizont sie sprengen mußte, wenn anders der sie bedingenden bzw. von ihr bedingten Lebenspraxis nicht der Nerv genommen werden sollte. Doch ist natürlich

¹³⁵ Vgl. Grube, Dorfgemeinde und Amtsversammlung, aaO, S. 201, 202, 204, 205, 208, 209, 211, 212 und (den Bogen zur revolutionären Situation der Jahre 1796 ff. schlagend) S. 218. Am Anfang dieser Entwicklung stand der mißlungene Versuch des Armen Konrad (1514), eine „besondere Landstandschaft der 'Ämter' neben der der Städte zu erzwingen“ (ebd. S. 197). – Noch zuvor, für Nürtinger Verhältnisse von besonderer Bedeutung, die sogen. Nürtinger Unruhen vom März 1498, von Walter Grube wie folgt kommentiert: „Zum ersten Mal sieht man [...] eine breitere bürgerlich-bäuerliche Schicht handelnd in das staatliche Leben eingreifen; zum ersten Mal zeichnet sich, zunächst nur kurz aufblitzend, eine politische Gruppierung ab, wie sie dann unter Herzog Ulrich seit 1516 zum System werden sollte: der Landesherr im Bunde mit dem 'armen Mann' gegen die Ehrbarkeit des Landtages. [...]“ (Grube, S. 62.)

die Frage, welchen Standort das rezipierend-produzierende Bewußtsein dann im Offenen beziehen sollte, wenn bei der Sprengung ihres Binnenhorizontes die rezipierte „vaterländische“ Geschichts-materia plötzlich reaktiviert wurde und den in ihr stillgelegten vaterländischen Prozeß wieder offen zutage treten ließ.

6

Der Text, den Hölderlin bei Einholung der erwarteten „Franziska“-Geschichts-materia rezipierte, befand sich, zumindest an seinen Rändern, eher im flüssigen Aggregatzustand der mündlichen Überlieferung. Sein erstarrter Kern bestand aus der selbstverfaßten und im voraus für sein eigenes Grab bestimmten Grabschrift jenes schon erwähnten, fiktiven Eremiten, der nicht nur, bei einem gleich noch näher zu charakterisierenden Theateranlaß, in wirklicher Schauspieler-Verkörperung durch die Hohenheimer Gartenszene, sondern bald darauf auch als schlecht maskiertes Rollen-Ich des Herzogs durch die Zeilen der Gazetten geisterte¹³⁶. Die vielzitierte Grabschrift lautet in der von Gottlob Heinrich Rapp überlieferten Fassung¹³⁷:

Freund
Ich genoß die Welt
genoß sie in ihrer ganzen Fülle
ihre Reize riessen mich dahin

¹³⁶ Zu vergleichen ist außer der Kommentierung Wilhelm Ludwig Wekherlins im 7. Stück des 'Graue[n] Ungeheuer[s]' vom Juli 1784, wiedergegeben im Hölderlin-Katalog des Schiller-Nationalmuseums 1970 ('Sonderausstellungen des SNM Nr. 21', S. 24), der Kommentar der 'Gazette de Cologne' vom 1. Mai 1785, in welchem es u. a. heißt: „Nous avons vu plusieurs Souverains, dans les derniers momen[t]s ou tout va disparaitre pour eux, reconnaitre le néant de leur grandeur, et l'enormité de leurs fautes. Mais ces regrets tardifs etaient infructueux pour leurs sujets. Aujourd'hui le Duc regnant de Wirtemberg donne une belle leçon à tous les Grands. Il vient de faire graver sur une pierre spulchrale de son hermitage de Hohenheim, à l'endroit destine à sa sépulture, l'inscription suivante [...]“. (Folgt die Eremiten-Grabschrift in französischer Übersetzung.) (Abschriftlich überliefert in: 'Excerpte u[nd] Collectaneen des Kanzlers Schnurrer zur Geschichte Württembergs u[nd] der Universität Tübingen. UB Tübingen. Sign.: Cod. Hist. 4^o Q 202 Caps. Dort auch eine Abschrift aus der Beilage des 'Hamburgische[n] Correspondent[en]' vom 12. April 1785 mit dem Zusatz: „Höchstgedachte [...] Durchlaucht [Herzog Carl von Wirtemberg] haben sich in dem Garten zu Hohenheim folgende Grabschrift gesetzt [...]“. Der Wortlaut der Grabschrift variiert von Fassung zu Fassung unerheblich, auch gegenüber der hier zugrunde gelegten Fassung Gottlob Heinrich Rapps (vgl. Anm. 137).

¹³⁷ Beschreibung des Gartens in Hohenheim, aaO [3] (1797), S. 84 f.

Blindlings folgte ich dem Strome.
Gott welcher Anblick
als mir die Augen aufgingen.
Tage Jahre flossen dahin
und des Guten ward nicht gedacht
Heuchelei Falschheit
vergötterten die niedrigsten Handlungen
und der Schleier der die Wahrheit bedekte
war wie ein dicker Nebel
den die stärcksten Strahlen der wohlthätigen
Sonne nicht unterdrücken konnten.
Was bleibt mir übrig
Freund.
Dieser Stein bedeke mein Grab
und damit alles Vergangene.
Herr
wache du vor meine Zukunft.

Es ist klar, daß vor dem Hintergrund dieser Grabschrift die bei der ersten Interpretation-Erfassung sperrige Motivverknüpfung des schon der Grube zugesunkenen/jetzt schon ruhig auf seine Leiden zurückblickenden Pilgers und seiner Rettung/Heilung durch Franziska¹³⁸ nun keine Schwierigkeiten mehr bereitet. Der schon der Grube zugesunkene Pilger wird deutbar als der gestorben gedachte Eremit, der zur Nachwelt durch seine selbstverfaßte Grabschrift (auf dem seine Leiche bedeckenden Grabstein) spricht¹³⁹, während Franziskas Tat darin zu sehen ist, daß sie dem Herzog, der in der Gestalt des Eremiten mit seinem früheren, verblendeten Leben abrechnet, nicht nur das Weiterleben ermöglichte, ihn rettete, sondern auch Balsam in seine Wunde goß, ihn also heilte oder zumindest seine Krankheit linderte. Eine Verdoppelung der Eremiten-Gestalt ist also zum vollen Verständnis des Pilger-Rettung-Interpretaments in Hölderlins 'Franziska'-Ode unerlässlich, aber diese Verdoppelung ist ja in der von Carl Eugen gewählten Maske des Eremiten selbst schon angelegt, welche es ihm erlaubte, sich von seinem früheren Leben (der Rolle des Gewaltherrschers) zu distanzieren, ohne deshalb im vollen Ernst die letzte Konsequenz zu ziehen. Der ganze bewegliche Kontext dieser Grabschrift, in welchem es beispielsweise unentschieden bleibt, ob Carl Eugen selbst ihr Verfasser, ob dieser Verfasser bereits gestorben oder noch am Leben ist, gehört also

¹³⁸ Vgl. T. 1, S. 92-94.

¹³⁹ Zur fingierten (paränetisch genützten) „Gesprächsszene“ barocker, pietistischer und aufklärerischer Grabschriften vgl. Dieter Narr: Zur Sprache des „philosophischen Jahrhunderts“. – In: Wirkendes Wort 13 (1963) S. 129-141.

zu ihrem Verständnis mit dazu, bewirkt ihre gewollte Doppeldeutigkeit, die aber nirgends die Grenze des ästhetischen Scheines durchbricht.

Ihn förderte noch die szenische Einkleidung, in welcher diese Grabschrift zum erstenmal einem Publikum bekannt gemacht wurde, welches sich, nach der Art der Hohenheimer Gartenfeste, selbst zwischen den über die gesamte Gartenanlage verteilten Kulissen hindurchbewegte, um an Ort und Stelle die einzelne Szene im Original zu sehen¹⁴⁰. Das betreffende Fest, gegeben aus Anlaß eines großfürstlich-russischen Staatsbesuchs am 19. September 1782, war nach Aussage des Chronisten „das glänzendste unter allen [...] und zwar besonders wegen dem Zusammenfluß sehr vieler vornehmer und merkwürdiger Personen, die als Zuschauer gegenwärtig waren“¹⁴¹. In den Handlungsablauf, der sich diesmal an der Vorstellung eines von „Colonisten“ bewohnten Landes orientierte, „die alle ehemals in der thätigern Welt gelebt, und sich nun hieher zurückgezogen haben“¹⁴²,

¹⁴⁰ Beschreibung des Gartens in Hohenheim, aaO [3] (1797), S. 133–144 („Carl's Gartenfeste in Hohenheim“). Jedes Fest hatte ein eigenes Thema. Vgl. auch Anm. 67, 142.

¹⁴¹ Die Vorbereitungen dieses Festes – Schiller benutzte es bekanntlich zu seiner Flucht nach Mannheim – waren, nicht nur für heutige Verhältnisse, ungeheuerlich: „Ein riesiges Aufgebot von Menschen wurde in Bewegung gesetzt. Zweitausend Personen aus umliegenden Ortschaften und verschiedenen Oberämtern mußten in ihren Festtagskleidern in Hohenheim erscheinen [...], und die Bauern waren gezwungen, mitten in der Ernte [Ende August] alles im Stich zu lassen, um drei Wochen lang in Hohenheim als Statisten mitzuspielen [für die Aufführung am 19. Sept. zu proben]“. (Nau, S. 72 und Anm. z. St., S. 122.) So war auch für den Informationsfluß unter der Bevölkerung des Landes gesorgt. (Betr.: Hölderlins Kenntnis der Eremiten-Grabschrift und ihres „vaterländischen“ Kontextes.) Die Ausgaben der Stutgardische[n] privilegierte[n] Zeitung vom 26. 9., 1. 10. und 3. 10. 1782, in welchen über das Fest berichtet wurde, sind zur Zeit nicht zu beschaffen. (Auskunft des Instituts für Deutsche Presseforschung in Bremen vom 12. 4. 1972.)

¹⁴² Beschreibung des Gartens in Hohenheim, aaO [3] (1797), S. 140. – Zu dieser Vorstellung bemerkt, aus der Sicht des Berliner Aufklärers, Friedrich Nicolai: „[...] die Zusammenstellung der Wörter Kolonie und Wirtemberg führen auf Nebenideen, wodurch Empfindung des frohen Genusses vermindert wird.“ (Anspielung auf das Kap-Regiment des Herzogs.) Vgl. Nicolai: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten. Bd. 10. – Berlin, Stettin 1795. Hier S. 176. – Der ganze Unterschied des progressiven Pragmatismus der Aufklärung zur (später aufzuhellenden) Praxis des vaterländischen Prozeßdenkens wird deutlich, wenn Nicolai fortfährt: „Welche ganz andere Wirkung würde eine solche Idee haben, wenn z. B. der Herzog von den vielen Leuten welche aus Wirtemberg (sey es aus Vorurtheilen) bei hunderten auswandern, einige nach Hohenheim gezogen, sie sich wirklich da hätte ansiedeln lassen, und sie in guten Wohlstand gebracht hätte, wenn er unter ihren ländlichen Beschäftigungen gewohnt, und seine Spaziergänge unter ihnen mit dem Gedanken verschönert hätte, diese Leute seinem

war als Höhepunkt der Auftritt eines Einsiedlers geplant, der folgende Ansprache an das sich seiner Einsiedelei nähernde Publikum zu halten hatte:

Also auch diese Hütte würdigen sie ihres Besuches, diesen scheinbaren Aufenthalt des Mangels aller Bedürfnisse, aber im ganzen doch eine Quelle unendlicher Glückseligkeit. Hier ist kein Gelärm, kein Gepränge, keine Bälle, keine Spiele, keine Assembleen. Ich habe dies alles auch gekostet, aber endlich wurde ich ihrer müde; denn bei dem vollsten Genuß blieb doch immer eine Leere in meiner Seele, die nichts ausfüllte. Ich wünschte immer ohne zu wissen was? Ich suchte, versuchte tausend Arten – aber ich fand nichts was mir fehlte, bis mich endlich mein Glück in diese Einöde führte. Hier lernte ich Freude genießen, die nie in meinem ehemaligen Verzeichniß von Freuden gestanden haben. Jezt erst ist jene marternde Leere gefüllt, und ich bin nun in der That, was ich anders ehemals nur schien – glücklich. Dort meine Grabschrift zeigt einst der Nachwelt, wie ich es wurde, und der künftige Wanderer, der vorüber geht und weise dadurch wird, seegne dafür meine stäubende Gebeine.¹⁴³

Der Text der Rede bestätigt mehr unsere vorläufige Rekonstruktion des Grabschrift-Kontextes, als daß er diesem überraschend neue Elemente hinzufügte. Der höfische Bezug der negativen Symbolreihe (Gelärm, Gepränge, Bälle, Spiele, Assembleen) rückt das Weltleben des Einsiedlers in die erwartbare Nähe des Hoflebens aus Carl Eugens absolutistischer Periode, näher jedenfalls als es der Text der Grabschrift ausführt. Deutlich tritt jetzt auch die (sinnerfüllte) zweite Periode im Leben des Einsiedlers in Erscheinung, welche ja, kontextbezogen, als Pendant zu Carl Eugens zweiter („vaterländischer“) Periode zu postulieren ist, in der Redesituation der Grabschrift aber auf den Moment des Abschiednehmens eingeschränkt ist, um sich erst im Moment des (fiktiven) Todes zu erfüllen¹⁴⁴. Der „vaterländische“ Binnenhorizont des (landes-)geschichtlichen Situationskontextes wird an keiner Stelle überschritten.

Das gilt, zumindest tendenziell, auch für das in der Festbeschreibung eher als Nebenauftritt gewertete und darum nicht mit vollständigem Rollentext überlieferte zweite Auftreten des Einsiedlers, der sich, noch bevor das Publikum bei seiner Einsiedelei eingetroffen ist, unter das Volk

Land erhalten zu haben.“ (Ebd.). Gerade aus dem Andenken der ausgewanderten „Eltern“, die als ein Teil des (untergegangenen) Vaterländischen den Gedanken an dasselbe wachzuhalten geeignet sind, wird Hölderlin später (im vaterländischen Gesang 'Die Wanderung') Hoffnung auf eine Wiederherstellung/Erneuerung desselben schöpfen lehren.

¹⁴³ Beschreibung des Gartens in Hohenheim, aaO [3] (1797), S. 143.

zu mischen hatte und „mit prophetischer Entzückung das Heil den Grossen und den Völkern der Erde ein goldenes Zeitalter verkündete“¹⁴⁵. Der theatralische Handlungskontext, die Grundsteinlegung für ein diesem „unvergeßlichen Tag“ gewidmetes Denkmal der russisch-württembergischen (Völker-)Freundschaft¹⁴⁶, legt zunächst die Deutung nahe, daß mit diesem Tag des großfürstlich-russischen Staatsbesuches das goldene bzw. ein goldenes Zeitalter begonnen habe. Betrachtet man die Szene dagegen im (landes-)geschichtlichen Situationskontext, so taucht hinter der gegenwartsbezogenen Verkündung eines nun anbrechenden goldenen Zeitalters die eschatologische Vorstellung jener „gülden Zeit“ auf, deren Andenken im württembergischen Pietismus noch immer, auch nach den Ereignissen des Jahres 1770, wachgehalten wurde und die in gewissem Sinn sogar erst nach diesen Ereignissen, in der durch Franziskas Aufstieg gekennzeichneten zweiten Regierungsperiode Carl Eugens, erste praktische Ergebnisse zu erzielen im Begriff war.

Um diesen Sachverhalt zu klären, bedarf es einer kurzen Erläuterung jenes Endzeit-Programms der 'Gülden Zeit', wie es, auf Bengels apokalyptischer Geschichtsdeutung fußend, seine Darstellung in einer gleichnamigen Schrift Friedrich Christoph Oetingers gefunden hatte¹⁴⁷.

Gleich einleitend wird hier die eschatologische Perspektive zurecht gerückt, aus welcher das Nahen des goldenen Zeitalters betrachtet werden soll¹⁴⁸. In dem der Vorbereitung auf seine Ankunft gewidmeten Abschnitt heißt es dann programmatisch:

Alle und jede werden ermuntert, das Bild der allervortrefflichsten Republik, der allerbesten Regierung, der allerleichtesten und zugleich gründlichsten

¹⁴⁴ Zum Gedanken des Abschiednehmens als „Durchgang zum Paradies“ in zwei gleichzeitigen gartenästhetischen Entwürfen des Carls-Schülers und Schiller-Zeitgenossen Johann Jakob Atzel vgl. den gleichnamigen Aufsatz von Siegmund Gerndt in: Vergleichen und Verändern. Festschrift für Helmut Motekat. Hrsg. von Albrecht Goetze und Günther Pflaum. – München (1970). S. 44–51. (Hier S. 48 f.: „Reduktion auf den Bereich des [Eremiten-]Grabmals“.)

¹⁴⁵ Beschreibung des Gartens in Hohenheim, aaO [3] (1797), S. 142 f.

¹⁴⁶ Ebd.

¹⁴⁷ Die Güldene Zeit/ oder Sammlung wichtiger Betrachtungen von etlichen Gelehrten zur Ermunterung in diesen bedenklichen Zeiten zusammen getragen [von Friedrich Christoph Oetinger]. – Frankfurt, Leipzig 1759. (Im folgenden zit.: Die Güldene Zeit.)

¹⁴⁸ Es heißt dort: „Das schönste der Religion, nemlich das Reich Gottes im buchstäblichen Verstand, ist bisher aus göttlicher Vorsicht, weil die Zeit noch so nahe nicht war, verdeckt geblieben. Nun aber ist es um die Zeit, daß das, was man bisher einander in das Ohr gesagt, an den erhabensten Örtern verkündigt werde, [...]“ (Die Güldene Zeit. Vorrede. [S. 2].)

Weisheit aus dem alten und neuen Testament ins Gesicht zu fassen, so daß Könige ihre Regierungsanstalten, und Lehrer ihre Methoden zu unterweisen, und ein jeder sein Herz verändern, und sich nach dem schönsten Modell der gülden Zeit verbessern möge.¹⁴⁹

Das Modell selbst, ein auf die Höhe der zeitgenössischen Natur-(Rechts-)Philosophie gebrachtes und in den Weltmaßstab übersetztes „Gottes-Volk“-Paradigma, ist hier nicht im einzelnen wiederzugeben. Doch seien noch die drei prinzipiellen Forderungen angeführt, welche idealtypisch für die menschliche Gesellschaft im goldenen Zeitalter (das kommende Reich Christi) erhoben werden:

[...] erstlich, daß die Unterthanen bey aller Manigfaltigkeit, die zur Ordnung gehört, bey allem Unterschied des Standes eine Gleichheit unter einander haben, [...]

Zweytens, daß sie Gemeinschaft der Güter haben, und sich nicht deswegen über Güter ergözen, weil sie ein Eigenthum seyn. [...]

Drittens, daß sie nichts von einander als Schuldigkeit fordern. Denn wenn alles im Ueberfluß da wäre, so brauchte es keiner Herrschaft, Eigenthums, keiner gezwungenen und durch Herrschaft abgedrungenen Verbindlichkeit.¹⁵⁰

Idealtypisch und nicht etwa utopisch sind diese Forderungen insofern zu nennen, als sie zwar einerseits im (verlorenen) „Paradis“ schon einmal „bestanden wären, hingegen das Gegentheil derselben, nemlich die Gewalt des einen über den andern, das Eigenthum, und geschlossene Vergleiche, sich des andern Arbeit und Dienst zu bedienen, nach dem [Sünden-]Fall aufgekommen, [...]“¹⁵¹. Daher wird auch in der goldenen Zeit nicht etwa der paradiesische Zustand wiederhergestellt, sondern

[...]die Gleichheit mit der Gewalt, die Gemeinschaft der Güter mit dem eigenthümlichen Besiz der Güter, und die Freyheit von der Dienstarbeit mit der Obligation und Verbindung zur Arbeit und Sklavendienst, also gemäßigt seyn, daß wenigstens die Gleichheit, Gemeinschaft der Güter, und Freyheit von der Dienstbarkeit und geschlossenen Vergleichen in allem den Vorzug haben.¹⁵²

Schließlich – und damit schließt sich der Kreis zur programmatischen Einstimmung auf die richtige Vorbereitung – soll das Modell der goldenen Zeit nicht direkt in die Praxis umgesetzt, sondern vielmehr vorab den „Königen und Fürsten“ als „Spiegel der besten Republik aus der letzten Zeit“ vorgehalten werden, damit das Umdenken dort seinen Anfang

¹⁴⁹ Die Güldene Zeit, S. 12.

¹⁵⁰ Ebd. S. 52 f.

¹⁵¹ Ebd. S. 54.

¹⁵² Ebd.

nehmen kann, wo die größte Aussicht auf Erfolg besteht¹⁵³. Da indessen „Könige und Fürsten“ es „nicht allezeit in ihrer Macht“ haben, ihre „Anstalten [zu] verbessern“, wird der Erziehung und hier wiederum besonders den Universitäten eine besondere Bedeutung zugemessen, da sie „eher ihre Denkungsarten und Methoden verändern“ können:

Ganze Universitäten und Academien sollen sich vorbereiten, und durch diese sollen die Lehrer ermuntert werden, alles Volk ins besondere von den Dingen zu unterweisen, die uns bevorstehen.¹⁵⁴

Der Kreis schließt sich indessen auch zum geschichtsphilosophisch geschlossenen Horizont. Denn daß die hier programmierte Vorbereitung auf das Kommen des goldenen Zeitalters nicht aus dem Kreislauf antagonistischer Prinzipien herausführt, deren „Mäßigung“ (nicht etwa Überwindung) ihr vorgegebenes Ziel ist, liegt auf der Hand. So wird man auch nach diesem Ausflug in die spekulative Geschichtstheologie eines Oetinger, zu welchem es, bei dem gegebenen Stichwort, so manchen Augen- und Ohrenzeugen des Hohenheimer Gartenfestes ebenfalls verlockt haben dürfte, sich leicht wieder in die dort gespielte Szene zurückversetzen und die unter der Maske des Einsiedlers vorgetragene Selbstwidmung des Herzogs zur „vaterländischen“ Einkehr am Ende vielleicht sogar ergreifend finden. Hatte hier nicht ein „Fürst“ das lange erwartete Zeichen zur Umkehr gegeben? – War nicht schon sein aufsehenerregendes Schulbekenntnis, das er aus Anlaß seines 50. Geburtstags von allen Kanzeln des Landes hatte verlesen lassen¹⁵⁵, ein erster Schritt in die richtige Richtung, von welchem man sich noch viele gute Folgen erhoffen durfte? – Und wenn man für Worte Taten, für Besserungsgelöbnisse wirkliche Verbesserung der „Anstalten“ zu sehen verlangte: War nicht mit der Gründung der Hohen Carlsschule bereits jene Wendung zum Besseren eingetreten¹⁵⁶,

¹⁵³ Ebd. S. 13. (Vgl. jedoch einschränkend S. 56 f.)

¹⁵⁴ Ebd. S. 12. (Vgl. jedoch einschränkend S. 71.)

¹⁵⁵ Ausstellung 'Die Hohe Carlsschule'. Württ. Landesmuseum Stuttgart. 4. 11. 1959 bis 31. 1. 1960. (Katalog). Hier Nr. 235, 236 und dazu (Nr. 237) das Briefzeugnis über die „fast allgemeine Bewegung im Lande“ bei Verlesung des Textes am 11. 2. 1778. (Schreiben der Gattin des Dr. Reuss vom 12. 2. 1778.)

¹⁵⁶ Ebd. (Vorwort) S. 7–12. (Hier besonders S. 10 f.) Albrecht von Haller berichtet in einem Brief an Eberhard Friedrich von Gemmingen von einer Unterredung mit dem Herzog im Sommer 1776: „Sein Gespräch handelte fast einzig von der Auferziehungs-Anstalt, die sehr im Grossen vor sich geht [...]. Ich erfreute mich des Herrn Gemüth mit dieser nicht nur unschuldigen, sondern sogar nützlichen Unternehmung so sehr eingenommen zu sehn, und freute mich über die Revolution. Auch die Dame [Franziska] schien bescheiden freundschaftlich und fürs gemeine Beste wohlgesinnt.“ (Briefwechsel

welcher das nach Jahren der Mißregierung und verfehlter Großmacht-politik völlig ausgeblutete Land so dringend bedurfte? – Falls aber nach Beweisen in der gesellschaftlichen Praxis gefragt wurde, von welcher die allgemeine Aussöhnung der Gesellschaft ihren Anfang nehmen sollte: Konnte man sich hier nicht an des Herzogs aufrichtiger, bestehende Standesunterschiede einfach ignorierender Liebe zu Franziska ein Beispiel nehmen¹⁵⁷? Hatte er sich nicht mit einem Johann Jakob Moser, dem erstzunehmenden Gegner aus der Zeit der Verfassungskämpfe, öffentlich ausgesöhnt¹⁵⁸?

Man darf mit ziemlicher Sicherheit vermuten, daß Hölderlin, als ihm mit der rezipierten „Franziska“-Geschichts-materia auch ihr (landes-) geschichtlicher Situationskontext hereinkam, gegen das schlicht Ergreifende solcher „vaterländischer“ Umkehr durchaus nicht stumpf war. Dafür spricht nicht nur die Tatsache, daß ihre indirekten Auswirkungen teilweise bis in sein schulisch-familiäres Milieu hineinreichten¹⁵⁹, dafür zeugt vor

zwischen Albrecht von Haller und Eberhard Friedrich von Gemmingen [...] Hrsg. von Hermann Fischer. – Tübingen 1899. (= Bibl. d. Litt. Vereins. Bd. 219.) Hier S. 99 f.

¹⁵⁷ Für viele andere Zeugnisse über Franziskas Wirkung auf den Herzog (und damit indirekt auch auf das Land) mag hier die Gegenäußerung Gemmingens auf Hallers Bericht stehen: „Diese wirklich gute Frau hat in der That den besten Willen von der Welt, so viel Gutes zu thun, als nur immer in ihren Kräften stehet, und die Wirkungen davon sind unläugbar.“ (Gemmingen an Haller, 20. Dez. 1776. Ebd. S. 110.) – Zweifellos handelte es sich bei von Gemmingen um einen Insider des Hofes. Auf die breite Bevölkerung des Landes und hier wiederum besonders auf die pietistisch gesinnten Kreise dürfte vor allem Franziskas familiärer Umgang mit der Pfarrerschaft der Hohenheim benachbarten Fildergemeinden ihre Wirkung nicht verfehlt haben. Seit 1782 besuchte sie, nicht selten in Begleitung des (NB katholischen) Herzogs, die Birkacher Betstunde. (Zahlreiche Belege bei Osterberg.) Vgl. auch Anm. 158.

¹⁵⁸ Zur Unterstützung Mosers durch den Herzog im kritischen Moment des Jahres 1770 vgl. Anm. 111. Mosers staats- und völkerrechtliche Werke wurden in der Hohen Carlsschule als Lehrbücher eingeführt (Katalog, S. 121 f.) – Näherhin in den Gesichtskreis des jungen Hölderlin gefallen sein dürfte des Herzogs und Franziskas enge Beziehung zu Philipp Matthäus Hahn, welchen der Herzog, wie schon zur Ludwigsburger Residenzzeit ins nahe gelegene Kornwestheim, so nun auf die Hohenheim benachbarte Echterdinger Pfarrei berufen hatte. (Fischer, S. 61 f.) Besuche von oder bei Pfarrer Hahn finden sich in Franziskas Tagebuch wiederholt verzeichnet. (Osterberg, S. 15, 99, 235, 241, 257, 354.) Vom jungen Schelling, zu Hölderlins Nürtinger Lateinschulzeit dessen Freund und Schutzbefehlener und über seinen Onkel (Hölderlins Lehrer Nathanael Köstlin) mit Pfarrer Hahn bekannt, ist ein zum Tode des letzteren verfaßtes Gedicht überliefert, in welchem er des Verstorbenen in vaterländischem Sinne gedenkt. (Vgl. Adolf Beck: Aus Schellings Jugend – ein unbekanntes Gedicht. (Elegie bei Hahn's Grabe gesungen.) – In: Tübinger Blätter 42 (1955) S. 10 f.)

¹⁵⁹ Vgl. Anm. 90, 119 (Vgl. auch Anm. 69, 74.) Da Franziskas Mutter seit 1780 in Obersingen vor den Toren Nürtingens wohnte, ihre Schwester Luise seit 1781 in Kirchheim

allem auch der Text der 'Franziska'-Ode, wie er aus der produktiven Figurierung besagter materia hervorging. Denn es will wohl beachtet sein, daß Hölderlin, wo er auf den Kern des darzustellenden Sachverhaltes, eben jene „vaterländische“ Metanoia des Herzogs, zu sprechen kommt (Z. 19–22), den Ton eines fast religiös zu nennenden Pathos anstimmt, welcher der Rezeptionsvorlage fehlt. Es ist ja doch ein Unterschied, ob ein „Pilger“ auf seine „Leiden“ zurückblickt oder ein „Eremit“ auf sein „Weltleben“, ob unter dem guten Einfluß seiner Geliebten Franziska der Herzog einen persönlichen Gesinnungswandel erlebt oder ob „Franziska“ den schon der Grube zugesunkenen, lebend-toten Pilger „rettet“, seine Wunde „heilt“. Wodurch diese Bedeutungsverschiebung zustande kommt, entzieht sich im Augenblick noch unserer Kenntnis. Auch können wir vorläufig nur registrieren, daß die Rede des prophetischen Greises am Rande des Grabes im fertigen Gedicht jenseits der Verstummens-Grenze anhebt (Z. 25–28) und also einen anderen Standort (in Bezug auf das Thema der goldenen Zeit) voraussetzt als die Rede des Eremiten bei der Grundsteinlegung des Hohenheimer Gartenfestes. Doch sollten wir darauf gefaßt sein, daß es Ernst wurde mit dem bei der gemeinsamen Klopstock-Lesung auf dem Ulrichstein gewonnenen Einblick in das (untergegangene) Vaterländische, wo vom Heraufkommen eines neuen goldenen Zeitalters die Rede war, und daß zur Wiederherstellung dieses Vaterländischen auch die (unterdrückten) Stimmen eines Schiller, Schubart, ... gehörten, die seinetwillen zwischen Vaterland und Freiheit hatten wählen müssen.

7

Das Figurations-Vorbild für Hölderlins 'Franziska'-Ode, genauer für ihre 2. Strophe, ist bereits von Friedrich Beißner in Klopstocks Ode 'Mein

(Osterberg, S. 487, Anm. 9; S. 496, Anm. 120; S. 500, Anm. 192), dürfte der junge Hölderlin sie auch persönlich hin und wieder zu sehen bekommen haben. Über Nürtingen führte auch der Weg zu den vom Herzog mit Vorliebe frequentierten Uracher Gestüten in Marbach und St. Johann, für Franziska mit Aufenthalt in Urach. (Vgl. Osterberg, S. 148, 165, 184 f., 279, 297, 298, 502, Anm. 236.)

Zahlreich waren vor allem die Wohltätigkeitsbeweise des Herzogspaares bei den in Hohenheim gegebenen Festen wie auch bei ihren Reisen über Land. So erfahren wir etwa aus Anlaß ihres Maulbronner Besuchs: „[Sie] ermunterten durch diesen Besuch [...] und durch Belohnungen [...] den Fleiß der Zöglinge [...], ließen noch weitere Beweise ihrer Gutthätigkeit zurück (so wie zuvor bei dem Besuch in Urach zur Erquickung der Armen dasiger Stadt geschah) und kehrten [...] nach Hohenheim zurück.“ (Schwäbischer Merkur auf das Jahr 1786, 41. Stück, S. 162. [Fehlt StA.]

Vaterland' gesehen worden¹⁶⁰. In ihrer 3. Strophe, die auf die eröffnende Gnome

So schweigt der Jüngling lang (Z. 1)

Bezug nimmt und über deren thematische Entfaltung (Darstellung einer die ganze Seele bewegenden, aber bisher nicht ausgesprochenen Vaterlands- (Liebe) zum Eingeständnis der eigenen unterdrückten Vaterlands- (Liebe) des Dichters hinführt, finden sich die beiden von Hölderlin zumindest ähnlich figurierten Verse:

So schwieg auch ich. Mit ihrem eisernen Arm
Winkte mir stets die strenge Bescheidenheit! (Z. 9 f.)

Ein genauere Vergleich der (allegorischen) Figurierung läßt jedoch in der Gegenüberstellung der allegorischen Subjekte („Bescheidenheit“ – „Sittsamkeit“) und ihrer personifizierenden Attribute („eiserner Arm“ – „zärtlicher Blick“ bzw. „Mutterblick“) auch einen wichtigen Unterschied erkennen, von welchem anzunehmen ist, daß er auf die dem gemeinsamen Motiv (Zurückhaltung der vaterländischen Rede) zugrunde liegenden verschiedenen Motiv-Inhalte (materiae) zurückgeht (Schweigen aus dem Gefühl der Unzulänglichkeit – Verhinderung der Gemütsöffnung aus kindlicher Scheu). Dieser Unterschied reicht aber, wie es scheint, noch tiefer und gründet letztlich wohl in der unterschiedlichen Thematik der beiden Gedichte, welche daher auch in ihrer Durchführung entsprechend differieren.

Während nämlich für die ersten drei Strophen des werdenden Gedichtes dem Dichter der 'Franziska'-Ode der ebenfalls dreistrophige Introitus in Klopstocks Text als Figurations-Vorbild offenbar gute Dienste leisten konnte¹⁶¹, scheint ihm beim Übergang zur 4. Strophe dasselbe entweder entglitten zu sein oder nicht mehr genügt zu haben¹⁶². Dafür wächst ihm,

¹⁶⁰ StA I, 2, 345, Z. 32 f.

¹⁶¹ Muncker-Pawel I, 219–221. Hier S. 219, Z. 1–12.

¹⁶² Wie aus der Erinnerung von Karl Philipp Conz hervorgeht, war bereits dem jungen Schiller die langatmige Durchführung des Themas in Klopstocks Ode 'Mein Vaterland' gegen den Strich gegangen: „Ich erinnere mich, daß Schiller in seinem Exemplare von Klopstocks Oden in der Ode: 'So schweigt der Jüngling lang etc.' nach den Worten: 'Ich liebe dich mein Vaterland! [Ende Str. V]' die übrigen Strophen durchstrich, weil sie den großen Eindruck sonst nur schwächen.“ (Schillers Gespräche, NA 42, 19, Z. 30–34.) Auch führte, wie Schubarts Applikation des Oden-Eingangs auf seine eigene jugendliche Klopstock-Verehrung deutlich macht, derselbe zur Zeit des jungen Hölderlin bereits ein mottohaftes Eigenleben. (Schubart's Leben und Gesinnungen. Von ihm selbst, im Kerker aufgesetzt. Th. 1. – Stuttgart 1791. Hier S. 17.)

der eben noch auf Klopstocks Kothurn die erste „deutschere Gemüths-eröffnung“ wagte, nun seinem Thema gegenüber eine Beweglichkeit des Standorts zu, die Klopstock völlig fremd ist und aus thematischen Gründen auch bleiben muß. Man könnte denselben Sachverhalt auch so formulieren, daß Hölderlin, im Begriff die Höhe seines ersten vaterländischen Dichterauftritts zu erklimmen, sich nunmehr einer Situation gegenüber und bald auch in ihr enthalten findet, wie sie für Klopstock, trotz seiner Erschließung des kosmischen Welt-Zeit-Raumes für die Dichtung, wohl nicht so leicht vorstellbar gewesen wäre. Es ist die Situation des umfassenden und zugleich bewegten vaterländischen Prozesses, wie er unter dem gesprengten Binnenhorizont der rezipierten „Franziska“-Geschichts-materia hervortritt, um den Dichter (das in der Genese der ‚Franziska‘-Ode tätige Bewußtsein) mit sich fort, in seine Bewegung mit hineinzureißen. Im Unterschied zu Klopstock, der trotz des empfangenen Lächelns (Z. 25–28) in ehrfürchtig verherrlichender Distanz zum durchgehend mythisch vorgestellten Vaterland verharret, um schließlich auf dessen gestrengen Wink wieder zu verstummen (Z. 69–72), ist nämlich Hölderlin – fast findet man ihn nicht wieder – nun mitten in die vaterländische Szene hineingesprungen –: Zitiert den unbarmherzig herrschenden Tyrannen vor Gericht. (Welches?) Preist die „liebende Erhalterin“. (Wen?) Gedenkt der wunderbaren Pilger-Rettung durch „Franziska“. (Worin besteht sie?) Und verstummt. (Warum?) – Wenn er wieder spricht, hat sich die Szene wie nach einer kosmischen Katastrophe, einer Welt-Zeit-Wende, verändert. Der Auftritt des prophetischen Greises, dem nun das Aussprechen (dieser Zeitenwende?) über- und zugleich das Andenken „Franziskas“ (als „liebender Erhalterin“?) aufgetragen wird, steht am Rande des Grabes und spricht bereits wie aus einer anderen Welt. Nur im Vorgriff auf die Taten (Rettungs-Taten?) des Mannes ist es – schon dem Jüngling (?) – erlaubt (?), „für Carl“ (nicht unter ihm?) „leb’ er hienieden“ (also doch im Diesseits?) „leise zu denken“? – Fragen über Fragen!

Es wird sich dann mit zunehmender Deutlichkeit herausstellen, daß es das Weltgericht ist, vor welchem der Dichter hier Gewaltherrschaft verurteilt, lebenserhaltende/gesellschaftsändernde Liebe preist, Zeichen der bevorstehenden Zeitenwende enthüllt und wieder verbirgt. Und für die Figurierung dieses Themas mußte offenbar das durchgehend idealische Figurations-Vorbild der ganz auf die unveränderliche Idee des Vaterländischen ausgerichteten, in ihren Durchführungsstropfen die Vaterlandsgeschichte mythisierenden Ode Klopstocks dem heroischen Figurationsvorbild von Schillers ‚Räubern‘ weichen, die trotz ihrer historischen Kostümierung und landschaftlichen Verfremdung so sehr ein auf „wirtem-

bergischem Boden gewachsen[es]“ und zeitgeschichtlich aktuelles Schauspiel boten, daß man die wirklichen württembergischen Zeitverhältnisse darin wiedererkennen konnte¹⁶³. Auf diese Weise, so scheint es, ließ sich der ideologisch geschlossene Binnenhorizont der rezipierten „Franziska“-Geschichts-materia durch einen offenen vaterländischen Geschichts-Erwartungshorizont ersetzen, in welchem der Abstand der geschichtlichen Realität des Vaterlandes von der ungeschichtlichen Idee des vaterländischen erkennbar wurde. Wie es dann trotzdem kam, daß Klopstocks idealisches Figurations-Vorbild zum Schluß der Hölderlinischen Ode – über veränderten Grundton – noch einmal in Kraft trat¹⁶⁴ und daß mitten inne in der nach Schillers Vorbild figurierten Textpartie, im zentralen Motiv der „liebenden Erhalterin“, gar ein versprengter materia-Splitter auftaucht, dessen Herkunft sich nur durch Einwanderung aus Klopstocks Figurations-Vorbild (der Figurierung seiner Vaterlands-Göttin als vaterländischer Geschichts-Muse, Sprach-, Stammes-, Kriegs- und Friedensgöttin)¹⁶⁵ bei gleichzeitiger Umwandlung von Figurations-Sinn in materia-Bedeutung (als „göttliche Natur“) erklären läßt¹⁶⁶, muß der nachfolgenden Klärung vorbehalten werden, die über die entsprechenden Wandlungs- und Umwandlungskriterien verfügt. Doch zeigt bereits die in der ‚Räuber‘-Figurierung der „Franziska“-Geschichts-materia aufblitzende Weltgerichts-Thematik – bei gleichzeitigem Vorrücken einer „göttlichen Natur“ –, die übersprungene Ankündigung der Zeitenwende (Z. 19–22, mit Sprung nach 25 f.) und die auf diesen Sprung folgende Umkehrung der nun rückläufig gewordenen Zeit-(Sinn-)Gebung, daß wir uns ohnehin aus der sekundären Phase der Textgenese hinausbewegen, in welcher, nach der schrittweise erfolgten Rekonstruktion der einzelnen Genesemomente zu schließen, Bedeutungserfüllung und Standortgewinnung des werdenden Gedichtes sich normal (im Sinne des bis zum Gedichtzeitpunkt standardbildenden progressiven Geneseverlaufs) vollzogen haben. Mit

¹⁶³ Vgl. Schillers Selbstrezension, NA 22, 115–131. („Das einzige Schauspiel auf württembergischen Boden gewachsen.“ Ebd. S. 115.) Zur Vorbildlichkeit Schillerscher Dramen- (und besonders seiner ‚Räuber‘-)Figurierung für den jungen Hölderlin vgl. Friedrich Beißner: Hölderlin heute. Der lange Weg des Dichters zu seinem Ruhm. Ein Vortrag. – Stuttgart (1963). Hier S. 24 f.

¹⁶⁴ Betr.: ‚Franziska‘-Ode, Z. 29–32, und ‚Mein Vaterland‘, Z. 69–72, also jeweils die letzte Strophe.

¹⁶⁵ ‚Mein Vaterland‘, Z. 25–28, 41–48, 49–56, 57–60, 61–68.

¹⁶⁶ Das (göttliche) „Lächeln“ dient bei Klopstock der Figurierung der (vaterländischen) Rede-Eröffnung. (‚Mein Vaterland‘, Z. 25, 28.) Bei Hölderlin gibt sich die „liebende Erhalterin“ vermittelt dieses („ringsum“ gestreuten) „Lächeln[s]“ als göttliche Natur / vaterländische Prozeßfigur zu erkennen.

dem Eintreten in die post-sekundäre Genesephase, in welcher sich erwartungsgemäß (gemessen an den bis dahin gültigen Standards) jetzt nur noch einzelstellenbezogene Variationsvorgänge zugetragen haben dürften, betreten wir indessen im Falle von Hölderlins 'Franziska'-Ode Neuland, welches es zunächst einmal kartographisch aufzunehmen gilt. Als Vermessungsbasis werden wir das von Hölderlin später selbst aufgestellte Schema des Töne-Wechsels wählen¹⁶⁷, welches zwar von ihm selbst nicht als Genese-/Deutungs-Schema konstruiert zu sein scheint, aber doch wenigstens als Genese-(Korrektur-) resp. Deutungs-(Kontroll-)Schema für den Hausgebrauch (die Belange der Genesekorrektur resp. Deutungskontrolle), so daß es für eine Beschreibung der dritten (post-sekundären) Genesephase auch in unserem Fall geeignet scheint.

Andererseits sind wir, sowohl durch die Zielsetzung einer genetischen Deutung der 'Franziska'-Ode von Anfang an als auch durch die Anfangsstellung dieses Textes in der Reihe der Hölderlinischen Prozeßtexte bedingt, bei unserem Versuch der genetischen Deutung von Hölderlins vaterländischer Bewußtseinsbildung anscheinend doch gründlicher vorgegangen und haben weiter ausgegriffen, als das bei einer genetischen Standarddeutung (also künftig auch bei der genetischen Deutung Hölderlinischer und nachfolgender Prozeßtexte) geboten erscheint. Wir dürfen sogar vermuten, bei unserer Rekonstruktionsarbeit weiter und tiefer in die Genese des Textes (des in ihr arbeitenden Bewußtseins) vorgestoßen zu sein, als dies Hölderlin sich zum Gedichtzeitpunkt schon hätte bewußt machen können oder, als ihm die Figuration des vaterländischen Prozesses bereits zur Selbstverständlichkeit geworden war, sich späterhin noch hätte bewußt zu machen brauchen. Daraus ergibt sich aber, falls nämlich unsere Rekonstruktionsarbeit richtig konzipiert und mit hinreichender Genauigkeit ausgeführt ist, die einmalige Gelegenheit, unser Mehr an Deutungs-wissen zur genetischen Deutung auch noch des Töne-Wechsel-Schemas heranzuziehen, das uns, was immer dafür die Gründe sein mögen, nur in kodierter Form vorliegt.

So empfiehlt es sich denn, das Töne-Wechsel-Schema in die Deskription der vor uns liegenden, post-sekundären Genesephase von Hölderlins 'Franziska'-Ode nicht als fertiges Ganzes aufzunehmen, sondern es schrittweise in dieselbe einzuführen. Vielleicht, daß es so seine esoterische Bedeutung zu erkennen gibt.

¹⁶⁷ 'Wechsel der Töne', StA IV, 1. 238-240.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die wichtigsten Schritte der primären und der sekundären Genesephase im Zusammenhang:

Primäre Genesephase

Auf die Nachricht von Franziskas bevorstehender Ankunft wird Hölderlin entweder in dichterische Begeisterung versetzt (1) und plant seinen ersten öffentlichen Dichterauftritt (2), oder er wird zur Abfassung seines Widmungsgedichtes aufgefordert (1') und gerät dabei in dichterische Begeisterung (2'). Er sucht nach einem geeigneten Stoff (3) und einem dazu passenden Figurations-Vorbild (4) bzw. umgekehrt (3') (4').

Sekundäre Genesephase

Die Hohenheimer „Franziska“-Geschichts-materia (5) und in ihrem Kern die Eremiten-Grabschrift (6) bietet sich ihm insofern an, als sie ihm ein „vaterländisches“ Thema liefert (7), das ihn instand setzt, seinem großen Vorbild Klopstock nachzueifern (8), mit welchem ihn das praktische Interesse einer vaterländisch-dichterischen Existenzgründung verbindet (9). Oder: Klopstocks literarisches Vorbild (5') und insbesondere seine große „Vaterländische“ Ode (6') kommen ihm dabei insofern entgegen, als in ihr die Eröffnung vaterländischer Rede präfiguriert ist (7'), so daß er sich an die große „Franziska“-Geschichts-materia heranwagt (8'), zu welcher er sich auch in lebenspraktischer Absicht der Wiederherstellung des Vaterländischen hingezogen fühlt (9').

Beim Zusammentreffen der rezipierten „Franziska“-Geschichts-materia mit Klopstocks Figurations-Vorbild entsteht ein Problem, das sich aber noch durch einfache Umbesetzung resp. Gestaltentausch lösen läßt. Indem die bei ihrem bevorstehenden Besuch wirklich anzusprechende Herzogin Franziska den Platz des allegorischen Greises in Klopstocks Text einnimmt (10), kann schon der Jüngling sein Schweigen brechen (11) ... Sie tauscht dabei aber, als „vaterländische“ Symbolfigur, zugleich ihre Gestalt mit der mythischen Vaterlands-Göttin in Klopstocks Text (10'), um als vaterländische Prozeßfigur („liebende Erhalterin“) in ihren ursprünglichen Kontext zurückzukehren (11') ...

Daß die Anrede an die (anwesend zu denkende) Herzogin Franziska, zu welcher Hölderlin sich nun befreit fühlt, in dieser Konfiguration auch der vaterländischen Prozeßfigur „Franziska“ hätte gelten müssen, deren

Ankunft im Sinn der Wiederherstellung des <untergegangenen> Vaterländischen ja zum Gedichtzeitpunkt noch ausstand, machte den bevorstehenden Dichterauftritt vollends zum Ernstfall. Hier half auch kein Rückzug mehr auf Klopstocks Figurations-Vorbild, das den Dichter am Schluß wieder ins Schweigen zurückführt¹⁶⁸. Die Grenze des Verstummens lag hier, klar vorgezeichnet, im Aussprechen der Wahrheit, vor welcher alles andere verstummen muß. Es ist die Offenbarung und zugleich Verhüllung des vaterländischen Prozesses, und indem wir davon ausgehen, daß Hölderlin, damit beschäftigt, denselben wahrheitsgetreu zu figurieren, zuerst selbst einmal an die Grenze des Verstummens geführt wurde, legen wir hier den Schnitt des Übergangs zur post-sekundären Phase der Textgenese und wählen das Interpretament des Verstummens (Z. 23 f.) zum Ausgangspunkt ihrer Deskription.

Viel ansehen läßt sich den beiden das Verstummen thematisierenden Versen

*Zu weit hab' ich den Mund schon aufgethan,
Siehe die Lippe bebt, ich verstumme. --.*

freilich nicht. Wir fragen uns, ob ihnen nicht nur der schlichte Sachverhalt „Zurücknahme einer Übertreibung“ zugrunde liegt, der umgangssprachlich etwa so zu formulieren wäre: „Ich habe meinen Mund schon zu weit aufgemacht und will ihn jetzt lieber halten.“ Der Vergleich mit der umgangssprachlichen Formulierung zeigt freilich auch, daß die beiden zitierten Verse in ihrer Diktion untereinander nicht unwesentlich differieren. Während sich der zweite zur Stilhöhe der Bibelsprache und hier wiederum besonders der feierlichen Rede der Propheten zu erheben scheint¹⁶⁹, bleibt der

¹⁶⁸ 'Mein Vaterland', Z. 69 f.

¹⁶⁹ Zu denken ist etwa an Jesajas Ausruf bei seiner Berufung zum Propheten: Weh mir, denn ich bin zum Schweigen gebracht, denn ein Mensch mit unreinen Lippen bin ich und unter einem Volk mit unreinen Lippen wohne ich, denn den König, den Herrn der Heerscharen, haben meine Augen gesehen. (Jes. 6, 5.) Zur Bedeutung von hebräisch נִחַם „dmh“ [nif]: „zur Ruhe gebracht sein, stumm sein; zum Schweigen gebracht sein, schweigen müssen [...]“ vgl. Ludwig Köhler. LEXICON IN VETERIS TESTAMENTI LIBROS. [...] – Leiden 1958. S. 213, Sp. 1. Für wertvolle Lese- und Übersetzungshilfe danke ich Pfarrer Dr. Manfred Kuntz, Freudenstadt.

An die Entsigelung der Lippen bei der prophetischen Berufung (vgl. außer Jes. 6, 6 f. auch Jer. 1, 9 und Dan. 10, 16) klingt ja, in Hölderlins Text, bereits das Motiv der „nimmer bebenden Lippe“ (Z. 10–12) an, das, wie sich noch zeigen wird, an dieser Stelle motivbildend aus der (materialen) Grundschicht der religiösen (Selbst-)Erfahrungsmateria hervorgeht. (Betr.: Andenken an das Vaterländische in der prophetischen Tradition des württembergischen Pietismus.) Falls das Motiv der „bebenden Lippe“ (Z. 24) nicht aus eben dieser Grundschicht hervorgeht, sondern sich dem Figurations-Sinn eines

erste der natürlichen Sprache und hier wiederum der Rede des Volkes nahe. Wir wollen daher die Diktion des ersten vorläufig als volkstümlich-naiv, die des zweiten als religiös-erhaben bezeichnen, uns aber einer möglichen Zuordnung zu Hölderlins Kunstcharakter-Bezeichnungen (Naiv bzw. Heroisch) bis auf weiteres enthalten.

Vielmehr wollen wir im folgenden davon ausgehen, daß das Thema des (Wieder-)Verstummens im Gedichttext ja nicht isoliert auftritt, sondern beispielsweise zum Thema der (vaterländischen) Rede-Eröffnung (Z. 1–12) eine Motiv-Verknüpfung aufweist, welche im vorliegenden Fall als gegensätzlich zu charakterisieren ist. An einzelnen Motiv-Entsprechungen stehen sich dann gegenüber:

<i>hinsagen</i>	– <i>verstummen</i>
<i>Gemütereröffnung (deutscher)</i>	– <i>Mund auf tun (zu weit)</i>
<i>Lippe bebt nimmer</i>	– <i>Lippe bebt [wieder]</i>

Was nun die in der linken Spalte versammelten Motive der Strophen I–III betrifft, so läßt sich ihre Herleitung aus <vaterländisch->religiöser bzw. politisch-<vaterländischer> (Selbst-)Erfahrungsmateria unschwer erkennen, wobei das „Hinsagen“ die freie Art des Volkes, sich etwas zu sagen, meint, wie sie fernab höfischer Etikette und aristokratischer Exklusivität zu Hölderlins Zeit vor allem für das „deutsche“ Sprachgebiet merkmalbildend war¹⁷⁰, während die <vaterländisch->religiöse Herkunft der „Gemütereröffnung“ durch Hinweis auf pietistische Wortverwendung gesichert ist¹⁷¹. Nimmt man die jeweils entsprechenden Kontext-Motive mit hinzu, so ergeben sich folgende Motiv-Ketten:

entsprechenden Figurations-Vorbildes verdanken sollte (was, wie wir sehen werden, tatsächlich der Fall ist), so wäre dieses vermutlich in der prophetischen Rede (Dichtung) des Jeremia zu suchen, bei dessen Berufung ja eine von Hölderlin direkt auf sich zu beziehende Namenssymbolik eine Schlüsselrolle spielt. In der Kommentierung der Zürcher Bibel (zu Jer. 1, 11): „Der Name des Mandelbaums, der sehr früh blüht [wie Jeremia sehr jung berufen wird], klingt im Hebräischen an das Wort für „wachen“ an, ähnlich wie unser „Wacholder“ [Wach-Holder!].“ Gut vorstellbar, daß Hölderlins Hebräisch-Lehrer sich solche Anspielung nicht entgehen ließ. (Vgl. auch Ludwig Köhler: Die Gotteserfahrung des Propheten Jeremia. – In: Gotteserfahrung und Gotteserlebnis bei Jeremia, Augustin und Eckhardt von Ludwig Köhler und Otto Karrer. (Zürich) (1934), S. 8. Ebd. S. 5 f. [Berufung als Jüngling], S. 10 [Dichter und Prophet].

¹⁷⁰ „Deutsch“ begegnet in der Sprache des Sturm und Drang (Herders, des Straßburger Goethe, des Göttinger Hains) als Synonym für „natürlich“.

¹⁷¹ Vgl. August Langen: Der Wortschatz des deutschen Pietismus. – Tübingen 1954, S. 225–230. (s. v.: „sich öffnen“, „Öffnung“, „auftun“ u. a. m.) „Eröffnen“ und „[Gemüts-]Eröffnung“ sind nicht belegt (ebd. S. 227).

<vaterländisch->religiös
inniggeföhlt-Vollkommenheit-Gemütsöffnung-
 politisch<-vaterländisch>
Vollkommenheit-hinsagen-deutsch[er]

Der absolute Komparativ in „deutschere [Gemütsöffnung]“ ist deutlich dem Klopstockschen Figurations-Vorbild zuzuschreiben, das auch in der pathetischen Wortwahl, Syntax („glühen“ und „beben“ mit Dat. sympatheticus, „winken“ mit doppeltem Objekt und Infinitiv-Konstruktion) und Stilistik (Tropen und Figuren) durchschlägt¹⁷².

Somit wären wir hinsichtlich des Interpretamentes „Befreiung zur vaterländischen Rede“ (Z. 1–12) zur materialen Grundschrift vorgestoßen, die ganz im Sinne unserer Deutung der vaterländischen Bewußtseinsbildung des jungen Hölderlin eine <vaterländisch->religiöse und eine politisch <-vaterländische> Basiskomponente aufweist und, durch Klopstocks Figurations-Vorbild überformt, themabildend in Erscheinung tritt. Daß es sich indessen bei den beteiligten Basiskomponenten nicht etwa um die inhaltlich ausgewogene Gewichtung zweier Teilbereiche der betreffenden (Selbst-)Erfahrungsmateria handelt und daß die einschlägigen, von Hölderlin in seiner Kindheit selbst gemachten Erfahrungen erst vollends durch Vermittlung hinzutretenden Figurations-Sinns zur wirklichen Selbsterfahrung werden, läßt sich am Beispiel des „Vollkommenheits“-Motivs aufzeigen, das nicht umsonst beiden Erfahrungsbereichen angehört und doch erst durch seine Figurierung im Sinne Klopstocks seinen vollen Sinn erhält.

Als <vaterländisch->religiöser Motivinhalt entspringt die Vorstellung der Vollkommenheit („Vollkommenheit [I]“) jenem Andenken an das <untergegangene> Vaterländische, welches sich bereits dem jungen Hölderlin als normative Größe seiner eigenen Lebenspraxis eingeprägt hat. Damit nun diese Vorstellung auch im politischen Sinne (in der gesellschaftlichen Praxis des empirischen Vaterlandes) wirksam werden kann („Vollkommenheit [II]“), bedarf es der Vermittlung eines (idealischen) Figurations-Sinns, der sich an der „Glückseligkeit Aller“¹⁷³ als höchster sittlicher Norm („Vollkommenheit [III]“) orientiert. Wir werden dann

¹⁷² Eine zusammenfassende Darstellung der Klopstockschen Semantik, Syntax und Stilistik fehlt. Sie wäre – wie erst recht eine diesbezügliche Grammatik der Texte Hölderlins – vermutlich dazu geeignet, die Empirie-Theorie- bzw. Theorie-Praxis-Abschließung der linguistischen Fachdiskussion zu durchbrechen.

¹⁷³ Vgl. Klopstocks gleichnamige Ode (Muncker-Pawel I, 140–145), deren erste Strophe als (Neben-)Figurations-Vorbild der ‚Franziska‘-Ode in Betracht zu ziehen ist.

sehen, daß und in welcher Weise das Moralische in der Vermittlung dieses (idealischen) Figurations-Sinns wirkt und wie es um diese Vermittlung selbst bestellt ist. Im vorliegenden Zusammenhang mag es genügen, den unterschiedlichen Stellenwert der beiden motivbildenden Vollkommenheits-(Begriffs-)Inhalte („Vollkommenheit [I]“ und „Vollkommenheit [II]“) begrifflich festzuhalten und denselben vom sinngebenden Vollkommenheits-Begriff des Figurations-Vorbildes („Vollkommenheit [III]“) abzuheben. Da „Vollkommenheit [I]“ und „Vollkommenheit [II]“ gegenüber „Vollkommenheit [III]“ der materialen Grundschrift angehören, aber „Vollkommenheit [II]“ unter Einwirkung von „Vollkommenheit [III]“ wirksam wird (in die [materia-]movens-Position gerät), wollen wir unter Beibehaltung der betreffenden Indizes als Positionskennzeichen die drei zur Verfügung stehenden Positionen wie folgt kennzeichnen:

[I]	/	[II]	:	[III]
materia		movens		Figurans.

Materia und movens bilden demnach gemeinsam und unter der sinngebenden Einwirkung von Figurans ein Motiv, die Gesamtheit der durch die gleiche Figurans überformten Motive ein Thema, im Falle des hier betrachteten Interpretamentes (Z. 1–12) das Thema der „Befreiung zur vaterländischen Rede“.

Indem wir nach diesem notwendigen begrifflichen Exkurs, der aber zugleich auch eine erste Vorstellung von der spezifischen Mehrdeutigkeit prozessualer Motive vermitteln konnte¹⁷⁴, wieder zu unserer Ausgangsfrage zurückkehren, wie das Thema des „Verstummens“ in dem vorläufig erfaßten Interpretament (Z. 23 f.) figuriert sei, sehen wir uns instand gesetzt, diese Frage nun genauer zu formulieren. Zu fragen ist nunmehr, ob nicht die unterschiedliche, von uns vorläufig als volkstümlich-naiv bzw. religiös-erhaben charakterisierte Diktion der beiden Verse auf jeweils verschiedene Figurans bei gleichbleibender materia zurückgeht. Ein Rückgriff auf das Motiv der „[nimmer]bebenden Lippe“ (Z. 10–12) hilft uns hier fürs erste auch nicht weiter, denn dort liegt zum einen (Teil-)Negation vor (die sonst „bebende“ Lippe ist nun zum Sprechen befreit), zum andern zeigt die betreffende Stelle Figurans-Einwirkung im Sinne Klopstocks

¹⁷⁴ Von dieser Mehrdeutigkeit, welche sich prinzipiell auch den Deutungs-Begriffen prozessualer Texte mitteilt, haben wir unsere Darstellung durch weithin flexible Begriffsverwendung freizuhalten bzw. dieselbe unter Deutungskontrolle zu bringen versucht. Der geneigte Leser möge es indessen nachsehen, daß wir von entsprechenden Definitionen hier noch Abstand nehmen. Sie sind, wenn überhaupt, im Rahmen einer zusammenhängenden philologischen Theorie der Texte zu erbringen.

(Dativus sympatheticus + inneres Objekt). Prozeßhaft wäre das Motiv dort folgendermaßen zu analysieren: Die <vaterländisch->religiöse materia der leib-seelischen Erschütterung des Menschen in der Gottesbegegnung (insbesondere in der prophetischen Berufung) geht unter der Sinnggebung des Klopstockschen Figurations-Vorbildes einer vaterländischen Rede-Eröffnung über in das themabildende politisch-<vaterländische> movens: „Befreiung zur vaterländischen Rede“. Oder im Schema:

[materia]		[movens]		[Figurans]
<-> rel	/	pol <->	:	I

Wir haben hier zum erstenmal unter der Figurans-Position das Kunstcharakterzeichen des Töne-Wechsel-Schemas¹⁷⁵ eingeführt und wollen so, freilich unter einstweiliger Beibehaltung der materia- bzw. movens-Bezeichnungen in Kurzform (<->rel = <vaterländisch->religiös, pol<-> = politisch-<vaterländisch> usw.), weiterhin verfahren. (Die Rubrizierung soll dagegen, ohne jeweils neue Ausweisung, einfachheitshalber nur noch mit Hilfe der eingeführten Trennungszeichen [/], [:] erfolgen.) Für eine derartige Rubrizierung des „Verstummens“-Themas fehlt es indessen noch an der nötigen materia-/movens-Grundlage, denn daß als Motive des Verstummens ganz allgemein (politischer) Zwang, (moralische) Scham, (religiöse) Scheu, aber auch (religiöse) Scham, (moralischer) Zwang, (politische) Scheu usw. in Frage kommen, ist klar, ihre Rubrizierung aber ungewiß.

So wollen wir uns zunächst der Motiv-Analyse des Interpretamentes der Pilgerrettung (Z. 19–22) zuwenden, wo wir uns über der rezipierten „Franziska“-Geschichts-materia bereits auf gesicherter materia-Grundlage bewegen können. Auch konnten wir bei Hölderlins Sinnggebung der Eremiten-Szene bereits eine gewisse Bedeutungsverschiebung ins Religiöse feststellen, welche sich nun exakt als Figurans-Überformung beschreiben läßt. Nicht zusätzlich zur schon vorhandenen Bedeutung der betreffenden materia wird hier ein religiöser Sinn dazugegeben, sondern derselbe entsteht gewissermaßen anaptyktisch aus der Überformung ursprünglich <vaterländisch->politischer materia über moralisch-<vaterländisch>em movens (der rettenden Verwandlung). Das so gebildete prozessuale Motiv schließt sich nun freilich unter demselben Figurations-Sinn (einer eschatologischen Gerichtsrede) mit dem Motiv der Menschenfeind-Verfluchung (Z. 13–17) zu jener „Weltgerichts“-Thematik zusammen, deren Aufblitzen

¹⁷⁵ Vgl. Anm. 167. Es bedeuten demnach: I = „idealischer“, H = „heroischer“, N = „naiver“ Kunstcharakter.

wir bereits wahrgenommen haben. Und in der Tat ist auch das Figurations-Vorbild des nun als thematische Einheit erkennbaren Interpretamentes durchgehend dasselbe. Während nämlich die Verfluchung des Menschenfeindes direkt nach dem Vorbild der eschatologischen Gerichtsrede des Pastor Moser am Schluß der ‘Räuber’ figuriert ist, trägt das „entblößte Hungergerippe“ unverkennbar die Züge des aus dem Grab aufsteigenden, als lebendig Toter begrabenen Grafen Moor im Frontispiz der von Zumsteeg komponierten ‘Räuber’-Lieder¹⁷⁶. Und selbst die an sich unverfänglich erscheinende Eremiten-Grabschrift im Kern der rezipierten „Franziska“-Geschichts-materia läßt im Umkehrspiegel dieser „Toten“-Auf-erweckung noch eine andere, antitypische Grabschrift aus der Tiefe aufsteigen, in welche sie zusammen mit der Erinnerung an Carl Eugens tyrannische Epoche wohl auf immer verbannt sein sollte. Es ist die berühmte Grabschrift des antiken Gewaltherrschers Sardanapal¹⁷⁷, dessen Andenken wie das durch Schillers ‘Räuber’ wiedererweckte Tyrannen-Trauma wohl zuerst gründlich ausgeräumt werden mußte, wenn der „saturnische Grund“ wieder das goldene Zeitalter gebären sollte¹⁷⁸. Stattdessen waren sie aus dem geschlossenen Horizont der Hohenheimer „vaterländischen“ Idylle lediglich verdrängt, Schiller selbst außer Landes, und auch die heroische Gestalt des Pastor Moser, ja schon die bloße Namensgleichheit mit dem tragischen Vorkämpfer des Vaterländischen zu Zeiten

¹⁷⁶ Freundlicher Hinweis von Dr. Werner Volke, Marbach. ([Johann Rudolf Zumsteeg:] Die Gesänge aus dem Schauspiel die Räuber von Friderich Schiller. – Mannheim [1782]. Vgl. die Wiedergabe nach S. 160 d. vorl. Darst. Veröffentl. mit frdl. Genehmigung des Deutschen Literaturarchivs in Marbach.) Hölderlin hat diese ‘Räuber’-Lieder nicht nur gekannt und zum Klavier gesungen, sondern auch weiterempfohlen. (StA VI, Nr. 3. Z. 21–25 und die Erl. z. St.) Zu der im Frontispiz der ‘Räuber’-Lieder dargestellten Szene (IV, 5, worin auch das im Brief erwähnte Lied von Brutus und Caesar) steht Hölderlins Gedicht ‘Der nächtliche Wanderer’ (StA I, 1. 7) in enger thematischer Beziehung. (Vgl. Beißner, Hölderlin heute, aaO, S. 24.)

¹⁷⁷ Hinweis bei Nau, S. 120, Anm. 58. Zur Grabschrift des Sardanapal vgl. Pauly’s Real-Encyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft (Pauly-Wissowa). Reihe 2, Bd. 1, 2. – Stuttgart 1894. Sp. 2441–2445. Vgl. auch Andreas Alföldi: Gewaltherrscher und Theaterkönig. Die Auseinandersetzung einer attischen Ideenprägung mit persischen Repräsentationsformen im politischen Denken und in der Kunst bis zur Schwelle des Mittelalters. – In: Late Classical and mediaeval Studies in honor of Albert Mathias Friend. Princeton, New Jersey, 1955. S. 15–55. Hier S. 19–21. („Um die abschreckenden Wesenszüge des Schwelgerlebens Sardanapals auch den breiten Volksschichten einzuprägen, hat man das [...] Grabgedicht erfunden.“ Ebd. S. 20.) Hölderlin verwendet den generalisierenden Plural „Sardanapale“ in der Tübinger Hymne ‘Dem Genius der Kühnheit’. (StA I, 1. 176–178, Z. 59.)

¹⁷⁸ Vgl. Oetingers Vorstellung: „[...] jezt nahet sich die güldene Zeit aus dem saturnischen Grund.“ (Die Güldene Zeit, S. 3.)

des Verfassungskampfes konnte – in Hölderlins heroischer Figurierung: mußte – den ästhetischen Schein eines nun angebrochenen goldenen Zeitalters durchbrechen. Schematisch läßt sich diese heroische Figurierung eines moralisch(-vaterländisch)en Reinigungs-/Heilungs-Prozesses demnach so darstellen:

⟨-⟩ pol / mor⟨-⟩ : H.

Das führt auf den Gedanken, daß die (doppelte) Figurierung des „Verstummens“ in der von uns vorläufig festgehaltenen volkstümlich-naiven und religiös-erhabenen Diktion tatsächlich auf je unterschiedliche Figurans zurückgeht, womit denn freilich für die fraglichen Verse (Z. 23 f.) auch die Einheit des Themas wegfiel, so daß wir es in Wirklichkeit mit zwei verschiedenen Interpretamenten (Z. 23, Z. 24) zu tun hätten. Als Figurans des zweiten Interpretamentes, das ja über seine (gegensätzliche) Motiv-Verknüpfung („[nimmer] bebende Lippe“) auf die prophetische Berufungssituation des idealisch figurierten Introitus („Befreiung zur vaterländischen Rede“) Bezug nimmt, zu ihr jedoch (thematisch) in antitypischer Beziehung zu stehen scheint, vermuten wir das heroische Paradigma der eschatologischen Gerichtsrede, wie es uns aus der ‚Räuber‘-Figurierung der Hohenheimer „Franziska“-Geschichts-materia (des aus ihr zutage tretenden Reinigungs-/Heilungs-Prozesses) bekannt ist. Wiederhergestellt (durch figurative Sinngebung vermittelt) würde demnach der radikale, in seiner Wurzel religiöse Sinn politisch(-vaterländisch)er, in Verantwortung vor Gott der Rettung des ganzen Volks verpflichteter Geschichts-Prophetie, ihre Abschließung im ästhetisch geschlossenen Horizont moralisch(-vaterländisch)er Spekulation als falsche Prophetie¹⁷⁹ entlarvt. Die heroische Figurierung dieses politisch(-vaterländisch)en Prophetenamtes im Sinne eines (religiösen) Offenbarungs-/Verhüllungs-Prozesses hätte im Schema wie folgt zu erscheinen:

mor⟨-⟩ / pol⟨-⟩ : H,

wobei das Motiv der „bebenden Lippe“, aber auch die feierlich-religiöse Apostrophe „Siehe“ in diesem Fall seine materia-bedingte, ⟨vaterländisch-⟩moralische Bedeutung völlig verleugnet hätte, um dafür – falls das überhaupt möglich ist – ganz den Sinn der heroischen Figurierung in sich aufzunehmen. In diesem Falle hätte das fragliche Interpretament ja außer

¹⁷⁹ Vgl. Anm. 105. Zur späteren Entfaltung des Motivs im Werk Hölderlins vgl. Peter Szondi: Der andere Pfeil. Zur Entstehungsgeschichte des hymnischen Spätstils. – In: Szondi. Hölderlin-Studien. [. . .]. (Frankfurt) (1967). S. 33–54 und Momme Mommson: Die Problematik des Priestertums bei Hölderlin. – In: HJb 15 (1967/68), S. 53–74.

dem „Verstummen“ selber kein eigentliches (eigenes) Thema aufzuweisen, und fast muß man vermuten, daß es sich dann mit dem vorausgehenden, das „Verstummen“ volkstümlich-naiv ausdrückenden oder, wie wir zur Probe einmal setzen wollen, naiv figurierenden Interpretament (Z. 23) nicht viel anders verhält. Wir übertragen diese Probe-Setzung gleich ins Schema

⟨-⟩ mor / rel⟨-⟩ : N,

wobei „⟨-⟩ mor“ (in materia-Position) als die eingangs (Z. 1–12) in Figurans-Position aufgetretene, die vaterländische Rede-Eröffnung des Dichters in ihrem (idealischen) Sinne figurierende höchste sittliche Norm der „Glückseligkeit Aller“ anzusprechen wäre, die auf der zweiten Stufe (Z. 13–22) in die movens-Position eintritt (den Zielgedanken einer rettenden Verwandlung [des gesamten Vaterlandes] abgibt), um nun auf der dritten Stufe (Z. 23) in die materia-Position der offen auszusprechenden, sich in der Geschichte selber offenbarenden vaterländischen Wiederherstellung/Erfüllung (rel⟨-⟩ : N) vorzurücken. Auf den gesamten Ablauf der ersten drei bzw. vier Stufen (des vaterländischen Prozesses) bezogen ergäbe sich damit folgendes Bild:

- | | | | | | | |
|-----|---------|---|--------|---|---|------------|
| (1) | ⟨-⟩ rel | / | pol⟨-⟩ | : | I | (Z. 1–12) |
| (2) | ⟨-⟩ pol | / | mor⟨-⟩ | : | H | (Z. 13–22) |
| (3) | ⟨-⟩ mor | / | rel⟨-⟩ | : | N | (Z. 23) |
| (4) | mor⟨-⟩ | / | pol⟨-⟩ | : | H | (Z. 24) |

Und unter Zugrundelegung dieses Ablauf-Schemas wird nun vollends erklärbar, wie es sich mit der Zwei-Einheit des Themas im Falle des unterschiedlich figurierten „Verstummens“ verhält, wird die (harmonische) Entgegensetzung der jeweiligen Figurans zu den in der materialen Grundschicht vor sich gehenden Bewegungen des vaterländischen ⟨Grund-⟩ Prozesses deutbar, wird schließlich dieser selbst in der figurativen Deutung des Gedichtes erkennbar.

Wir sehen nämlich – und diese Beobachtung führt zur Erklärung des doppelt begründeten „Verstummens“ – einzelne vaterländische (Motiv-) Inhalte (rel, pol, mor) in einer bestimmten Reihenfolge vorrücken bzw. ineinander übergehen, welche, unter gleichzeitigem Nachrücken des nächsten in der Reihe, das movens der jeweiligen Prozeß-Stufe auf der darauffolgenden in die materia-Position bringt. Also:

- | | | |
|-----|-----|------------|
| (1) | rel | pol |
| (2) | pol | mor |
| (3) | mor | rel (usw.) |

Wir lassen die Deutung dieses zyklischen Positionswechsels zunächst offen, stellen aber mit einiger Überraschung fest, daß auf der vierten Stufe, wo eigentlich die Stellung „rel – pol“ erwartet wird, statt dessen die zur Verfügung stehenden Positionen wie folgt besetzt sind:

(4) mor pol.

Mit Bezug auf (3), wo wir den (moralischen) Motiv-Inhalt der vaterländischen Wiederherstellung/Erfüllung bereits in der materia-Position antrafen, heißt das aber, daß er auch noch in (4) dort festgehalten wird, also weder, wie erwartbar, in (3) zum religiös(-vaterländischen) movens einer sich (zum Gedichtzeitpunkt) bereits erfüllenden (Selbst-)Offenbarung des vaterländischen Wiederherstellungs-Prozesses werden (in dasselbe übergehen) noch in (4) demselben die materia-Position einräumen konnte oder durfte. Als Erklärung dieser Sistierung bietet sich an, daß mit Übergang von (2) nach (3) offenbar jener kritische Punkt erreicht war, an welchem die laufende Figurierung des vaterländischen (Grund-) Prozesses im vaterländischen Gedicht die in der Geschichte des Vaterlandes bereits durchlaufene (zur Gegenwart des Vaterländischen aufgelaufene) vaterländische Wiederherstellungsarbeit überlaufen hätte, ja recht eigentlich über sie hinausgeschossen wäre. Das ist also, gemessen an der im Empirischen ja noch ausstehenden Erfüllung des Vaterländischen, der tiefere (religiös bewegende) und zugleich offen ausgesprochene (naiv figurierte) Sinn des Interpretamentes

Zu weit hab' ich den Mund schon aufgethan,

während im darauffolgenden Interpretament aus scheinbar demselben Grund herrührend (der ausstehenden Erfüllung des vaterländischen Wiederherstellungs-Prozesses) im Sinne der heroischen Figurierung (einer eschatologischen Gerichtsrede) politisch(-vaterländisch) gehandelt (Verantwortung vor Gott für die rettende Verwandlung des ganzen Volkes übernommen) wird:

Siehe die Lippe bebt, ich verstumme. --.

Daß beide Interpretamente sich wie Empirie und Praxis, empirischer Befund und praktische Konsequenz desselben „Sachverhalts“ ausnehmen, könnte zur ersten Erklärung ihrer thematischen Zwei-Einheit dienen, die dadurch auch ihre vorläufige Bestätigung erfahren würde. Doch haben wir uns ja bisher bewußt auf die Beschreibung der Vorgänge in der Grundschicht beschränkt, wenn auch im Falle der beiden letztbehandelten Inter-

pretamente und hier wiederum besonders des eigentlichen „Verstumms“- Interpretamentes nicht ohne Hereinnahme des betreffenden Figurations-Sinns auszukommen war. Dadurch konnte, von der zuletzt eingeräumten Ausnahme einmal abgesehen, leicht der Eindruck entstehen, als handle es sich bei den beschriebenen Vorgängen in der Grundschicht (der jeweiligen materia-/movens-Progression der einzelnen vaterländischen Motiv-Inhalte) um den eigentlichen (vaterländischen) Grundprozeß, über welchem, von ihm scheinbar getrennt, bestimmte Figurans-Positionen eingenommen werden, von deren Seite allenfalls mit gewissen Rückwirkungen auf die Motiv- und Thema-Bildung (in diesem Falle des Gedichtes) zu rechnen wäre. Von dieser eingeschränkten Betrachtungsweise konnten wir uns auch aus Anlaß obengenannter Ausnahme nicht völlig frei machen, weil hier – in Ermangelung eines gegenständlichen Themas – der Blick gewissermaßen in die Tiefe des durchlaufenen geschichtlichen Prozesses (der in ihm geleisteten Arbeit) bzw. ins Offene des vaterländischen Prozesses (des in ihm durchlaufenen Wiederherstellungs-Prozesses) selbst fiel bzw. in das Offene des Vaterländischen (des seiner Ankunft offenstehenden Geschichts-Erwartungshorizontes) gelenkt wurde. Schließlich war auch die situative Kennzeichnung des Wanderungsweges eines Motiv-Inhalts, auf welchem wir die Herkunft der (vaterländisch-)moralischen materia in (3) erschlossen, aber (scheinbar paradoxerweise) auch erst zu ihrem materialen Inhalt vorstießen, nicht ausreichend, die vermuteten Wechselbeziehungen zwischen materia und movens auf der einen, Figurans auf der anderen Seite zu erhellen.

Daß jedoch solche Wechselbeziehungen bestehen müssen, dieser Eindruck verstärkte sich, je mehr wir uns der vorläufig erreichten Verstummsgrenze in der „idealen“ Mitte des Gedichtes näherten. Man könnte denselben Sachverhalt, bezogen auf die Genese des Gedichtes, auch so bezeichnen, daß für Hölderlin selber (das in der Genese seines Textes arbeitende Bewußtsein) die Gesetzmäßigkeit seines dichterischen Verfahrens und die von der Sache selbst ausgehenden Zwänge sich verstärkten, je näher er, beschäftigt mit dem Aufarbeiten der geschichtlichen Materie, sich dem gegenwärtigen Zeitpunkt der Betrachtung näherte.

Begonnen haben dürfte er gemäß unserer Rekonstruktion erfolgter materia-Rezeption und getätigter Figurationswahl ja „naiv“ mit den (in unserer Zählung verschiedenen Prozeß-Stufen zugeordneten) beiden Sprungbewegungen

(1) [] / [] : I
 (2) <-> pol / mor <-> : [],

wobei, etwas vereinfacht ausgedrückt, sich ihm die zu „I“ passende (Selbst-) Erfahrungsmateria und das zu „(-) pol/mor (-)“ geeignete Figurations-Vorbild wohl nicht ganz von selbst, aber doch auch nicht auf langen Umwegen eingestellt haben dürften. Denn im Andenken an das Vaterländische war er ja, wie wir gesehen haben, aus pietistischer Praxis her geübt, hier konnte er, begünstigt durch Klopstocks allegorische Ausparung, diese Praxis (den praktischen Ausgangspunkt seiner vaterländischen Bewußtseinsbildung) sogar ohne weiteres thematisieren. Und einen tiefen Blick in die Geschichte seines Vaterlandes hatte er ja, spätestens auf dem Ulrichstein, getan. So mochte er, herausgefordert durch Schillers Emigrantenschicksal, mit Lust die nach seinem Abgang scheinbar wieder heile Hohenheimer Welt entlarven¹⁸⁰. Daß freilich Empirie und Praxis, Selbsterfahrung und Geschichtsdeutung, Synchronie des eigenen Lebenslaufs mit dem Verlauf der vaterländischen Geschichte bis zum Tod des zweiten Vaters und Rückläufigkeit des vaterländischen Reflexionsprozesses nach Schillers Flucht¹⁸¹ sich in dieser Versuchsanordnung der Hölderlinischen Lebenspraxis so idealtypisch ineinander fügten, daß sie fast nur noch ins Gedicht gefaßt werden mußten, ist vielleicht wirklich nur noch im Sinne eines subjektiv-objektiven Glücksfalls zu verstehen¹⁸².

¹⁸⁰ Zu Hölderlins Anteilnahme am Schicksal des geflohenen Landsmannes vgl. die Schilderung seiner Ankunft in Ockersheim im Speyerer Reisebrief des Jahres 1788: „Ich kam hier in das nemliche Wirtshaus, in welchem sich der große Schiller lange aufhielt, nachdem er sich aus Stutgard geflüchtet hatte. Der Ort wurde mir so heilig – u. ich hatte genug zu thun, eine Träne im Auge zu verbergen, [...]“ (StA VI, 1. Nr. 23, Z. 188–191.)

¹⁸¹ Vgl. (andeutend) Anm. S. 97. Eine Neubearbeitung der schwäbischen (württembergischen) Literaturgeschichte unter rezeptions- und wirkungsgeschichtlichem Aspekt ist dringendes Desiderat. Sie könnte in vielerlei Hinsicht Modellcharakter tragen.

¹⁸² Als ein im engeren Sinne glückliches Zusammentreffen (für die Aufdeckung des vaterländischen Prozesses in der Genese der ‚Franziska‘-Ode) darf man es wohl bezeichnen, daß Hölderlin gerade eine neue Stufe seiner Bewußtseinsbildung (der diese tragenden Lebenspraxis) erreicht hatte, als ihn die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft Franziskas (der vaterländischen Prozeßfigur des entstehenden Gedichtes) erreichte. (Vgl. Kap. 5 und [T. 1] Kap. 3.) Ob die – aus unserer Sicht – historische Figur Franziska sich zur vaterländischen Prozeßfigur wirklich eignete, muß indes bezweifelt werden. Allenfalls hätte sie es, durch Hölderlins vaterländischen Zuspruch in die Pflicht genommen, nach der Maulbronner Begegnung werden müssen. Aus ihr (und aus ihrem [begrenzten] Verständnis der überreichten Gedichthandschrift) scheint sie jedoch einen (religiös begründeten?) Schrecken davon getragen zu haben. So fällt auf, daß in ihrem Schlußgebet des Jahres 1786 und im Jahresanfangs-Gebet des Jahres 1787 das Motiv der göttlichen „Erhaltung“ nicht nur in starker Konzentration auftritt, sondern, in ihrem frommen Sinne, gewissermaßen an seinen religiösen Ort zurückgestellt wird. (Osterberg, S. 397 f.) Damit steigt die Wahrscheinlichkeit, daß die Tilgung [„der Erhalterin“] in

Doch zeigt ein Blick auf die Verlaufsform des Gedichtes, daß mit dem Zusammentreffen glückhafter Genese-Bedingungen noch nicht die Genese und also auch nicht die genetisch bedingte Mehrdeutigkeit des Prozeßtextes erklärt ist, und ihn wollen wir ja verstehen, nicht den Glücksfall der Hölderlinischen Existenz. Um diesem Ziel näherzukommen, kehren wir noch einmal zurück zur Frage der materia-/movens-Bewegung und ihrer Figurans-Entgegensetzung. Denn daß es sich beim Verhältnis materia/ movens:Figurans zumindest unter anderem um ein gegensätzliches Verhältnis handelt, darüber belehrte uns das zunächst unerklärliche Zustandekommen der jeweiligen Sinngebung (Motiv- und Themabildung), von welcher wir lediglich in Erfahrung bringen konnten, daß sie jeweils doppelten Ursprungs ist, eines materialen und eines figuralen. Wir hatten uns auf dieser Stufe unserer Deutung mit der metaphorischen Bezeichnung begnügt, daß der zweiseitig vermittelte Sinn einerseits „anaptyktisch“ aus der materia-movens-Bewegung hervorgehe und andererseits sich der Figurans-„Einwirkung“ verdanke. Auf einen möglichen Zusammenhang beider Vorgänge machen wir nun die Probe am Beispiel des ersten Interpretamentes (1), dessen Figurans (I) nach Ausweis der beobachteten Wanderung¹⁸³

/	:	I
/ mor (-)	:	
(-) mor /	:	

selbst eine (unendliche) Form des moralisch(-vaterländisch)en Bewußtseins darstellen muß, da es, scheinbar aus dem Nichts hervorgegangen, in die Figurans-Position eintreten kann. Da nun aber der moralische Sinn (der „Glückseligkeit Aller“) beim Übergang der (-vaterländisch-)religiösen materia (inniges Gefühl, das zur Gemütsöffnung drängt)¹⁸⁴ in das politisch(-vaterländische) movens der vaterländischen Rede-Eröffnung (Hinsagen in der freien Art des [deutschen] Volkes)¹⁸⁵ offenbar noch

der Widmungszuschrift des Gedichtes von ihr eigenhändig vorgenommen wurde. (Vgl. [T. 1] Anm. 4, 49.) Daß auch Hölderlin später (auf der Prozeß-Stufe des Jahres 1789) die Diskrepanz bemerkte, dafür zeugt sein Widerruf in der Fragment gebliebenen Ode ‚Die Weisheit des Traurers‘ (StA I, 1. 97–99). Vgl. dazu (vorläufig) Momme Mommsen: Traditionsbezüge als Geheimschicht in Hölderlins Lyrik. [...] – In: Neophilologus 51 (1967), S. 32–40.) Auch ist er, in der Übersetzung der 8. Olympischen Ode Pindars, der [grammatisch geforderten] Antonomasie der „Erhalterin“ für Themis ohne erkennbare Gründe ausgewichen. (StA V, 54, Z. 28 f. u. d. Erl. z. St.)

¹⁸³ Vgl. das Ein- und Vorrücken der „liebende[n] Erhalterin“ als göttliche Natur in vorl. Darst. S. 191.

¹⁸⁴ Vgl. vorl. Darst. S. 195 f.

¹⁸⁵ Ebd.

aussteht (durch Figurans-Vermittlung neu hervorgebracht werden muß), ist anzunehmen, daß er auf dieser Stufe des vaterländischen Prozesses, näherhin der betreffenden materia-movens-Progression das <untergegangene> Vaterländische repräsentiert, welches gewissermaßen ins Unendliche des vaterländischen Bewußtseins abgesunken ist. Im Schema:

$$(1) \quad \langle - \rangle \text{ rel} / \text{ pol} \langle - \rangle : \text{ I} \quad (\text{Z. 1-12})$$

$$\quad \quad \downarrow \text{ mor} \downarrow \quad \quad \uparrow \text{ mor} \uparrow$$

Oder in der mittleren Sprache der deutungsbezogenen Paraphrase:

Wenn der in materia-Position befindliche <vaterländisch->religiöse Motiv-Inhalt (inniges Gefühl, das zur Gemütsöffnung drängt) motivbildend in ein politisch-<vaterländisches> movens übergehen soll, was in der Befreiung zur vaterländischen Rede geschieht, so braucht es – um nämlich eine Abschließung des politischen Horizontes im Sinne des Nationalismus zu verhindern – der Entgegensetzung der idealischen Figurierung im Sinne der „Glückseligkeit Aller“, durch deren Vermittlung das untergegangene Moralische neu hervorgebracht wird.

Wir verfahren genauso auf der zweiten Stufe (2) und finden dabei die Erklärung für die dort beobachtete Wiederherstellung/Erneuerung des religiösen Sinnes. Zunächst im Schema:

$$(2) \quad \langle - \rangle \text{ pol} / \text{ mor} \langle - \rangle : \text{ H} \quad (\text{Z. 13-22})$$

$$\quad \quad \downarrow \text{ rel} \downarrow \quad \quad \uparrow \text{ rel} \uparrow$$

Sodann in der mittleren Sprache der deutungsbezogenen Paraphrase:

Wenn der in materia-Position eingerückte <vaterländisch->politische Motiv-Inhalt (Abschaffung menschenfeindlicher Gewaltherrschaft, Sensibilisierung für menschliches Elend) motivbildend in ein moralisch <-vaterländisches> movens übergehen soll, was in der rettenden Verwandlung der Gesellschaft geschieht, so braucht es dazu – um nämlich eine Abschließung des moralischen Horizontes im Sinne einer Heilen-Welt-Ideologie zu verhindern – der Entgegensetzung der heroischen Figurierung im Sinne einer eschatologischen Ausrichtung, durch deren Vermittlung das untergegangene Religiöse neu hervorgebracht wird.

Für die dritte und vierte Stufe (3) und (4) haben wir bereits aus Anlaß der schwierigen Interpretament-Erfassung mangels gegenständlicher Thematisierung auf den gespeicherten Figurations-Sinn jeweils zurückliegenden Stufen zurückgreifen müssen und verzichten daher auf die Wiederholung unserer dort vorgetragenen Deutung in zusammenhängender Paraphrase. Im Schema erscheint die Figurans-Entgegensetzung zur materia-movens-Bewegung hier wie folgt:

$$(3) \quad \langle - \rangle \text{ mor} / [\text{rel} \langle - \rangle] : \text{ N} \quad (\text{Z. 23})$$

$$\quad \quad \downarrow \text{ pol} \downarrow \quad \quad \uparrow \text{ pol} \uparrow$$

$$(4) \quad \text{ mor} \langle - \rangle / \text{ pol} \langle - \rangle : \text{ H} \quad (\text{Z. 24})$$

$$\quad \quad \downarrow \text{ rel} \downarrow \quad \quad \uparrow \text{ rel} \uparrow$$

Auf die Umkehrung von „<-> mor“ in „mor <->“ bei gleichzeitiger Festhaltung in der materia-Position beim Übergang von (3) nach (4) werden wir noch zurückzukommen haben. Sie läßt den betreffenden Motiv-Inhalt (Vorstellung einer rettenden vaterländischen Verwandlung) ja schon in der materia-Position in der Form des movens erscheinen, in welches er, seinem Inhalt nach, erst übergehen soll (Selbsterfüllung des vaterländischen Prozesses). Es droht hier also offenbar die Gefahr einer unkontrollierten Doppelmotivierung (Verwilderung) des vaterländischen Prozesses, welche uns in anderem Zusammenhang bereits begegnet ist¹⁸⁶ und zu deren Ableitung/Destruierung die betreffende Figurierung (Sinnentziehung) dient. Ihr Paradigma gilt mit einer gleich noch nachzutragenden Abweichung für alle der Verstummungsgrenze (4) folgenden Interpretamente, welche wir, im nur mehr abgekürzten Verfahren, zum Schluß noch zusammenhängend deuten bzw. am komplettierten Verlaufsschema des gesamten Gedichtes erläutern wollen:

$$(1) \quad \langle - \rangle \text{ rel} / \text{ pol} \langle - \rangle : \text{ I} \quad (\text{Z. 1-12})$$

$$\quad \quad \downarrow \text{ mor} \downarrow \quad \quad \uparrow \text{ mor} \uparrow$$

$$(2) \quad \langle - \rangle \text{ pol} / \text{ mor} \langle - \rangle : \text{ H} \quad (\text{Z. 13-22})$$

$$\quad \quad \downarrow \text{ rel} \downarrow \quad \quad \uparrow \text{ rel} \uparrow$$

$$(3) \quad \langle - \rangle \text{ mor} / [\text{rel} \langle - \rangle] : \text{ N} \quad (\text{Z. 23})$$

$$\quad \quad \downarrow \text{ pol} \downarrow \quad \quad \uparrow \text{ pol} \uparrow$$

$$(4) \quad \text{ mor} \langle - \rangle / \text{ pol} \langle - \rangle : \text{ H} \quad (\text{Z. 24})$$

$$\quad \quad \downarrow \text{ rel} \downarrow \quad \quad \uparrow \text{ rel} \uparrow$$

$$(5) \quad \text{ rel} \langle - \rangle / \langle - \rangle \text{ mor} : \text{ N} \quad (\text{Z. 25-28})$$

$$\quad \quad \downarrow \text{ pol} \downarrow \quad \quad \uparrow \text{ pol} \uparrow$$

$$(6) \quad \text{ pol} \langle - \rangle / \langle - \rangle \text{ rel} : \text{ I} \quad (\text{Z. 29-32})$$

$$\quad \quad \downarrow \text{ mor} \downarrow \quad \quad \uparrow \text{ mor} \uparrow$$

¹⁸⁶ Vgl. T. 1, S. 69–77. (Betr.: wilde Genese-Prämissen in den monothematischen Einzeldeutungen der ‚Franzisca‘-Ode.) Die „rein“-literarische (ästhetische) Einzeldeutung des Gedichtes (ebd. S. 72–75) erweist sich nun als (aufs Ganze gesehen untauglicher) Versuch einer moralischen Einzeldeutung, welche, im Unterschied zur offen politischen bzw. religiösen Einzeldeutung ihr im Grunde legitimes (Einzel-)Erkenntnis-Interesse verleugnet. (Im Hinblick auf die im Bereich der neueren deutschen Philologie immer noch das Feld beherrschende Praxis der „rein“-literarischen Deutung wahrlich kein ermutigendes Bild!)

Die erwähnte Abweichung betrifft die (scheinbare) Rückläufigkeit der materia-movens-Bewegung in der Grundschrift (des vaterländischen Prozesses), welche sich aber in Wirklichkeit als eine Frage des Festhaltens ihres Ursprungs im <untergegangenen> Vaterländischen herausstellt. Denn festgehalten werden – durch Ableitung/Destruierung des in (4) noch motivierenden (in die movens-Position vorrückenden) politischen Figurations-Sinns – soll in (5) offenkundig die vaterländische <Grund->Bedeutung des <vaterländisch->moralischen Motiv-Inhalts einer versöhnten, mit sich selbst im Frieden lebenden Gesellschaft, wie er schon in (3) in der materia-Position aufgetaucht war, dann aber beim Übergang nach (4) unter Umkehrung seiner Ausrichtung vom <untergegangenen> auf das <ausstehende> Vaterländische gewissermaßen gegen seine Eigendynamik in der materia-Position festgehalten worden war¹⁸⁷. So bleibt es denn dem am Rande des Grabes redenden Greis vorbehalten, den Menschheitsgedanken einer so versöhnten Gesellschaft offen (in naiver Figurierung) auszusprechen, wobei zugleich die unendliche Form des politisch-vaterländischen Bewußtseins (von dieser versöhnten Gesellschaft) wiederhergestellt (sie selbst als letzter Erdgedanke dieses am Rande des Grabes redenden Greises an die Grenze des endlichen Bewußtseins hinausgerückt) wird. Und nicht umsonst ist es das untergegangene Religiöse des Hohenheimer Eremiten-Abschieds-/Gesellschaft-Verwandlungs-Theaters (2), das in naiver Figurierung (3) nicht (noch nicht) ausgesprochen werden durfte, nun aber, unter der Kontrolle des unendlichen politisch-vaterländischen Bewußtseins als religiös <-vaterländische> Zielvorstellung festgehalten werden kann (in materia-Position mit movens-Ausrichtung). Sein Zwischenspiel als endzeitlich richtende Figurans (4) erweist sich damit als objektiv „an der Zeit“ im Sinne der bereits aufgelaufenen und noch zu leistenden Wiederherstellung des Vaterländischen, wie denn überhaupt an der Objektivität der „materia-/

¹⁸⁷ Bei der hier einmal versuchsweise unternommenen Einsetzung der Grundton-Symbole des Töne-Wechsel-Schemas und gleichzeitiger (von Hölderlin nicht mehr ausgeführter) materia-Rubrizierung ergäbe sich somit folgendes Bild der „idealischen Katastrophe“ des Gedichtes:

(materia) / movens : Figurans				
(h)	—	n	— I	(1)
(n)	—	i	— H	(2)
{ (i) }	—	h	— N	(3)
{ (i) }	—	n	— H	(4)
(h)	—	i	— N	(5)
(n)	—	h	— I	(6)

movens:Figurans“-Entgegensetzung zu zweifeln immer weniger begründeter Anlaß besteht. Nur hat man offenbar davon auszugehen, daß die Wirkungsweise dieser Entgegensetzung diesseits und jenseits der Verstummungsgrenze (des Gedichtes) verschieden ist. Während nämlich die jeweilige Figurierung der materia-movens-Progression diesseits der Verstummungsgrenze ihrer sinngebenden Motivierung dient, also den vaterländischen Reflexions-Prozeß (und über diesen auch den Grundprozeß der vaterländischen Geschichtsentwicklung) voranbringt, dient sie jenseits dieser Verstummungsgrenze offenbar der sinnaufnehmenden Erhaltung ihres Grundes (der in den einzelnen Motiv-Inhalten enthaltenen <Grund->Bedeutung) oder, bezogen auf den Grundprozeß der vaterländischen Geschichtsentwicklung, dem Andenken seiner untergegangenen Momente¹⁸⁸. So kann etwa, um noch einmal den Prozeßverlauf des ganzen Textes (des in ihm figurierten vaterländischen Prozesses) am Beispiel eines Motiv-Inhaltes (Prozeß-Momentes) zu überblicken, aus dem <vaterländisch->religiösen Motiv-Inhalt des „feurigen Hingewiesen-Seins [zur Vollkommenheit]“¹⁸⁹ über das untergegangene (in Schillers heroischer Figurierung wiederhergestellte) Religiöse [„verzehrendes Feuer“ in Latenz]¹⁹⁰ und sein Einrücken in die Figurans-Position [„reinigendes Feuer“ (der prophetischen Berufung) in Latenz]¹⁹¹ und das Festhalten seiner <vaterländisch->religiösen Grundbedeutung [„Feuer vom Him-

¹⁸⁸ Entsprechend scheint Hölderlin auf einer späteren Stufe des vaterländischen Prozesses, zur Zeit der bereits rückläufig gewordenen (in eine neue Diktatur einmündenden) Französischen Revolution, das Verlaufsschema der harmonischen Entgegensetzung umgekehrt zu haben, so daß nun, über veränderter Laufrichtung des vaterländisch figurierten geschichtlichen Prozesses, ein bewahrendes Festhalten seiner <vaterländisch->politischen Grundbedeutung im (sc.: Lyrischen) Gedicht möglich wird. Das Schema (vgl. StA IV, 1. 239) lautet nunmehr:

[(materia)] / [movens]		:	[Figurans]
(h)	—	n	— I
(i)	—	h	— N
{ (n) }	—	i	— H
{ (n) }	—	h	— I
(h)	—	i	— N
(i)	—	n	— H
(n)	—	h	— I

¹⁸⁹ Vgl. Langen, Wortschatz des dt. Pietismus, S. 337 f.

¹⁹⁰ Vgl. den Schwur Karl Moors zu dem „dreymalschröcklichen Gott, der [...] feuerverflammt über der Nacht!“ (NA 3, 115, Z. 1–3) und Mosers Gerichtsrede: „[...] es wird ein Bliz seyn, der die Mitter-Nacht eures Lebens überflammt, [...]“ (ebd. 122, Z. 32 f.)

¹⁹¹ Vgl. Jes. 6, 6 f. (Vgl. auch Anm. 169.)

mel“] bei gleichzeitiger Umkehrung seiner Ausrichtung [„Naturfeuer“]¹⁹² schließlich im Sinne eines Andenkens an die [„feurigen“/„befeuernden“] Taten vaterländischer Helden¹⁹³ in der movens-Position der letzten Stufe der „erste feurigste Trieb“ des Mannes werden, aus seinem momenthaften Aufleuchten als „Gedank der Stund“ (1) das sich „leise“ bildende, aber nicht mehr abreißende vaterländische Bewußtsein (6).

So hätten wir zum Schluß noch einen Blick in die „Werkstatt“ des vaterländischen Prozesses selbst geworfen, aus welcher ja offenbar beide Bewegungen, der sogenannte Basis-Prozeß der Grundsicht wie auch der Reflexionsprozeß des sogenannten Überbaus, hervorgehen und die wir, über weite Strecken unserer Untersuchung, in einer viel innigeren, aber auch gesetzmäßigeren Wechselwirkung erfahren haben, als dies vom Standpunkt irgendeiner idealistischen oder materialistischen Dialektik zu erwarten gewesen wäre. Die Frage stellt sich ernsthaft, ob nicht bereits ein Hegel die subjektiv-objektive Wirkungsweise des vaterländischen Prozesses so sehr verkürzt und in das Prokrustesbett dialektischer Methode eingezwängt hat, daß alle (zumindest alle großmaßstäblichen) Versuche, ihn wieder als ganzen zu denken bzw. sich selbst prozeßhaft zu ihm zu verhalten, fehlschlagen mußten. Im Einzelfall, vor allem in der an Hölderlins Texten festhaltenden Praxis, mag das dagegen immer wieder gelungen sein. So erfüllt es uns denn auch mit Hoffnung, wenn wir vor allem die Jugend in allen Teilen der Welt sich seinen Texten in verstärktem Maß zuwenden sehen. Hölderlins Werk repräsentiert ja doch, wenn wir es richtig sehen, eine neue, höchste Entwicklungsstufe des menschheitlichen Bewußtseins, und es mehren sich neuerdings in einem geradezu erschreckenden Maß die Zeichen, daß wir, auf allen Gebieten des menschlichen Zusammenlebens wie auch in der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung, der anstehenden Probleme nicht mehr Herr werden, solange wir sie mit den Mitteln eines wildgewordenen Prozeßdenkens oder gar mit den Denkmöglichkeiten eines hinter die erreichte Bewußtseins-Stufe regredierenden Progreßdenkens zu meistern versuchen. Eine kleine Unterlassung hat Hölderlin, falls dieses Defizit nicht durch Überlieferungsschwund entstanden ist, indessen auch begangen, als er uns seine Erkenntnis von der Wirkungsweise des vaterländischen Prozesses (nur) in der verschlüsselten Form seiner Homburger Aufsätze hinterlassen hat. Doch wer weiß, ob er sich materia nicht eben nur als materia/movens denken konnte, so daß es

¹⁹² Zur Charakterisierung Johann Jakob Mosers als Mann mit dem „wildem Naturfeuer“ vgl. Grube, S. 445.

¹⁹³ Den „feurigen Schiller“ stellt Hölderlin sich und dem Freunde Immanuel Nast vor Augen. (StA VI, Nr. 6, Z. 26.)

für ihn einer eigenen Explizierung des Grundtons (Basis-Prozesses) in seiner harmonischen Entgegensetzung zum jeweiligen Kunstcharakter (Reflexionsprozeß) gar nicht bedurfte.

*

Eine Darstellung der unter eigenem Kapitel [9] angekündigten Konsequenzen aus unserer genetischen Deutung der ‚Franzisca‘-Ode unterbleibt, da sie den Rahmen dieses Aufsatzes endgültig sprengen würde. Auch erscheint dem Verfasser der lebendige Austausch von Erfahrungen mit den Lesern dieses Jahrbuchs, aus welchem sich vielleicht sogar Anregungen zu gemeinsamer Praxis ergeben könnten, jetzt wichtiger als die Fortführung des Monologs¹⁹⁴.

¹⁹⁴ Dieser selbst schon fast prozeßhaft entstandene Aufsatz ist gewidmet den motivierenden Figurations-Vorbildern meines Philologie-Studiums: Friedrich Beißner (: I), Emil Staiger (: H) und Hermann Bausinger (: N). Für entsprechende Sinnentziehung sorgte eine wechselvolle Berufspraxis im Schatten des 1968 zuletzt versäumten Vaterländischen. Ernst Zinn in Tübingen hat über diese Zeit den Glauben an die Philologie der Zukunft in mir wachgehalten, Wolfgang Binder in Zürich mich zur Offenlegung dieses Vorlauf-Versuchs ihrer theoretischen Grundlegung ermutigt. Meine Schüler haben mich immer wieder nach Hölderlin gefragt.

'Freie Wahl' oder 'Willkür des Zevs'
Hölderlins Weg vom Schönen zum Tragischen

Von

Friedrich Strack

Paul Requadt zum 75. Geburtstag

Hölderlins 'philosophische Verlegenheit'¹ ist einer Verlegenheit der Philosophen gewichen. Schenkten sie ihm zunächst kaum Aufmerksamkeit, so suchen sie heute seinen Rat. In sokratischer und platonischer, in spinozistischer und idealistischer, ja selbst in marxistischer Gesellschaft ist Hölderlin ein willkommener und vielbefragter Gast: Über Liebe und Schönheit, Natur und Kunst, Mythologie und Religion sowie über Geschichte und Gesellschaft muß er Rede und Antwort stehen.

In der Tat ist *Schönheit* sein Thema in Dichtung und Philosophie. So bleibt *Gefühl* auch sein Richter; es ist „Zügel und Sporn“ seinem Geist (StA IV, 233, 23). – Der Schönheit wegen schrieb er den 'Hyperion' mehrmals um; ihretwegen war er bereit, Leid auf sich zu nehmen, um es zu tragen „auf den Schultern“ wie eine „Last von Scheitern“, die „zu behalten“ ist (StA II, 197, 5f.). –

Das Werden dieser vergänglichen Schönheit ist Hölderlins eigene Geschichte. Sie läßt Phasen des Glücks und des Leids erkennen, die mit Krisen des Denkens eng verknüpft sind. Es ist Ziel dieser Untersuchung, die Nahtstellen in Hölderlins Entwicklung der Schönheitsidee herauszuarbeiten. Dabei sollen Bindeglieder, aber auch Risse in seinem Denkbau hervortreten. Erst wenn die Spannungen zwischen Früh- und Spätphilosophie sichtbar werden, ist Hölderlins geistige Leistung in ihrer Gesamtheit zu würdigen.

I

Dieter Henrich hat die Ursprünge von Hölderlins Denken skizziert²: Seine Quellen liegen in platonischen Höhen; gespeist wird es durch die

¹ Davon spricht Beda Allemann anlässlich seiner Betrachtung der 'Verfahrungsweise'. In: B. A., Hölderlin und Heidegger, Zürich 1954, 158. – Vgl. auch L. Ryan, Hölderlins Lehre vom Wechsel der Töne, Stuttgart 1960, 30f.

² Dieter Henrich, Hegel und Hölderlin. In: Hegel im Kontext, Frankfurt 1971. – Darauf stützt sich die folgende Zusammenfassung.

vereinigungsphilosophischen Ströme des 18. Jahrhunderts, in der Vermittlung durch Hemsterhuis, Herder und Schiller; in befestigte Bahnen lenken es schließlich Kant und Fichte.

Das griechisch-hesperische Gefälle dieser Gedankenbewegung ist die treibende Kraft der beunruhigenden Gegensätze „Liebe“ und „Selbstheit“. Sie zu vermitteln war Hölderlins Bemühen Zeit seines Lebens. Aber nur in besonderen Fällen – und dann nur „eine Weile“ (StA II, 147) – gelang ihm der 'Ausgleich'. Solche Augenblicke sind die Inseln der Schönheit in Hölderlins Dasein, aber auch in seinem Denken, das Henrich folgendermaßen zusammenfaßt:

„Der Mensch geht hervor aus einem einigen Grund, auf den er bezogen bleibt in der Gewißheit von den Voraussetzungen seines Daseins und der Idee von der Möglichkeit neuer Einigkeit. Zugleich ist er gebunden in eine Welt, die ebenso wie er dem Gegensatz entstammt. Um der Einigkeit willen strebt er tätig hinaus über jede ihrer Grenzen. Doch es begegnet ihm in ihr zugleich das Schöne, – eine Antizipation der Einigkeit, die er verloren hat und die er wieder herstellen soll. Indem er es liebend umfängt, verwirklicht sich ihm in Grenzen, was als ganze Wahrheit in unendlicher Ferne liegt. So wird er mit Recht von ihm befangen. Doch darf er auch nicht vergessen, daß sein tätiges Wesen zum Überstieg über das Endliche aufgerufen ist. Im Widerstreit von Liebe und Selbstheit läuft er, verirrt oder über sich verständigt, seine Bahn.“³

Dieser philosophische Grundriß von Hölderlins Denken wird durch die Jenaer Vorstufen, besonders aber durch die 'Vorrede' der vorletzten Fassung des 'Hyperion' gesichert (StA III, 235 ff.). In der Forschung ist er anerkannt und weiterentwickelt worden⁴. Zuletzt hat Gerhard Kurz in einem „Versuch“⁵ dem *Vermittlungsdenken* Hölderlins einen universalen Anspruch eingeräumt: Nicht nur die „entgegengesetzten Lebenstendenzen“ *im Menschen*⁶ sollten zum Ausgleich gebracht werden; Hölderlins Ideal einer schönen Lebensgemeinschaft gründe in der Vermittlung von Poesie, Philosophie und Religion und fordere eine revolutionäre Befreiung in praktischer Absicht⁷. „Radikaler ... noch als Hegel

³ AaO, S. 22.

⁴ Bernhard Lypp, Ästhetischer Absolutismus und politische Vernunft, Frankfurt 1972. – Jürgen Söring, Die Dialektik der Rechtfertigung. Überlegungen zu Hölderlins Empedokles-Projekt, Frankfurt 1973.

⁵ So nennt der Verfasser seine Studie unter dem Titel: Mittelbarkeit und Vereinigung. Zum Verhältnis von Poesie, Reflexion und Revolution bei Hölderlin, Stuttgart 1975, S. 2.

⁶ So Henrich, aaO, S. 17 u. a.

⁷ So vor allem S. 10 ff.

die Philosophie [habe] Hölderlin die Dichtung in dieser revolutionären geschichtsphilosophischen Situierung begriffen. Dichtung [sei] Mimesis der vergangenen und Antizipation der zukünftigen neuen Welt, sie [sei] das ›Begriffen‹ eines revolutionären Übergangs, der sich in ihr selbst inne [werde]“. „Weil sie als Vermittlung den Gegensatz“ anerkenne, sei sie tragisch. Aber überwunden werde die „Disparatheit im Prinzip der ‘Vereinigung’...“, das in der ‘Liebe’, in der ‘Schönheit’ und in der ‘neuen Religion’ als dialogische Gleichheit“ walte⁸.

Damit wird das ästhetische Vereinigungsdenken Hölderlins, dessen Traditionsbezüge Kurz im Blick auf Henrichs Skizze weiterverfolgt, auf einen politisch-praktischen Anspruch hin exponiert. Etwas unvermittelt tritt Schönheit aus dem Schaume des Meeres in eine unreine Welt, uneinigenk der Verletzungen, die Uranus zu erleiden hatte: Die Leichtigkeit ihres Gangs verschleiert die Not ihrer Zeugung und die Schwere ihrer Geburt in Hölderlins Denken; denn Schönheit – als *Vermittlung* – stellt ein relativ spätes Entwicklungsstadium in seiner Lehre dar. Ihre komplizierten Umbrüche bleiben verdeckt, wenn sie auf *ein* Prinzip reduziert wird.

II

Vor allem die frühen Hymnen und die ersten philosophischen Versuche sowie das Thalia-Fragment des ‘Hyperion’ sind unter dem Vereinigungsprinzip nicht recht zu begreifen⁹. Vereinigung (im Sinne von Freundschaft) und liebende Hingabe sind hier zwar bereits Themen der Dichtung; die Grundtendenz ihres Strebens jedoch geht auf ekstatische Vereinigung der menschlichen Seele mit dem Übersinnlichen, das als göttliche Macht der Schönheit, der Freiheit oder der Harmonie figuriert. Der hymnische Stil ist diesem Grundzug der frühen Dichtung angemessen. Ebenso können Hyperion die „armseeligen Mitteldinge von Etwas und Nichts“ kein Genüge verschaffen (StA III, 164). Was ihm „nicht Alles, und ewig Alles ist, ist [ihm] Nichts“ (ebd.). Das ‘Fragment’ endet mit dem Anspruch: „Es muß heraus, das große Geheimniß, das mir das Leben giebt oder den Tod.“ (StA III, 184)

So wird man kaum davon ausgehen dürfen, daß bereits in Hölderlins

⁸ AaO, S. 12–13.

⁹ Hier ist ‘Liebe’ bzw. ‘Leben’ kein „Akt der Vereinigung widerstrebender Kräfte...“, die um der Behauptung des Bewußtseins willen die Differenzen nicht gänzlich auslöschen darf“, wie es Herders Forderung entspräche (Kurz S. 26); ‘Liebe’ ist hier noch in extremer Weise auf die Überwindung der Endlichkeit gerichtet.

frühem Denken eine – wenn auch konfliktreiche und von Irrungen beherrschte – „Vereinigung ... entgegengesetzte[r] Lebenstendenzen“ angelegt ist¹⁰.

Auch die einzigen theoretischen Entwürfe dieser Zeit, die Fragmente ‘Über das Gesez der Freiheit’ und ‘Über den Begriff der Straffe’ lassen sich dem vereinigungsphilosophischen Kontext nicht zuweisen. Zwar versucht Hölderlin im ‘Gesez der Freiheit’ Schillers Schrift ‘Über Anmut und Würde’ zu folgen, die eine Überbietung Kants in der Vereinigung von Vernunft und Sinnlichkeit proklamierte; zugleich aber hält er – im Gegensatz zu Schiller – an Kants strenger Gesetzesforderung nachdrücklich fest: „Das Gesez der Freiheit . . . gebietet, one alle Rücksicht auf die Hülfe der Natur“ (StA IV, 212).

An der Verbindung von „Einbildungskraft“ und „moralischer“ Gesetzesordnung läßt sich – zum ersten Male – Hölderlins Absicht erkennen, ein poetisches Gesetz zu formulieren, das seine Tübinger Begeisterung für die Ideale auf einen (kantischen) Begriff bringen will. In dieser paradoxen Verknüpfung von begeistertem Überschwang und kantischer Gesetzesregel liegt die Pointe seiner frühen Kantrezeption, die zugleich ein gravierendes Mißverständnis enthält¹¹. Darauf ist hinzuweisen, wenn Hölderlins frühe Entwicklung einer späteren Phase bruchlos angeglichen wird, obgleich sie deren schärfsten Kontrast bildet.

So erscheint es auch methodisch bedenklich, wenn das Thalia-Fragment des ‘Hyperion’ und dessen Vorrede durch Resultate gedeutet werden, die erst an den späteren Jenaer Vorstufen gewonnen wurden¹². Obgleich die Jenaer Fassungen nur wenige Monate nach der Thalia-Fassung entstanden, ist die Differenz zwischen beiden Konzeptionen gravierend. Hölderlin hätte kaum eine Neufassung in Angriff genommen und das frühe Produkt „eine dieser rohen Massen“ genannt (StA VI, 154), wäre sein Standpunkt der gleiche geblieben. Wenn er fähig war, seine Orthographie innerhalb weniger Wochen gewaltsam umzustellen, so darf man ihm – unter dem unmittelbaren Einfluß Fichtes und Schillers – durchaus auch eine gedankliche Umorientierung zutrauen. Die verschiedenen ‘Hyperion’-Fassungen sind dafür ebenso sichere Belege wie Hölderlins Weg vom platonischen ‘Phaidros’ (zu dem er noch in Waltershausen einen – kantischen – „Kommentar“ schreiben wollte, StA VI, 137) zum pla-

¹⁰ Vgl. Henrich, aaO, S. 17, und Kurz, aaO, S. 50.

¹¹ Mit diesem Problem befaßt sich meine Dissertation: *Ästhetik und Freiheit. Hölderlins Idee von Schönheit, Sittlichkeit und Geschichte in der Frühzeit*, Tübingen 1976; deshalb gehe ich hier nicht näher darauf ein.

¹² Vgl. Kurz, aaO, S. 47/48, und Henrich, aaO, S. 17.

tonischen 'Symposion' (dessen Liebesidee er in Jena unter bewußtseinsphilosophischen Aspekten erweitert, StA III, 201). Der erste Dialog steht noch ganz unter dem Thema des sehnsüchtigen Verlangens der Seele nach ihrem verlorenen Ursprung; der zweite aber unter dem der liebenden Wechselvereinigung. – Die Selbstkritik des Erzählers zu Anfang von 'Hyperions Jugend' (StA III, 199) ist deshalb ohne weiteres verständlich als Selbstkritik Hölderlins seinem früheren Waltershäuser Standpunkt gegenüber, der einseitig auf das Prinzip der Freiheit als autonomer Selbstbestimmung fixiert war.

– Die neue Anerkennung der 'Hilfe der Natur' (StA III, 199 u. a.) bedeutet demgegenüber eine entscheidende Wende. Erst in Jena tritt der Gedanke der „Wechselwirkung“ und damit auch die Bereitschaft zur liebenden Hingabe an das Nächste in den Gedankenhorizont Hölderlins. Die „exzentrische Bahn“, die die Vorrede des Thalia-Fragments entwirft, ist deshalb nicht als Bahn der 'Liebe' oder des 'Eros' zu fassen, die sich in der Vereinigung entgegengesetzter Lebenstendenzen vollendet¹³, sondern eher als Schicksalsweg des strebenden Menschen, der durch die Erkenntnis der Freiheit, durch die „Organisation, die wir uns selbst zu geben im Stande sind“ (StA III, 163), das *erwirbt*, was ihm als ursprüngliche „Organisation der Natur“ verloren gegangen ist. „Die Einfalt und Unschuld der ersten Zeit erstirbt, daß sie wiederkehre in der vollendeten Bildung, und der heilige Friede des Paradieses gehet unter, daß, was nur Gabe der Natur war, wiederaufblühe, als *errungnes* Eigentum der Menschheit“ (StA III, 180). Hyperion ist im frühen 'Fragment' der Held der Freiheit, der in extremer Weise durch das Ziel, nicht durch den Weg bestimmt ist.

Erst die Vorrede der vorletzten Fassung entwirft ein Ideal der 'Einigkeit', das „aus dem ewigen Widerstreit zwischen unserem Selbst und der Welt“ hervorgeht (StA III, 236) und nicht mehr auf der autonomen Selbstmacht des Menschen beharrt (StA III, 235 ff.).

III

Somit erhält erst in Jena Hölderlins *Vermittlungsdenken* seinen entscheidenden Anstoß. Dafür ist nicht allein Fichtes Bewußtseinsstruktur maßgebend, sondern vor allem Schillers Schrift 'Über die ästhetische Erziehung des Menschen', die ein „Mittleres“, einen „schönen Zustand“ postu-

¹³ Vgl. Kurz, aaO, S. 48 u. 52; Henrich, aaO, S. 17.

lierte, der Sinnentrieb und Vernunfttrieb vereinigen sollte. Schiller selbst berief sich auf Fichtes 'Wechselvereinigung', – so war der Weg zur 'Wissenschaftslehre' geebnet.

Zunächst allerdings begegnete Hölderlin Fichte mit Skepsis: Er hatte ihn im Verdacht, „über das Factum des Bewußtseins in der *Theorie* hinaus“ zu wollen (StA VI, 155); Hölderlin aber hielt diesen Überstieg weder in der 'Theorie' noch in der Praxis für möglich. Allein im *Ästhetischen* – wie er Schiller mitteilt (StA VI, 181) – hoffte er, die Spannungen zwischen Subjekt und Objekt aufheben zu können. Vor allem dadurch gewinnt Hölderlin seine Sonderstellung unter den philosophierenden Geistern der Zeit, die er auch späterhin beibehält.

Aus seiner Mitteilung an Schiller und seinem (den früheren Aussagen gegenüber) überraschenden Bekenntnis zur Endlichkeit in den 'Hyperion'-Vorstufen (StA III, 195) darf man schließen, daß Hölderlin in der Jenaer Zeit die Beziehung zum verlorenen 'Grund' nicht zum vorrangigen Thema seiner Überlegungen machte. Seine Beteuerung in 'Urtheil und Seyn', daß „Urtheil ... im höchsten und strengsten Sinne die *ursprüngliche Trennung* des in der intellectualen Anschauung innigst vereinigten Objects und Subjects ...“ bedeute (StA IV, 216), ist durchaus wörtlich zu nehmen. Hölderlin ging es zunächst weniger um den 'Ursprung' als um die *neue* Vereinigung des Getrennten, die er im ästhetischen Produkt, in der „intellektualen Anschauung“ (dieser Begriff ist für ihn – im Gegensatz zu Schelling – ästhetisch fundiert!) *herzustellen* für möglich hielt und im Schönen sogar als *wirklich* erfuhr. Die gering-schätzigste Beurteilung des Einheitsgrundes als eines „Nichts“ im 'Systemprogramm' (StA IV, 297) spiegelt noch Hölderlins zunächst mangelndes Interesse für das, was den Trennungen 'vorausgesetzt' werden muß¹⁴; erst später, durch die Erfahrung des Verlusts der errungenen 'Einigkeit', richtet sich sein Denken nachdrücklicher auf die Beziehung zum 'Grund'. Wie für Hegel in Frankfurt ist dieser für Hölderlin schon in Jena nichts weiter als ein Gegenstand des 'Glaubens' (StA III, 236, 29), während Sinclair ihn offenbar auch als Gegenstand des 'Wissens' zu explizieren versuchte¹⁵.

¹⁴ Die „nothwendige *Voraussetzung* eines Ganzen“ („wovon Object und Subject die Theile sind“ – StA IV, 216, 7) kann ohne weiteres so verstanden werden, daß Objekt und Subjekt nur *im Hinblick* auf ein „Ganzes“ zu denken sind. – Hervorhebungen innerhalb von Zitaten Hölderlins im Text und in den Anmerkungen stammen vom Verf. Ausnahmen werden eigens vermerkt.

¹⁵ Vgl. dazu Sinclairs Reportagedicht über die erste Begegnung mit Hegel in Homburg, das Hannelore Hegel in ihrer Arbeit: Isaac von Sinclair zwischen Fichte, Hölderlin und Hegel, Frankfurt 1971, S. 284 ff. abdruckt. – Vgl. bes. V. 84/85.

Die tätige Herstellung der 'Einigkeit', wozu Fichtes praktische Tatphilosophie die Grundlage bot und Schiller das Ideal bereitstellte (denn von Schönheit als Einigkeit war bei Fichte keine Rede), wird so von Hölderlin in Jena und in der anschließenden 'Vorrede' zur vorletzten Fassung des 'Hyperion' zum Programm erhoben. Zunächst tastet Hölderlin jedoch nur die Möglichkeit einer Verbindung der Gegensatzprinzipien ab: Mit der Anwendung des platonischen Mythos von Poros und Penia sucht er Fichtes „Wechselbestimmung“ zu verdeutlichen und Schillers ästhetischem „Mittelzustand“ gerecht zu werden (StA III, 201). Daß die Vereinigung der Gegensätze beim Geburtsfest der Aphrodite stattfindet, hat einen entscheidenden Grund: Nur aus Anlaß des schönen Ereignisses kann sie gelingen; Schönheit ist die erste Voraussetzung aller liebenden Vereinigung, und diese ist zugleich die Feier der Schönheit.

Bedeutsam ist auch die Weise, in der Hölderlin den platonischen Mythos verändert: Während Penia im 'Symposion' sich dem schwelgenden Poros aufdrängt, deutet Hölderlin beider Gemeinschaft als freie Zuneigung des Geistes. Dieser 'adelt' somit die Dürftigkeit. Entsprechend Schillers Anmutsidee wird die Würde des Geistes gewahrt, während bei Plato die 'Dürftigkeit' dem berauschten 'Reichtum' ein Schnippchen schlägt. – Der schwäbische Pietismus feiert offenbar nur Orgien der Reinheit.

Durch ihre Verbindungskraft, die die Gegensätze vereinigt, ist 'Liebe' in den Jenaer 'Hyperion'-Fragmenten nicht mehr „Führer auf einem Weg“ – wie im Thalia-Fragment und den frühen Hymnen –, sondern ein ständiger „Vereinigungsprozeß, in dem das Verlangen nach Selbstsein, nach Selbstbehauptung und das Verlangen nach Hingabe als Formen und Äußerungen der einen Liebe aufgefaßt werden können“¹⁶.

Das Vereinigungsprogramm der 'Vorrede' zur vorletzten Fassung des 'Hyperion' überbietet die in mythischen Bildern entwickelten Vorstellungen der Jenaer Fragmente in einem entscheidenden Punkt: nämlich darin, daß sie die „Vereinigung“, „jenes Seyn, im einzigen Sinne des Worts“ als „vorhanden“ behauptet (StA III, 237). Dieser Gedanke ist einmalig im Kontext idealistischen Denkens und Hölderlins eigenstes Eigentum¹⁷; er geht auch über Schillers Schönheitsvorstellung hinaus, der

¹⁶ Kurz, aaO, S. 47.

¹⁷ Darauf hat bisher nur Jürgen Söring, *Die Dialektik der Rechtfertigung. Überlegungen zu Hölderlins Empedokles-Projekt*, Frankfurt 1973, mit entsprechendem Nachdruck hingewiesen. Vgl. S. 52 ff., bes. S. 56: „Das *Vorhandensein* der Schönheit soll das *Dasein des Seins in der Welt* sogar in dem Sinne begründen können, daß es (das *Vorhandensein*) als Garant seiner (des unendlichen Seins) Verwirklichung in der Zukunft eines 'neuen Reiches' gilt.“

die Vereinigung von Vernunft- und Stofftrieb im Spieltrieb nur als „schönen Schein“ gelten lassen wollte. Insofern ist zu erwägen, ob die *Vorhandenheit* des Absoluten im Endlichen eine „Aufhebung der Zeit in der Zeit“, die Hölderlin letztlich veranlaßt, die idealistischen Progressionsmodelle aufzugeben, nicht *mehr* bedeutet als eine bloße „Antizipation der Einigkeit“, deren Erfüllung ins Unendliche hinausgeschoben werden muß.¹⁸ Wäre Schönheit nur ein Vorgeschmack künftiger Vollendung, dann wäre Hölderlins Schmerz um ihren Verlust nicht so unendlich.

Die schöne Erfüllung *im Endlichen* aber ist für Hölderlins weitere Entwicklung entscheidend, denn sie wirft die Frage auf, wie es nach solcher Vollendung überhaupt noch weitergehen könne. Hölderlin hat sie im zweiten Band des 'Hyperion' zu beantworten versucht und dabei erstmals seine Konzeption des Tragischen entwickelt, die als Kehrseite seines Schönheits- und Vermittlungsdenkens gelten kann. Im endgültigen 'Hyperion' treibt Hölderlin damit sein Vereinigungsprogramm auf die Spitze und hebt es zugleich auf: Während er früher Schönheit nur als „simultane Integration der Lebenstendenzen“ begriff (Jenaer Fragmente und vorletzte Fassung), beruht sie hier „auf einem geregelten Wechsel von Akten, in denen jede dieser Lebenstendenzen für einen Augenblick freigesetzt wird“¹⁹.

Hyperions Weg von Tina zunächst nach Smyrna, dann nach Kalaurea und Athen (erster Band) erscheint – (gegenüber den früheren Irrwegen) – nun erst als ein *notwendiger* Gang, in dem „auch der Irrtum, weil [er] im ganzen [des] Systems, in seine Zeit und seine Stelle“ gesetzt ist, „zur Wahrheit wird“ (StA IV, 234). Hier ist mit Recht zu sagen, daß die Einheit des Ganzen „nicht jenseits des Verlaufs, sondern in ihm“ und durch ihn offenbar wird²⁰. Hyperion findet das „Reich“, in dem „die Schönheit Königin“ ist (StA III, 237), im Sonnenglanz Athens in der seligen Gemeinschaft mit Diotima. Unter ihrem „Einfluß“ war „schon lange“ „mehr Gleichgewicht in [s]eine Seele gekommen“; nun aber „fühlt [er] es dreifach rein, und die zerstreuten schwärmenden Kräfte waren all' *in Eine goldne Mitte versammelt*“ (StA III, 77).

„Erinnerung“ an das „alte Athen“ knüpft die Gegenwart an die mythische Vergangenheit, die im Prozeß der Trennungen und des Wechsels eingeholt und so lebendiger erfahren werden kann. Die Athener Gemeinschaft mit Diotima, dem „schönen Leben“, *ist* „das Eine“, „das du suchst in aller Zeiten Ferne . . .“ (StA I, 198), – doch als entscheidend

¹⁸ Vgl. Henrich, aaO, S. 22, und Kurz, aaO, S. 66 u. a.

¹⁹ Vgl. Henrich, aaO, S. 31.

²⁰ Vgl. Henrich, aaO, S. 53.

de Katastrophe zeigt sich, daß Hyperion kein Genüge darin findet. Das Schöne und Vollendete treibt unaufhaltsam über sich selbst hinaus, „ins wirkliche Leben“ zurück, wie das ‚Religions‘-Fragment zum Augenblick der „unendlicheren Befriedigung“ ausführt (StA IV, 276). In diesem soll Hyperion das, was er selbst erfahren hat, als „Erzieher [seines] Volks“ (StA III, 89) auch der Lebensgemeinschaft mitteilen. Aber das „wirkliche Leben“ gerät in Konflikt mit dem Schönen und zerstört es. Geschichte erweist sich als „reißende Zeit“, in der die „Einigkeit“ zum Zerreißen auf die Probe gestellt und so allererst in ihrer Einmaligkeit erfahren wird. Dies ist der eigentliche Sinn der Zerstörung der Schönheit, die dem Leben verlorengelht, aber dem „Gedächtnis“ anvertraut wird, um sie im Geist zu bewahren: „Ich hab’ es Einmal gesehn“, sagt der alte Hyperion, „das Einzige, das meine Seele suchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinauschieben bis an’s Ende der Zeit, die hab’ ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchste, in diesem Kreise der Menschennatur und der Dinge war es da . . .“ (StA III, 52).

Der Progreß der Liebe im Wechsel der Momente ist somit in Erfüllung gegangen; aber unbegreiflich wendet er sich in einen Regreß des Leidens, der in die Nacht und die Götterferne hineinführt. Die „Naturmacht“ „entrückt“ so auch Hyperion tragisch „seiner Lebenssphäre, dem Mittelpunkt seines innern Lebens in eine andere Welt“ und „reißt“ ihn „in die exzentrische Sphäre der Todten“, wie es in den ‚Anmerkungen zum Oedipus‘ heißt (StA V, 197). Das eigentliche ‚Ziel‘ (die Einigkeit) liegt damit paradoxerweise vor der Vollendung des Weges.

Nicht nur weil Schönheit die Vermittlung der Gegensätze darstellt und „sich durch die Extreme hindurch ereignet“²¹, sondern vor allem weil sie den Gipfel der auf- und abklingenden Bahn kennzeichnet, wird sie die „Mitte“ des Lebens genannt. Ihr Verlust oder ihre „Auflösung“ – wie es gelegentlich heißt – ist das eigentliche Problem des späten Hölderlin, das in den Homburger Aufsätzen und den späten Hymnen immer wieder – aber unter verschiedenen Gesichtspunkten – bedacht wird.

Der treibende Prozeß, der keinen dauerhaften Stillstand erlaubt und das Leben vom Schönen trennt, erzwingt durch das Leiden dessen Vertiefung in der „Erinnerung“: „wenn die Lebhaftigkeit, Bestimmtheit, Einheit der Theile, wo sich ihre Ganzheit fühlt, die Grenze für diese übersteig[t], und zum Leiden, und möglichst absoluter Entschiedenheit und Vereinzelung [wird], dann fühl[t] das Ganze in diesen Theilen sich erst so lebhaft und bestimmt, wie jene sich in einem ruhigern aber auch

²¹ Kurz, aaO, S. 64.

bewegten Zustände, in ihrer beschränkteren Ganzheit fühlen“ (StA IV, 268)²². Während somit die Teile im Zustand der „Einigkeit“ fühlbar sind (in der „beschränkteren Ganzheit“), wird diese selbst in ihrer Auflösung faßlich, so daß der Gesamtprozeß der Vermittlung – als Einheit des Glückes und des Leides – erst jetzt in seiner Totalität begriffen werden kann.

In einem Schlüsselsatz des ‚Hyperion‘-Romans hat Hölderlin diesen Vollendungsgang des Lebensprozesses Gestalt werden lassen²³:

Da wir uns ferne waren, ... da, wie Harfengelispel, unser kommend Entzücken uns erst tönte, da wir uns fanden, da kein Schlaf mehr war und alle Töne in uns erwachten zu des Lebens vollen Akkorden, göttliche Natur! da waren wir immer, wie du, und nun auch da wir scheiden und die Freude stirbt, sind wir, wie du, voll Leidens und doch gut, drum soll ein reiner Mund uns zeugen, daß unsre Liebe heilig ist und ewig, so wie du. (StA III, 101).

In einem schwingvollen Bogen umfaßt dieser rhythmisch gegliederte Satz die auf- und absteigende Linie des Lebens, deren Gipfel das Erwachen aller „Töne in uns“ zu des „Lebens vollen Akkorden“ bedeutet; ein Augenblick, der bei Hölderlin Inbegriff der „Natur“ ist und Ewigkeitswert besitzt („immer“ hat hier die Bedeutung von ‚ewig‘). Sobald dieser Augenblick der „Einigkeit“ überschritten ist, folgt notwendig der abklingende Bogen des Lebens, das ‚Scheiden‘, das ‚Sterben der Freude‘, das ‚Leiden‘, die aber dennoch in der allumfassenden und durchtönenden Natur gehalten sind, wie das dreifach wiederkehrende „wie du“ versichert, das gleichsam das Echo zu den Tönen der aufklingenden Periode bedeutet. Die ‚heilige Liebe‘ bindet die drei Stadien des Aufschwungs (Fernesein – Vorklang des kommenden Entzückens – Sich-Finden) und die drei Stadien des Abschwungs (Scheiden – Sterben der Freude – Leiden), die die Hoch-Zeit des Lebens²⁴ umfassen, zur Einheit, die in der ‚göttlichen Natur‘ ihre Erfüllung findet²⁵. So spricht „die

²² Hervorhebungen von Hölderlin. – Vgl. auch ‚Anmerkungen zur Antigona‘ (StA V, 268): „wenn die Zeit im Leiden gezählt wird“, wird sie „berechenbarer“, „weil dann das Gemüth vielmehr dem Wandel der Zeit mitfühlend folgt, und so den einfachen Stundengang begreift, nicht aber der Verstand von Gegenwart auf die Zukunft schließt“.

²³ Hölderlin hat diesen Satz in dem ‚Hyperion‘-Exemplar, das er Susette Gontard übersandte, eigens unterstrichen.

²⁴ Das ist die Zeit, zu der „das Brautfest [feiern] Menschen und Götter ... und ausgeglichen ist eine Weile das Schicksaal“ (Der Rhein, StA II, 147).

²⁵ In den sieben Stadien des Wechsels darf wohl die aus dem ‚Wechsel der Töne‘ bekannte Siebener-Struktur wahrgenommen werden, die den Prozeß des Werdens und Vergehens zusammenhält. So findet der in Hölderlins Hymnen nachgewiesene rhythmische Wechsel auch in seiner Prosa Gestalt.

Göttersprache des Wechsels . . . harmonisch aus der Einheit der Herkunft, deren Stille auch dort noch zu hören ist, wo der Wechsel rapide und zur geschichtlichen Notzeit geworden ist“²⁶.

In der durchtönenden Vermittlung der Einzelglieder und Tendenzen – auch und gerade über die ‘Einigkeit’ hinaus – erreicht Hölderlins Schönheitsidee ihre höchste Entwicklungsstufe, obgleich sie sich damit selbst aufhebt. Aber in der „Erinnerung“ oder „geistigen Wiederholung“ des Erlebten (StA IV, 275 u. 276) ist die Vollendung zu bewahren, wenn auch nur für den Geist.

Die „Blüte“ des Lebens bleibt erhalten im milden Leuchten der „Sterne“, die den ‘Irren’ des Daseins entrückt sind, aber in ihrem Lauf an Präzision gewonnen haben²⁷.

Mit dieser Konzeption geht die endgültige Fassung des ‘Hyperion’ über alle Vorstufen hinaus, die Hölderlins ästhetisches Denken schrittweise entfalten: Während in den Tübinger Hymnen Schönheit noch als transzendente göttliche Kraft erscheint, die uns anfacht, das Höchste zu erringen (‘Hymne an die Schönheit’), soll sie in Waltershausen (Thalia-Fragment) auf die Macht der Freiheit gegründet werden, die zwar immer noch das Endliche überfliegt, aber im Pflichtbewußtsein des Menschen verankert wird; in Jena wird diese strebende Macht auf Endlichkeit hin korrigiert, so daß Schönheit hier zum ersten Male als ‘Einigkeit’ von Gegensätzen (von gegensätzlichen *Trieben*) konzipiert ist. Dieser Ansatz wird über die Nürtinger Fassung (‘Vorletzte Fassung’), in der die *Vorhandenheit* des Schönen (nicht bloß des Naturschönen) nachdrücklich behauptet wird, weiterentwickelt und im endgültigen ‘Hyperion’, der Schönheit als Vereinigungsprozeß von Einheit und Trennung faßt, zum Abschluß gebracht.

Während „Erinnerung“ früher bei Hölderlin einem Brückenschlag gleich, der in der überraschenden Erfahrung des Schönen die ursprüngliche Einigkeit momentan evozierte (Thalia-Fragment), aber gerade deshalb die Trennungen überflog, nimmt sie nunmehr auch diese und den harmonischen Wechsel in sich auf und reproduziert den Schönheitsgang gleichsam als „Faden“ (StA IV, 251) im dichtenden Vollzug. Geradezu gesetzmäßig leiten diese Vorstellungen über zu Hölderlins Lehre vom Tragischen, die er vor allem in der Homburger Zeit entfaltet. Die ‘Verfahrungsweise’ markiert den Umbruch und läßt deutlich werden, weshalb

²⁶ Henrich, aaO, S. 34.

²⁷ Der komplementäre Bezug von Blüte und Stern ist in Hölderlins Dichtung durchgängig zu verfolgen. Selbst das letzte Gedicht, das von Hölderlin überliefert ist (‘Die Aussicht’, StA II, 312), ist auf diesem komplementären Bezug aufgebaut: „... des Himmels Höhe glänzet / Den Menschen dann, wie Bäume Blüth’ umkränzet“.

Hölderlins emphatische Schönheitslehre durch sein Leidenspathos und durch seine Opferidee abgelöst werden mußte. Der Gang des Hyperion – vor allem in seiner Leidensphase – rückt von hier aus in ein neues Licht. Aus diesem Grund ist die entscheidende Gelenkstelle der ‘Verfahrungsweise’ hier näher zu beleuchten.

IV

Nachdem Hölderlin die „Begründung“ der Wechselwirkung des poetischen Geistes mit dem Stoff zu einem gewissen Abschluß gebracht hat (StA IV, 247), formuliert er zugleich einen Mangel des entsprechenden Zustandes: Es fehle „in der Verfahrungsweise . . . noch ein wichtiger Punkt, wodurch er seinem Geschäfte . . . die *Wirklichkeit*“ gebe (ebd.). Da auf dem vorigen Standpunkt ein „Widerstreit von Individuellem . . ., Allgemeinem . . . und Reinem“ herrsche (StA IV, 248, 13 f)²⁸, könne die „Verfahrungsweise des poetischen Geistes . . . unmöglich hiemit enden“ (StA IV, 248, 26 f).

So bemüht sich Hölderlin weiterhin, einen ‘Punkt’ der „Entgegensetzung und Vereinigung“ herauszuarbeiten, der die „Einheit des Einigen“ betrifft (StA IV, 249, 32) und in welchem der „*Geist in seiner Unendlichkeit fühlbar* ist“ (StA IV, 249/50).²⁹ Dieser ‘Punkt’ soll im „Organ“ gefunden werden. Das „Reine“, das dem Organ an sich widerstreite, werde „in eben diesem Organ sich selber gegenwärtig“ und „so erst ein Lebendiges“ (StA IV, 250, 2 f.). Die folgenden ekstatischen Beschreibungen lassen erkennen, daß der Geist durch den dichterischen Reproduktionsakt bewußter *fühlbar* gemacht werden soll.

Dazu ist es nach Hölderlin erforderlich, daß jener „auch einen unendlichen Gesichtspunkt sich gebe, . . ., eine Einheit, wo im harmonischen Progreß und Wechsel alles vor und rückwärts gehe, und durch seine durchgängige charakteristische Beziehung auf diese Einheit . . . gefühlten und fühlbaren Zusammenhang und Identität im Wechsel der Gegensätze gewinne“ (StA IV, 251, 6 f.). Während ihm im harmonischen Wechsel die Gefahr drohe, „im einzelnen Momente“ und in den „verschiedenen Stimmungen“ sich zu verlieren, sei er sich „*in der unendlichen Einheit*“ „ganz gegenwärtig“ (ebd.)²⁹. In ihr werde „das Harmoniscentgegengesetzte weder als Einiges entgegengesetzt, noch als Entgegengesetztes vereinigt, sondern als beedes in Einem als einig entgegengesetztes unzertrennlich ge-

²⁸ Vgl. Ryan, Wechsel der Töne, S. 47/48 u. 80 ff.

²⁹ Hervorhebung von Hölderlin.

fühlt“. „Dieser Sinn“, so führt Hölderlin weiter aus, sei „eigentlich poetischer Charakter, ... poetische Individualität“, und dieser allein sei die „Identität der Begeisterung, ... die Vergegenwärtigung des Unendlichen, der göttliche Moment gegeben“ (StA IV, 251, 25 f.).

Alle diese Ausführungen Hölderlins haben *hypothetischen* Charakter. Sie sind ausgesprochen als Forderungen für den poetischen Geist und werden analytisch nicht abgeleitet³⁰. Insofern – und weil immer wieder auf Empfindungs- und Gefühlszustände rekurriert wird – erscheint es bedenklich, aus ihnen eine Bewußtseinsstruktur herauszulesen³¹. Allerdings wird deutlich, in welchem Maße Hölderlin reflexionsphilosophische Fragestellungen seinen poetischen Überlegungen einverleibt und damit auch einen Anspruch an die Poesie stellt, den diese schwerlich zu realisieren vermag. Das läßt die letzte Forderung anklingen, die Hölderlin an den poetischen Geist stellt und die er selbst als die „Hyperbel aller Hyperbeln“ bezeichnet (StA IV, 252, 13):

Hölderlin genügt es nämlich nicht, daß im poetischen Verfahren der Geist in der „unendlichen Einheit“ sich lediglich *fühlt*; er soll seine „ursprüngliche poetische Individualität, das poetische Ich“ auch *‘auffassen’* und sich seiner *versichern*, d. h. er muß sie erkennen (StA IV 252, 15 f.) – „ein Versuch, wodurch er diese Individualität und ihr reines Object, das Einige, und Lebendige, harmonische, wechselseitig wirksame Leben“ *‘aufhebt’*; dennoch „*muß* er es“, fügt Hölderlin hinzu, denn er soll „alles, was er in seinem Geschäfte ist, mit Freiheit seyn“ (ebd.)³².

So ist weiterhin zu fragen, wie der poetische Geist diesen Akt der *‘Aufhebung’* des einigen und lebendigen Lebens zu leisten vermag; denn in dem „letzten Act“ der poetischen Individualität könne und dürfe sie „*schlechterdings nicht durch sich selbst begriffen, sich selber zum Objecte werden*, wenn sie nicht statt einer unendlich einigen und lebendigen Einheit, *eine todte und tödtende Einheit ein unendlich positives*“ werden solle (StA IV, 252). Der „*Reflexion*“ könne die poetische Individualität

³⁰ Vgl. z. B. die Satzstrukturen StA IV, 250, 27 oder vorher: IV, 248, 33; IV, 248, 11.

³¹ Vgl. Kurz, S. 83 ff.

³² Denselben Akt der „*Erkenntniß des ‚Gefühl[es] der Vollendung‘*“ beschreibt Hölderlin im *‘Grund zum Empedokles’* folgendermaßen: „Der organischere künstlichere Mensch ist die Blüthe der Natur, die aorgischere Natur, wenn sie rein gefühlt wird, vom rein organisirten, rein in seiner Art gebildeten Menschen, giebt ihm das Gefühl der Vollendung. Aber dieses Leben ist nur im Gefühle und nicht für die Erkenntniß vorhanden. Soll es erkennbar seyn, so muß es dadurch sich darstellen, daß es im Übermaße der Innigkeit, wo sich die Entgegengesetzten verwechseln, sich trennt...“ (StA IV, 152, 19–26).

in ihrem höchsten lebendigen Zustand „*gar nicht erscheinen*, oder nur im Charakter eines *positiven Nichts*, eines *unendlichen Stillstands*“.

Da der poetische Geist seine lebendige Individualität somit „*nicht durch sich selbst und an sich selbst*“ erkennt, ist ihm „ein *äußeres Object* notwendig und zwar ein solches, wodurch die reine Individualität, unter mehreren besondern ... poetischen Charakteren, ... irgend Einen anzunehmen bestimmt“ wird (ebd.). Die „jetzt gewählte Individualität und ihr durch den jetzt gewählten Stoff bestimmter Charakter“ ist so „*erkennbar* und mit Freiheit *vestzuhalten*“ (ebd.). – Hölderlin weist im folgenden nachdrücklich darauf hin, daß jeder Versuch des poetischen Ich, sich „innerhalb der subjectiven Natur“ aufzufassen, scheitern müsse.

Diese echoartige Umschlagstruktur³³ innerhalb des Progresses des poetischen Geistes, den Übergang von der „Identität der Begeisterung“, der „Vergegenwärtigung des Unendlichen“, dem „göttlichen Moment“ (StA IV, 251, 27 f.) zur *‘Aufhebung’* der „poetischen Individualität“ im Akt ihrer Selbsterkenntnis gilt es zu beachten, denn sie ist es, die Hölderlins Spätwerk fortan bestimmt. Sie kehrt in den verschiedensten Modifikationen in Hölderlins Dichtung wieder³⁴ und wird in seinen poetischen Reflexionen unter den kryptischen Formeln der „*nothwendigen Willkür des Zevs*“ (StA IV, 269) oder der „*allvergessenden Form der Untreue*“ (StA V, 202) bedacht. Sie kennzeichnet auch den Übergang vom ersten zum zweiten Band des *‘Hyperion’*-Romans: Hyperion, der im Athen-Erlebnis die „Identität der Begeisterung“, den „göttlichen Moment“ erfahren hat, soll diesen höchsten Augenblick nicht nur *fühlen*, sondern auch *erkennen*. Er benötigt ein „*äußeres Object*“, an dem seine „*reine Individualität*“ „*vestzuhalten*“ und zu bestimmen ist. So muß er Diotima, das „*schöne Leben*“, aufgeben, wenn es nicht in einem „*positiven Nichts*“, einem „*unendlichen Stillstand*“ erstarren soll. Die Idylle im Alpental hat Hölderlin verworfen. Nur durch die freie *‘Aufhebung’* seiner Begeisterung kann deshalb Hyperion das „*göttliche Leben*“ *als lebendiges* bewahren und erkennen. Aber dazu muß er seinen Leidensweg durchschritten haben und alt geworden sein; d. h.: im „*vesteste[n] Bleiben vor der wandelnden Zeit*“ ein „*heroische[s] Eremitenleben*“ durchduldet haben, wie Hölderlin in anderem Zusammenhang schreibt (StA V, 268).

Diese Übertragung einer Empfindungs- und Erkenntnisstruktur der

³³ Vgl. dazu die Tabellen, die den Verlauf des Wechsels darstellen (StA IV, 238); der Übergang von der dritten zur vierten Stufe des Tonwechsels ist jeweils spiegelbildlich durchgeführt und durch eine deutliche Zäsur gekennzeichnet. Vgl. Ryan, Wechsel der Töne, S. 82.

³⁴ Vgl. z. B. den früher zitierten und erläuterten *‘Hyperion’*-Satz (StA III, 301).

‘Verfahrungsweise’ auf den ‘Hyperion’-Roman mag überraschen oder gar befremden. Sie rechtfertigt sich jedoch dadurch, daß Hölderlin den Akt der Selbsterfahrung der poetischen Individualität in der ‘Verfahrungsweise’ überraschend ins Lebenspraktische, Anthropologische wendet. Daran mag deutlich werden, daß die „Verfahrungsweise des *poëtischen Geistes*“ allgemeiner zu verstehen ist: als poetische Verfahrungsweise des Geistes schlechthin. Und deshalb betrifft sie Hyperion, an dem Hölderlin den idealen Bildungsgang des Menschen darstellt, ebenso wie jedes andere Individuum in seinem Entwicklungs- und Lebensprozeß.

V

Im Fortgang der ‘Verfahrungsweise’ hat Hölderlin den Moment des Übergangs von der schönen göttlichen Begeisterung zu ihrer notwendigen Erkenntnis als einen Akt der *freien Wahl*²⁹ gekennzeichnet und daran seinen poetisch-praktischen Imperativ geknüpft: „Seze dich *mit freier Wahl* in harmonische Entgegensetzung mit einer äußeren Sphäre, so wie du in dir selber in harmonischer Entgegensetzung bist, von Natur, aber unerkennbarer Weise so lange du in dir selbst bleibst.“ (StA IV, 255/56)

So sei es dem Menschen möglich, das „Harmonischentgegengesetzte in ihm, in seiner Einheit und Individualität“ und umgekehrt seine „Identität, [seine] Einheit und Individualität im Harmonischentgegengesetzten“ zu erkennen, was seine „Bestimmung“ und die „wahre Freiheit seines Wesens“ ausmache (StA IV, 257, 12 f.).

Dies nämlich sei der „Unterschied zwischen dem Zustande des Alleinseyns (der Ahndung seines Wesens) und dem neuen Zustande, wo sich der Mensch mit einer äußern Sphäre, durch freie Wahl in harmonische Entgegensetzung setzt, daß er, *eben weil er mit dieser nicht so innig verbunden ist, von dieser abstrahieren [kann] und von sich, in so fern er in ihr gesetzt ist, und auf sich reflectiren kann*, in so fern er nicht in ihr gesetzt ist, diß der Grund, warum er aus sich herausgeht, ...“ (StA IV, 257, 4 f.)²⁹.

Sonach ist die Erkenntnis des „reinen poëtischen Ich“ (StA IV, 253, 9 f.), die das Ziel der poetischen Verfahrungsweise ausmacht, nur möglich in einem freien Akt der Selbstentäußerung, der die Möglichkeit bietet, aus der Distanz das eigene Selbst zu erfahren und zu begreifen. Denn „innerhalb der subjectiven Natur kann das Ich ... sich ... nicht als poëtisches Ich in *dreifacher* Eigenschaft erkennen“ (StA IV, 252, 32 f.).

Überraschender noch als die Wendung der poetischen Verfahrungsweise ins Lebenspraktische ist nun allerdings die *Art*, in der solche

„Bestimmung“ und Erkenntnis geleistet werden soll. Hölderlin behauptet, „*diß ist allein in schöner heiliger, göttlicher Empfindung möglich ...*“ (StA IV, 259, 6 f.)²⁹. Er nennt sie im folgenden dann auch „*transcendental*“ (StA IV, 259, 22) und beweist damit noch einmal seine Orientierung an Kantisch-Fichteschen Deduktionsgängen.

Aber sie verleiten ihn zu einer Aporie, die allerdings seinem Wesen sehr angemessen erscheint: die *Erkenntnis* soll durch eine „*Empfindung*“ bewirkt und geleistet werden.

Zwar hatte auch Kant behauptet, über das Schöne werde *durch* ein „Gefühl“ geurteilt; aber gerade deshalb sprach er dem Schönen eine Erkenntnisfunktion ab.

Wenn man zudem die Komplexität dieser „transcendentalen“ Empfindung beachtet – sie soll schön, heilig und göttlich sein und dies „alles zugleich“, wobei jede dieser Komponenten noch einmal drei Gefühle vereinigt –, so liegt Ratlosigkeit nahe. Wer allein die komplizierte Struktur des „interesselosen Wohlgefollens“, des Gefühls für das Schöne bei Kant, bedenkt oder sich der Schwierigkeiten des Erhabenen erinnert, kann diejenige Empfindung, die Hölderlin in der ‘Verfahrungsweise’ als ‘transcendentale’ entwickelt, nur als ungeheure Zumutung an das Sensorium des Menschen begreifen. Seine eigene, hoch differenziert musikalische Sensibilität hätte ihr kaum standhalten können. Um es kurz zu sagen: Die ‘transcendentale Empfindung’ der ‘Verfahrungsweise’ ist eine monströse Gedankenkonstruktion, die Hölderlins Denkleistung allerdings nicht schmälert. Sie ist jedoch unmöglich dazu geeignet, die Selbsterkenntnis der „poëtischen Individualität“ zu leisten. Aus diesem Grund war die „Hyperbel aller Hyperbeln“, der „kühnste und letzte Versuch des poëtischen Geistes“ (StA IV, 252, 13 f.), – wie Hölderlin auch andeutet (ebd.) – durch „freie Wahl“ nicht einzulösen, und die ‘Verfahrungsweise’ mußte in ihren *Resultaten* scheitern.

D. h. jedoch nicht, daß Hölderlin seinen Anspruch aufgegeben hätte, sich der „Identität der Begeisterung“ auch zu „versichern“, um sie zu „erkennen“. Allerdings scheinen ihm dazu die „transcendentale Empfindung“ und der Akt der „freien Wahl“ nicht mehr die geeigneten Mittel zu sein.

An ihre Stelle treten das Gefühl des Schmerzes und der Weg des Leidens. Sie halten in der „Erinnerung“ fest, was im Leben keinen Bestand hat.

Eben dafür ist Hyperion das treffendste Beispiel: Nachdem der Held bei der Athen-Fahrt das „Gleichgewicht in [s]einer Seele“ „dreifach rein“ gefühlt hat und die „zerstreuten schwärmenden Kräfte“ „all’ in Eine

goldne Mitte versammelt“ sind (StA III, 77), scheint er – wie Diotimas Worte anklingen lassen (StA III, 89) – seine „freie Wahl“ zu treffen. Er soll nach Italien, Deutschland und Frankreich reisen und als „Erzieher [seines] Volks“ (ebd.) nach Griechenland zurückkehren, um die „Eine Schönheit“ mit Bewußtsein zu lehren. Entsprechend der ‚Verfahrungsweise‘ scheint in solcher ‚Aufhebung‘ der „Identität der Begeisterung“ die höchste Vollendung Hyperions in Aussicht gestellt.

Hölderlin aber hat diesen Ansatz, der auf den zwei Jahre später erschienenen zweiten Band des ‚Hyperion‘ vorauswies, dann nicht wieder aufgenommen. Statt dessen läßt er Hyperion seine „freie Wahl“ anders treffen, um sich „seiner Individualität zu versichern“: Er zieht in den ‚Freiheitskrieg‘, muß aber erkennen, daß durch eine „Räuberbande“ kein „Elysium zu pflanzen“ ist (StA III, 117). D. h., die „freie Wahl“ im Sinne der ‚Verfahrungsweise‘ mißlingt. Fortan weiß er, daß „auch das Schöne seinem Schicksaal . . . entgegenreift“, daß „auch das Göttliche sich demüthigen muß, und die Sterblichkeit mit allem Sterblichen theilen!“ (StA III, 94). Aber auf dem Leidensweg, der dann folgt, findet Hyperion dennoch ein Bewußtsein für das, was er verloren hat, und er gewinnt es so in der „Erinnerung“ für den Geist. Hyperions Weg gleicht dem des ‚traurigen Herzens‘, das, „wenn es, sich selbst zu schön,/ Liebend unterzugehen,/ In die Fluthen der Zeit sich wirft“ (StA II, 14, 14 f.).

Und wie ein schmerzvoller Trost klingen seine eigenen Worte: „Des Herzens Wooge schäumte nicht so schön empor, und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksaal, ihr entgegenstände.“ (StA III, 41).

Die Überhöhung seiner Schönheitslehre, die Hölderlin mit der freien Selbstentäußerung des poetischen Geistes in der ‚Verfahrungsweise‘ intendierte, wird somit gebrochen, aber dennoch gesteigert: Hölderlin findet zu Sophokles, dem er das Distichon widmet: „Viele versuchten umsonst das Freudigste freudig zu sagen./ Hier spricht endlich es mir, hier in der Trauer sich aus.“ (StA I, 305)

Die erkennende Überbietung des gefühlten schönen Lebens ist zugleich sein Gipfel und sein Untergang. Aber es soll auch da noch gerettet werden, wo es dem Tod verfallen ist. Mit dieser sublimiertesten Form seiner Schönheitslehre, die seinen Lebenshunger verrät, sucht Hölderlin sich in der triumphierenden Gebärde des Paulus³⁵: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ (1. Kor. 15, 55) über den Untergang zu erheben;

³⁵ Hölderlin nennt ihn im Brief an Ebel vom 9. Nov. 1795 den „Mann meiner Seele“ (StA VI, 185).

doch nur im „Schatten der Nacht“ (StA II, 372) kann er Schutz finden, um sich der Sterne der Freude – *in der Ferne* – zu versichern.

VI

Entsprechend der ‚Verfahrungsweise‘ ist der Akt der Trennung vom gefühlten Leben, das die „Natur“ verbürgt, im ‚Hyperion‘ ein „Versuch“³⁶. Aber er ist jetzt nicht mehr „der kühnste und letzte Versuch des poetischen Geistes“ (StA IV, 252,3 f.), sondern einer jener Versuche der „allesversuchenden Menschen“ (StA III, 158); ein Versuch also, der Versuchung einschließt, so daß Diotima ihn „eitel Übermuth“ nennt und Nemesis beschwört (StA III, 96). Damit ist die Frage nach dem Grund der Trennung vom schönen Leben aufgeworfen, die Hölderlin seit dem Fragment ‚Über den Begriff der Straffe‘ ebenso nachdrücklich verfolgt wie die Frage nach der Schönheit:

*Wer hub es an? wer brachte den Fluch? von heut
Ists nicht und nicht von gestern und die zuerst
Das Maas verloren, unsre Väter
Wußten es nicht, und es trieb ihr Geist sie.*

dichtet Hölderlin in der ‚Friedens‘-Ode (StA II, 7); und in der Rheinymne heißt es:

*Wer war es, der zuerst
Die Liebesbande verderbt
Und Strike von ihnen gemacht hat? (StA II, 145, 96 ff.)*

Wie „Reinentsprungenes“ scheint der Zwang zur Trennung ein „Räthsel“ (StA II, 143, 46).

Einmal ist es „Übermuth“, der den Menschen vom Herzen der Erde „treibt“; „umsonst“ sind ihre „Geschenke . . . und zarten Bande; / Sucht er ein Besseres doch, der Wilde!“ (StA I, 264). Ein andermal „treiben uns lächelnd hinaus die Götter“, so wie der Adler seine Jungen aus dem Nest wirft, „damit sie sich / Im Felde Beute suchen“ (StA II, 50)³⁷.

Frevel und Schicksal paaren sich in dem Akt, der die Einigkeit – sei es die ursprüngliche der „Natur“ oder die selbsterrungene des Menschen – notwendig zerstört. Selbst der „Hyperbel aller Hyperbeln“ haftet etwas Zwanghaftes, Unaufhaltsames an, obgleich Hölderlin behauptet, nur

³⁶ Ganz entsprechend im ‚Grund zum Empedokles‘ (StA IV, 157, 19 u. 25). Zum Begriff des „Versuchs“ bei Hölderlin vgl. Kurz, S. 88 ff.

³⁷ So auch im ‚Hyperion‘, StA III, 12.

durch „freie Wahl“²⁹ könne sie gelingen: das poetische Ich „muß“ das „Einige, und Lebendige, harmonische, wechselseitig wirksame Leben“ ‘aufheben’, um sich seiner Individualität zu „versichern“ (StA IV, 252, 13 f.), – insofern ist seine Freiheit schon hier in Frage gestellt. Auch macht Hölderlin bereits in der ‘Verfahrungsweise’ auf verschiedene Gefahren aufmerksam, wenn der freiwillige Akt der Selbstaufhebung nicht angemessen gelingt: Zum einen erstarrt die schöne Einigkeit des Lebens zu einem „positiven Nichts“ (StA IV, 252, 12), sofern der Akt ganz unterbleibt – wie nach dem ‘Grund zum Empedokles’ muß die Auflösung der Vollendung stattfinden, weil sonst „das Leben einer Welt *in einer Einzelheit abstürbe*“ (StA IV, 157)³⁸; wird der Akt der Aufhebung aber durchgeführt, so ergeben sich zwei neue Gefahrenmomente: Nur dann, wenn der Mensch „an dieser äußerlichen harmonisch-entgegengesetzten Sphäre *nicht zu sehr hängt, nicht identisch mit ihr wird*, wie mit sich selbst, so daß er nimmer von ihr abstrahiren kan, *noch auch zu sehr an sich sich hängt, und von sich als Unabhängigem zu wenig abstrahiren kan, wenn er weder auf sich zu sehr reflectirt, noch auf seine Sphäre und Zeit zu sehr reflectirt, [nur] dann* ist er auf dem rechten Wege seiner Bestimmung“ (StA IV, 257).

Wie in der ‘Friedens’-Ode und dem Gedicht ‘Der Mensch’ scheint der Verlust des Maßes oder ein zu selbstisches Verhalten das gewußte einige Leben zu zerstören. Auf seiner Gratwanderung eines maßvollen Bewußtseins, die selbst schon Abkehr vom Gipfel ist, bleibt der Mensch vom Absturz bedroht. Der Lebensweg wird unausweichlich zum Leidensweg, nachdem er das schöne Göttliche „Einmal“ gefühlt, aber hinter sich gelassen hat. So ist „schwer ... zu tragen / Das Unglück, aber schwerer das Glück“ (StA II, 148, 204 f.). Da es dem „Abgrund“ ausgesetzt bleibt, stellt sich die Frage, „was ... diß [ist]“,

*Wenn aber stirbt alsdenn
An dem am meisten
Die Schönheit hieng, daß an der Gestalt
Ein Wunder war und die Himmlischen gedeutet
Auf ihn... (StA II, 169, 136 f.)?*

Hölderlin gibt darauf verschiedene Antworten, die aber fast alle versuchen, den Untergang in einen Sieg zu verwandeln. Hyperion, Empedokles und die ‘vaterländischen Gesänge’ zeugen davon. Hölderlins

³⁸ Vgl. StA IV, 158: „Je glänzender und wirklicher und sichtbarer in ihm (Empedokles) das Räthsel (der Gegensätze) aufgelöst erscheint, um so nothwendiger wird sein Untergang.“

späte Dichtung ist nicht mehr – wie seine frühe – bestimmt von dem freien Ausbruch des Menschen aus seiner Dürftigkeit; sie ist geprägt durch den zwanghaften Einbruch des Schicksals und der Götter in die Sphäre seines schönen Lebens und von dem Geschick seines ‘Tragens’, das auch ein „Scheitern“ sein kann, aber immer zu „behalten“ ist (StA II, 197, 5 f.)³⁹.

So wendet sich das Schöne notwendig ins Tragische, das jenem allererst Bestand verleiht.

VII

Hölderlins späte Überlegungen nehmen alle von dem einen Punkt der „Erkenntniß“ der „poëtischen Individualität“ und der „Identität der Begeisterung“ ihren Ausgang, die Gefahr und Erfüllung zugleich ist⁴⁰. In dem Fragment ‘Über den Unterschied der Dichtarten’, in dem die Behandlung des Tragischen am breitesten ausgeführt ist, zeigt Hölderlin nachdrücklich, wie dieses aus dem Untergang des Schönen, der „intellectualen Anschauung“,⁴¹ notwendig hervorgeht. Im Grund ist das Tragische gar nichts anderes als die *Auflösung* einer „intellectualen Anschauung“, jener „Einigkeit mit allem, was lebt, die zwar von dem beschränkteren Gemüthe nicht *geföhlt*, die in seinen höchsten Bestrebungen nur *geahndet*, aber *vom Geiste* erkannt werden kann . . .“ (StA IV, 267/68).

Hölderlin scheint hier noch unmittelbar an seine Ausführungen in der

³⁹ Vgl. Böschenstein, Rheinymne, S. 121: „Im Behalten wird das Glück der unmittelbar gegebenen ursprünglichen Gottesnähe in die bleibende Fixierung des zugleich unterscheidenden und vereinigenden Erinnerungens übergeführt.“

⁴⁰ So auch im ‘Grund zum Empedokles’ (StA IV, 152, 19 f.). – Selbst im ‘Religions’-Fragment weist Hölderlin auf eine Gefahr hin, die gerade aus dem angedeuteten Erkenntnisakt entspringt: Die „zarten Verhältnisse“ des Einigen können nämlich gerade dann zerstört und vom Leben abgeschnürt werden, wenn sie „*blos* gedacht“ (StA IV, 276), aber nicht mehr „aus dem Geiste . . .“, der in der Sphäre herrscht,“ (StA IV, 278) begriffen werden. – „Nicht ist es gut, / *Seellos* von sterblichen *Gedanken* zu seyn . . .“, heißt es dementsprechend in dem Gedicht ‘Andenken’ (StA II, 189). Das ‘Denken’ muß folglich *Andenken* sein, d. h. zur *Andacht* werden, wenn die „lebendigen Verhältnisse“ nicht zu einem *bloßen* Gesetz, zur „arroganten Moral“, die nur „Maschinengang“ auslöst, erstarren sollen (StA IV, 277). Mit dieser Erklärung hat Hölderlin eine Antwort gefunden auf die schon im Tübinger Kreis vielfach diskutierte Frage, wie es zu den ‘positiven Offenbarungsreligionen’ kommen könne. – Allgemeiner betrachtet hat er im ‘Religions’-Fragment eine Theorie der Verdinglichung formuliert, die ihre Bedeutung nicht verloren hat.

⁴¹ Bereits in ‘Urtheil und Seyn’ und in den Briefen Nr. 104 an Schiller und Nr. 122 an Niethammer faßt Hölderlin die ‘intellectuale Anschauung’ als Ausdruck des höchsten Seins, das mit dem höchsten Schönen (als „Einigkeit“) identisch ist.

‘Verfahrungsweise’ anzuknüpfen; denn wie dort soll die *Erkenntnis* der schönen Einigkeit geleistet werden. Aber sie wird nicht mehr als Überbietung, als „Hyperbel aller Hyperbeln“, beschrieben, als ‘Aufhebung’, die ‘Erhebung’ bedeutet, sondern als ‘Auflösung’, die später (im ‘Werden im Vergehen’) zum „Untergang eines Vaterlands“ wird, allerdings einen „Übergang“ meint. Wie in der ‘Verfahrungsweise’ des ‘positiven Nichts’ wegen soll im ‘Unterschied der Dichtarten’ der Schritt über das gefühlte ‘Einige’ hinaus „des Stillstands wegen“ erfolgen, der „darum in ihm nicht stattfinden könne, weil die *Art* der Vereinigung in ihm nicht immer dieselbe bleiben dürfe . . .“ (StA IV, 268).

So nennt Hölderlin erstmals genauere Gründe für die Aufhebung der Einigkeit: „Die Theile des Einigen [dürfen] nicht immer in derselben näheren und entfernteren Beziehung bleiben . . ., damit alles allem begegne, und jeden ihr ganzes Recht, ihr ganzes Maas von Leben werde, und jeder Theil im Fortgang dem Ganzen gleich sei an Vollständigkeit, das Ganze hingegen im Fortgang den Theilen gleich werde an Bestimmtheit, jenes an Inhalt gewinne, diese an Innigkeit, jenes an Leben, diese an Lebhaftigkeit, jenes im Fortgange mehr sich fühle, diese im Fortgang sich mehr erfüllen; denn es ist ewiges Gesez, daß das gehaltreiche Ganze in seiner Einigkeit nicht mit der Bestimmtheit und Lebhaftigkeit sich fühlt, nicht in dieser sinnlichen Einheit, in welcher seine Theile, die auch ein Ganzes, nur leichter verbunden sind, sich fühlen, so daß man sagen kann, wenn die Lebhaftigkeit, Bestimmtheit, Einheit der Theile, wo sich ihre Ganzheit fühlt, die Grenze für diese, übersteige, und zum Leiden, und möglichst absoluter Entschiedenheit und Vereinzelung werde, dann fühle das Ganze in diesen Theilen sich erst so lebhaft und bestimmt, wie jene sich in einem ruhigeren aber auch bewegten Zustande, in ihrer beschränkteren Ganzheit fühlen . . .“ (StA IV, 268)²⁹. Somit wird nun ein Mangel des „gehaltreichen Ganzen in seiner Einigkeit“ aufgedeckt: Es „fühlt“ sich nicht mit der „Bestimmtheit und Lebhaftigkeit“, nicht in „dieser sinnlichen Einheit“, in welcher „seine Theile . . . sich fühlen“ (ebd.)

Wenn die „Lebhaftigkeit, Bestimmtheit, Einheit der Theile“ die „Grenze“ für das Gefühl der Ganzheit übersteigt, und zum „Leiden“ wird, dann erst fühlt auch „das Ganze in diesen Theilen“²⁹ sich so, wie jene sich in der „beschränkteren Ganzheit“ fühlen. Das gestörte Verhältnis von Ganzheit und Teilen bringt somit den Prozeß der Auflösung der „intellektuellen Anschauung“ in Gang, der zu einer Umstrukturierung der dynamischen Einheit führt. Dabei schreitet „die Fühlbarkeit des Ganzen“ „in eben dem Grade und Verhältnisse fort, in welchem die Trennung in den Theilen und in ihrem Centrum, worin die Theile und das Ganze am

fühlbarsten sind, fortschreitet“ (StA IV, 269) – ein weiterer Hinweis darauf, daß die schöne Einigkeit erst dann recht wahrgenommen werden kann, wenn sie bereits verloren ist.

Hölderlin präzisiert im folgenden noch die drei Momente der „Lebhaftigkeit“, der „Bestimmtheit“ und der „Einheit der Theile“, die den Prozeß der Auflösung des ‘ruhigeren Ganzen’ in Gang setzen können: Er behauptet nämlich, daß die Trennung der Teile der ‘intellektuellen Anschauung’ „nur darum“ statfinde, weil a) „sie (diese Teile) sich zu einig fühlen, wenn sie im Ganzen dem Mittelpuncte näher sind“, oder b) „sie sich nicht einig genug fühlen der Vollständigkeit nach, wenn sie Nebentheile sind, vom Mittelpuncte entfernter liegen“, oder c) sie sich nicht einig genug fühlen „der Lebhaftigkeit nach, wenn sie weder Nebentheile, im genannten Sinne, noch wesentliche Theile im genannten Sinne sind“. In diesem dritten Falle handle es sich um „noch nicht gewordene“ Teile, um „theilbare Theile“ (StA IV, 269), die überhaupt erst in die Wirklichkeit treten sollen.

„Und hier, im Übermaaß des Geistes in der Einigkeit, und seinem Streben nach Materialität, im Streben des Theilbaren Unendlichen Aorgischern, in welchem alles organischere enthalten seyn muß, weil alles bestimmter und nothwendiger vorhandene ein Unbestimmteres, unnothwendiger Vorhandenes nothwendig macht, in diesem Streben des Theilbaren Unendlichen nach Trennung, welches sich im Zustande der höchsten Einigkeit alles organischen allen in dieser enthaltenen Theilen mittheilt, in dieser nothwendigen Willkür des Zevs“²⁹ liege „eigentlich der ideale Anfang der wirklichen Trennung“ (StA IV, 269)⁴².

Erstaunliche Formulierungen findet Hölderlin somit für einen Sachverhalt, der sich als Akt der Auflösung der Einigkeit zu erkennen gibt und im Rahmen einer Unterscheidung der Dichtarten abgehandelt wird. Hier erreicht Hölderlins Trennungsphilosophie ihren Höhepunkt, so wie in der ‘Verfahrungsweise’ sein Vereinigungsdenken kulminiert.

Das dritte Moment, das als Grund der Auflösung angeführt wird, ist das entscheidende: Im ‘Unendlichen’ der ‘intellektuellen Anschauung’, die hier eindeutig als eine „organische“ Einigkeit bestimmt wird (StA IV, 269, 18), kündigt sich ein (noch) „Unendlicheres“ an, das sich durch

⁴² Ähnlich wird nach dem ‘Grund zum Empedokles’ die Auflösung durch das „Übermaaß der Innigkeit“ bewirkt. Dort ist die „Vereinigung“ als ein „vorzeitiges Resultat des Schicksaals“ bestimmt, das „sich auflöst, weil es zu innig und wirklich und sichtbar war“ (StA IV, 157). Indem die „Kraft des innigen Übermaaßes sich (bei der Auflösung) wirklich verliert, (bleibt) eine reifere wahrhafte reine allgemeine Innigkeit übrig“ (ebd.). Vgl. a. ebd., S. 161, 20 f.

„Theilbarkeit“ auszeichnet. In ihm, dem „Aorgischern“, das keinesfalls als ein Chaotisches zu denken ist⁴³, sondern als *reine Potentialität*, als Wirkkraft, die noch nicht in Erscheinung treten konnte (sie ist das „Unerschöpfte und Unerschöpfliche, der Beziehungen und Kräfte“, StA IV, 282, 29f.)⁴⁴, liegt nach Hölderlins Ausführungen ein „Streben nach Materialität“, welches sich den Teilen der organischen Einheit mitteilt und diese gleichsam zur Trennung *treibt*. Man darf an die ‚lächelnde Austreibung‘ durch die Götter denken, die – wie die Adler – ihre Jungen aus dem Nest werfen (StA II, 50). Und so spricht Hölderlin hier von der „nothwendigen Willkür des Zevs“, die die oben genannte Form der „wirklichen Trennung“ möglich macht (StA IV, 269, 24 f.). Sie ist einerseits ‚notwendig‘, weil das Leben sonst zum „Stillstand“ (StA IV, 268, 10) käme und „in einer Einzelheit abstürbe“ (StA IV, 157, 2); andererseits aber auch, weil die Potentialität ihre Realisierung fordert⁴⁵. Sie ist eine ‚Willkür‘, einerseits weil sie unberechenbar und willkürlich ist im Sinne eines „freien Beliebens“⁴⁶; andererseits weil in ihr eine *freie Wahl*²⁹ (im ursprünglichen Sinne) stattfindet, d. h. *reine Energie* (als Kraft der Natur) sich manifestiert. Sie ist Zeus zugeordnet, weil sie sich menschlicher Beherrschbarkeit entzieht. Hier wird am deutlichsten, daß die „Hyperbel aller Hyperbeln“, die die ‚Verfahrungsweise‘ als einen ‚freien Akt‘ des poetischen Ich zu beschreiben suchte, die Grenze des Menschen übersteigt. Dieser wird zum ‚Organ‘ des Gottes, um „theilnehmend“ in dessen „Nahmen“ zu „fühlen“ (StA II, 145, 110 f.)⁴⁷. So wird die ‚freie Wahl‘ des Menschen zur ‚Willkür‘ des Gottes, die hinzunehmen ist; sie kann aber auch Willkür des Menschen sein, im Sinne einer „höhere[n] Macht zu fehlen und zu vollbringen“, damit er⁴⁸ „schaffend, zerstörend, und untergehend, und wiederkehrend“ zeuge von der „ewiglebenden“ Natur und ihrem „Göttlichste[n]“, der „allerhaltende[n] Liebe“, wie es ein spätes Bruchstück anklingen läßt (StA II, 325, Nr. 37).

Im gleichen Zusammenhang leuchtet auch die zunächst unverständliche Formulierung Hölderlins ein, daß „wir“, d. h. die Hesperier im Gegen-

⁴³ Vgl. dazu die wichtigen Ausführungen von Hans Schwerte, Aorgisch, in: GRM 34 (1953).

⁴⁴ Vgl. a. ‚Grund zum Empedokles‘, StA IV, 153 u. bes. 158. – Danach könnte man das ‚Aorgische‘ als das noch „Unbekannte, außerhalb des menschlichen Bewußtseyns und Handelns liegende“ bestimmen.

⁴⁵ Vgl. Ryan, Wechsel der Töne, S. 24 ff.

⁴⁶ Vgl. Hölscher, Hölderlin und Empedokles, S. 53.

⁴⁷ Das ‚Aorgische‘ ist das ‚Zornlose‘, ‚Untheilnehmende‘, ‚Gleichgültige‘, – Attribute, die Hölderlin den Göttern zuschreibt. Gelegentlich aber tritt Zeus im ‚Zorn‘ des Gewitters ins Dasein der Menschen.

satz zu den Griechen, „unter dem *eigentlicheren Zevs* stehen“ (StA V, 269). Dieser halte „nicht nur zwischen dieser Erde und der wilden Welt der Todten inne“, sondern er zwingt auch „den ewig menschenfeindlichen Naturgang . . . entschiedener zur Erde“ (ebd.) Der „eigentlichere“ Zeus, der – wie der ‚uneigentliche‘ (wenn man so sagen kann) – als reine Potentialität ins Dasein tritt und die schöne Einigkeit des Lebens auflöst, reißt die Menschen *nicht* in die „wilde Welt der Todten“, sondern „neiget“ gleichsam zu einer andern, „neuen Gestalt“, wie es wenig später heißt (StA V, 271).

Während das „griechischtragische Wort“ „*tödlichfactisch*“²⁹ ist, ist dasjenige, das „unserer Zeit und Vorstellungsart“ angemessen erscheint, eher „*tödtendfactisch*“ (StA V, 270), es endigt „nicht eigentlich mit Mord oder Tod“ (ebd.), sondern zielt auf ein Neues. In der Wirkung unterscheidet sich somit der ‚uneigentliche‘ vom ‚eigentlichen‘ Zeus: der griechische ‚trifft‘ besser und zerschmettert durch seine Blitze; der hesperische ‚faßt sich‘ eher und rettet so eine Lebensmöglichkeit, indem er „zwischen dieser Erde und der wilden Welt der Todten *inne hält*“ und „den ewig menschenfeindlichen Naturgang . . . *entschiedener zur Erde zwinget*“²⁹ (StA V, 269). Er ist der menschenfreundlichere Zeus, denn „eine gänzliche Umkehr (aller Vorstellungsarten) . . . so wie überhaupt gänzliche Umkehr, ohne allen Halt, [ist] dem Menschen, als erkennendem Wesen unerlaubt“ (StA V, 271).

An eben diesen Gedanken knüpft auch das Fragment ‚Über den Unterschied der Dichtarten‘ an. Denn die „wirkliche Trennung“, die Zeus‘ ‚Willkür“ verursacht, „geht . . . fort bis dahin, wo die Theile in ihrer äußersten Spannung sind, wo diese sich am stärksten widerstreben. Von diesem Widerstreit geht sie wieder in sich selbst zurück, nemlich dahin, wo die Theile, wenigstens die ursprünglich innigsten, in ihrer Besonderheit, als *diese*²⁹ Theile, in *dieser Stelle des Ganzen sich aufheben, und eine neue Einigkeit entsteht*“ (StA IV, 269).

So wird die ‚Auflösung‘ – wie in ‚Werden im Vergehen‘ – zum „Übergang“.

Damit ist aber auch deutlich, daß Hölderlins harmonische Wechselfolge in ihrer an- und abschwellenden Dynamik mit der Wegmetapher kaum angemessen umschrieben werden kann⁴⁸. Sie gleicht eher einem Bogenang (‚Hyperion‘ oder ‚Lebenslauf‘, StA II, 22), meist einem Kreislauf (Bilder des Natur- und des Wasserzyklus) und hier sogar einem pulsierenden Organismus, der nach dem Prinzip von Systole und Diastole funktio-

⁴⁸ Vgl. Kurz, Mittelbarkeit und Vereinigung, S. 44 ff.

niert⁴⁹. Die Stadien äußerster Ausdehnung und Kontraktion sind die Wendepunkte, die das „Ganze“ vor Zerstörung bewahren, ihm aber dennoch ständige Erneuerung sichern. Ein Vergleich dieser Denkstrukturen mit idealistischen Progressionsmodellen, für die der ‚Weg‘ zum Paradigma der Moderne wird, erübrigt sich deshalb in diesem Zusammenhang. Hölderlin scheint in seiner Spätzeit weit mehr empedokleischen und spinozistischen Vorstellungen verhaftet zu sein als geschichts- und bewußtseinsphilosophischen⁵⁰, obgleich er diese seinem kosmologischen Denken integriert.

VIII

Entsprechend dem Fragment ‚Über den Unterschied der Dichtarten‘ behandelt auch ‚Das Werden im Vergehen‘ die Problematik der „Trennung“ als „Übergang“ zu einer neuen Lebensformation, – hier allerdings unter der Chiffre des „untergehenden Vaterlands“ (StA IV, 282). Wie in den ‚Anmerkungen zur Antigone‘ deutet Hölderlin damit an, daß er die Macht des Tragischen bei uns humaner faßt als bei den Griechen: Während diese vom Feuer, das ihre Natur ausmacht, gänzlich ausgelöscht werden (StA VI, 426), gehen die Abendländer daran ‚zugrunde‘, bewahren aber den Keim des Lebens⁵¹.

⁴⁹ In seinen Jacobi-Exzerpten notierte Hölderlin über Gott: „er befinde sich in einer immerwährenden Expansion und Kontraktion; dieses wäre ... das Bestehen der Welt“. – Vgl. dazu Hölscher, Hölderlin und Empedokles, S. 54.

⁵⁰ Hölscher, aaO, S. 50 ff.

⁵¹ Darin, daß es den Griechen nicht gelang, ihr eigenes, „das Feuer vom Himmel“, zu beherrschen, glaubt Hölderlin den Grund für den Untergang ihrer Kultur erkennen zu können (vgl. StA VI, 426). – Sie haben nur den schönen Aufschwung des Lebenslaufes wahrgenommen, nicht aber seinen Niedergang mitbedacht. Dies ist der Vorzug der abendländischen Kultur, die deshalb auch eine Kultur des Leidens ist (Christusfigur). Vgl. zu diesem Gegensatz auch das Fragment ‚Meinest du / Es solle gehen...‘ (StA II, 228): „Nemlich sie wollten stiften / Ein Reich der Kunst. Dabei ward aber / Das Vaterländische von ihnen / Versäumet und erbärmlich gieng / Das Griechenland, das schönste, zu Grunde. / Wohl hat es andere / Bewandtniß jezt.“ (Allerdings steht der Entwurf offenbar auch unter der Befürchtung des eigenen Untergangs.) – Dennoch deutet die Bemerkung im Böhlendorff-Brief (Nr. 236), daß „der freie Gebrauch des Eigenen das schwerste“ und gerade deswegen „uns die Griechen unentbehrlich“ seien (StA VI, 426), darauf hin, daß den Hesperiern der Untergang erspart bleiben solle, eben weil sie an der griechischen Kunstleistung ihr eigentlich „Nationelle[s]“, die „Juno-nische Nüchternheit“ (ebd.) studieren können, während den Griechen ein entsprechendes Vorbild versagt war. – Szondis Versuch, den Böhlendorff-Brief und das Fragment ‚Meinest du‘ in einen Gegensatz zu bringen, ist somit keineswegs zwingend (vgl.

Zugleich entwickelt Hölderlin in diesem Zusammenhang, daß die *Empfindung* des Tragischen eine Frage des Standorts innerhalb des Auflösungsprozesses ist: „Die Auflösung... *auf dem Gesichtspuncte der idealischen Erinnerung* (d. h. nachdem der „neue Zustand“ sich herausgebildet hat) wird als solche idealisches Object des neuentwickelten Lebens, ein Rückblick auf den Weg, der zurückgelegt werden mußte, vom Anfang der Auflösung bis dahin, wo aus dem neuen Leben eine Erinnerung des Aufgelösten, und daraus, als Erklärung und Vereinigung der Lücke und des Contrasts, der zwischen dem Neuen und dem Vergangenen stattfindet, die Erinnerung der Auflösung erfolgen kann. Diese idealische Auflösung ist furchtlos.“ (StA IV, 283) Demgegenüber manifestiert sich die ‚reale‘ Auflösung, die auf dem Standpunkt des ‚alten‘ aber „untergehenden Vaterlands“ erlebt wird, als „erste[r] rohe[r] in seiner Tiefe dem Leidenden und Betrachtenden noch zu unbekannt[e] Schmerz“ (ebd.). Eben diesen empfindet Hyperion nach der ersten Trennung von Diotima, und erst nach und nach gelingt es ihm, sein aufgewühltes Gemüt zu beruhigen, was Hölderlin im Roman selbst auch stilistisch umsetzt. Die Auflösung wird „in dem Grade... idealer“, „in welchem sie sich von ihrem Anfangspuncte entfernt“ (StA IV, 284), so daß sie erst in der Herausbildung des neuen Zustandes als „furchtlos“ wahrgenommen werden kann. Was am Anfang als wilde Zerstörung des schönen einigen Lebens schmerzlich empfunden wird, erweist sich im Durchgang durch die „Lücke“, die in der „freien Kunstnachahmung ein furchtbarer aber göttlicher Traum“ ist (StA IV, 283), als „idealische Auflösung“. Das „Aufgelöste“ wird „erinnert“ und „mit dem unendlichen Lebensgefühl durch die Erinnerung der Auflösung vereinigt“, so daß aus „dieser Vereinigung und Vergleichung... der eigentlich neue Zustand“ hervorgeht (StA IV, 284). So muß die „Auflösung des Idealindividuellen (des alten Zustandes der Einigkeit) nicht als Schwächung und Tod [gedacht werden], sondern als *Aufleben*, als *Wachstum*“, und die Auflösung ist keine „vernichtende Gewalt“, sondern „Liebe“ und beide zusammen ein „(transcendentaler) schöpferischer Act“, dessen Resultat Hölderlin als

P. Szondi, Hölderlin-Studien, Frankfurt 1970, S. 160 ff.). – In dem etwas verblüffenden Hinweis auf die verschiedenen Bestattungsriten bei den Griechen und den Abendländern im Brief an Böhlendorff ist Hölderlins Theorie des Tragischen ebenso eingeschlossen wie seine Begründung für den Untergang der griechischen Kultur. „Denn das ist das tragische bei uns, daß wir ganz stille, in irgend einem Behälter eingepakt, vom Reiche der Lebendigen hinweggehn, nicht daß wir in Flammen verzehrt die Flamme büßen, die wir nicht zu bändigen vermochten“ (StA VI, 426). – Auch ist ablesbar, daß der „eigentliche Zevs“ weniger grausam ist; er wahrt sozusagen die Möglichkeit der Auferstehung.

neuen „mythischen Zustand“ kennzeichnet (StA IV, 286). Es ist wichtig zu bemerken, daß dieses Resultat zwar „das *Leben* des Unendlichrealen annimmt (also dessen, was im Prozeß zugewachsen ist), dieses aber in der „*Gestalt*“ des „individuellidealen“ (d. h. des alten einigen Zustands) gegeben ist (StA IV, 286). Darin liegt eine entscheidende Begründung dafür, daß der neue Zustand, der, nachdem „der Übergang aufhört“, „an Ruhe gewinnt“ (ebd.), „mythisch“ genannt werden darf⁵². Auf diesem Hintergrund kann Hölderlin noch späterhin dichten:

*Die Sagen, die der Erde sich entfernen,
Vom Geiste, der gewesen ist und wiederkehret,
Sie kehren zu der Menschheit sich, und vieles lernen
Wir aus der Zeit, die eilends sich verzehret.* (StA II, 284).

Aus der Unterscheidung von „idealischer“ und „wirklicher“ Auflösung lassen sich Folgerungen für das Verhältnis von poetischem und geschichtlichem Prozeß bei Hölderlin ziehen; denn die geschichtliche Auflösung ist immer eine wirkliche und deshalb von Angst, Leid, Sorge und Verirrung, die bis zur Zerstörung führen kann, begleitet. Da sie „aus Unkenntniß ihres End- und Anfangspunctes“ geschieht, muß sie „schlechterdings als reales Nichts erscheinen“ (StA IV, 285). In der „idealischen“ Auflösung aber, die das eigentliche Medium der tragischen Kunst ist, sind „Anfangs- und Endpunkt ... schon gesetzt, gefunden, gesichert“ (StA IV, 283/84). Sie kann „ihren präzisen, geraden, freien Gang“ nehmen (StA IV, 285). Durch die „Erinnerung“ wird sie, „weil ihre beiden Enden fest stehen, ganz der sichere unaufhaltsame kühne Act, der sie eigentlich ist“ (StA IV, 284).

Unter diesen Voraussetzungen bleibt es problematisch, Dichtung nach Hölderlin als „Mimesis der vergangenen und Antizipation der zukünftigen neuen Welt“ oder auch als „anamnetisches Bewußtsein der revolutionären ‚Thaten der Welt‘“ zu begreifen⁵³. Sie bewegt sich für Hölderlin wohl eher im Medium reiner geistiger Prozesse; und nur insofern man dem „anamnetischen Bewußtsein“ die Kraft der Verwandlung zubilligt, die alle „Thaten der Welt“ in die Idealität des Geistes überführt, nimmt Dichtung Geschichte in sich auf.

Nicht immer argumentiert Hölderlin im Hinblick auf die „Trennung“ mit solcher Sicherheit wie in dem Fragment über das ‚Werden im Vergehen‘. Oft scheint er die Gefahr zu spüren, daß der „Untergang des

⁵² Zur Struktur dieses ‚mythischen‘ Zustandes und zum Prozeß der ‚idealischen Auflösung‘ vgl. die exakte Darstellung bei G. Buhr, Hölderlins Mythenbegriff, Frankfurt 1972, S. 70 ff.

⁵³ Vgl. Kurz, Mittelbarkeit und Vereinigung, S. 12 ff. u. a.

alten“ kein „neues Vaterland“ verspricht. Der erhoffte „Übergang“ kann zum „Irrgang“ werden, der den „Faden“ der „Erinnerung“ verliert. So bleibt der Mensch von „uralter Verwirrung“ bedroht (StA II, 148), sei es, daß er bei der „freien Wahl“ seiner „Sphäre“ zu subjektiv oder zu objektiv handelt, zu sehr an diese „sich hängt“ oder „zu sehr an sich sich hängt“, wie die ‚Verfahrungsweise‘ andeutet (StA IV, 257), sei es, daß er in seiner ‚notdürftigen‘ Sphäre verharrt oder Zeus ihn zu mächtig trifft. All die Gefahren, die Hölderlin im Zusammenhang der „wirklichen Auflösung“ nennt (StA IV, 285), können den „Übergang“ gefährden, so daß die Nacht der Götterferne ohne Ausgang scheint. Viele der späten Gedichte deuten das an. Wer meint, er „sei genaht, die Himmlichen zu schauen“ (StA II, 120, 70), setzt sich der Gefahr aus, in unendliche Abgründe gestoßen zu werden, wie die Titanen. In solcher Not der Verirrung, Isolation oder Erstarrung bleibt dem Menschen ein einziger Halt: die Kraft des „Gedächtnisses“ (nicht der „Erinnerung“, die auf den ‚Übergang‘ bezogen wird). Seine Aufgabe ist es, „festzuhalten“ an dem „Einmal“ erfahrenen schönen Leben; denn „Vieles . . . ist zu behalten. Und Noth die Treue“, während die „Trauer“ um das verlorene Glück sich im „Ungebundenen“ zu verlieren droht (StA II, 197). Deshalb ist ‚Mnemosyne‘, die letzte große Hymne Hölderlins, keineswegs Ausdruck der Verzweiflung über den Verlust des Gedächtnisses, wie vielfach betont wird, – sie ist vielleicht die heroischste Hymne, die Hölderlin geschrieben hat. Denn sie fordert auf, standzuhalten und nicht den ‚Fehler‘ zu begehen, den die „Trauer“ begeht, indem sie klagt und damit haltlos wird; sie fordert vielmehr, sich ‚zusammenzunehmen‘, um die Seele zu ‚schonen‘, auch dann und gerade dann, wenn Trauer „ins Ungebundene“ treibt. Denn am Abend der Zeit, wenn ablegt „den Mantel Gott“ (wenn er seine bergende Hülle abwirft), wird auch Mnemosyne, der Mutter der Musen, das zusammengebundene Haar wieder aufgelöst werden, so daß ihre Locken wallen und es nicht „fehlet / An Gesang, der löset den Geist“ (StA II, 217, 23 f.)⁵⁴. Für den Fall aber, daß dem Gedächtnis die Kraft

⁵⁴ Vgl. die Elegie ‚Stutgard‘ (StA II, 86): „Wieder ein Glück ist erlebt“, heißt es zu Anfang; und dann: „es schwellen die Bäch“ und alle *gebundenen* / Fittige wagen sich wieder ins Reich des Gesangs“. – Das ‚Lösen der Locken‘ ist gleichsam der Augenblick, bevor der Genius hineingreift. Auf die „altgriechische Vorstellung, derzufolge der göttliche Todesbote eine Locke vom Stirnhaar des Todgeweihten trennt“ (Beißner, Hölderlins letzte Hymne, in: F. B., Reden und Aufsätze, S. 245), dürfte Hölderlins Formulierung in ‚Mnemosyne‘ kaum zu beziehen sein. Die „Vision vom Tode der Mnemosyne“ ist eine Fiktion Beißners (vgl. ebd. S. 246). „Am Kithäron *aber* lag / Elytherä, der Mnemosyne Stadt“: das ‚aber‘ markiert einen entscheidenden Gegensatz zu dem Vorausgehenden, und ‚Eleutheria‘ heißt so viel wie ‚Befreiung‘.

ausgeht, das Göttliche zu bewahren, denkt Hölderlin an ein letztes Mittel: den „Stachel des Gottes“, der „göttliches Unrecht“ „lieben“ lehrt (StA II, 57, 37 f.).

Er meint „göttliche Untreue“, die „am besten zu behalten“ ist (StA V, 202). So bleibt die Aussicht eines guten Ausgangs in größtem Leid selbst da noch erhalten, wo die Kraft des Menschen zu versagen droht – „damit der Weltlauf keine Lücke“ habe und „das Gedächtniß der Himmlichen“ nicht ausgehe.

Wem es aber gelingt – kraft des Gedächtnisses –, „bis in den Tod“ „das Beste“ (das schöne Leben) zu „behalten“, dem ist es „dann“ auch vergönnt, „das Höchste“ zu „erleben“ (StA II, 148). Dieses ‚Erlebnis‘ gipfelt darin, das Schöne durch die Nacht gerettet und infolge seines schmerzlichen Verlustes nicht nur *geföhlt*, sondern auch *erkannt* zu haben, wie es die ‚Verfahrungsweise‘ forderte. Beides zusammen erst verbürgt das Leben des Geistes und das geistige Leben, die den hesperischen Abend vor der griechischen Lebensfreude auszeichnen. Im ‚Grund zum Empedokles‘ sagt Hölderlin von diesem Moment, der „eine reifere wahrhafte reine allgemeine Innigkeit“ bewirkt (StA IV, 157): „Diß Gefühl gehört vielleicht zum *höchsten*, was der Mensch erfahren kann, denn die jezige Harmonie mahnt ihn an das vormalige umgekehrte reine Verhältniß, und *er föhlt sich und die Natur zweifach, und die Verbindung ist unendlicher.*“ (StA IV, 153)

Damit hat sich der Knäuel der „transcendentalen Empfindung“ aufgelöst in einen ‚Faden‘ von Glück und Leid, der am „mythischen“ Ende, der Abendfeier, befestigt wird, so daß die Simultaneität des „Totalgeföhls“ nun ‚gehalten‘ ist wie an einem ‚goldenen Seil‘. – Im freien Opfer des Empedokles erfüllt sich schließlich, was als Forderung der Freiheit begann.

Der Akt der ‚Umkehr‘ auf dem Gipfel des erfüllten Lebens, den die ‚Verfahrungsweise‘ als „freie Wahl“ einer „Sphäre“ beschrieb, den das Fragment über das ‚Werden im Vergehen‘ als „untergehendes Vaterland“ festhielt und den das Bruchstück ‚Über den Unterschied der Dichtarten‘ auch als „nothwendige Willkür des Zevs“ zu bestimmen versuchte, wird zum Dreh- und Angelpunkt von Hölderlins spätem Denken. Er vereinigt in sich höchstes Glück, weil in ihm die Unendlichkeit des Geistes geföhlt wird; aber auch unendliches Leid, weil der erste „in seiner Tiefe . . . noch zu unbekannte Schmerz“ (StA IV, 283) nicht zu fassen ist. Hölderlin umschreibt ihn vielfach in erotischer Metaphorik als Vereinigung zwischen Göttern und Menschen, als „Brautfest“ (StA II, 147). In diesem Augenblick ist „ausgeglichen . . . eine Weile das Schicksaal“ (ebd.).

Er beschreibt ihn aber auch als heiligen Frevel, als ‚Paarung‘ zwischen Gott und Mensch, bei der „gränzenlos die Naturmacht und des Menschen Innerstes im Zorn Eins wird“ und „das gränzenlose Eineswerden durch gränzenloses Scheiden sich reiniget“ (StA V, 201)⁵⁵. Auf diesem „Ungeheuren“ (ebd.) beruht nach Hölderlin die Darstellung des Tragischen.

Am prägnantesten jedoch hält das späte Bruchstück Nr 79 (StA II, 339) diese ‚ungeheure‘ Hoch-Zeit fest. Es lautet: „und kehre‘ in Hahnenschrei / der Augenblick des Triumphs / Werber!“

Unter dem Bild des Hahns werden Glück und Verhängnis zusammengedacht. Die höchste Bemühung (des ‚Werbers‘) erreicht ihre Erfüllung; aber diese kehrt sich im Augenblick des Triumphs in Verrat (‚Hahnenschrei‘). Petri Reue mag mitgedacht sein⁵⁶, denn der ‚Hahnenschrei‘ ist auch Ankündigung des neuen Tages. Petrus aber ist der Schlüssel anvertraut, den Bestand der Kirche zu wahren; und es ist die „Liebe“, die es zu bewahren gilt, die, trotz Verrates, die Zeit der Götternacht ‚durchglänzt‘ (StA II, 189) und nicht ins Chaotische stürzen läßt.

IX

Für die Hölderlin-Forschung bleiben folgende Probleme und Aufgaben: Zunächst wäre das oft strapazierte Verhältniß von Poesie und Geschichte bei Hölderlin neu zu überdenken. Da Poesie bzw. poetische Reflexion – der realen Geschichte gegenüber – den „Gesichtspunct der idealischen Erinnerung“ (StA IV, 283) voraus hat, d. h., da sie vom Ende her die Kette der Ereignisse in geregelter Weise überschaut und verbindet (Hölderlins prozessuale Darstellungen sind immer vom Ende her gedacht) und erst dadurch zu dem „sichere[n] unaufhaltsame[n] kühne[n] Act [wird], der sie eigentlich ist“ (StA IV 284), wird sie schwerlich als „Mimesis der vergangenen und Antizipation der zukünftigen neuen Welt“ zu bestimmen sein⁵⁷. Allein durch die Transformation in die Medien der Empfin-

⁵⁵ Auch im ‚Grund zum Empedokles‘ ist das Vereinigungs- und Trennungsmoment deutlich als erotische Begegnung entwickelt (vgl. StA IV, 152/53).

Man darf in diesem Zusammenhang auch noch einmal an den platonischen Mythos von Poros und Penia erinnern und die Verwandlung, die er nunmehr in Hölderlins Denken erfahren hat.

⁵⁶ Daß der Begriff der ‚Reue‘ Hölderlins Werk nicht fremd ist, mögen zwei Beispiele zeigen: Hyperion spricht Reue indirekt aus, wenn er als Schreibender sich zurückerinnert und ausruft: „O hät‘ ich doch nie gehandelt! Um wie manche Hoffnung wär‘ ich reicher!“ – In dem späten Gedicht ‚Die Zufriedenheit‘ taucht der Begriff expressis verbis auf (StA II, 279).

⁵⁷ Kurz, aaO, S. 12 ff.

dung und des Geistes wird den Konflikten des Wirklichen – auch nach Hölderlins eigener Theorie – ihre desorganisierende Gewalt genommen. Daß Hölderlin ihre Humanisierung erhofft, steht außer Frage. Aber die 'Lücke' zwischen Geist und Geschichte scheint unüberbrückbar. „Ich fürchte, das warme Leben in mir zu erkälten an der eiskalten Geschichte des Tags...“, schreibt Hölderlin 1798 an Neuffer (StA IV, 290) und meint damit nicht nur die gegenwärtige Geschichte. Als Grund für seine 'Erkältungsgefahr' nennt er seine eigene Empfindlichkeit. Weil er „zerstörbarer“ sei „als mancher andre“, will er die zerstörenden Dinge „nur insofern nehmen, als sie [s]einem wahrsten Leben dienlich sind“. „Ich muß sie wo ich sie finde, schon zum voraus als unentbehrlichen Stoff nehmen, ohne den mein Innigstes sich niemals völlig darstellen wird.“ (StA VI, 290). So ist „Gesang [s]ein freundlich Asyl“, um zu „retten [s]ein sterblich Herz“ (StA I, 307) vor den Wirren des Alltags und der Geschichte. – Sollte Hölderlins poetischer Kalkül auch Theorie der Geschichte sein, so könnte man sich diese nur als eine Folge harmonischer Wechsel vorstellen, die zwar einzelne Verirrungen in sich enthielte, im ganzen aber geregelt dem Göttertag, dem ewigen Frieden, entgegenginge – ein beglückender, kaum aber realistischer Gedanke.

Es stellt sich die weitere Frage nach der Gemeinsamkeit von philosophischer und poetischer Reflexion bei Hölderlin. So sehr es vom heutigen Standpunkt aus möglich sein mag, die *poetische* Verfahrensweise unter bewußtseinsphilosophischen Aspekten zu diskutieren, so sehr ist dabei zu beachten, daß Hölderlin der Poesie und auch der poetischen Reflexion einen ganz anderen Rang einräumt als der philosophischen. Das deutet bereits die abschätzige Bemerkung über die „Weisen“ an (StA IV, 237), das lassen aber auch die 'Anmerkungen zur Antigona' anklingen, in denen Hölderlin behauptet, daß „die Philosophie nur *ein* Vermögen der Seele“ behandle, „so daß die Darstellung dieses Einen Vermögens ein Ganzes“ mache und „das bloße Zusammenhängen der Glieder dieses Einen Vermögens Logik genannt“ werde (StA V, 265). Demgegenüber behandle die Poesie „die verschiedenen Vermögen des Menschen, so daß die Darstellung dieser verschiedenen Vermögen ein Ganzes“ ausmache und „das Zusammenhängen der selbständigeren Theile der verschiedenen Vermögen der Rhythmus, im höhern Sinne, oder das kalkulable Gesez genannt werden“ könne (ebd.). Daraus folgert Hölderlin die *Einheit* von „Vorstellung und Empfindung und Raisonement“ im *poetischen* Geschäft, so daß – seiner Meinung nach – überhaupt erst hier der *Zusammenhang* von Empfindung und Gefühl, Streben und Wollen, Idee und Gedanke wahrnehmbar ist, worauf er dann auch seine Gattungstheo-

rie gründet. Das reine poetische Ich in seiner harmonisch-entgegengesetzten Struktur ist mit dem absoluten Ich Fichtes und seiner idealistischen Schüler nur schwer in Beziehung zu setzen. Es gilt deshalb, den Zusammenhang von Vernunft, Einbildungskraft, Verstand und Gedächtnis, der in Hölderlins Dichtung und Reflexion einer sehr exakten Regelung zu unterliegen scheint, genauer zu durchleuchten. So nennt er in einem Brief an Schiller die „*Vernunft*“ „den *Anfang* des Verstandes“ (StA VI, 249), und gegen Ende des ersten 'Hyperion'-Bandes entwickelt er die 'Vernunft' als den „Treiber, den der Herr des Hauses über die Knechte gesetzt hat“ und den 'Verstand' als „dienstbare[n] Geselle[n], der den Zaun aus grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet ist“; diese negative Akzentuierung gilt jedoch nur, sofern beiden Vermögen „Herzens-“ oder „Geistesschönheit“ mangelt (StA III, 83); und damit kommt die dritte Grundkraft des Menschen, nämlich die Einbildungskraft ins Spiel, von der Hölderlin wußte, daß Fichte sie in der 'Wissenschaftslehre' als ein „Schweben“ zwischen den Extremen bestimmt hatte⁵⁸ und sein Freund Sinclair ihr die Kraft zutraute, die promethische Reflexion rückgängig zu machen⁵⁹. Als „Treiber“ und „Trieb“ erscheint die 'Vernunft' öfter im Werk Hölderlins, während dem 'Verstand' später die sehr entscheidende Funktion des Begreifens und Feststellens zugebilligt wird und dem 'Gedächtnis' die Aufgabe des Behaltens. – So sind auch die Wortfelder des Treibens und Strebens, des Schwebens und Verbindens, des Begreifens und Befestigens sowie des Behaltens und Vergessens genauer zu analysieren.

Schließlich gilt es – als eine der wichtigsten Aufgaben der Hölderlinforschung –, die Funktion der Sprache – „der Güter gefährlichstes“ (StA II, 325, 6) – und aller ihrer Leistungen im Rahmen desjenigen Prozesses zu bestimmen, der durch die Aktivität der menschlichen Vermögen in Wechselwirkung mit dem „Stoff“ ausgelöst wird. Während die Rolle der Dichtung, des „Gesanges“, vielfach behandelt wurde, stehen exakte Einzelstudien zur Bedeutung des „Buchstabens“, des „Wortes“, der „Satzung“, der „Namen“ und der „Zeichen“ noch aus. Auch das Verhältnis von Sprache und Sprachlosigkeit bedürfte der Klärung. – Vielleicht würde dann deutlich, daß der Verlust der Sprache „in der Fremde“ (StA II, 195, 3) ein „Zeichen“ ist, das nicht „deutungslos“ zu sein braucht.

⁵⁸ Vgl. Fichte, Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre, 272.

⁵⁹ Vgl. dazu L. Strauß, Jacob Zwilling und sein Nachlaß, in: Euphorion 29 (1928) und D. Henrich, Hölderlin über Urteil und Sein, in: Hölderlin-Jahrbuch 1965/66, S. 87.

Hölderlins 'Hyperion' – ein frühromantischer Bildungsroman

Von

Gerhart Mayer

Hölderlins Roman ist eigentlich erst in jüngster Zeit von der Forschung intensiv bearbeitet worden¹. Dennoch ist es noch nicht gelungen, das komplexe Werk einer bestimmten Romanart oder einem epochalen Zusammenhang zuzuweisen. F. Beißner betrachtet 'Hyperion' mehr oder minder als einen Roman *sui generis*². F. Aspetsberger ordnet ihn ganz allgemein dem Roman der Goethezeit bzw. dem Zeitalter des Idealismus zu³. J. Jacobs konstatiert zwar „Affinitäten zum Bildungsroman“, betont aber andererseits „den Gegensatz“ zu dieser Gattung – von seinem Standpunkt aus mit gewisser Notwendigkeit, weil er seine Kriterien im wesentlichen dem Modell des 'Wilhelm Meister' entnimmt⁴. L. Ryan wiederum warnt nicht ganz zu Unrecht vor dem mit ideologischem Ballast befrachteten Klischeebegriff des „Bildungsromans“ und unternimmt einen ersten Versuch, zur frühromantischen Romantheorie F. Schlegels eine Beziehung herzustellen⁵. Will man den Terminus des Bildungsromans aus seiner starren Fixierung auf das klassische Modell befreien, so erfordert das offensichtlich, das jeweilige Werk aus seinen individuellen historischen Voraussetzungen zu verstehen. Wir wollen daher Hölderlins Vorstellung von menschlicher Bildung, wie sie in der letzten Fassung des 'Hyperion' gestaltet ist, analysieren und sie dann nach ihrer Verwandtschaft mit frühromantischen Bildungsideen befragen⁶. Hierbei wird nicht

¹ Wegweisend das Buch von L. Ryan, Hölderlins 'Hyperion', Stuttgart 1965; wesentliche Korrekturen und Ergänzungen bei F. Aspetsberger, *Welteinheit und epische Gestaltung*, München 1971.

² Vgl. StA III, 340 f.

³ AaO, S. 358.

⁴ *Wilhelm Meister und seine Brüder*, München 1972, S. 120, 123.

⁵ Hölderlins 'Hyperion': ein „romantischer“ Roman? (Über Hölderlin, hrsg. von J. Schmidt, Frankfurt 1970, S. 177 ff.). Auch E. Mason wirft – im Anschluß an R. Hayms Klassifizierung von Hölderlin als einem „Seitentrieb der romantischen Poesie“ – die Frage auf, ob Hölderlin nicht „mit ganz anderem Fug und Recht zur Romantik eher als zur Klassik zu zählen wäre.“ Hölderlin und Novalis. HJb. 11, 1958–60, 75 f.

⁶ Die dichtungstheoretischen Aufsätze der Homburger Jahre – besonders derjenige 'Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes' – werden mit herangezogen, da die Entstehung des zweiten Bandes des Romans in diese Zeit hineinreicht.

nur der repräsentativste Bildungsroman dieser Epoche, 'Heinrich von Ofterdingen', heranzuziehen sein, sondern auch 'Franz Sternbald' sowie F. Schlegels theoretische Äußerungen, wodurch wir angemessene Möglichkeiten des Vergleichs gewinnen. Zuletzt wäre schließlich die Frage zu klären, inwieweit die Bildungsidee des 'Hyperion' die Werkstruktur konstituiert, inwiefern wir also Rechtens von einem Bildungsroman sprechen können.

Ähnlich wie in den Romanen von Tieck und Novalis vermeidet auch der Erzähler des 'Hyperion' das durch die Aufklärung verflachte, ihm daher anstößige Wort von menschlicher Bildung⁷. Kritisch abwertend verwendet er es, um eine bloße Verstandeskultur zu brandmarken, die sich im Erwerb von pragmatischen Kenntnissen und Fertigkeiten, von Fleiß und Zucht erschöpft. In diesem Sinne berichtet Hyperion rückblickend über seine in Smyrna erworbene „Bildung“⁸. Im Gegensatz zu solch unzulänglicher menschlicher Entwicklung kennt Hölderlin aber auch die wahre Bildung zu sittlich-ästhetischer Humanität. In diesem Sinne hält etwa Diotima ihre griechischen Landsleute für „bildsam“; und Hyperion hofft, dies Volk möge durch sein erzieherisches Vorbild edler und glücklicher werden (I, 158). Im übrigen hat Hölderlin in den Aufsätzen der Homburger Zeit wieder zur Verwendung des Terminus der Bildung zurückgefunden, wovon noch die Rede sein wird.

In Hyperions Entwicklungsgang verkörpert der weise Adamas die prägende Kraft einer an idealen Leitbildern orientierten Erziehung. Durch ihn lernt der junge Mensch die sagenhaften Heroen des Altertums und die griechischen Götter verehren. Der Lehrer erweckt in Hyperion „die Allmacht der ungetheilten Begeisterung“ (I, 20) – Voraussetzung des künftigen Enthusiasmus für alles Schöne, Gute und Wahre. Zugleich erfährt dieser jedoch eine grundsätzliche Gefährdung, der er ständig ausgesetzt sein wird: die Vorrede zum 'Fragment von Hyperion' warnt vor der gefährlichen Seite des Menschen, der „gerne in allem . . . seyn“ möchte (*contineri tamen a minimo*)⁹. Durch totale, bewußtseinsferne Hingabe „in seeliger Selbstvergessenheit“, etwa gegenüber der Natur, droht Hyperion der Verlust der eigenen Mitte (I, 10).

Die Freundschaft mit Alabanda konfrontiert ihn mit dem Typus des

⁷ Noch in der Vorrede des 'Fragments von Hyperion' (1794) hatte Hölderlin allerdings die Darstellung einer Entwicklung aus dem Stadium der höchsten Einfalt zum Zustand einer „mehr oder weniger vollendeten Bildung“ angekündigt.

⁸ StA III, I, 31 (= Seitenzählung nach dem Erstdruck). (Die zweite römische Zahl meint den Band des Romans.)

⁹ Frg. 182, 6 ff. (= Seitenzählung nach dem Erstdruck).

tatbesessenen Helden, dessen Wesensart in der Frühromantik – etwa in 'Heinrich von Ofterdingen' oder 'Franz Sternbald' – dem kontemplativen Künstler diametral entgegengesetzt ist. Alabanda glaubt an die befreiende Wirkung der politischen Tat; er will die Gesellschaft von außen, mit den Mitteln der Macht, verändern, worin ihm Hyperion auf die Dauer nicht folgen kann. Die stolze Römernatur des Freunds bestärkt ihn zwar in dem Gefühl der eigenen mannhaften „Unüberwindlichkeit“ (I, 61), zugleich aber begegnet er in Alabanda einer anderen Gefährdung humaner Existenz. Dieser, der sich gleich einem Gott unerschaffen glaubt, vertritt nach den Worten der Vorrede des 'Fragments von Hyperion' die „alles unterjochende gefährliche Seite des Menschen“, der „gerne . . . über allem seyn“ möchte (non coerceri maximo). Er setzt sich in radikaler Weise absolut und isoliert sich ehrfurchtslos gegenüber dem allumfassenden Leben, woraus sich letztlich sein Scheitern erklärt.

Für Hyperion gilt es nun, den beiden gefährdenden Extremen des bewußtlosen Aufgehens im All-Leben wie der individualistischen Absonderung vom Sein zu entgehen und diese Haltungen auf höherer Ebene miteinander zu versöhnen. Nur so kann das potentielle „divinum“ der menschlichen Existenz – gemäß dem Motto des ersten Bandes – verwirklicht werden. Hyperion ist jedoch während des ganzen im Rückblick vergegenwärtigten Geschehens weit von solcher Vollendung entfernt. Sein Charakter ist, wie die Vorrede sagt, von tiefgreifenden „Dissonanzen“ bestimmt, von seelischen Aufschwüngen und Niederbrüchen, wie sie in ähnlicher Form Franz Sternbald erfährt. Momenten ekstatischen Erlebens des strömenden All-Lebens der Natur folgen depressive Zustände der Ernüchterung und Vereinsamung.

Die Voraussetzungen für die Überwindung solch seelischer Zerrissenheit schafft die Begegnung mit Diotima. Hyperion erlebt sie als überirdisches Wesen, als Erscheinung des Göttlichen in menschlicher Gestalt – Wirkung seiner enthusiastischen Liebe, die „allverklärend“ letztlich auf das Absolute gerichtet ist (I, 133). Die entgrenzende, einen universalen Seinszusammenhang herstellende Funktion der Liebe ist in der Frühromantik weit verbreitet¹⁰. Aus ihr erwächst Hyperions metaphysisches Schönheitserlebnis: Diotima vermittelt ihm nicht nur das Bildungsideal des „Gleichgewichts der schönen Menschheit“, sie erschließt ihm auch die

¹⁰ Franz Sternbald erfährt durch die Liebe zu Marie, daß „alles von dem lieblichen Widerscheine verschönt und strahlend“ wird. Dt. Lit. in Entwicklungsreihen, Romantik, VI, hrsg. v. Kluckhohn, Darmstadt 1970, S. 146. Heinrich von Ofterdingen wird durch Mathilde „in die Heiligtümer des Lebens“ geführt, sie schenkt ihm die „höchsten Anschauungen“. Novalis, Schriften, 2. Aufl., Darmstadt 1960, I, 289.

Schönheit als universales Seinsprinzip, „das Eine in sich selber unterschiedne“¹¹. Aus diesem Erlebnis deutet er die harmonische Vollendung der athenischen Kultur, aus ihm schöpft er die gläubige Hoffnung auf einen eschatologischen Zustand menschheitlicher Verklärung, „der neuen Gottheit neues Reich“, in dem „nur Eine Schönheit seyn“ wird¹².

Im zweiten Band des Romans scheitern die Glückserwartungen des Helden. Sein Versuch, eine neue staatlich-gesellschaftliche Ordnung zu schaffen, schlägt fehl; Hyperion verliert den Freund und die geliebte Frau. Im vorletzten Brief rechnet er in ingrimmiger Verzweiflung mit der barbarischen, geistfernen Gesellschaft seiner Zeit ab, innerhalb deren er nicht mehr existieren kann. Das Maß des Leidens ist voll. Hier gewinnt Hölderlin gegenüber der Gruppe der frühromantischen Autoren sein unverwechselbar eigenes Profil: weder Novalis noch der junge Tieck haben die zeitgenössische politisch-soziale Wirklichkeit als lebensbedrohenden Widerstand erfahren; sie retteten sich in die Innenwelt des absoluten Ich bzw. in die romantische Ironie. Hyperion kann nur durch sein Vermögen der „intellectualen Anschauung“ überleben¹³. Nachdem ihn eine innere Stimme der Unsterblichkeit Diotimas versichert hat, erlebt er in der ekstatischen Schlußvision die allversöhnende göttliche Einheit des Lebens, in welcher „der Tod und alles Wehe der Menschen“ aufgehoben sind (II, 124). Die Schönheit des Absoluten, zu Ende des ersten Bandes noch in eine utopische Zukunft verlegt, wird jetzt als allgegenwärtige „Seele“ der Welt geschaut, die „harmoniscentgegengesetzt“ die Fülle der Widersprüche und Dissonanzen umgreift. Eine typisch romantische Erlebnisweise des Absoluten, klar unterschieden von Goethes klassisch begrenzter Erfahrung des Göttlichen „in herbis et lapidibus“.

In der das Werk beschließenden Vision setzt Hyperions langwieriger Prozeß der erkennenden Selbstfindung recht eigentlich ein¹⁴; er ahnt „seine Bestimmung . . .“, welche darin besteht, daß er sich als Einheit in Göttlichem-Harmoniscentgegengesetztem enthalten, so wie umgekehrt, das Göttliche, Einige, Harmoniscentgegengesetzte, in sich, als Einheit enthalten“ erkennt¹⁵. Diese Hölderlinsche Definition des anzustrebenden Verhältnisses von Ich und Welt bestimmt den Aufbau der Schlußvision, die ja deutlich in zwei Teile zerfällt. Die meisten Worte findet der Erzähler für sein Erlebnis der Integration in das zyklische Werden des

¹¹ StA III, I, 157 und I, 145. ¹² StA III, I, 94 und I, 160. ¹³ Vgl. hier S. 253.

¹⁴ Nach wie vor ist die Beschreibung des typischen Schlusses deutscher Bildungsromane, wie sie Dilthey gab, gültig: der Held, der „sich selber findet und seiner Aufgabe . . . gewiß wird“. Das Erlebnis und die Dichtung, 9. Aufl., Berlin 1924, S. 393 f.

¹⁵ Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes, StA IV, 259.

göttlichen All-Lebens; erst im letzten Satz setzt er das notwendige Gegengewicht und beschreibt die Gegenwart des Absoluten innerhalb des eigenen Ich: „Es scheiden und kehren im Herzen die Adern und einiges, ewiges, glühendes Leben ist Alles.“ In visionärer Entrücktheit, noch weitgehend unbewußt, fühlt sich Hyperion „als unendlicher Geist im unendlichen Leben“, was für Hölderlin bedeutete, daß „der Mensch auf dieser Stufe der Bildung erst eigentlich das Leben antritt und sein Wirken und seine Bestimmung ahndet“¹⁶. Kurz zuvor hatte Diotima Hyperions „dichterische Tage“ verkündigt und ihm den Auftrag erteilt, künftig als „Priester . . . der göttlichen Natur“ zu wirken. Mit der visionären Schau der All-Einheit des Seienden hat er sich der letzten Voraussetzung für sein künftiges poetisches Schaffen versichert. „In eben diesem Augenblicke“, erklärt Hölderlin, „wo sich die . . . geläuterte Empfindung, als Unendliches im Unendlichen, als geistiges Ganze im lebendigen Ganzen befindet, in diesem Augenblicke ist es, wo man sagen kann, daß die Sprache geahndet wird . . .“¹⁷ Hyperion kehrt nach Griechenland zurück und beginnt zu schreiben – scheinbar zwar nur Briefe an einen vertrauten Freund, in Wahrheit jedoch eine kunstbewußt strukturierte, poetisch stilisierte Darstellung seines bisherigen Werdegangs.

Damit setzt eine neue Phase seiner Entwicklung ein. Die formale Eigentümlichkeit des Romans besteht ja, wie L. Ryan überzeugend nachgewiesen hat, darin, daß der Erzählvorgang eine weitere Stufe in Hyperions kontinuierlichem Bildungsprozeß darstellt¹⁸. Die Motivation des Schreibens ergibt sich aus seinem Verlangen, zu seiner wechsellvollen Vergangenheit reflektierend Distanz zu gewinnen, innerlich „unüberwindlich“ zu werden (I, 122). Mit Hölderlins Worten: Hyperion gibt sich Rechenschaft über „die wesentlichsten Richtungen . . . Umwege oder Abwege“ seines „Bildungstriebes“; er reflektiert darüber, „wovon, und worauf jener . . . überhaupt ausgehe“, um sich dann für seine „eigene Richtung“ zu entscheiden¹⁹. Auf Grund seiner Erfahrungen gewinnt er zuletzt die Überlegenheit des lebensnahen, aber gesellschaftsfernen Poeten, der gelernt hat, „die Außendinge abzuschütteln“, ohne doch auf den „Blick ins menschliche Leben“ zu verzichten²⁰. Hyperion findet erzählend zu einer gewissen Ruhe des Gemüts, weil er eine gläubige Einsicht in die „verborgene Ord-

¹⁶ StA IV, 263.

¹⁷ StA IV, 261. Vgl. dazu L. Ryan, Hölderlins Lehre vom Wechsel der Töne, Stuttgart 1960, 88 f.

¹⁸ Hölderlins 'Hyperion', Stuttgart 1965, 65 passim.

¹⁹ Der Gesichtspunkt, aus dem wir das Altertum anzusehen haben, StA IV, 222.

²⁰ StA III, II, 54; 21.

nung“ des Lebens gewonnen hat (I, 84): nur über die leidvolle Trennung und Vereinzelung gelangt der bewußtlose Weltgeist zum Bewußtsein seiner selbst; Vergänglichkeit und Tod sind unabdingbar für die dialektische Entfaltung der Lebenstotalität. Die in der ekstatischen Vision des letzten Briefs gewonnene Ahnung dieses universalen Entwicklungsgesetzes wird vom Erzähler auf einer höheren Reflexionsstufe zu gläubigem Verstehen gesteigert und in eine gelebte Haltung überführt. Die in der Vorrede angekündigte „Auflösung der Dissonanzen“ in Hyperions Charakter kann demnach nicht als problemlose Harmonie von Ich und Welt gedeutet werden; Hyperion hat gelernt, die Widersprüche zwischen Ideal und Wirklichkeit als „harmoniscentgegengesetzte“ zu begreifen und sie in tapferer Schicksalsdemut zu ertragen. Er hat sich damit auf den dornenvollen Weg der persönlichen Selbstverwirklichung begeben, der „nur in unendlicher Annäherung“ dem utopischen Bildungsziel zuführt²¹. Wenn der Erzähler die Feder aus der Hand legt, hat er sich nicht nur seines schöpferischen poetischen Vermögens vergewissert, sondern infolge der Wechselwirkung von Reflexion und sprachlicher Gestaltung eine höhere Bewußtseinsstufe erreicht²². Hyperion beschreitet zuletzt den Weg zum „höchsten Punct der Bildung, . . . wo Geist und Leben auf beiden Seiten gleich ist“, wo der Mensch die Fähigkeit besitzt, „dem Geistigen sein Leben, dem Lebendigen seine Gestalt . . . wiederzubringen“²³.

Nachdem wir die Bildungsidee des 'Hyperion' umrissen haben, gilt es, deren elementare Voraussetzungen im Hinblick auf eine Verwandtschaft mit frühromantischen Konzeptionen ins Auge zu fassen. Bekanntlich verkörpert sich das Bildungsideal der Frühromantik in der Gestalt des Künstlers. Er allein ist Mensch oder kann es doch werden; die anderen, zürnt Hyperion, sind „nur Theile . . . des Menschen“ (I, 158). Auch Novalis erschien vorzugsweise der Dichter als „vollkommener Repräsentant des Genius der Menschheit“, und Friedrich Schlegel urteilte ähnlich: „Was die Menschen unter den andern Bildungen der Erde, das sind die Künstler unter den Menschen“²⁴. Die Frühromantiker setzten der willensbetonten Verstandesbildung der Aufklärung eine Konzeption entgegen, in der die irrationalen Seelenkräfte – besonders die religiös getönte Empfindungsfülle und die schöpferische ästhetische Phantasie – dominierten. Nur der Künst-

²¹ Vorrede zur vorletzten Fassung des Hyperion, StA III, 236.

²² „So wie die Erkenntniß die Sprache ahndet, so erinnert sich die Sprache der Erkenntniß“ (Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes, StA IV, 261).

²³ StA IV, 262.

²⁴ Novalis, Schriften, 2. Aufl., II, 447; Fr. Schlegel, Ideen (Krit. Schriften, hrsg. v. W. Rasch, Darmstadt 1964, 93).

ler konnte dieser Forderung voll entsprechen. Im frühromantischen Bildungsroman eignet den Künstlerfiguren also insofern exemplarische Bedeutung, als sie leitbildhaft eine ins Lebensganze integrierte Existenz repräsentieren. Die Frühromantik interessierte sich weniger für die psychologisch differenzierte Innenwelt der einmaligen Individualität, sie tendierte eher zur Darstellung der mehr oder minder überindividuellen, auf das Wesenhafte reduzierten Personalität, die den zufälligen historisch-empirischen Daseinsbedingungen weitgehend enthoben zu sein schien. In diesem Sinne forderte Novalis die „*Classification des individuellen Moments, der individuellen Situation etc.*“, weil er und auch Hölderlin die epischen Figuren als Glieder eines klassifizierenden universalen Systems entwarfen²⁵. Man wird daher dem überpersönlichen Charakter dieser Bildungsidee nicht gerecht, wenn man ihr vorwirft, sie kenne keine „individuelle Selbstverwirklichung“, sondern sei nur auf „die Wiedergewinnung eines versunkenen Menschheitsideals“ bedacht²⁶. Hyperion wie Heinrich von Ofterdingen erstreben diejenige Art von Selbstverwirklichung, die ihrer Natur entspricht.

Novalis hat das Prinzip des frühromantischen Menschenbilds erfaßt, wenn er definiert: „Absolutisierung – Universalisierung ... ist das eigentliche Wesen des *Romantisirens*.“²⁷ Die beiden Begriffe erlauben uns, die Verwandtschaft der Bildungskonzeptionen innerhalb der Frühromantik nachzuweisen. Hardenberg verstand besonders den künstlerischen Menschen als „Analogienquelle für das Weltall“ und fand in dessen schöpferischer Innerlichkeit „*Gemüth und Welt*“ vereinigt²⁸. Diese wohl extremste Form der „Absolutisierung“ des Individuums kehrt gemäßiger bei Hyperion wieder, dessen Wirklichkeitsbegriff ebenfalls weitgehend verinnerlicht ist²⁹. Schon Hölderlins 'Systemprogramm' postulierte die „absolute Freiheit aller Geister, die die intellektuelle Welt in sich tragen, und weder Gott noch Unsterblichkeit außer sich suchen dürfen“³⁰. Hyperion glaubt, darin den Helden Hardenbergs und Tiecks ähnlich, an den „Gott in uns“, den Wesenszusammenhang zwischen dem genialen Individuum und dem

²⁵ Novalis, Schriften, 2. Aufl., III, 256.

²⁶ J. Jacobs, Wilhelm Meister und seine Brüder, München 1972, 121.

²⁷ Novalis, Schriften, 2. Aufl., III, 256.

²⁸ Novalis, Schriften, hrsg. v. Minor, Jena 1923, II, 250; Novalis, Schriften, 2. Aufl., hrsg. v. Samuel, III, 686. – Vgl. auch Schleiermachers Monologe sowie seine Schrift 'Über die Religion': Der Mensch „kann sich nie erschöpfen im Anschauen seiner selbst, denn alles liegt in ihm“ ('Über die Religion', hrsg. v. R. Otto, 6. Aufl., Göttingen 1967, S. 122).

²⁹ „Was ist Verlust, wenn so der Mensch in seiner eignen Welt sich findet? In uns ist alles.“ StA I, 24.

³⁰ StA IV, 298.

absoluten Sein. Wenn W. Binder Hölderlins große Charaktere rechtens als eine „Schnittstelle metaphysischer Prozesse“ definiert, so gilt das gleichermaßen für das Menschenbild in 'Heinrich von Ofterdingen', das auf Vergöttlichung angelegt ist³¹. In der Frühromantik impliziert der Bildungsprozeß den Glauben an die zunehmende Präsenz des Absoluten im Menschen, ein Vorgang, der von einer wachsenden Verinnerlichung der Welt Erfahrung begleitet ist³². Der „transzendente“ Poet der Frühromantik entwirft ein Weltbild mit eschatologischen Dimensionen, wobei er mit dem Absolutheitsanspruch visionärer Prophetie auftritt. Der zunehmend intensiviertere Bezug zum unendlichen All-Leben führt zu einem wachsenden Verlust der Bindung an das konkrete Hier und Jetzt. Das schöpferische Individuum entwickelt sich nicht mehr, wie im 18. Jahrhundert, in die gesellschaftliche Sphäre hinein, sondern es verwirklicht die „innere Bildung“, die nach Fr. Schlegel „streng und unerbittlich auf ein Ewiges“ zielt, dem sich der Mensch in kontemplativer Hingabe öffnet – eine Haltung, die sich „nur in abgeschiedener Einsamkeit“ entwickeln kann³³. Ihr gab Schlegel gegenüber der allgemein verbreiteten „mehr äußerlichen und geselligen Bildung“ den Vorzug. Diese individualistische Bildungskonzeption war als historischer Gegenentwurf zu dem pädagogischen Pragmatismus der aufklärerischen Philanthropen entstanden, die zwischen dem Entwicklungsziel des einzelnen und den Gesetzen des gesellschaftlichen Miteinander keinen prinzipiellen Unterschied gesehen hatten. Johann Heinrich Campe hatte die individuelle Bestimmung des einzelnen durch Erziehung zu einem geeigneten Stand und Beruf gewährleistet geglaubt. Verpflichtendes Bildungsziel war ihm nicht in erster Linie die Vervollkommnung des Menschen in seiner individuellen Besonderheit gewesen, sondern dessen Erziehung zu sozialer „Brauchbarkeit“. Die Losung lautete: den „Zögling nicht vollkommener machen, als es sein Stand erlaubt“³⁴.

³¹ Hölderlin-Aufsätze, Frankfurt 1970, 11. – U. Gaier weist auf die Verwandtschaft von Hölderlins Denken mit dem schwäbischen Theosophen Oetinger hin, u. a. auf dessen Lehre vom substantiellen Zusammenhang zwischen Gottheit und Mensch. (Der gesetzliche Kalkül, Tübingen 1962, S. 329).

³² Fr. Schlegel: „Gott werden, Mensch sein, sich bilden, sind Ausdrücke, die einerlei bedeuten“ (Athen. Frgm. 262). Novalis: „Der Tugendhafte ist als solcher kein historisches Individuum – Es ist Gott selbst.“ (Novalis, Schriften, 2. Aufl., hrsg. v. Samuel, III, 670). Hyperion: „Der Mensch ist aber ein Gott, so bald er Mensch ist“ (StA III, I, 141).

³³ Goethes Werke nach der Cottaschen Ausgabe von 1806; Krit. Schriften, hrsg. v. Rasch, Darmstadt 1964, S. 309.

³⁴ Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens von einer Gesellschaft praktischer Erzieher, 3. Teil, hrsg. v. J. H. Campe, Hamburg 1785, S. 526. (Der zitierte Aufsatz stammt von Villaume.)

Der Anspruch des Individuums auf die ihm allein gemäße Bildung fand seine Grenze in dem gesellschaftlichen Kriterium der sozialen Brauchbarkeit. Gegen solche Einengung der Entfaltung des einzelnen auf seine künftige Funktion innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung erhoben die Frühromantiker Einspruch. Dem Leitbild des sozial angepaßten Menschen, der sich nur als vollwertiges Glied der Gesellschaft selbst verwirklichen kann, setzten sie den Typus des introvertierten, im sozialen Abseits angesiedelten Individuums entgegen, das seine Erfüllung allein in sich selbst zu finden sucht, weil es die allgemeinen Normen und Konventionen nicht mehr als verbindlich akzeptieren kann. Damit konvergierte das Gesetz der autonomen Individualität nicht mehr mit den Prinzipien der Sozietät – wie noch in Goethes 'Lehrjahren' –, sondern es entwickelte sich ein unheilbarer Antagonismus zwischen Künstler und Gesellschaft. Hyperion kann als poetischer „Priester der göttlichen Natur“ nur außerhalb der geistfernen Gemeinschaft seines Volkes existieren; als Mittler zwischen der Menschheit und dem Absoluten bleibt er allerdings auf die Gesellschaft bezogen³⁵.

Natürlich vertraten nicht alle Autoren der Frühromantik jenen Absolutheitsanspruch des genialen Individuums mit gleicher Radikalität. Bei Tieck schwach ausgeprägt, ist er bei Novalis ins Extreme gesteigert. Hyperion behauptet ihn weit weniger als etwa der hybride Alabanda, der sich göttliche Aseität zuspricht und meint, durch die politische Tat eine neue Welt setzen zu können. Sein anarchisch-unbändiger Freiheitswille unterscheidet sich deutlich von Hyperions innerer Autonomie, die, um mit Schleiermacher zu sprechen, paradoxerweise aus dem Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit vom Universum entspringt.

Das zweite konstitutive Element frühromantischer Bildung ist der Prozeß der „Universalisierung“. Heinrich von Ofterdingen durchschreitet die verschiedensten Bereiche von Leben und Natur; im geplanten zweiten Teil sollte er auch noch die geschichtlichen Welten der Antike und des Orients kennenlernen. Novalis begriff jedoch die Universalisierung des menschlichen Geistes nicht nur als quantitative Bereicherung an empirischem Wissen, sondern vor allem als qualitativ verändernde Erweiterung des Bewußtseins, dessen Tiefe er als Ort universaler, höherer Wahrheit verstand. Nur in solch verinnerlichtem Sinn vollzieht sich in dem äußerlich so passiven Helden eine Entwicklung. Gerade der Geist des Poeten zeich-

³⁵ J. Jacobs betont zu Recht, daß Hyperions Verzicht, „sich als soziales Wesen zu verwirklichen“, mit dem Bildungskonzept Wielands, Goethes und Hegels nicht vereinbar sei (aaO, S. 122).

net sich durch eine besonders intensive Kraft der „Er-innerung“ aus, die sagenhafte, paradiesische Vorzeiten erschließt, und durch ein Vermögen zu traumhaft-prophetischer „Ahndung“ eines künftigen goldenen Zeitalters³⁶. Auch Hyperions schwärmerischer Geist verbindet in kühner Zusammenschau eine als naturhaft-idealisch empfundene Urzeit mit dem eschatologischen „zweiten Lebensalter der Welt“, Ära einer ersehnten „Harmonie der Geister“ (I, 112 f.). Verklärte Vergangenheit und erträumte utopische Zukunft verschmelzen bei Novalis und Hölderlin in einem auf das Seinsganze gerichteten, einheitsstiftenden universalen Bewußtsein, das der sinnleeren, chaotischen Gegenwart enthoben ist. Heinrich von Ofterdingen hat gegen Ende des Romanfragments am „unendlich veränderlichen Gesamtleben“ innerlich teil; Hyperion erlebt in der den Roman beschließenden Vision die All-Einheit des Seienden. In beiden Fällen tritt das Vermögen der „intellektuellen Anschauung“ in Aktion, die nach Hölderlin dem Menschen diejenige „Einigkeit mit allem, was lebt“ vermittelt, „die . . . vom Geiste erkannt werden kann“³⁷. Auch Heinrich von Ofterdingen erwirbt sich in zunehmendem Maße diese Fähigkeit, so daß er zuletzt „die Natur jeder Begebenheit und jeder Sache gleich unmittelbar anschaut, und sie in ihrem lebendigen, mannigfaltigen Zusammenhange betrachten“ kann³⁸. Kein Zufall auch, daß bei Heinrich wie bei Hyperion erst nach vollzogener Einheitsschau des All-Lebens der Durchbruch zur poetischen Sprachschöpfung gelingt. Die weitgehend realisierte „Universalisierung“ des Bewußtseins bildet nach frühromantischer Ansicht die Voraussetzung für das Geschäft des Dichters, soll er doch „die Tendenz zur Allgemeinheit . . . haben, die . . . zu jener Vollständigkeit und durchgängiger Bestimmtheit des Bewußtseins wird, womit der Dichter auf ein Ganzes blickt“³⁹.

³⁶ Vgl. H. J. Mähl, Die Idee des Goldenen Zeitalters im Werk des Novalis, Heidelberg 1965, S. 411 passim.

³⁷ StA IV, 267 f. Im 'Grund zum Empedokles' spricht Hölderlin von der „Totalempfindung“, womit er das im Begriff der intellektuellen Anschauung enthaltene subjektive Moment hervorhebt (StA IV, 151).

³⁸ Novalis, Schriften, 2. Aufl., I, 208.

³⁹ Hölderlin, Grund zum Empedokles; StA IV, 156. – Die universale Weite des Bewußtseins wird in der Frühromantik auch durch die potenzierende Reflexion erreicht: in 'Hyperion' durch einen Erzähler, der nicht nur seine Vergangenheit, sondern auch seine gegenwärtige Situation reflektiert und sich dadurch über sie erhebt. In 'Heinrich von Ofterdingen' zeigt sich dieser Vorgang etwa an der zunehmenden Abstraktheit der Gespräche – von den sagenhaften Erzählungen der Kaufleute über naturwissenschaftliche, historische, poetologische Themen bis zu eschatologischen Problemen im Dialog mit Sylvester.

Auch die innere Entwicklung des Malers Franz Sternbald ist von den sich mehrenden Momenten der ästhetischen Vision einer göttlichen All-Einheit des Lebens bestimmt. Diese innere Schau befähigt ihn bis zu einem gewissen Grade, sein Dasein zu poetisieren, es in die glückhafte Vorstellung eines innigen Einklangs von Ich und Welt zu integrieren. Solche Universalisierung des Bewußtseins konstituiert auch Friedrich Schlegels Bildungs-idee. Sah er doch das Wesen menschlicher Bildung darin, daß sie „jeden besondern Sinn zu dem allgemeinen unendlichen erweitert“⁴⁰. Solch universaler Seinszusammenhang stellt sich nicht nur, wie erwähnt, in der Erfahrung der Liebe her⁴¹, sondern vor allem in der ständigen „Reflexion über das Verhältnis des Idealen und des Realen“, die beispielsweise auch Hyperions Entwicklung kennzeichnet⁴². In der Universalisierung des Bewußtseins verwirklicht sich das höchste Ziel des Universalismus der Romantik, nämlich der vermessene Versuch, die Bereiche von Natur, Geschichte, Wissenschaft, Kunst und Religion in einer weitgespannten geistigen Synthese zu vereinigen⁴³.

Kurz zusammengefaßt: Die Bildungskonzeption der Frühromantik orientiert sich am Archetypus des von irrationalen Kräften beseelten kontemplativen Künstlers. Dessen Entwicklung wird durch den Prozeß einer ins Universale ausgreifenden Bewußtseins-erweiterung bestimmt, die von visionärer Phantasie und potenzierender Reflexion gesteuert wird. Dieser Vorgang impliziert die zunehmende Gewißheit des Wesenszusammenhangs zwischen dem „transzendentalen“ Poeten und dem absoluten Sein, die mit einem wachsenden Absolutheitsanspruch des subjektiven Weltentwurfs verbunden ist. Daraus wiederum resultiert die zunehmende Verinnerlichung und Distanzierung gegenüber der gesellschaftlichen Umwelt.

Abschließend wäre die Frage zu stellen, inwieweit die Bildungs-idee des 'Hyperion' dessen Werkstruktur konstituiert, inwiefern wir also rechtens von einem Bildungsroman sprechen können⁴⁴. Das Grundthema klingt bereits in der Vorrede an: „Auflösung der Dissonanzen“ eines Charakters

⁴⁰ Ideen. In: Krit. Schriften, aaO, S. 98.

⁴¹ Vgl. hier S. 246 f.

⁴² Fr. Schlegel, Über das Studium der griechischen Poesie, in: Krit. Schriften, aaO, S. 117 f.

⁴³ Vgl. W. Emrich, Der Universalismus der deutschen Romantik, Abhandlungen der Klasse der Literatur der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, 1964, Wiesbaden.

⁴⁴ Wir wollen unter „Struktur“ im Sinne Herman Meyers „die das jeweilige Werk durchwaltende Ordnung verstehen, die durch den Charakter des Ganzen und der Teile in ihrem gegenseitigen Zusammenhang bedingt wird und die gleichermaßen Elemente der Form, des Gehalts und des Inhalts umfaßt“ (Das Zitat in der Erzählkunst, Stuttgart 1961, S. 9).

durch dessen Entwicklung zu einer die Antinomien des Daseins umgreifenden inneren Universalität. Die Entwicklung des werdenden Poeten gliedert sich im ganzen in drei Phasen, deren Zusammenhang dialektisch strukturiert ist⁴⁵. Der erste Band entspricht der ersten Phase, der Erfahrung göttlich-menschlicher Schönheit in wachsender Intensität und Vollendung. Durch Adamas lernt Hyperion die Idealbilder antiker Heroen und Gottheiten kennen. In Alabanda begegnet ihm dann ein göttergleicher Mensch, der ihn „von einer großen Harmonie zur andern“ führt (I, 50). In Diotima endlich offenbart sich ihm die vollendete Schönheit des Absoluten. Konsequenterweise schließt die in Form der Klimax geordnete Folge der Erlebnisse mit dem enthusiastischen Ausblick auf eine Zukunft utopischer Vollendung der Menschheit, in der „nur Eine Schönheit seyn“ wird (I, 160).

Hatte das Motto des ersten Bandes das potentielle „divinum“ der menschlichen Existenz angesprochen, so artikuliert der Vorspruch zum zweiten Band in antithetischem Umschlag die verzweifelte Sehnsucht nach Selbstvernichtung. Wiederum folgen sich in dieser zweiten Phase Hyperions tragische Erlebnisse in Form der steigenden Klimax, erfährt er doch in zunehmender Intensität die „fliehende Gestalt“ der Schönheit. Sein Plan, einen neuen Staat schöner Menschlichkeit zu begründen, scheitert; Alabanda und Diotima, in denen er die Vorbotsen einer neuen Menschheit sah, werden ihm entrissen; die ingrimmig-desperate Anklage des Briefes über die Deutschen besiegelt zuletzt seine Ablehnung der zeitgenössischen Gesellschaft.

Im Erzählakt, der zeitlich an die Ereignisse des zweiten Bandes anschließt, vollzieht sich schließlich die Synthese durch Gewinnung einer universaleren Bewußtseinsstufe (3. Phase). Leiden und Tod werden als notwendige Momente innerhalb der gesetzmäßigen dialektischen Selbstentfaltung des göttlichen All-Lebens begriffen. So stellt sich der volle Sinn des individuellen und des allgemeinen Daseins erst in der rückblickenden, klärenden Reflexion her. Der Erzähler, der zu Anfang beklagte, sein „Gedanke, der die Schmerzen heilen sollte“, sei selber krank geworden, kann später feststellen: „am Ende söhnet der Geist mit allem uns aus“⁴⁶. Der dialektische Entwicklungsprozeß spiegelt sich in der eigentümlichen Struktur dieser Icherzählung in Briefform: Hyperion berichtet rück-

⁴⁵ In gewisser Weise spiegelt sich hier Hyperions triadische Auffassung der Menschheitsentwicklung: die frühzeitliche Einheit von Mensch und Natur im Zeichen der Schönheit, die Entzweiung von Ideal und Wirklichkeit und schließlich die Wiedergewinnung der verlorenen Einheit auf höherer Bewußtseinsstufe.

⁴⁶ StA III, I, 68; II, 21. – Vgl. auch W. Binder, Hölderlin-Aufsätze, Frankfurt 1970, S. 15 f.

blickend über den relativ abgeschlossenen Zeitraum seiner Erlebnisse (1. und 2. Phase). Während des Erzählens reflektiert er jedoch immer wieder über sich selbst und sein Verhältnis zur eigenen Vergangenheit. Hierbei überwindet das poetische Ich den „realen Widerspruch“ seiner inneren Dissonanzen und verwirklicht seine „dreifache Natur“, in der „das erkannte . . . mit dem Erkennenden und der Erkenntniß beeder zusammengenommen“ existiert⁴⁷. Die Aufgabe jedoch, das Unendliche mit dem Endlichen im ästhetischen Werk zu vermitteln, das Absolute in das bewußt gelebte Dasein einzubeziehen, bleibt ständig neu zu leisten. Daher wiederum die Ichform, die keinen endgültigen Abschluß gestattet, worauf auch die weiterweisenden Worte hindeuten, mit denen der Roman endet: „Nächstens mehr.“

Die dialektische Werkstruktur spiegelt sich auch in den drei rhythmischen Grundformen des Erzählens, die sich in mannigfaltiger Weise mischen⁴⁸. Im ersten Band tendiert der Erzähler, soweit er über die glücklichen Zeiten seiner Vergangenheit berichtet, zu einem hymnisch-enthusiastischen Ton: er bevorzugt lange, rhythmisch gespannte Perioden, die von einem strömenden Bewegungsablauf belebt sind. Im zweiten Band erfolgt der Rückblick auf die tragischen Geschehnisse der Vergangenheit vorwiegend in einem elegisch-resignierenden Ton: kürzere Sätze in prosanaher Fügung; eine pausenreiche, gestaute rhythmische Bewegung. In denjenigen Partien des ersten Bandes, in denen der Erzähler über seinen gegenwärtigen Zustand berichtet, neigt er ebenfalls zu diesem Ton. Im zweiten Band jedoch, wo er allmählich zu innerer Ruhe gelangt, wandelt sich seine rhythmische Sprachgestalt: zwar bleibt die Tendenz zu kürzeren Sätzen bestehen, aber die rhythmischen Abläufe werden glatter und geschmeidiger. Das Sprechtempo wird bedächtiger; die Pausen signalisieren nicht mehr spannungsvolle Zerrissenheit, sondern gedankentiefe Gelassenheit.

Die Komposition unterstreicht die absolute Dominanz der Titelfigur. Die Nebengestalten sind Hyperion als Stationen seines Werdens zugeordnet; sie werden ausschließlich unter seiner Perspektive dargestellt; ihr individuelles Dasein erschöpft sich in der Bedeutsamkeit, die er ihnen zuschreibt. Ähnliches gilt von der Raumgestaltung: die rein negativ bewertete Sphäre der Gesellschaft und die ideal stilisierte Naturlandschaft spiegeln Grundhaltungen des Helden wider. Ideeller und pragmatischer

⁴⁷ Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes, StA IV, 253.

⁴⁸ Natürlich begegnen auch rhythmisch weniger ausgeprägte Mittellagen. Eine gewisse Eigenständigkeit besitzt die Sprechweise des Tatmenschen Alabanda, die durch einen schnellen, steigenden Rhythmus charakterisiert ist, der energisch vorandrängend geballte Akzente setzt.

Nexus sind eng verflochten, bedingen sich doch Hyperions inneres Werden und der äußere Handlungsablauf wechselseitig. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß in diesem Roman die dialektische Entwicklung eines Bewußtseins, das sein Verhältnis zum All-Leben darstellend reflektiert, eine nach erzählerischer und sprachlicher Form angemessene Gestalt gewonnen hat. Diese Entwicklung kann im Sinne Hölderlins, wie erwähnt, als Bildungsprozeß verstanden werden⁴⁹.

Wenn bisher die Zugehörigkeit des 'Hyperion' zur Gruppe der frühromantischen Bildungsromane nachzuweisen versucht wurde, so schließt das natürlich die von der Forschung längst festgestellte spezifische Eigenart von Hölderlins Werk nicht aus, etwa im Verhältnis zu Novalis – von Tieck ganz zu schweigen⁵⁰. Hölderlin war ein Einzelgänger, der von den führenden Vertretern der Frühromantik, wenn man von A. W. Schlegel absieht, nicht zur Kenntnis genommen wurde. Gerade bezüglich seines Romans war er sich darüber klar, eine „terra incognita im Reiche der Poesie“ betreten zu haben⁵¹. Dennoch bleibt festzuhalten, daß die Vorstellungen von menschlicher Bildung in 'Hyperion' wie in 'Heinrich von Ofterdingen' und 'Franz Sternbald' hinsichtlich ihrer konstitutiven Prinzipien eine deutliche Verwandtschaft zeigen.

⁴⁹ Wenn L. Ryan 'Hyperion' zwar als romantischen Roman akzeptiert, dessen Zuordnung zum Bildungsroman jedoch verneint, so beraubt er sich der Möglichkeit, das Werk näher zu bestimmen. Ryan fordert zu Recht, diesen „erstarrten Terminus“ durch den Hinweis auf historische Zusammenhänge zu relativieren und ihn so wieder anwendbar zu machen (Hölderlins Hyperion: ein romantischer Roman?, aaO, S. 211). Das haben wir unternommen und erkannt, daß 'Hyperion' seine eigene, verinnerlichte Bildungsidee besitzt: eine in dialektischem Dreischritt sich vollziehende Entwicklung zu einer höheren Bewußtseinsstufe. Sie ist, wie gesagt, gemeinsam mit stofflichen und formalen Elementen ins künstlerische Ganze integriert, etwa mit der Fabel, die den dazugehörigen Lebensgang schildert, und mit dem dreiphasigen autobiographischen Bericht, in dem der Bildungsprozeß sichtbare Gestalt gewinnt. Ryans Bedenken gegenüber dem „verfänglichen Terminus“ des Bildungsromans sind in diesem Falle nicht gerechtfertigt. Von der starren Bindung an das klassische Modell der Goetheschen 'Lehrjahre' gelöst, vermag dieser Terminus bei 'Hyperion' – und anderen Romanen der Frühromantik – darzutun, daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine neue Generation ihre Vorstellung von menschlicher Bildung in eigenständiger Weise literarisch formte, wodurch diese Romanart eine wesentliche Bereicherung erfahren hat.

⁵⁰ Vgl. beispielsweise Hans P. Jaeger, der allerdings die Verschiedenheit der beiden Autoren in der Formel „Intensität – Extensität“, „Verdichtung – Verflüchtigung“ allzu sehr überspitzt (Hölderlin-Novalis, Zürich 1949, S. 95 ff.).

⁵¹ Brief an Neuffer vom 21./23. Juli 1793.

Hölderlins Ode 'Unter den Alpen gesungen'

Eine Kurzinterpretation

Von

Esther Schelling

Wer sich mit Hölderlins Dichtung zu beschäftigen beginnt, spürt bald aus jedem Vers den heiligen Ernst, mit dem dieser Dichter zu Werk ging. Eine streng verstandene Gebundenheit an die eigene Berufung und das rückhaltlose Gewärtigen der Erlösung daraus zeitigten ein Dichten, das wir seherisch nennen, weil es nicht gründet, sondern zielt, und das in seiner buchstäblich zu verstehenden Begeisterung das Menschliche immer hinter sich lassen und gegen das Göttliche hinüberschwingen möchte, ein Dichten, von Mal zu Mal verstanden als jeweilige Lösung einer überkommenen Aufgabe. In diesem Sinne stellte der Dichter, dem privat ein bescheidenes Wesen eignete, an sich selber die höchsten Ansprüche. Die spannungsvolle Konstitution, sich selber zwar eines niemals zu befriedigenden Ehrgeizes bewußt, aber zur Kritik an anderen nicht fähig zu sein, führte mit zunehmenden Jahren in einen Zustand, den Hölderlin selber „kritisch“ nannte und in einem Brief an die Schwester so beschrieb, daß um sein Inneres her, mehr noch als in der Jugend, eine betäubende Unruhe sich häufe¹. Ein ungestilltes Bedürfnis nach Ruhe und Frieden drängt sich denn auch in den Briefen um 1800 hervor. Es fällt zusammen mit den realen politischen Erwartungen des Friedensschlusses von Lunéville, an den wiederum Hölderlin – gleichsam entrückt, im Ton bewegenden Eingeweihtseins – ein idealistisch begründetes, aber ganz persönlich ausgestaltetes Heilsgeschehen anzuknüpfen wagt, wo die Vergeblichkeit des Lebens besiegt und alle angestrenzte Hoffnung belohnt würde.

Ganz bewußt geht Hölderlin, als er gegen Ende 1800 die ihm angetragene Hauslehrerstelle in der Schweiz annimmt, einem neuen Lebensabschnitt entgegen. Was wird ihm diese „dritte Wanderschaft“ bringen? Den künftigen Aufenthalt sieht er als „ein Mensch an, der in der Jugend Laid's genug erfahren hat, und jetzt zufrieden und ungestört genug ist, um herzlich zu danken, für das, was da ist“². Wiederholt blickt der Dreißigjährige zurück auf die „Prüfungen seines Lebens“, und mit den neuen

¹ Brief an die Schwester, StA VI 1, Nr. 219, 23 f.

² Briefe an die Schwester, StA VI 1, Nr. 220, 27 u. Nr. 228, 32 ff.

Hoffnungen scheint sich eine Bescheidung zu festigen, die sich Monate zuvor anbahnte, nämlich als der Dichter eine Zeitlang bei seinem Freund Landauer in Stuttgart wohnte, wo er die langentbehrte Zufriedenheit und Ruhe fand, wo das durch vielfältiges Scheitern gefährdete Gemüt erstarkte, wo – mit den Stuttgarter Elegien – ein großes künstlerisches Gelingen anhub, wo aber die innere und äußere Sicherheit letztlich doch ausblieb; denn ein Ausruhen auf dem Erreichten war diesem Dichter nicht gegönnt. „Ich habe in mir ein so tiefes dringendes Bedürfnis nach Ruhe und Stille – mehr als Du mir ansehen kannst, und ansehen sollst“, heißt es in einem Brief an die Schwester. Das „allzuliebende“ Sorgen der nächsten Umgebung und eine große Müdigkeit scheinen ihn gleicherweise zu bedrücken. Es ist wie ein Ahnen der Umnachtung. In den Briefen sollen vorsichtig umschreibende Wendungen wohl vermeiden, daß der Empfänger zu sehr erschrickt: „... wenn es so bleiben sollte...“, heißt es da etwa, oder: „... wenn mir noch glücklichere Tage vorbehalten wären...“, „... wenn die Zukunft mir nichts Freudiges verspräche, als...“, „... könnt' ich doch ... den süßen Schlaf, und die Ruhe, die wir hoffen, verdienen!“, und „wenn ich das Meinige thue, so werd' auch ich auf dieser Erde meine Bestimmung menschenmöglich erfüllen.“ Schließlich: „So hält man dan auch vester und treuer am Leben...“³

*

Zu feiern, was gut und heilig sei, nimmt Hölderlin sich am Beginn seines Hauptwiler Aufenthalts vor. Dazu braucht es ein „helles und umfassendes“ Auge und ein waches „Herz“. Der Erhaltung dieser beiden gilt des Dichters Sorge, auch wenn er nun unter dem überwältigenden Eindruck der Alpen ein neues Verhältnis zur Welt und dem eigenen Dasein gewinnt. Im unvermittelten Angesicht der großen Natur muß ihm der elegische Ton sinnlos erscheinen, ein neuer soll gefunden werden. Die Alpen sind „wie eine wunderbare Sage aus der Heldenjugend unserer Mutter Erde und mahnen an das alte bildende Chaos, indeß sie niedersehn in ihrer Ruhe, und über ihrem Schnee in hellerem Blau die Sonne und die Sterne bei Tag und Nacht erglänzen“⁴. Die Natur heißt jetzt „heilige Natur“, und die Menschen (das ist die Familie Gonzenbach), bei denen Hölderlin lebt, sind solche, „unter denen man mit zufriedener Seele leben muß, so viel unschuldiger Frohsinn ist unter den jüngeren ... und edle Gutheit unter den Älteren. Besonders ist mir der Vater vom Hauße ein

³ Aus den Briefen um 1800, StA VI 1, die Nrn. 219, 17 ff.; 228, 41 f.; 223, 6 ff. u. 11 ff.; 229, 9 f.

⁴ Brief an Landauer, StA VI 1, Nr. 229, 25 ff.

ehrwürdiger Mann, der für seinen Stand besonders viel gelernt, und viel erlebt zu haben scheint, und doch eine Einfalt beibehalten hat, die mich äußerst interessirt . . .“⁵ Heilige Natur, zufriedene Seele, unschuldiger Frohsinn, edle Gutheit, Einfalt – die Worte kehren, zusammenfassend formuliert, in dem großen Brief an den Bruder wieder: „Hier in dieser Unschuld des Lebens, hier unter den silbernen Alpen, soll mir es auch endlich leichter von der Brust gehen . . . so wahrhaft und vom Himmel herab verbunden, sieht man auch mit Augen eines Höhern und handelt in dem klaren Elemente, das der Geist empfängt und schaffet, auch viel leichter und kräftiger, und kommt erst recht mit der Welt aus . . .“⁶ In dem modal umschreibenden „soll“ regt sich noch das gedrückte Gemüt; auch die folgenden Indikative antizipieren eher den für Hölderlin gnadenvollen und so wünschenswerten Zustand: am Fuße der Alpen gleichsam sollen das Atmen und das Dichten leichter von der Brust gehen, Sehen und Handeln kräftiger sein.

‘Am Fuße der Alpen’ – so lautete denn auch in einer ersten Fassung der Titel jenes Gedichts, das als einziges sicher in Hauptwil entstand und das mit der Überschrift ‘Unter den Alpen gesungen’ von Hölderlin am 27. Februar 1801 als Beitrag für den Musenalmanach der Sommerschen Buchhandlung Leipzig an Professor Vermehren nach Jena gesandt wurde. Es ist in einer damals typischen, von Hölderlin sonst nicht gebrauchten deutschen Variante der sapphischen Odenstrophe gehalten und muß formal als nicht besonders geglückt gelten. Obwohl es auch recht harmlos klingt, läßt es doch, gerade in seiner Verhaltenheit, die Dimension der großen späteren Gesänge ahnen. Manches findet sich angedeutet, was später unermüdlich thematisiert wird. Bei näherer Betrachtung erschließt es sich in einer Weise, die, wie es oft geschieht bei diesem Dichter, die Frage nach der künstlerischen Vollendung ganz in den Hintergrund zurücktreten läßt.

*Heilige Unschuld, du der Menschen und der
Götter liebste vertrauest! du magst im
Haüße oder draußen ihnen zu Füßen
Sizen, den Alten,*

*Immerzufriedner Weisheit voll; denn manches
Gute kennet der Mann, doch staunet er, dem
Wild gleich, oft zum Himmel, aber wie rein ist
Reine, dir alles!*

⁵ Brief an die Mutter, StA VI 1, Nr. 227, 10 ff.

⁶ Brief an den Bruder, StA VI 1, Nr. 231, 74 ff. u. 87 ff.

*Siehe! das rauhe Thier des Feldes, gerne
Dient und trauet es dir, der stumme Wald spricht
Wie vor Alters, seine Sprüche zu dir, es
Lehren die Berge*

*Heil'ge Geseze dich, und was noch jezt uns
Vielerfabrenen offenbar der große
Vater werden heißt, du darfst es allein uns
Helle verkünden.*

*So mit den Himmlischen allein zu seyn, und
Geht vorüber das Licht, und Strom und Wind, und
Zeit eilt hin zum Ort, vor ihnen ein stetes
Augé zu haben,*

*Seeliger weiß und wünsch' ich nichts, so lange
Nicht auch mich, wie die Weide, fort die Fluth nimmt,
Daß wohl aufgehoben, schlafend dahin ich
Muß in den Woogen;*

*Aber es bleibt daheim gern, wer in treuem
Busen Göttliches hält, und frei will ich, so
Lang ich darf, euch all', ihr Sprachen des Himmels!
Deuten und singen,*

(StA II 1, 44 f.)

Die Anrufung der heiligen Unschuld ist im vollen Wortsinn aufzufassen und jeder Gedanke an ein Dichten, das die beliebige liebliche Erscheinung so oder ähnlich etikettierte, fernzuhalten. „Unschuldsvoll“ kann Hölderlin die Spiele der Jugendzeit nennen. Weit umfassender als das Fehlen von Schuld bedeutet „Unschuld“ ein ursprüngliches Sein. Der Blick richtet sich auf ein Dasein in Frieden, Reinheit, Einfalt, das von sich selber nichts weiß und frei von Klage ist. Aus einer bestimmten historischen Sicht betrachtet, erscheint es als Wirklichkeit im Dasein des Alpenbewohners; fraglos faßbar aber ist es für Hölderlin wie übrigens für Schiller und Pestalozzi im Kind; es zu erziehen, nennt er ein „besonders glückliches Geschäft“. „...von Kindheit, Unschuld haben wir keine Begriffe . . .“, sagt schon Hyperion und meint damit, daß die Welt der Begrifflichkeit, die auf Teilung und Entgegensetzung notwendig angewiesen ist, hier nichts zu suchen habe. Sprachlos waltet aber auch der Gott in der Hölderlinschen Dichtung dieser Stufe, und Götter und Kinder werden

wiederum schon im 'Hyperion' zusammen genannt: „Nur die Götter und die Kinder trifft die Nemesis nicht ?.“

Als „heilige“ ruft der Dichter die Unschuld an, weil er sie ins Göttliche eingeweiht weiß und so im Gesang, in der Ode hier, sie feiern will, „deuten und singen“, wie der letzte Vers sagt. Als eine der Sprachen oder als eines der Zeichen des Himmels verweist die Unschuld auf einen heilen Urzusammenhang. Sie ist „der Menschen und der Götter liebste vertrauteste!“ Sie ist einer der heiligen Orte, welche die Menschen und die Götter, deren Bereiche sonst schicklicherweise zu scheiden sind, näher zueinanderbringen. Sie bleibt vertraut, ob sie nun „im Hauße oder draußen“ ihnen, den Alten, das heißt den Bergen, zu Füßen sitze. Drinnen oder draußen – eine Grenze bleibt gezogen. Zwar haben beide, die Götter und die Menschen, teil an der Unschuld, zwar ist sie angesprochen als das gemeinsame Gut; den nächsten Schritt aber vermag Hölderlin nicht zu vollziehen: nämlich, diese Gemeinsamkeit auch weiter zu entwickeln. Stets ist bei ihm das Trennende in irgendeiner Form da, zeitlich oder räumlich. Selbst hier, wo es um das Einigende geht, teilt er in höchst charakteristischer Manier, sozusagen pedantisch, die Sphären auf und läßt die Unschuld als das Verbindende zwischen den Getrennten hin und her gehen. Man kann nicht umhin – und wir tun es auch nicht –, diese „Unschuld“ als ein Kind des Hauses, in jedem Sinn, nicht nur im Übertragenen, vor uns zu sehen, so wie Lothar Kempfer dies im Zusammenhang der Lebensumstände deutet und dabei vorausweist auf das Mädchenbild in 'Germanien'.⁸

„Immerzufriedner Weisheit voll“, immer schon jedem Teilwissen voraus, weil sie des Wissens im konventionellen Sinn gar nicht bedarf, ist die Unschuld. – Anders „der Mann“, der nach 'Hyperion' für seine „Reinigkeit und Freiheit“ das Bewußtsein eingetauscht hat⁹. Wenn sich der Anruf „Heilige Unschuld“ weiter hinzieht über „Reine... Siehe...“ bis zu „du darfst... verkünden“, so sind dem Mann insgesamt zwei Zeilen gegönnt. Er kennt wohl „manches Gute“, er weiß einiges und versteht es auch; oft jedoch staunt er, weiß er nicht zu deuten und muß er ein Suchender bleiben. Als solcher wird er dem „Wild“ verglichen, das, wie es in der Hymne 'Am Quell der Donau' heißt, rastlos über die Berge schweift, das irre geht, irre im Sinn von ziellos und unfrei, dessen Auge ein Fragen vorwegnimmt, das erst der Mensch geistig erfah-

⁷ Brief an die Seinigen, StA VI 1, Nr. 234, 13 f.; Hyperion, StA III, 10, 10 u. 139, 17 f.

⁸ Lothar Kempfer, Hölderlin in Hauptwil, Tübingen 1975, S. 56 f.

⁹ Hyperion. Die metrische Fassung, StA III, 193, 129 f.

ren darf. Bereits das Wild ist also von der ersten Unbefangenheit getrennt und entbehrt ihres Schutzes. Es steht für ein Dasein, dem in Hölderlins synthetisierender Gesamtschau – von einem förmlichen System kann nicht die Rede sein – sein genauer Platz zugewiesen ist, so wie etwa in einem Sternbild ein Stern in seiner Konstellation verharret, indes die Perspektiven wechseln. Die Ode 'Der Mensch' mag einiges klären. Eine Stelle lautet dort:

... *ihn* [den Menschen] *scheun*
Die Thiere, denn ein anderer ist, wie sie,
Der Mensch...

...
Sucht er ein Besseres doch, der Wilder!

...
Ist er von allen Lebensgenossen nicht
Der seeligste? Doch tiefer und reißender
Ergreift das Schicksaal, allausgleichend,
Auch die entzündbare Brust dem Starken.

(StA I 1, 263 f., V. 17–19, 28, 45–48)

In 'Am Quell der Donau' „steht / Vor Göttlichem der Starke niedergeschlagen / Und gleichet dem Wild fast“. So elementar ist das Staunen des Mannes zu begreifen, während die Unschuld ebenso elementar in einem umfassenden Vertrauen aufgehoben ist: „... wie rein ist, Reine, dir alles!“

Die dritte Strophe ist weniger abstrakt. Das rauhe Tier des Feldes – nicht das Wild – dient und traut „gerne“; „ungezwungen“ – gemäß einer versuchsweisen Niederschrift – dient das Tier da, „da Herrschaft nirgend ist zu sehn“, um auf die 'Friedensfeier' anzuspielen. „Gerne“ dient es, ja es begehrt zu dienen, wenn wir hier eine Etymologie aktualisieren wollen¹⁰. Wo dem Tier vertraut wird, da traut es selber auch. „... der stumme Wald spricht / ... seine Sprüche zu dir, es / Lehren die Berge / Heil'ge Geseze dich...“ – nichts Dogmatisches darf gemeint sein. „... wo die Reinen wandeln, vernehmlicher / Ist da der Geist...“¹¹, das Sprechen hat göttliche Bedeutung. „Reegen und Thau“ sind zum Beispiel auch ein freundliches Sprechen des Himmels, „das Wechseln / Und das Werden“ ist Göttersprache. „Winke sind / Von Alters her die Sprache der Götter“¹². Von „reinen Gesezen“ ist des

¹⁰ Rolf Zuberbühler, Hölderlins Erneuerung der Sprache aus ihren etymologischen Ursprüngen, Berlin 1969, S. 77 f.

¹¹ An eine Fürstin von Dessau, StA I 1, 309, 17 f.

¹² Der Wanderer, StA II, 1, 80, 26; Der Archipelagus, StA II, 1, 111, 292 f.; Rousseau, StA II 1, 13, 31 f.

öftern die Rede. Es sind die Gesetze der Natur, „die in kein Buch geschrieben werden können“ – so in 'Hyperion'.

*... und was noch jetzt uns
Vielerfahrenen offenbar der große
Vater werden heißt, du darfst es allein uns
Helle verkünden.*

Diese Mitte des Gedichts ist auch als sein Höhepunkt zu verstehen. Was uns sterblichen Menschen noch vom großen Vater verheißt ist, das darf allein die Unschuld verkünden. Die Zeilen bezeugen jene Scheu, die besonders späteren Hymnen eigen ist. Einem „was“ und „es“ ist anvertraut, was sonst in reich ausgebildeten Versen als Prophetie erklang. „Es ist gespart“, so könnte das in Hölderlinscher Sprache heißen; die Worte sind gespart, wie denn überhaupt das Gedicht der Sprache gegenüber einen fundamentalen Vorbehalt macht. Die Unschuld allein darf es „helle“ (mhd. „laut“, „licht“) verkünden – hörbar und sichtbar ist das Verheißene da, die Unschuld verkündet es in ihrem So-sein; sie gewährt gleichsam die Durchsicht auf die große Natur und den großen Vater, deren Schülerin und Tochter sie ist. Die noch ausstehende Offenbarung wird allein über sie – nicht in Worten, nicht durch Schriften – zu uns gelangen, den Vielerfahrenen, die wir im Lauf der Zeiten des Göttlichen schon viel empfangen und benannt haben.

Der Dichter darf „deuten und singen“, was die Unschuld verkündet; sein Dienst ist schwer. Hölderlin vergleicht ihn einmal im Vorübergehen kurz dem „Alpenwanderer“, der über „sparsamen Pfad“ steigt¹³. Die dem Dichter gewidmeten vier letzten Zeilen wirken rhythmisch eher mühsam, haben etwas unregelmäßig Gestoßenes, Trockenes, wo sie doch vom Inhalt her noch einen letzten großen Aufschwung erwarten lassen:

*Aber es bleibt daheim gern, wer in treuem
Busen Göttliches hält, und frei will ich, so
Lang ich darf, euch all', ihr Sprachen des Himmels!
Deuten und singen.*

„... es bleibt daheim gern, wer ...“: Hölderlin weicht dem „ich“ aus. Es ist „der Sänger“, der in treuem Busen Göttliches hält, er bleibt daheim gern, daheim: das ist dort, wo die Sänger eben nur daheim sind, es ist die Erde; denn der Hölderlinsche Dichter ist heimatlos, ein Fremdling unter den Menschen. „...frei will ich, so / Lang ich darf...“; „will“, „darf“, das sind beides in der Handschrift Unruhherde. Es fällt Hölderlin schwer,

¹³ Lesarten zu Dichtermuth, StA II, 2, 530, 19 ff. u. 22 ff.

sich für „können“, „wollen“ oder „dürfen“ zu entscheiden. Dennoch gelingt zum Schluß, wenn auch mit zarter Gewaltamkeit, wenigstens ein Schein von Heiterkeit und Stärke. Es ist wie ein Versprechen der großen späten Dichtungen.

Bleiben uns noch jene beiden Strophen darzustellen, die in logischem Satzverständnis dem seligsten Wunsch des hier sprechenden Ich Ausdruck geben. Es möchte, so wie die Unschuld, mit den Himmlischen – dem Vater, der Natur, dem Himmel, den Göttern, alles Namen hier für das Höhere – allein sein und vor ihnen, mag auch alles Zeitliche vorübergehen, ein stetes Auge haben, ein Auge, das über das Vergängliche hinauszusehen vermag, kein unstetes, irrendes, sondern ein klares, reines, „ein offnes unumwölkttes Auge“¹⁴. Eine Furcht wird zwar jetzt nicht ausgesprochen, wohl aber in dem nahestehenden 'Am Quell der Donau': „Denn manchen erlosch / Das Augenlicht schon vor den göttlichgesendeten Gaben“¹⁵. Auch zur Erklärung der seltsamen Stelle „und / Zeit eilt hin zum Ort“ ziehen wir Verwandtes bei. In 'Elegie' „tost furchtbar vorüber die Zeit / Über sterblichem Haupt, doch nicht vor seeligen Augen“¹⁶. In der Ode eilt die Zeit dem Ende zu, das auch das Ziel ist, dorthin, wo das Offenbare keiner Deutung mehr bedürfen, das heißt übergehen wird ins Gegenwärtige oder, anders ausgedrückt, wo die Geschichtszeit von der Naturzeit nicht mehr wird geschieden werden, wo überhaupt alles Getrennte sich wiederfinden wird.

Jener „Ort“ nun wird im Gedicht nicht näher ins Auge gefaßt, im Gegenteil, so flüchtig wie nur möglich wird er gestreift, während das ganze Augenmerk sich auf die Spanne Zeit richtet, die dem Sänger gönnt ist. Noch steht er in treuem Dienst. Licht, Strom, Wind – soll das elementare Leben ihn umspülen, an ihm ziehen, ja ihn versuchen, so daß er um seine Standhaftigkeit bangt: er will von nichts anderem wissen und entschließt sich in unpathetischer Bescheidenheit, „gern“ „daheimzubleiben“, wobei er aufs strengste vermeidet, einen Gedanken an Verzicht aufkommen zu lassen. Dem Wünschen und Wissen, allein und stetig zu bleiben, ist aber eingeräumt, daß ein anderes geschehen könnte:

*Seeliger weiß und wünsch' ich nichts, so lange
Nicht auch mich, wie die Weide, fort die Fluth nimmt,
Daß wohl aufgehoben, schlafend dahin ich
Muß in den Woogen ...*

¹⁴ An Hiller, StA I 1, 173, 22.

¹⁵ Am Quell der Donau, StA II 1, 127, 62 f.

¹⁶ Elegie, StA II 1, 72, 34 f.

Die Sprache des Zeichens in Hölderlins hymnischen Fragmenten

Von

Renate Böschstein-Schäfer

*Und mitzufühlen das Leben
Der Halbgötter oder Patriarchen, sizend
Zu Gericht. Nicht aber überall ist
Ihnen gleich um diese, sondern Leben, summendheißes auch von Schatten
Echo
Als in einen Brennpunct
Versammelt. Goldne Wüste. Oder wohlunterhalten dem Feuerstahl
des lebenswarmen
Heerds gleich schlägt dann die Nacht Funken, aus geschliffnem Gestein
Des Tages, und um die Dämmerung noch
Ein Saitenspiel tönt. Gegen das Meer zischt
Der Knall der Jagd. Die Aegypterin aber, offenen Busens sitzt
Immer singend wegen Mühe gichtisch das Gelenk
Im Wald, am Feuer. Recht Gewissen bedeutend
Der Wolken und der Seen des Gestirns
Rauscht in Schottland wie an dem See
Lombardas dann ein Bach vorüber. Knaben spielen
Perlfrischen Lebens gewohnt so um Gestalten
Der Meister, oder der Leichen, oder es rauscht so um der Thürme Kronen
Sanfter Schwalben Geschrei.¹*

An der Sprache der hymnischen Fragmente, die Hölderlin etwa in den Jahren 1803 bis 1806 verfaßt hat, tritt neben der Auflösung der logisch < gegründeten Syntax besonders eine Qualität hervor: eine dem Dichter bis dahin völlig fremde Sinnlichkeit, vor allem eine Vorliebe für das Heiße, < Feurige, Brennende – korallene Beeren, reifgekochte Früchte, glühendes Meer. Die Gewalt dieses Feurig-Konkreten unterscheidet die späte hymnische Dichtung sehr scharf von der Produktion des „klassischen“, des „reifen“ Hölderlin. Denn wenn seiner Produktion eine Gefahr drohte, so war es die, der die Dichtung seines Lehrers Schiller zum Teil erlegen war: die Gefahr, daß die Idee den sinnlichen Charakter der Sprache aushöhlen

¹ StA II, 249.

Es sind die sehnsuchtvollsten, von fern auf Eichendorffs Gesellen zulaufenden Verse, die in gleitenden Rhythmen, romantisch angewandelt, ein endgültiges Dahingehen besingen, ein Sichüberlassen, das bezeichnerweise in ein „Müssen“ mündet. Der so unbefriedigend abstrakt formulierte Wunsch, ein stetes Auge zu haben, gilt bloß, solange der Dichter nicht dahin, nicht „blinde des Wegs“ muß. Immerhin wäre er in der Flut, in den Wogen – Hölderlin erwog zuerst noch „herrliche“, „wiegende“ Wogen! – „wohl aufgehoben“. Sind es die „schmeichelnden Lebenswoogen“¹⁷, oder denkt er eher an die „Uferweiden des Lethe“¹⁸? Das bleibt erstaunlicherweise dahingestellt. Sind doch Leben und Tod auf dieser Stufe Hölderlinschen Dichtens dialektisch ineinander verhängt. Die Flut ist Zeit, in sie einzutauchen wäre lebendige Erfüllung; aber auch: hieße ja sagen zur Vergänglichkeit und zum Vergessen. „Stimme des Volks“ zitierend, sagen wir: „das Ungebundne reizet“¹⁹. Überließe ihm der Dichter sich, müßte er – welch verräterischer Gedanke! – gesanglos bleiben und auf den Namen verzichten.

Für eine Weile schien das ganze sehnsüchtige Wünschen dem schlafenden Dahingehen zu gelten, schien der Dichter einer Müdigkeit, einem hingehaltenen Bedürfnis nachzugeben. Diese Weile ist aber bloß der vorletzte Augenblick; im letzten faßt er sich und „geht gerüsteter“²⁰.

¹⁷ Lesart zu Dichtermuth, StA II 2, 533, 27 f.

¹⁸ Hyperion, StA III, 68, 30.

¹⁹ Stimme des Volks, StA II 1, 51, 18.

²⁰ Dichtermuth, StA II 1, 63, 28.

und ihre plastische Kraft zur Dienerin erniedrigen könnte. Gerade in diesem Punkt vollzieht Hölderlins Sprache in den letzten Jahren, bevor nach dem Ausbruch der Krankheit eine neue, einfache Dichtart *sui generis* entsteht, eine radikale Umkehr. Als deren Leitwort darf vielleicht eine Notiz gelten, die sich unter den Plänen und Entwürfen findet: „Die *apriorität* des Individuellen über das Ganze.“² Zwar bedürfte der Sinn, den Hölderlin mit dem Begriff „Apriorität“ verbindet, noch genauerer Klärung; es scheint aber deutlich, daß hier dem Individuellen eine Bedeutung zugesprochen werden soll, die es von der Abhängigkeit gegenüber der Totalität, die ihm die idealistische Philosophie auferlegte, befreit. Die neue Entwicklung von Hölderlins Sprache vollzieht sich angesichts seines Umgangs mit der griechischen Dichtung, wie er sich in den Übersetzungen von 'Oedipus' und 'Antigone' und den 'Anmerkungen' bezeugt. Die Interpretation von Hölderlins Deutung der griechischen Texte bietet aber in sich so viel Schwierigkeiten, daß es als sinnvoller erscheint, die Eigenart der neuen Sprache zunächst aus ihrer Verwirklichung in den Hymnenfragmenten selbst zu bestimmen (ohne sich darum den Blick auf jene Zeugnisse zu versagen). Allerdings stößt man dabei zunächst auf eine weitere Schwierigkeit: soviel Energie auch in den letzten Jahrzehnten an die Aufschließung von Hölderlins Dichtung gewandt worden ist, so sind doch noch nicht alle Hymnen und vor allem nicht die kleineren Fragmente Wort für Wort erklärt worden – eine solche Exegese wäre aber natürlich die Voraussetzung des Gesamtverständnisses. Daß sie noch nicht vorliegt, ist in der Schwierigkeit der Textlage, zumal bei dem unfertigen Zustand der Dichtungen, begründet.³ Wenn hier trotzdem versucht werden soll, skizzenhaft die neue Sprachstruktur zu beschreiben, so wird dies dadurch gerechtfertigt, daß die Konstanz von Hölderlins Themen und Motiven es oft erlaubt, die Grundintentionen eines Textes zu erfassen, auch wenn einzelne Stellen dunkel bleiben.

Die letzte Stufe von Hölderlins Dichten, auf der seine Sprache die Intensität des Individuellen gewinnt, ist aufs tiefste geprägt von Ambivalenz. Wie diese Dichtung theologisch versucht, einen Vatergott zu entwerfen, der die Züge des antiken Kosmosgottes mit denen des christlichen

² StA II, 339.

³ Hier Abhilfe zu schaffen, nimmt sich die neue Hölderlin-Ausgabe von D. Sattler vor, von der jetzt der Einleitungsband vorliegt (Frankfurt 1975). Für diesen Aufsatz konnte er nicht mehr benutzt werden. Zum Thema vgl. im übrigen: Th. W. Adorno, *Parataxis*. In: *Noten zur Literatur III*, Frankfurt 1965, S. 156–209 und W. Kudsus, *Sprachverlust und Sinnwandel*, Stuttgart 1969.

Gottvaters vereint⁴, so widerstreben sich in ihr auch zwei strukturelle Intentionen. Denn hinter der Dissoziation, hinter der assoziativen Gesetzmäßigkeit enthüllt sich bei genauerer Analyse sehr oft das aus der klassischen Phase überdauernde Streben nach einem übergreifenden, gedanklich bestimmten, bis ins Kleinste ausgewogenen Aufbau. Der Widerstand, mit dem sich das autonome Bild gegen diese ältere Gesetzmäßigkeit verteidigen muß, trägt zu seiner Gewalt bei. Seine Kraft, sich durchzusetzen, verdankt sich aber letztlich, so scheint es, einem theologischen Impuls, und zwar dem Versuch einer Integration Christi in den Kosmos auf dem Weg der Sprache. Dies soll die Analyse der „Zeichen“ in den hymnischen Dichtungen deutlich machen.

*

Die Fragmente sprechen immer wieder von „Zeichen“, „Merkzeichen“, „Sprache“ und „Schrift“. „Gott rein und mit Unterscheidung / Bewahren, das ist uns vertraut, / Damit nicht, weil an diesem / Viel hängt, über der Büßung, über einem Fehler / Des Zeichens / Gottes Gericht entsteht.“⁵ Ein solches Zeichen ist die Heilige Schrift; aber auch die geschichtlichen Ereignisse, von denen sie berichtet, können zur Sprache werden: in der letzten Fassung von 'Patmos' heißt es von den Kindern, die Herodes töten ließ, ihre „heimatliche / Anmuth“ habe „wohlredend im Verschwinden“ gewimmert, und das Haupt Johannes des Täufers habe „uneßbarer und unverwelklicher Schrift gleich / Sichtbar auf trokener Schüssel“ gelegen. Aus einem solchen Geschehnis redet Gott: „Wie Feuer, in Städten, tödtlichliebend / Sind Gottes Stimmen.“⁶ So kann aber auch die Natur zur Sprache Gottes werden. Im zweiten Bohlendorff-Brief schreibt Hölderlin: „Das Gewitter, nicht bloß in seiner höchsten Erscheinung, sondern in eben dieser Ansicht, als Macht und als Gestalt, in den übrigen Formen des Himmels, das Licht in seinem Wirken, nationell und als Prinzip und Schicksaalsweise bildend, daß uns etwas heilig ist, sein Drang im Kommen und Gehen, das Charakteristische der Wälder und das Zusammentreffen in einer Gegend von verschiedenen Charakteren der Natur, daß alle heiligen Orte der Erde zusammen sind um einen Ort und das philosophische Licht um mein Fenster ist jetzt meine Freude . . .“⁷

Das Zeichen des *Gewitters* und sein Schauplatz, der *Himmel*, kehren in den späten Hymnen bekanntlich häufig wieder. In welcher Art aber das

⁴ Vgl. dazu W. Binder, Hölderlins Patmos-Hymne. In: Hölderlin-Aufsätze, Frankfurt 1970, S. 362–403.

⁵ StA II, 252.

⁶ StA II, 185.

⁷ StA VI, 433.

Naturphänomen in einer bisher von heidnisch-göttlichen Mächten durchwalteten poetischen Welt zum Zeichen Gottes werden kann, das spricht am deutlichsten aus zwei kurzen Entwürfen. Der erste lautet:

*Was ist Gott? unbekannt, dennoch
Voll Eigenschaften ist das Angesicht
Des Himmels von ihm. Die Blitze nemlich
Der Zorn sind eines Gottes. Jemehr ist eins
Unsichtbar, schicket es sich in Fremdes. Aber der Donner
Der Ruhm ist Gottes. Die Liebe zur Unsterblichkeit
Das Eigentum auch, wie das unsere,
Ist eines Gottes.⁸*

Hier erscheinen alte theologische Motive, deren Ahnenschaft nachzuweisen müßig ist: das Thema des ἄγνωστος θεός, das archaische Bild der Offenbarung im Gewitter. Es ist aber nun charakteristisch für Hölderlin, daß dieses dem unmittelbaren Gefühl immer noch einleuchtende Bild verfremdet wird, und zwar durch die daran geknüpften Reflexionen. Einerseits wird das Bild ganz und gar ernstgenommen: der Himmel hat ein „Angesicht“ wie ein Mensch. Zugleich wird aber die ursprüngliche Einheit, die Gottes Offenbarung und das Gewitter in den überlieferten Vorstellungen bilden, auseinandergerissen, indem die Offenbarung deutend in zwei Teile zerlegt wird: der Himmel läßt verschiedene Eigenschaften Gottes erkennen, in den Blitzen den Zorn und im Donner den Ruhm (während etwa im Buch Hiob Donner und Blitz gleichbedeutende Formen von Gottes „Gespräch“ sind⁹ und ‚donnern‘ gemeinhin im Alten Testament die Formel für Gottes zornige Stimme ist). Indem Hölderlin so das vom konkreten Bild Gemeinte reflektierend benennt, verfolgt er das Prinzip, das er in den Anmerkungen zur ‚Antigone‘-Übersetzung zu rechtfertigen gesucht hat, nämlich „die Mythe ... beweisbarer“ darzustellen¹⁰. Er hat den Götternamen „Zeus“ durch „Vater der Zeit“ ersetzt, weil der Name „Zeus“ das „Bestimmtere“, d. h. das Plastischere, durch scharfe Konturen Festgelegtere ist, dadurch aber zugleich das „Unbestimmtere“, das erst durch „Vater der Zeit“ „im Ernste“ benannt, d. h. inhaltlich definiert wird. So stehen die Modernen unter dem „eigentlicheren“ Zeus, d. h. dem verinnerlichten, vergeistigten, der, wie zu Antigone, zum einzelnen Ich und jeweils anders spricht. „Mein Zeus berichtete mir nicht.“ Ebenso unterscheidet er das „tödtlichfactische“ des antiken Dramas, in dem physisch getötet wird, vom modernen „tötendfactischen“, wo „das

Wort aus begeistertem Munde schrecklich ist, und tödtet“. Dieses Bekenntnis Hölderlins zu einer geschichtlichen Situation, in der die Vorherrschaft der Reflexion keine naive Dinglichkeit und Körperlichkeit mehr erlaubt, zeigt schon, daß die neue Konkretion seiner späten Dichtung durchaus unnaiv ist, durch einen dialektischen Prozeß gewonnen sein muß. Das wirft auch ein neues Licht auf die scheinbar archaisch-naiv wirkende Behauptung, der Donner sei „Gottes Ruhm“, denn auch einem Gott sei es eigen, „unsterblich“ sein zu wollen. Warum bedarf Gott der Unsterblichkeit, die ihm doch per definitionem zukommt? „Unsterblichkeit“ gibt es für Hölderlin auf dieser Stufe nur für den, der mittels der Zeichen im Gedächtnis der Menschen aufgehoben ist: darum seine Sorge am Ende von ‚Mnemosyne‘, daß nicht nur das Andenken einzelner, sondern das Gedenken überhaupt untergehen könnte. Wenn hier die Angewiesenheit auf das Gedenken auch auf Gott ausgedehnt wird (daß es jetzt im Gegensatz zum Anfang heißt: „ein Gott“, zeigt die Spannung an zwischen dem christlichen Vatergott und dem Vater, der unter den Himmlischen nur einer ist), tritt ein bedeutsamer Zug der Hölderlinischen Theologie hervor. Das Göttliche bedarf der Empfänglichkeit des Menschen, in jenem buchstäblichen und radikalen Sinn, wie es die in der Nachfolge Eckharts stehenden Mystiker verstanden. Damit ergibt sich auch die Notwendigkeit, die Natur als eindringliche Sprache zu gebrauchen, und zwar in einer von der pantheistischen Symbolsprache verschiedenen Weise. „Jemehr ist eins / Unsichtbar, schicket es sich in Fremdes.“ Daß die Naturzeichen – die Blitze – gegenüber dem Göttlichen ein Fremdes sind, hebt sie ab von der auf Identität beruhenden Zeichenhaftigkeit des antiken wie des klassischen Hölderlinischen Gewitterbildes. Die Kluft zwischen Zeichen und Bezeichnetem führt in einem ähnlich aufgebauten Fragment zu einer Art von reflexiver Metaphorik, die der in der Goethezeit ausgebildeten Symbolik des dichterischen Bildes widerspricht, nach welcher das Gemeinte, die Idee, im Bild anwesend sein sollte, sichtbar und doch jenseits aller begrifflichen Faßbarkeit, wie die Reinheit in der Weiße einer Lilie. Nicht auf diese Weise verhält sich das Göttliche zu den Zeichen, die es in diesem Gedicht ausdrücken.

*Was ist der Menschen Leben ein Bild der Gottheit.
Wie unter dem Himmel wandeln die Irdischen alle, sehen
Sie diesen. Lesend aber gleichsam, wie
In einer Schrift, die Unendlichkeit nachahmen und den Reichtum
Menschen. Ist der einfältige Himmel
Denn reich? Wie Blüten sind ja
Silberne Wolken. Es regnet aber von daher
Der Thau und das Leuchten. Wenn aber*

⁸ StA II, 210.

⁹ Kap. 37 V. 2–5.

¹⁰ StA V, 268.

*Das Blau ist ausgelöschet, das Einfältige, scheint
Das Matte, das dem Marmelstein gleicht, wie Erz,
Anzeige des Reichtums.*¹¹

Inwiefern ist des Menschen Leben ein Bild der Gottheit? Das Wort Himmel hat hier eine für Hölderlin charakteristische Doppelbedeutung: indem die Menschen den sichtbaren Himmel betrachten, befinden sie sich unter dem göttlichen. Hierfür ist aber notwendig der Schriftcharakter des Himmels. Indem die Menschen Gottes Schrift am Himmel lesen, identifizieren sie sich in gewisser Weise mit ihr, vollziehen sie nach. Dies weist auf eine der wichtigsten – und gefährlichsten – Denkstrukturen von Hölderlins Spätwerk: den Zusammenfall von Sein und Erkennen. „Menschlich ist / Das Erkenntniß. Aber die Himmlischen / Auch haben solches mit sich, und des Morgens beobachten / Die Stunden und des Abends die Vögel¹².“ „Beobachten“ hat hier einen Doppelsinn: die Vögel beobachten die Stunden, indem sie ihr Leben nach ihnen richten; zugleich heißt dies aber, daß sie sie betrachten, erkennen. Das auf Ambivalenz gegründete Denken dieser Stufe bedient sich eines etymologischen Verfahrens, das die größten Bedenken erregen müßte, wohnte ihm nicht auch ein vorläufiger, ein metaphorischer, ein Zeichencharakter inne, der es zur Allegorie macht – das wird noch zu zeigen sein. Zunächst ist festzuhalten, daß der Dichter eigentliche und übertragene Bedeutung, Aussagen über das Erkennen und solche über das Sein auf dieser Stufe nicht mehr trennen will. So spricht er im zweiten Boehlendorff-Brief vom „philosophischen Licht“: indem das Licht Klarheit stiftet, wird es selbst zum denkenden Wesen. Ebenso erblickt er im gleichen Brief einen Zusammenhang zwischen der Reflexionskraft der Griechen und ihrer athletischen Flexibilität. Wie sehr sich aber das Göttliche, indem es sich als Schrift offenbart, ins „Fremde“ entäußert, machen wiederum die Reflexionen klar, die das Bild unterstützen. Der Zeichencharakter des Himmels ist zwiefacher Natur. Wenn die Menschen in der Unendlichkeit des Himmels die Unendlichkeit Gottes lesen, so leuchtet das gleichsam unmittelbar ein: Zeichen und Bezeichnetes sind φύσει einander zugeordnet. Die Funktion des Himmels, den Reichtum Gottes anzuzeigen, ist dagegen nicht ohne Erläuterung verständlich. Er besitzt Blüten in Gestalt von Wolken (die auch anders, etwa als Tiere, vorstellbar sind); er spendet Tau und Leuchten, muß also als Gebender selbst reich sein. Fast befremdlich wirkt es, wenn

¹¹ StA II, 209. Herrn G. A. Eckle, Zürich, verdanke ich die Mitteilung, daß anstatt „das Feuchte“ mit Sicherheit zu lesen ist „das Leuchten“.

¹² StA II, 238.

die stumpfe Farbe des grauen Himmels vermittels ihrer Ähnlichkeit mit Marmor oder Erz den Reichtum anzeigen soll. Diese Art von poetischem Raisonement, das aus dem Gegenstand ein bestimmtes Merkmal aussondert und durch Reflexion auf ihm eine metaphorische Funktion begründet, kennen wir indes aus der Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts. Wenn das Leben in einem Barockgedicht mit Blume, Tau, Schiff und Vogelflug verglichen wird, so haben alle diese Dinge untereinander und mit dem intendierten Objekt nichts gemein als jeweils das eine Merkmal: die Vergänglichkeit. Solche Bildlichkeit aber, die die Eigenheit der Dinge für gleichgültig erklärt und sie also willkürlich verfügbar macht, sofern sie nur irgend der rationalen Verknüpfung mit dem Bezeichneten einen Anhaltspunkt bieten, setzt entweder ein atheistisches Weltbild voraus, das nur den selbtherrlichen Geist kennt – so wird es bei Mallarmé sein –, oder aber ein theozentrisches, in dem die Dinge an sich selbst hingefällig sind und ihr Wesen nur aus ihrem Bezug auf Gott empfangen¹³. Ein solches theozentrisches Weltbild überlagert sich nun in den hymnischen Fragmenten mit dem ihm vorangehenden, in dem die von göttlichem Geist erfüllten Wesen ihre Würde aus sich selbst hatten. So kommt es, daß sich die φύσει wirkenden Zeichen (wobei es sich hier natürlich um Vorstellungsformen, nicht um Sachverhalte handelt) mit den θεσει wirksamen verbinden. Demgemäß kann der Himmel alte mythische Zeichen von unmittelbarer Gewalt erscheinen lassen: „Die Donner und / Die stürzenden Wasser des Herrn“¹⁴; er kann aber auch zum Arsenal gänzlich vermittelter Chiffren werden: „Und der Himmel wird wie eines Mahlers Haus / Wenn seine Gemälde sind aufgestellt“¹⁵.

Die Entwicklung, die von der φύσις als dem Grund des Zeichens zum Prinzip der θεσις führt, ohne daß doch darum die φύσις abgetan würde, läßt sich auch an einem anderen Lieblingsbild Hölderlins verfolgen: dem *Strom*. Die Vorliebe für die Metaphorisierung des Stroms teilt er bekanntlich mit seiner Epoche. Das Naturphänomen Strom kommt seiner Umwandlung zum Bild durch verschiedene Eigenschaften entgegen: durch den ewigen Kreislauf des Wassers, durch die allmähliche Entwicklung von der wilden Quelle zum breiten, nährenden Fluß, durch sein Suchen nach einem Weg und durch seine Spiegelfunktion. Welche dieser vorgegebenen Elemente sind für Hölderlin von Bedeutung? Gedichte wie 'Der Rhein', 'Heidelberg', 'Der gefesselte Strom' lassen erkennen, daß ihn zuallererst

¹³ Vgl. dazu W. Benjamin, Allegorie und Trauerspiel. In: *Gesammelte Schriften*, Frankfurt 1974, Bd. I, 1, S. 336 ff.

¹⁴ StA II, 212.

¹⁵ StA II, 331.

die Analogie des Stromlaufs zum menschlichen Leben und Schicksal fesselt, aber in einer spezifischen Ausprägung: die Ströme zeigen, daß Leben nur möglich ist, wenn das vorzeitige Sehnen nach dem Ende, dem Abgrund, dem „Aorgischen“ aufgehalten wird. Diese gleichsam ontologisch gegründete Analogie zwischen dem Strom und dem heroischen Menschen, dem Halbgott, hat sich am bedeutendsten im 'Rhein' entfaltet: nun aber, auf der Spätstufe, im 'Ister', verbindet sie sich eigentümlich mit einer ganz anders gearteten Zeichenfunktion des Stroms. Der Ister vermittelt zwischen dem Feuergeist von Hellas und der nordischen Kühle, deren dieser bedarf, um sich nicht selbst zu verzehren. Wenn der Dichter am Anfang der Hymne in magisch brennenden Bildern der Uferlandschaft diesen Feuergeist sprachlich realisiert, so beginnt er im Mittelteil über das rätselhafte Wesen dieses Stroms zu reflektieren – mit einer fast naiven Direktheit. „Und warum hängt er / An den Bergen gerad? Der andre / Der Rhein ist seitwärts / Hinweggegangen¹⁶.“ Auf der Folie des Rheins entfaltet sich eindrucksvoll die ontologische Analogie, die den Strom als lebendiges Wesen erfaßt: „Aber allzuedultig / Scheint der mir, nicht / Freier, und fast zu spotten. Nemlich wenn / Angehen soll der Tag / In der Jugend, wo er zu wachsen / Anfängt, es treibet ein anderer da / Hoch schon die Pracht, und Füllen gleich / In den Zaum knirscht er, und weithin hören / Das Treiben die Lüfte, / Ist der zufrieden . . .“ Das Wesen des Isters mit seiner paradoxen Trägheit gründet sich auf ein Phänomen, das ins Zentrum des Gedichts gerückt wird und mit dessen verschiedenartiger Formulierung der Arbeitsprozeß des Dichters begonnen hat: „Der scheint aber fast / Rückwärts zu gehen und / Ich mein, er müsse kommen / Von Osten.“ Der Eindruck, der nach Osten fließende Ister komme in Wirklichkeit dorthin, begründet seine Vermittlerfunktion zwischen Hellas und Hesperien, zwischen antiker und moderner Kultur. Das Phänomen, das eine so wichtige Funktion übernimmt, ist aber rein visuell, bloßer Schein. Man hat die Stelle auf eine bestimmte Strecke des Donaulaufs bezogen, an der sie eine Zeitlang unterirdisch fließt und so, im Boden verschwindend, zurückzukehren scheint; wahrscheinlicher aber ist, daß der Dichter einfach das Bild des Flusses vor Augen hatte, in dem der Gegenwind eine rückläufige Wellenbewegung erzeugt. Wenn aber ein solcher Schein fähig ist, die metaphorische Bedeutung des Stroms zu tragen, so wird ganz klar, daß sie sich von ihrem ontologischen Boden gelöst haben muß. Der Abschied von der Analogie „Bahn eines Stroms – Entwicklung eines Menschen“ wird ganz deutlich, wenn der Dichter im

¹⁶ StA II, 191.

Verlauf der Hymne über den Sinn der Existenz von Strömen reflektiert: „Umsonst nicht gehn / Im Troknen die Ströme. Aber wie? Ein Zeichen braucht es / Nichts anderes, schlecht und recht, damit es Sonn / Und Mond trag' im Gemüth', untrennbar, / Und fortgeh, Tag und Nacht auch, und / Die Himmlischen warm sich fühlen aneinander. / Darum sind jene auch / Die Freude des Höchsten. Denn wie käm er / Herunter?“ An die Stelle der *Entwicklungsanalogie* tritt hier also die *Spiegelungsfunktion*. Sie ist es, die den Strom befähigt, zwischen „Himmlischen“ und „Irdischen“ zu vermitteln. Er kann Sonne und Mond zugleich, Tag und Nacht, in der Seele tragen. In ihm, der zugleich fließend sich verändert und ewig der gleiche bleibt, ist das Trennende der Zeit aufgehoben: als gespiegelte kommen alle Dinge zusammen. So dient der Strom als eine Art „Wiederbringung aller Dinge“ am Göttertag. Als spiegelnde sind Strom und menschliches Bewußtsein einander gleich: „Reflexion“ erhält hier den vollen Sinn von konkretem Reflex, Spiegelung. Solche Identität von Geist und Naturphänomen ist aber ganz anders gegründet als die sinnlich einsehbare Analogie zwischen den Lebensaltern und den Phasen des Stromlaufs. Sie beruht lediglich auf dem gemeinsamen theozentrischen Bezug. So wird der Strom ein „Zeichen“, aber nicht ein Zeichen des Menschen, den er abbildet, sondern ein Zeichen Gottes, der dadurch zum Menschen redet, ohne daß sein Zeichen ihm gleich wäre. „Sie sollen nemlich zur Sprache seyn“¹⁷, heißt es in den Lesarten von den Strömen. Anstatt „schlecht und recht“ sagt der Dichter zuerst „unwissend“. So erklärt er auch in den 'Antigone'-Anmerkungen, die Seele vergleiche sich „in hohem Bewußtseyn“ „immer mit Gegenständen, die kein Bewußtseyn haben, aber in ihrem Schiksaal des Bewußtseyns Form annehmen“. Der Rhein verdankt seine metaphorische Schicksalsgestalt der angenommenen ontologisch-pantheistischen Entsprechung zum heroischen Leben; der Ister wird zum Buchstaben in der Zeichensprache Gottes. Für das Zeichen, das seine Legitimation von Gott erhält, wird aber seine natürliche Beschaffenheit zweitrangig: so kann der bloße Schein des Rückwärtsfließens dem Ister zum Wesen werden. Wie der visuelle Eindruck, so wird auch die Etymologie zur Trägerin der Metapher: so geschieht es in Hölderlins berühmter Erläuterung des Pindarfragments 'Das Belebende', in der er die kulturbildende Wirkung des Stromlaufs schildert¹⁸. Seine Deutung der Kentauren als „Geist eines Stromes, so fern der Bahn und Gränze macht, mit Gewalt, auf der ursprünglich pfadlosen aufwärtswachsenden Erde“ verdankt sich seiner Ableitung des Namens „Kentaur“ von

¹⁷ StA II, 810.

¹⁸ StA V, 289.

κέντρον (Stachel), und so fern Hölderlin an dieser Stelle inhaltlich einer Theologie steht, die auf der Herrschaft des Vatergottes beruht, so sehr nähert er sich ihr strukturell, indem er die Analogie des Seienden auf der Analogie des *Namens* erbaut.

*

Die *Doppelnatur des Zeichens*, das zum Teil immer noch auf der Einheit der geisterfüllten Natur sich gründet, also φύσει seine metaphorische Funktion erfüllt, zum anderen aber θέσει wirkt, durch seine Teilhabe an der Schrift Gottes, seinen Namencharakter – diese Doppelnatur hat ihre Entsprechung in der *Doppelnatur dessen, was durch das Zeichen spricht*. „Die Himmlischen – der Höchste“ heißt dieses Sprechende im 'Ister'. Mit Recht hat W. Binder auf die Vagheit der auf dieser Stufe von Hölderlin gebrauchten Namen für die Gottheit aufmerksam gemacht. Der Höchste kann den christlichen Vatergott meinen, aber auch den Vater Aether oder Vater Zeus, der unter den Naturgottheiten nur den primus inter pares darstellt. „Sonst nemlich, Vater Zevs“¹⁹, beginnt ein Fragment, aber in seinem Verlauf weicht der Name des Gottes der nur in der jüdisch-christlichen Terminologie gebräuchlichen Metonymie „der Herr“. Doch dieser bleibt den heidnischen Gottheiten zugesellt: „Darum geht schrecklich über / Der Erde Diana / Die Jägerin und zornig erhebt / Unendlicher Deutung voll / Sein Antlitz über uns / Der Herr. Indeß das Meer seufzt, wenn / Er kommt...“ Der Versuch, die heidnisch-pantheistische Welt in die christlich geordnete einzubauen, konzentriert sich in einem Motiv, das auf dieser Stufe die Vorherrschaft gewinnt: der *Wildnis*. Die Einheit der geistdurchwalteten Natur, die seine Reflexion forderte, hatte der klassische Hölderlin, wenn sie sprachliche Wirklichkeit werden sollte, durch eine starke Stilisierung des Darzustellenden erkaufte. Die Natur, die Empedokles anruft, kennt Gestirne, Quellen, Bäume, aber alles Chaotische, Wilde, Grausame, auch alles Mechanische ist aus ihr ausgespart und dringt nur als Negativ, als Mangel an Dichte der Sprache, gleichsam aus Rache wieder ins Gedicht ein. Selbst das Feuer, in das Empedokles sich stürzt, ist der Gewalt beraubt; es ist ein Feuerkelch, „mit Geist gefüllt bis an den Rand“, es bildet Feuerarme, die die Mutter Erde dem Aether entgegenstreckt. So ist es zwar nicht inhaltlich, aber sprachlich ins Unverbindliche stilisiert – sehr verschieden von jenem Feuer, das Unbekannte rauh und jäh am Anfang des 'Ister' anrufen: „Jetzt komme,

¹⁹ StA II, 226.

Feuer“. Zwar hat gerade im 'Grund zum Empedokles' Hölderlin die Idee des „Aorgischen“, des Chaotisch-Schöpferischen entwickelt, doch ohne dem damit Gemeinten Einlaß in den stillen Bau seiner Dichtung zu gewähren, selbst in der letzten Fassung nicht. „Und wenn, indeß ich in der Halle schwieg, / Um Mitternacht der Aufruhr weheklagt, / Und durchs Gefilde stürzt, und lebensmüde / Mit eigener Hand sein eignes Haus zerbrach...“²⁰ – auch die Schilderung des Chaos entzieht sich noch dem Chaos: durch die Personifikation des Aufruhrs, die ihn zum Abstraktum macht, durch die Festigkeit des Metrums, das sich weigert, mit seinem Inhalt zu zerbrechen. „Der Geist der ewig lebenden ungeschriebenen Wildnis und der Totenwelt“²¹, wie er in den 'Antigone'-Anmerkungen heißt, gewinnt erst in den hymnischen Fragmenten eine Stimme. „Vom Abgrund nemlich haben / Wir angefangen und gegangen / Dem Leuen gleich, in Zweifel und Ärger, / Denn sinnlicher sind Menschen / In dem Brand / Der Wüste / Lichttrunken und der Thiergeist ruhet / Mit ihnen“²². Je mehr auf dieser Stufe die heidnischen Gottheiten in dem „eigentlicheren“ Namen „die Himmlischen“ aufgehoben werden, um so mehr bleibt die aorgische Seite der Natur als brennendes, sich selbstständigendes Chaos zurück. Das Chaotische, „Wildnis“ oder „das Ungebundene“ genannt, sucht auf der Weltkarte dieser Hymnen nach seinem Ort. Die Verwandtschaft mit der Totenwelt verweist es in den Abgrund: „... meinen die / Es komme der Himmlische / Zu Toten herab und gewaltig dämmerts / Im ungebundenen Abgrund / Im allesmerkenden auf“²³. Aber die Wildnis kann sich auch über die Erde ausbreiten: „Und dem Brande gleich, / Der Häuser verzehret, schlägt / Empor, achtlos, und schonet / Den Raum nicht, und die Pfade bedeket, / Weitgehend, ein dampfend Gewölk / die unbeholfene Wildnis“²⁴. Die Schwierigkeit, der Wildnis ihren Ort anzuweisen, entspringt aus deren Ambivalenz. Scheint sie an manchen Stellen zu den „Himmlischen“ in Gegensatz zu stehen – „Wo aber allzusehr sich / Das Ungebundene zum Tode sehnet / Himmlisches einschläft, und die Treue Gottes...“²⁵, so ist die Wildnis andererseits auch „heilig“. „Viel offenbaret der Gott. / Denn lang schon wirken / Die Wolken hinab / Und es wurzelt vielesbereitend heilige Wildnis“²⁶. Ja, der Dichter fordert, „dass man schonet / Der Wildnis göttlichgebaut / Im reinen Geseze“²⁷. Diese *contradictio in adiecto* findet sich in der Hymne 'An die Madonna', in der der Dichter

²⁰ StA IV, 137.

²³ StA II, 219.

²⁶ StA II, 217.

²¹ StA V, 266.

²⁴ StA II, 223.

²⁷ StA II, 214.

²² StA II, 250.

²⁵ StA II, 256.

noch einmal in demüthiger Direktheit seine Liebe zu Christus bekennt und seine Herrschaft mit der „der anderen“ übereinzubringen sucht. Die Wildnis also entspringt nicht nur der Todessehnsucht, sondern kann auch Wirkungsort des Göttlichen sein: das der Wildnis zugeordnete Element des Feuers fällt als „bebender Stral“ vom Himmel. „Wo nemlich / Die Himmlischen eines Zaunes oder Merkmals, / Das ihren Weg / Anzeige, oder eines Bades / Bedürfen, reget es wie Feuer / In der Brust der Männer sich²⁸.“ Dieses Feuer kann Leben oder Tod bringen. Als „wilder Mut“, als „Zorn“ treibt es einen Helden wie Ajax ins Ungebundene, d. h. in den Tod von eigener Hand; aber vom gleichen wilden Feuer brennt auch Antigone, wenn sie sich gegen das „Gesetzte“ der Staatseinrichtung auflehnt. Was die Bilder des Feuers und der Wildnis an Doppelsinn umschließen, versucht Hölderlin begrifflich zu umschreiben, wenn er das begeisterte Handeln der Antigone als das eines „Antitheos“ denkt, der „in Gottes Sinne, wie gegen Gott sich verhält...“²⁹. Der unauflöbliche Widerspruch, der darin liegt, daß eine Handlung sich zugleich auf und gegen das Göttliche richtet, macht das Tragische aus. Wenn das heiligvernichtende Feuer in der griechischen Tragödie den Gott und den Menschen „sich paaren“ und „gränzenlos die Naturmacht und des Menschen Innerstes im Zorn Eins“³⁰ werden läßt, so kann man hier den heidnischen Gott und die Naturmacht noch in gewissem Maße identifizieren; aber ebenso wirkt das Feuer als Sprache des entschieden christlich verstandenen Vatergottes: „Wie Feuer, in Städten, tödtlichliebend / Sind Gottes Stimmen“³¹, heißt es in der letzten Fassung von 'Patmos'. Wer, wie hier die Propheten und Jünger, vom Feuer des göttlichen Auftrags ergriffen wird, ist erfüllt von einem höchsten Leben, das jeden Augenblick in Tod umschlagen kann und mit dem verglichen das schicksallose Leben zum Tod wird. So erklärt sich das Paradoxon am Ende des Fragments 'In lieblicher Bläue': „Leben ist Tod, und Tod ist auch ein Leben“³². Dem Bild des Feuers aber gelingt, was Hölderlins Reflexion nicht gelingen kann: Gottheit und Wildnis in eins zu fassen, die in der Struktur der Seele wie in der Struktur der Welt von ihm erkannte Ambivalenz auszusprechen, derzufolge heiliger Aufschwung und wilder Todestrieb Erscheinungsformen eines und desselben gewaltigen Impulses sind. Die Anerkennung dieser Ambivalenz aber bedeutet den Verzicht auf die Vorstellung eines vollkommen harmonischen Kosmos. Sie bedeutet auch die Befreiung von jener Unwahrhaftigkeit der klassischen Phase, die die Natur nach

²⁸ StA II, 223.

³¹ StA II, 185.

²⁹ StA V, 268.

³² StA II, 374.

³⁰ StA V, 201.

dem Bild ihrer Sehnsucht umformte in „Friedensgeist“ und „heiligen Wiegensang“. Die neue Wahrhaftigkeit teilt der Sprache der letzten Hymnen die sie vor allem auszeichnende Qualität des Glühenden, Brennenden, des sinnlich Eindringlichen mit, indem sie bisher ausgesparte Elemente der Wirklichkeit mit verdoppelter Intensität in diese dichterische Welt einläßt.

*

Zur Entstehung der neuen konkreten Sprache gehört aber noch eine weitere Voraussetzung, die bisher nicht erörtert worden ist: die *Demut*. Die Verwandlung der Welt in Schrift führt in zweifacher Weise zu einer Einfalt des Sprechens, die dem klassischen Hölderlin ebenso fremd war wie seinen Meistern. Das Feuer der Himmlischen wird fühlbar, wo sie eines „Zaunes oder Merkmals, / Das ihren Weg / Anzeige, oder eines Bades“ (zur Spiegelung) bedürfen. Die Ströme liebt der Höchste, weil er ohne sie nicht „herunterzukommen“ vermag. Die Zeichensprache der Himmlischen wäre sinnlos ohne die lesende Deutung der Menschen, wie alle Sprache nur von ihrer Intentionalität auf den Erkennenden hin lebt. Von hier aus erhalten die Sterblichen ihre zentrale Bedeutung: „Nicht vermögen / Die Himmlischen alles. / Nemlich es reichen / Die Sterblichen eh' an den Abgrund“³³. Die Vermittlung zwischen dem Göttlichen und der Wildnis findet nur statt, wo sie als Feuer in der menschlichen Seele zusammenkommen. So läge hier wieder die Gefahr einer Hybris des Mediums nahe, wie die Hybris in der klassischen Phase den sich als Weltgrund erfahrenden Geist bedroht hatte. Dieser Gefahr begegnet Hölderlin jetzt durch eine äußerste Demut des Sprechens. Sie bezeugt sich einerseits, indem der Dichter sich, wie auf mittelalterlichen Bildern der Seher Johannes, als Redender miteinführt, und zwar in Wendungen, die das im Text Gesetzte zur Konjektur relativieren: „Der *scheinet* aber fast / Rückwärts zu gehen und / Ich mein, er müsse kommen / Von Osten.“ Die wiederkehrende Formel „Vieles wäre zu sagen davon“ reißt den gefügten Bau des Gedichts auf und macht es potentiell unendlich offen. Wird so das Gedicht vom sprechenden Subjekt selbst seines Anspruchs auf die Autonomie des in sich Vollendeten entkleidet, so wird die Demut von der Seite des Objekts her in der Wahl der Bilder deutlich. „So sehr einfältig aber die Bilder, so sehr heilig sind die, daß man wirklich oft fürchtet, die zu beschreiben“³⁴ – in diesem Geist führt 'In lieblicher Bläue' das Blech des Kirchendachs und das Leiden an Sommersprossen in die Poesie ein.

³³ StA II, 193.

³⁴ StA II, 372.

Die Einkehr bei diesen einfältigen Dingen erklärt sich aber nicht nur aus der Angst vor der Hybris. Je mehr die Gegenstände zu Zeichen werden, die θεοί wirken, desto mehr wird ja ihre eigene Beschaffenheit hinfällig. Auch was nach antikisch-heroischem Maßstab niedrig ist, kann als Buchstabe in Gottes Schrift gleichermaßen von ihm zeugen wie das Erhabene. Diesem galt bisher Hölderlins Liebe: den Heroen, den Lieblingen der Gottheit. Ein solcher ist auch Empedokles, der zwar die Königswürde von Agrigent abweist, sich darum aber nicht minder als einsamer Geistesfürst inmitten der unverständigen Menge fühlt. In seiner Gestaltung liegt ein tiefes Paradoxon. Die Agrigentiner ruft er auf, anstelle der alten monarchischen eine neue demokratische Ordnung einzuführen: „... dann reicht die Hände / Euch wieder, gebt das Wort und theilt das Gut, / O dann ihr Lieben theilet That und Ruhm / Wie treue Dioskuren; jeder sei, / Wie alle ...“³⁵ – eine Aufforderung, die Hölderlin bekanntlich zum verkappten Jakobiner gestempelt hat. Aber die Art des Aufrufs widerlegt ihn auch schon: die Erkenntnis, daß sie zur politischen Mündigkeit herangereift seien, müssen die Bürger von Empedokles als Vermächtnis entgegennehmen, als eine ihm zuteil gewordene Offenbarung, die sie also schon wieder zu Unmündigen macht. Es sei besser, daß „eine Stadt voll Thoren / Versinkt, denn Ein Vortreffliches“³⁶, sagt Empedokles über Panthea, die „zärtlichernste Göttertochter“. Die Sprache des Empedokles straft seinen Aufruf zur Demokratie Lügen: wie die Natur in diesem Drama ins Ästhetische stilisiert ist, so beschränkt sich die Sprache auf die Selbstgenügsamkeit eines ausgewählten Vokabulars. Die wahre Einfalt wird erst gewonnen, wenn der Dichter sich von der Vorliebe für die „Halbgötter“ gelöst hat. Scheute man nicht vor dem modischen Ausdruck zurück, so dürfte man sagen, daß sich die Sprache Hölderlins auf der Stufe der späten Hymnenfragmente demokratisiert. Bedeutsam ist aber – und das hängt mit der ihm eigentümlichen Fähigkeit des Aushaltens von Differenz zusammen –, daß er darum jetzt die Sphäre der Halbgötter nicht verwirft. Seine Welt kehrt sich nicht in ihr Gegenteil um, sondern er versucht, sie um ihre Gegenwelt zu erweitern und in dieser eine analoge Struktur freizulegen. Die letzte Fassung der Hymne 'Der Einzige' bricht ab: „Jene drei sind aber / Das, daß sie unter der Sonne / Wie Jäger der Jagd sind oder / Ein Akeremann, der athmend von der Arbeit / Sein Haupt entblößet oder Bettler. Schön / Und lieblich ist es zu vergleichen ...“³⁷. Jene drei – die Halbgötter Christus, Herakles und Dionysos – haben also unter den Sterblichen Ebenbilder, unter denen

³⁵ StA IV, 66.

³⁶ StA IV, 34.

³⁷ StA II, 164.

man den Jäger dem Herakles zuordnen kann, dem Bezwinger der wilden Tiere, den Ackersmann dem Dionysos, dem Gott des Weinbaus, und den Bettler dem in Knechtsgestalt inkarnierten Christus. Die Substanz, die sich im Heros manifestiert, kann auch die schlichtere Gestalt des unbekannteren einzelnen Menschen annehmen. So läßt die Sprache jetzt zuweilen offen, welche Erscheinungsform gemeint sei, die heroische oder die einfältige. Wenn in der Mittagsstille der Donauufer „ein Jäger“ wandert, so kann es der Halbgott Herakles sein, aber auch irgendein Namenloser. In 'Mnemosyne' geht „ein Wandersmann“ mit „dem andern“, „Vom Kreuze redend, das / Gesezt ist unterwegs einmal / Gestorbenen“³⁸ – die Geschichte von Emmaus zeichnet sich ab, aber ebensogut läßt sich das Gesagte auf irgendeinen Wanderer und irgendein Kreuz im Gebirge beziehen. In dieser Hymne wird die abschließende Evokation der griechischen Heroen präludiert durch die einfachsten Zeichen: Schnee, „wie Maienblumen“, bedeutet „das Edelmüthige“. Die in 'Patmos' ausgesprochene Erkenntnis, daß nichts „gemein“ sei, wird unterstützt durch die zeichenhafte Struktur der Welt, die auch dem Geringsten seine Bedeutung gibt. „Zu Geringem auch kann kommen / Großer Anfang“³⁹. So darf nun auch das Alltäglich-Konkrete in die Sprache der Hymnen eintreten, nicht nur da, wo es poetischen Ansprüchen entgegenkommt, wie es Rosendornen, Korn und Narzissen tun, sondern auch, wo es das Lächerliche streift, wie das Kälblein an der Kette, das gebratene Fleisch am Sonntag, der stechende Bart. Das Ende des Fragments 'In lieblicher Bläue' setzt ausdrücklich das kleine, jämmerliche Elend dem heroischen Leiden gleich: „Nemlich wie Herkules mit Gott zu streiten, das ist Leiden. Und die Unsterblichkeit im Neide dieses Lebens, diese zu theilen, ist ein Leiden auch. Doch das ist auch ein Leiden, wenn mit Sommerflecken ist bedeckt ein Mensch, mit manchen Flecken ganz überdeckt zu seyn!“⁴⁰ Als Makel sind die Sommersprossen gleich den Malen der Pest, die das Schicksal des Oedipus anzeigen. Zwischen heroischem und alltäglichem Leben gibt es keinen Unterschied der Substanz oder des Maßes mehr. Das bezeugt das zu Anfang dieser Studie zitierte Fragment, das einsetzt: „Und mitzufühlen das Leben / Der Halbgötter oder Patriarchen, sizend / Zu Gericht ...“⁴¹ und als dessen Beginn sich dem Sinne nach denken läßt: 'Aufgabe der Dichter ist es ...' Das entspräche dem Dichteramt, wie es der klassische Hölderlin verstand, doch jetzt fährt er fort: „Nicht aber überall ists / Ihnen gleich um diese, / sondern Leben, summendheiße auch

³⁸ StA II, 194.

⁴⁰ StA II, 373.

³⁹ StA II, 256.

⁴¹ StA II, 249.

von Schatten Echo / Als in einen Brennpunct / Versammelt.“ Die Elemente dieses heißen Lebens werden nun gereiht: Nacht und Tag, Jagd, Zigeunerin, spielende Kinder, der schwalbenumkreiste Kirchturm. Der Zeichencharakter, der diese sehr verschiedenen Elemente verbindet, wird im Gedicht ausdrücklich erläutert: „Recht Gewissen bedeutend / Der Wolken und der Seen des Gestirns/Rauscht in Schottland wie an dem See/Lombardas dann ein Bach vorüber.“ Die Spiegelungsfunktion, die die Ströme auszeichnet, kommt auch diesem unbekanntem Bach zu: indem Wolken und Gestirne sich in ihm spiegeln, gewinnen sie ein Bewußtsein ihrer selbst. Als Träger der Zeichenfunktion fließt der Bach gleichzeitig in Schottland wie in der Lombardei. Damit enthüllt sich die letzte Intention der Zeichenstruktur der Welt: die *Simultaneität*. In ihrer Eigenschaft als Zeichen treten die Dinge auf die gleiche Ebene; die hierarchische Ordnung weicht dem reihenden Prinzip. Der syntaktischen Tendenz zur Parataxe entspricht geographisch ein zusammenfassender Blick, der zugleich die entferntesten Länder erfaßt. Diese Simultaneität ergreift auch die Geschichte: „Wir bringen aber die Zeiten / untereinander“⁴². Die Entwürfe reihen die Gestalten, die Gegenstand der Dichtung werden könnten, als sollten sie sie schon zum Feiertag aufrufen, an dem alles in Zeit und Raum Getrennte sich wiederfinden wird. In dieser Gleichsetzung der Menschen und der Dinge, die auf ihrer Teilhabe an der Sprache Gottes beruht, vollzieht sich, was Hölderlins Reflexion versucht hatte, ohne daß es ihr überzeugend gelang: die Christianisierung seiner Welt. Gedanklich kann Hölderlins Dichtung nur seine Sehnsucht bezeugen, Christus in eine von der antiken Naturgewalt beherrschte Welt aufzunehmen. Seine Sprache aber nimmt Christus auf, indem sie wie er Knechtsgestalt annimmt.

*

Das Prinzip der „*apriorität* des Individuellen über das Ganze“, das die späte Hölderlinische Dichtung prägt, hängt also mit ihrer Christianisierung zusammen. Doch hat diese die Welt der hymnischen Fragmente nicht vollkommen durchdrungen. Hätte sie das, so würden die θεοί wirklichen Zeichen die φύσει waltenden verdrängen, nähme die ganze Natur den Charakter einer Schrift an, würde sich die *Struktur der Welt* als *Sprache* enthüllen. Dahin geht sicher die tiefste Intention dieser dichterischen Sprache, die sich nur in einzelnen Bildern und Fügungen verwirklichen kann, während die Gesamtkonzeption immer noch sich des früheren philosophisch-mythologischen Gerüsts zu versichern sucht. Punkte der

⁴² StA II, 329.

Verwirklichung sind die Stellen, an denen der Unterschied zwischen dem realen Gegenstand und seiner Metapher, zwischen Konkretem und Abstraktem, hinfällig wird. „... und die Eule, wohlbekannt der Schriften / Spricht, heischern Fraun gleich in zerstörten Städten“⁴³, sagt die Hymne 'Der Vatikan' über das unter türkischer Herrschaft dahindämmernde Griechenland. „Die Eule der Schriften“ – das ist zweifellos die Eule der Minerva, die, wie Zeus den „eigentlicheren“ Namen „Vater der Zeit“ erhält, als „die Schriften“ in ihrer auch für die Gegenwart gültigen Bedeutung inhaltlich definiert wird. Indem aber das mythologische Attribut der Minerva, die Eule, grammatisch unmittelbar deren nicht mehr mythologischem begrifflichem Äquivalent gesellt wird, treten die plastische Gestalt und ihr geistiger Gehalt auf die gleiche Ebene. Keinem gebührt der Vorrang: es ist lediglich die jeweilige historische Perspektive, die die Wahl der einen oder der anderen Bezeichnung motiviert, und die Simultanschau des Dichters kann beide zusammenfassen. Diese entschlossene Gleichsetzung verleiht der Dichtung ihre Gewalt. „Das soll / Wie der Adler den Raub / Mir Eines begreifen“⁴⁴. Die zeichenhafte Bedeutung der Naturerscheinungen wird als bekannt vorausgesetzt. „... an der Schule Blau“⁴⁵, heißt es in der 3. Fassung von 'Griechenland': wüßte man nicht, daß der Himmel für die Menschen eine Schule ist, weil sie an ihm Gottes Wesen und Stimmung ablesen können, müßte die Wendung ganz unverständlich bleiben. Der Vergleich mit der Schule wird wörtlich genommen: die Natur bietet sich zum Lernen an wie Blätter, Linien und Winkel. Konkretes und Abstraktes wird austauschbar, weil Physis und Geist gleichermaßen ihren Sinn daraus empfangen, den Dialog zwischen Gott und den Menschen zu ermöglichen. „Mit Stimmen erscheint Gott als / Natur von außen. Mittelbar / In heiligen Schriften. Himmliche sind / Und Menschen auf Erden beieinander die ganze Zeit“⁴⁶.

Diese Dichtung deutet die Möglichkeit an, daß das Strukturprinzip der Welt sprachlichen Charakters sei. Ein solcher Fingerzeig verlockt dazu, eine Verbindung zu neuesten erkenntnistheoretischen und psychoanalytischen Interpretationen der menschlichen Existenz herzustellen. Wenn dieser Versuch hier unterbleibt, so geschieht dies nur aus Furcht vor einem allzu dilettantischen Brückenschlag, nicht, weil er nicht als legitim erschiene. In den letzten Jahrzehnten hat die Hölderlinforschung eine immense Leistung vollbracht, indem sie das Werk einerseits aus der ihm immanenten Poetik, andererseits aus den dichtungstheoretischen Schriften

⁴³ StA II, 253.

⁴⁴ StA II, 213.

⁴⁵ StA II, 257.

⁴⁶ StA II, 163.

Hölderlins gedeutet hat. Doch verbleiben diese Deutungen weithin innerhalb des Hölderlinischen Weltentwurfs und bedienen sich seiner Begriffe und Bilder, als seien diese dem heutigen Leser selbstverständlich nachvollziehbar, ja, als sei jeder Versuch einer „Übersetzung“ in eine andere Terminologie dazu verurteilt, als *terrible simplification* kläglich zu scheitern. So blieb Hölderlin für einen großen Teil seiner Leser oder potentiellen Leser in der Rolle des esoterischen Ästheten oder Künders, die er gerade auf dieser späten Stufe mit so ungeheurer und demütiger Anstrengung abzustreifen trachtete. Bei der Feier seines 200. Geburtstags wurde die trotz ihrer oft provokativen Formulierung berechnete Forderung aufgeworfen, einmal zu zeigen, wer für unsere Denkkategorien jene Götter seien, von denen die Interpreten oft mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit sprechen. Die Funktion des Zeichens, wie sie sich in der späten Dichtung darstellt, gibt einige Anhaltspunkte dafür, wo eine solche „Übersetzung“ ansetzen könnte. Da ist die zentrale Bedeutung der Sprache als *constituent* des Menschen und der von ihm wahrgenommenen Welt; da ist der Versuch, das Verhältnis zwischen Gott und dem Menschen in Beziehung zu setzen zur Seinsweise der außerhalb des Menschen existierenden Natur; da ist die Angewiesenheit Gottes auf das menschliche Bewußtsein; da ist vor allem die Erkenntnis und Gestaltung der Ambivalenz, die ebenso wie jene Denkstruktur, die Metapher und Metaphorisiertes identifiziert und auf dem Weg über den Namen gültige Beziehungen herstellen will, auf die inzwischen gewonnenen Einsichten in die Struktur des Unbewußten verweist. Ob nicht die „Wildnis“, das doppeldeutige „Feuer“ zur Wirkungsweise des Unbewußten in Beziehung gebracht werden könnten, verdiente eine Untersuchung. Sicher würden solche „Übersetzungsversuche“ die Überlegenheit dieser Dichtung nicht antasten. Sie würden sich vielleicht zu ihr verhalten wie die „eigentlicheren“ zu den alten Götternamen. Ihre sehnsüchtige Ehrfurcht gälte dem, dem noch in Bildzeichen zu sprechen erlaubt war (wenngleich diese nicht mehr ohne die Stütze der Reflexion sich erhalten konnten), aber ihre Ehrlichkeit zwänge sie, die von der veränderten geschichtlichen Situation auferlegte Entfremdung so auszuhalten, wie Hölderlin die Abwesenheit der antiken Götter ertrug.

'Eleusis'

Hegel an Hölderlin

Von

Herbert Anton

In einem Brief an Neuffer schrieb Hölderlin 1796: „Hätt ich Dich doch bei mir, lieber Bruder! daß wir uns einmal wieder Freude machen könnten mit unsern Herzen. Die Buchstaben sind für die Freundschaft, wie trübe Gefäße für goldnen Wein. Zur Not schimmert etwas durch, um ihn vom Wasser zu unterscheiden, aber lieber sieht man ihn doch im kristallinen Glase“¹. Als das 'Eleusis'-Gedicht 1796 in Bern entstand, hoffte Hegel, Hölderlin bald „feurig“ zu „umarmen“, und im Hinblick darauf hätte auch er sagen können, daß „die Buchstaben für die Freundschaft wie trübe Gefäße für goldnen Wein sind“. Kritik des „Buchstabens“ war Hegel geläufig; „denn der Geist, die Gesinnung ist ein zu ätherisches Wesen, als daß er sich in gebietenden Buchstaben und Formeln festhalten oder in gebotenen Empfindungen und Gemütszuständen darstellen ließe“². Diese Entgegensetzung von Geist und Buchstabe erinnert an die „Paulinischen Briefe“, die zu „paraphrasieren“ Hölderlin dem Freund in Bern empfahl: „Lege nur nicht Deine literarischen Beschäftigungen bei Seite. Ich dachte schon, eine Paraphrase der Paulinischen Briefe nach Deiner Idee müßte der Mühe wohl wert sein“³. Mit Paulus meldet sich bei Hegel freilich zugleich Kant zu Wort, der Geist und Buchstabe in der „ästhetischen Idee“ veröhnte: „... die ästhetische Idee ist eine, einem gegebenen Begriffe beigelegte Vorstellung der Einbildungskraft welche mit einer solchen Mannigfaltigkeit von Teilvorstellungen in dem freien Gebrauche derselben verbunden ist, daß für sie kein Ausdruck, der einen bestimmten Begriff bezeichnet, gefunden werden kann, die also zu einem Begriffe viel Unnennbares hinzudenken läßt, dessen Gefühl die Erkenntnisvermögen belebt und mit der Sprache, als bloßem Buchstaben, Geist verbindet“⁴. So wie

¹ Hölderlin, Briefe, Sämtliche Werke (Große Stuttgarter Ausgabe), hrsg. von F. Beißner, Bd. VI, 1, Stuttgart 1954, S. 213.

² Hegel, Die Positivität der christlichen Religion, Werke in zwanzig Bänden, Bd. I, Frankfurt 1971, S. 182.

³ Hölderlin, aaO, S. 186 (Hölderlin an Hegel, am 25. XI. 1795).

⁴ Kant, Kritik der Urteilskraft, hrsg. von K. Vorländer, Hamburg 1969, S. 171 (§ 49).

Hegel zweifelt auch Hölderlin nicht an der Möglichkeit einer „Verbindung“ von Geist und Buchstabe. Darum räumt er ein: „Zur Not schimmert etwas durch.“ Aber als „wahre Sprache“ – mit ihrem Lob schließt Hölderlins Brief an Neuffer – erweist sich die Umarmung: „Könnt ich ans Herz Dich drücken! Das wäre jetzt die wahre Sprache für Dich und mich!“⁵. Hier fungiert – durchaus im Rahmen der Überlieferung der Antithese – Herz als Gegenbegriff zu Buchstabe, und dieses Herz will Unmittelbarkeit. Um Unmittelbarkeit geht es auch in Hegels 'Eleusis'-Gedicht. Sie hat sich allerdings bereits auf Vermittlungen eingelassen und ist – ein von Hegel später herausgestelltes Merkmal der Freundschaft – nicht nur „Zuneigung als solche“, sondern zugleich „objektiv in einem substantiellen Bande“⁶. Dies läßt das Gedicht an den Freund als ein „kristallnes Glas“ erscheinen, dessen Leuchten einen „Kelch des Geisterreiches“⁷ verheißt:

Um mich, in mir wohnt Ruhe, – der geschäftigen Menschen
 nie müde Sorge schläft, sie geben Freiheit
 und Muße mir – Dank dir, du meine
 Befreierin o Nacht! – mit weißem Nebelflor
 5 umzieht der Mond die ungewissen Grenzen
 der fernen Hügel; freundlich blinkt
 der helle Streif des Sees herüber –
 des Tags langweil'gen Lärmen fernt Erinnerung,
 als lägen Jahre zwischen ihm und jetzt;
 10 dein Bild, Geliebter, tritt vor mich
 und der entflohenen Tage Lust; doch bald weicht sie
 des Wiedersehens süßern Hoffnungen –
 Schon malt sich mir der langersehnten, feurigen
 Umarmung Szene, dann der Fragen, des geheimern,
 15 des wechselseitigen Ausspähsens Szene,
 was hier an Haltung, Ausdruck, Sinnesart am Freund
 sich seit der Zeit geändert, – der Gewißheit Wonne,
 des alten Bundes Treue fester, reifer noch zu finden,
 des Bundes, den kein Eid besiegelte,
 20 der freien Wahrheit nur zu leben, Frieden mit der Satzung,
 die Meinung und Empfindung regelt, nie nie einzugehn.
 Nun unterhandelt mit der trägern Wirklichkeit der Wunsch,
 der über Berge, Flüsse leicht mich zu dir trug,

⁵ Hölderlin, aaO, S. 214.

⁶ Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Religion, aaO, Bd. XVII, S. 304.

⁷ Hegel, Phänomenologie des Geistes, aaO, Bd. III, S. 591. Umgeformtes Zitat aus Schillers Gedicht 'Die Freundschaft'.

– doch ihren Zwist verkündet bald ein Seufzer, und mit ihm
 25 entflieht der süßen Phantasien Traum.
 Mein Aug erhebt sich zu des ewgen Himmels Wölbung,
 zu dir, o glänzendes Gestirn der Nacht,
 und aller Wünsche, aller Hoffnungen
 Vergessen strömt aus deiner Ewigkeit herab;
 30 der Sinn verliert sich in dem Anschaun,
 was mein ich nannte schwindet,
 ich gebe mich dem unermeßlichen dahin,
 ich bin in ihm, bin alles, bin nur es.
 Dem wiederkehrenden Gedanken fremdet,
 35 ihm graut vor dem unendlichen, und staunend faßt
 er dieses Anschauens Tiefe nicht.
 Dem Sinne nähert Phantasie das Ewige,
 vermählt es mit Gestalt – Willkommen ihr
 erhabne Geister, hohe Schatten,
 40 von deren Stirne die Vollendung strahlt!
 er schreckt nicht, – ich fühl': es ist auch meiner Heimat Äther,
 der Ernst, der Glanz, der euch umfließt.
 Ha! sprängen jetzt die Pforten deines Heiligtumes selbst,
 O Ceres, die du in Eleusis throntest! Von
 45 Begeistrung trunken fühl' ich jetzt
 die Schauer deiner Nähe,
 verstünde deiner Offenbarungen,
 ich deutete der Bilder hohen Sinn, vernähme
 die Hymnen bei der Götter Mahlen,
 50 die hohen Sprüche ihres Rats. –
 Doch deine Hallen sind verstummt, o Göttin!
 Geflohen ist der Götter Kreis zurück in den Olymp
 von den entheiligten Altären,
 geflohn von der entweihten Menschheit Grab
 55 der Unschuld Genius, der her sie zauberte! –
 Die Weisheit deiner Priester schweigt, kein Ton der heil'gen Weihn
 hat sich zu uns gerettet – und vergebens sucht
 des Forschers Neugier – mehr als Liebe
 zur Weisheit (sie besitzen die Sucher, und
 60 verachten dich) – um sie zu meistern graben sie nach Worten,
 in die dein hoher Sinn geprägt wär!
 Vergebens! etwa Staub und Asche nur erhaschten sie,
 worein dein Leben ihnen ewig nimmer wiederkehrt.
 Doch unter Moder und entseeltem auch gefielen sich
 65 die ewig toten! – die genügsame! – umsonst – es blieb
 kein Zeichen deiner Feste, keines Bildes Spur!

Dem Sohn der Weihe war der hohen Lehren Fülle
 des unaussprechlichen Gefühles Tiefe viel zu heilig,
 als daß er trockne Zeichen ihrer würdigte.

70 Schon der Gedanke faßt die Seele nicht,
 die außer Zeit und Raum in Ahndung der Unendlichkeit
 versunken, sich vergißt, und wieder zum Bewußtsein nun
 erwacht. Wer gar davon zu andern sprechen wollte,
 Spräch' er mit Engelzungen, fühlt der Worte Armut;

75 ihm graut das heilige so klein gedacht,
 durch sie so klein gemacht zu haben, daß die Red ihm Sünde deucht,
 und daß er bebend sich den Mund verschließt.
 Was der geweihte sich so selbst verbot, verbot ein weises
 Gesetz den ärmern Geistern, das nicht kund zu tun,
 80 was er in heil'ger Nacht gesehn, gehört, gefühlt –
 daß nicht den bessern selbst auch ihres Unfugs Lärm
 in seiner Andacht stört', ihr hohler Wörterkram
 ihn auf das heil'ge selbst erzürnen machte, dieses nicht
 so in den Kot getreten würde, daß man dem

85 Gedächtnis gar es anvertraute, – daß es nicht
 zum Spielzeug und zur Ware des Sophisten,
 die er obolenweis verkaufte,
 zu des beredten Heuchlers Mantel, oder gar
 zur Rute schon des frohen Knaben, und so leer

90 am Ende würde, daß es nur im Widerhall
 von fremden Zungen seines Lebens Wurzel hätte.
 Es trugen geizig deine Söhne, Göttin,
 nicht deine Ehr auf Gass' und Markt, verwahrten sie
 im innern Heiligtum der Brust.

95 Drum lebtest du auf ihrem Munde nicht.
 Ihr Leben ehrte dich. In ihren Taten lebst du noch.
 Auch diese Nacht vernahm ich, heilige Gottheit, dich.
 Dich offenbart oft mir auch deiner Kinder Leben.
 Dich ahn' ich oft als Seele ihrer Taten!

100 Du bist der hohe Sinn, der treue Glauben,
 Der, eine Gottheit, wenn auch alles untergeht, nicht wankt⁸.

Für Hoffmeister ist das Gedicht eine „Stätte auf Hegels Weg, wo die unendlichen Begriffe ihm entstehen können“ und demzufolge eine „Vorahnung“ der ‚Logik‘, in der Hegel das „auf innerer Anschauung beru-

⁸ Hegel, Eleusis, in: StA VII, 1, 233 ff. Zum Text und Kontext vgl. Gedichte an Friedrich Hölderlin. Insel Almanach auf das Jahr 1970, hrsg. von D. Rodewald, Frankfurt 1969. Im folgenden wird Hegels Gedicht nach Versen zitiert.

hende Erlebnis der Unendlichkeit“ denkend „festgehalten“⁹. Die Tendenz der Deutung erscheint problematisch, denn in der „Vorahnung“ ist keine „Ahnung von wissenschaftlicher Methode zu erkennen“¹⁰. Das Deutungsschema überzeugt, denn es entspricht der „transzendenten Linie“ des Gedichts. Den Terminus „transzendente Linie“ hat Friedrich Schlegel auf das „philosophische Leben“ im allgemeinen und auf Lessing im besonderen angewandt: „Gibt es wohl ein schöneres Symbol für die Paradoxie des philosophischen Lebens, als jene krummen Linien, die mit sichtbarer Stetigkeit und Gesetzmäßigkeit forteilend immer nur im Bruchstück erscheinen können, weil ihr eines Zentrum in der Unendlichkeit liegt? Eine solche transzendente Linie war Lessing, und das war die primitive Form seines Geistes und seiner Werke“¹¹. Hegel wird als einer der radikalsten Kritiker eines solchen Unendlichkeits-Denkens die „Linie“ durch den „Kreis“ ersetzen: „Das Bild des Progresses ins Unendliche ist die gerade *Linie*, an deren beiden Grenzen nur das Unendliche und immer nur ist, wo sie – und sie ist Dasein – nicht ist, und die zu diesem ihrem Nichtdasein, d. i. ins Unbestimmte *hinausgeht*; als wahrhafte Unendlichkeit, in sich zurückgebogen, wird deren Bild der *Kreis*, die sich erreicht habende Linie, die geschlossen und ganz gegenwärtig ist, ohne *Anfangspunkt* und *Ende*“¹². Hegels ‚Eleusis‘-Gedicht strukturiert die „Linie“. Freilich sucht sie den „Kreis“, und er kommt sogar als Postulat zustande. Das dankt Hegel Schiller, der im ‚Reich der Schatten‘ (1795) an die Mondnatur der Ceres-Tochter Proserpina erinnert:

Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
 Muß der Blume Schmuck vergehen,
 Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?
 Wenn sich Lunens Silberhörner füllen,
 Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen,
 Wird die Strahlenscheibe niemals voll?
 Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
 Pfade aufwärts zur Unendlichkeit.
 Die von ihren Gütern nichts berühren,
 Fesselt kein Gesetz der Zeit.¹³

⁹ J. Hoffmeister, Hegel. Gedächtnisrede, Heidelberg 1932, S. 12 f.

¹⁰ Hegel, Wissenschaft der Logik, aaO, Bd. V, S. 48.

¹¹ F. Schlegel, Über Lessing, Schriften zur Literatur, hrsg. von W. Rasch, München 1972, S. 248.

¹² Hegel, aaO, Bd. V, S. 164. Hervorhebungen in Zitaten gehen auf die Texte zurück.

¹³ Schiller, Das Reich der Schatten, Nationalausgabe, Bd. I, Weimar 1943, S. 247.

Bis zur Goethezeit ist die Rezeption antiker Mythologie auf einen Topos verpflichtet, dessen Verbindlichkeit Karl Wilhelm Ramler als letzter bedeutender Theoretiker bezeugt, wenn er in einer 'Kurzgefaßten Mythologie oder Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden des Alterthums' (1790) schreibt: „Die Fabellehre der Griechen und Römer ist wegen der vortrefflichen Gedichte und Kunstwerke, die sich darauf beziehen, den Liebhabern der schönen Künste und Wissenschaften unentbehrlich geworden. Sie wird sogar von den Neuern beybehalten, ungeachtet sie nicht mehr geglaubt wird. Die Poeten, die Mahler, die Bildhauer und die übrigen bildenden Künstler in dem ganzen erleuchtenden Europa bedienen sich derselben seit vielen Jahrhunderten. Die Ursache hiervon ist, weil sie zu Sinnbildern höchst bequem ist, und weil sie den gemeinsten Sachen bald einen Schein der Neuheit, bald mehr Anmuth, bald eine höhere Würde erteilt“¹⁴. Die Götter solcher „Fabellehre“ tragen durchweg lateinische Namen, denn ihre Geschichten wurden nach lateinischen Mustern rezipiert. Den Kanon bildeten die 'Metamorphosen' Ovids, die – seit dem 15. Jahrhundert auch 'Bible des poètes' genannt – den Demeter-Persephone-Mythos als Geschichte vom Raub der Proserpina in Umlauf brachten. Ausführlich erzählen sie, wie Pluto (Hades) die jungfräuliche Proserpina (Persephone) entführt, wie die Fruchtbarkeitsgöttin Ceres (Demeter) Äcker und Felder verwüstet und Jupiter (Zeus) eingreift:

Zwischen dem Bruder jedoch und der trauernden Schwester vermittelnd,
 teilte Jupiter endlich gerecht das rollende Jahr ein.
 Gleichviel Monate lebt als gemeinsame Gottheit der beiden
 Reiche die Göttin jetzt mit der Mutter wie mit dem Gatten.
 Da ist gewandelt sogleich ihr Sinn sowohl wie ihr Antlitz;
 denn der Göttin Stirn, die eben auch Pluto noch traurig
 scheinen konnte, ist froh, wie Sonne, die vorher von trüben
 Regenwolken bedeckt, aus besiegten Wolken hervortritt¹⁵.

Wenn Hegel Ceres anruft, kommen ältere Traditionen der Göttergeschichte und eine „Metaphysik der schönen Künste“ ins Spiel, vor der Hamanns 'Aesthetica in nuce' (1762) warnt: „Wagt euch also nicht in die Metaphysik der schönen Künste, ohne in den Orgien und Eleusinischen

¹⁴ Ramler, Kurzgefaßte Mythologie, Wien und Prag 1798, S. 1.

¹⁵ Ovid, Metamorphosen, übertragen und herausgegeben von E. Rösch, München 1964, S. 191 f. (Vers 564 ff.). Vgl. dazu und zu dem Folgenden Ch. Siegrist, Proserpina. Ein griechischer Mythos in der Goethezeit, Giessen 1962 und H. Anton, Der Raub der Proserpina. Literarische Traditionen eines erotischen Sinnbildes und mythischen Symbols, Heidelberg 1967.

Geheimnissen vollendet zu seyn“¹⁶. Die mit Athen durch eine „heilige Straße“ verbundene Stadt Eleusis war Kultstätte der Eleusinischen Mysterien, deren „Mythos“ der Homerische Hymnus 'An Demeter' erzählt¹⁷. Dieser Hymnus wurde mit anderen Gesängen der 'Homerischen Hymnen' 1488 in Florenz gedruckt. Für die Rezeption hatte er jedoch im Vergleich mit den 'Metamorphosen' drei Jahrhunderte lang keine andere als kryptische Bedeutung. In der Goethezeit treten die 'Metamorphosen' hinter den Hymnus 'An Demeter' zurück, und die „Metaphysik der schönen Künste“ bestreitet, daß sich keine „Gottheit“ zeige, wie Schiller in dem Gedicht 'Die Götter Griechenlands' (1788), das Hölderlin und Hegel mythologiegeschichtlich denken lehrte, klagt:

Schöne Welt, wo bist du? – Kehre wieder,
 Holdes Blütenalter der Natur!
 Ach! Nur in dem Feenland der Lieder
 Lebt noch deine goldne Spur.
 Ausgestorben trauert das Gefilde,
 Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
 Ach! von jenem lebenswarmen Bilde
 Blieb nur das Gerippe mir zurück¹⁸.

Mit Schiller geht Hegel von der Tatsache aus, daß „geflohen ist der Götter Kreis zurück in den Olymp“ (Vers 52). Aber er hält die antiken Götter nicht für „schöne Wesen aus dem Fabellande“¹⁹ und sieht ihr Wirken und ihre Flucht historisch konkreter als Schiller. Das bestätigen analoge Motive der Fragmente über 'Volksreligion und Christentum' (1793/94). Diese Motive sowie Hegels – im Kontrast zur „bürgerlichen Gesellschaft“ vorgenommene – Gleichsetzung von „Geist des Volks, Geschichte, Religion, Grad der politischen Freiheit“²⁰, erfordern eine – im aristotelischen Sinn – „politische“ Amplifikation der hermeneutischen Strukturen des 'Eleusis'-Gedichtes, und sie gibt Aufschluß über die „Feste“, deren Tod das Gedicht in Bildern deutet, die in der 'Phänomenologie des Geistes' wiederkehren werden: „Die Bildsäulen sind nun Leichname, denen die belebende Seele,

¹⁶ Hamann, Aesthetica in nuce, Sämtliche Werke, hrsg. von J. Nadler, Bd. II, Wien 1950, S. 201.

¹⁷ Homerische Hymnen, hrsg. von A. Weiher, München 1961, S. 6 ff.

¹⁸ Schiller, Die Götter Griechenlands, Sämtliche Werke, hrsg. von G. Fricke und H. G. Göpfert, Bd. I, München 1965, S. 167. Vgl. dazu F. Strich, Die Mythologie in der deutschen Literatur, Bd. I, Halle 1910, S. 388; und M. Kommerell, Gedanken über Gedichte, Frankfurt 1956, S. 452 ff.

¹⁹ Schiller, Die Götter Griechenlands, aaO, S. 163.

²⁰ Hegel, Fragmente über Volksreligion und Christentum, aaO, Bd. I, S. 42.

sowie die Hymne Worte, deren Glauben entflohen ist; die Tische der Götter ohne geistige Speise und Trank, und aus seinen Spielen und Festen kommt dem Bewußtsein nicht die freudige Einheit seiner mit dem Wesen zurück“²¹. Die „freudige Einheit seiner mit dem Wesen“ betrifft – nach Aristoteles – den einzelnen in seiner Besonderheit und zugleich das Allgemeine, da „das Ziel“ – das Glück als oberstes Gut – „für den einzelnen und für das Gemeinwesen identisch ist“²². Im Interesse dieser Identität betont Hegel später: „Alle athenischen Bürger waren in die Eleusinischen Mysterien eingeweiht“²³. Das 'Eleusis'-Gedicht stellt den „Sohn der Weihe“ (Vers 67) in den Vordergrund und nimmt Erfahrungen des „Mysten“ zeitgenössischer Eleusis-Dichtungen vorweg:

Das Tal stand silbern in Olivenzweigen,
dazwischen war es von Magnolien weiß,
doch alles trug sich schwer, in Schicksalsschweigen,
sie blühten marmorn, doch es fror sie leis.

Die Felder rauh, die Herden ungesegnet,
Kore geraubt und Demeter verirrt,
bis sich die beiden Göttinnen begegnet
am Schwarzen Felsen und Eleusis wird,

Nun glüht sich in das Land die ferne Küste,
du gehst im Zuge, jedes Schicksal ruht,
glühst und zerreiße dich, du bist der Myste
und alte Dinge öffnen dir dein Blut²⁴.

Der „Myste“ des Benn-Gedichtes ist ein „verlorenes Ich“²⁵. Hegel kennt nicht dessen Ohnmacht. Aber er bekennt sich – von ihrer Genese handeln die Fragmente über 'Volksreligion und Christentum' sowie 'Die Positivität der christlichen Religion' – zur Faktizität der Ichverlorenheit. Darum dichtet er in der Möglichkeitsform des Wünschens:

Ha! sprängen jetzt die Pforten deines Heiligtumes selbst,
O Ceres, die du in Eleusis thronetest! Von
Begeisterung trunken fühlt' ich jetzt
die Schauer deiner Nähe,

²¹ Hegel, Phänomenologie des Geistes, aaO, Bd. III, S. 547.

²² Aristoteles, Nikomachische Ethik, übersetzt von F. Dirlmeier, Stuttgart 1969, S. 6 (I/1. 1094b 7–8). Vgl. dazu J. Ritter, Das bürgerliche Leben. Zur aristotelischen Theorie des Glücks, in: J. Ritter, Metaphysik und Politik, Frankfurt 1969, S. 57 ff.

²³ Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Religion, aaO, Bd. XVII, S. 149.

²⁴ G. Benn, V. Jahrhundert, Gesammelte Gedichte, Wiesbaden und Zürich 1956, S. 215 f. (Vers 13 ff.).

²⁵ G. Benn, Verlorenes Ich, aaO, S. 229.

verstünde deiner Offenbarungen,
ich deutete der Bilder hohen Sinn, vernähme
die Hymnen bei der Götter Mahlen,
die hohen Sprüche ihres Rats. –
Doch deine Hallen sind verstummt, o Göttin!
Geflohen ist der Götter Kreis zurück in den Olymp
von den entheiligten Altären,
geflohn von der entweihten Menschheit Grab
der Unschuld Genius, der her sie zauberte! –

Die Mythe „log“ nicht²⁶. Sie entzog ihre Wahrheit, um sie zu bewahren und erneut zu offenbaren. Die Deutung dieses Vorgangs ist die „wahre Auslegung der Chiffreschrift . . ., wodurch die Natur in ihren schönen Formen figürlich zu uns spricht“²⁷. Kant zitierend, gab Hölderlin das Stichwort²⁸, und dem Freund Hölderlin hätte Hegel – wie Novalis Friedrich Schlegel – gestehen können: „Für mich bist Du der Oberpriester von Eleusis gewesen. Ich habe durch Dich Himmel und Hölle kennengelernt – durch Dich von dem Baum des Erkenntnisses gekostet“²⁹. Was hat es mit der Frucht auf sich, von deren Genuß Schiller warnte:

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brecht nicht von seines Gartens Frucht.
An dem Scheine mag der Blick sich weiden,
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht,
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht³⁰.

²⁶ G. Benn, Verlorenes Ich, Vers 17 ff.: „Die Welt zerdacht. Und Raum und Zeiten / und was die Menschheit wob und wog, / Funktion nur von Unendlichkeiten – / die Mythe log“.

²⁷ Kant, Kritik der Urteilskraft, S. 153 (§ 42).

²⁸ Hölderlin, Hymne an die Schönheit (Zweite Fassung), StA I, 1, 152. Das Motto lautet: „Die Natur in ihren schönen Formen spricht figürlich zu uns, und die Auslegungsgabe ihrer Chiffreschrift ist uns im moralischen Gefühl verliehen“.

²⁹ Novalis, Werke, hrsg. von E. Wasmuth, Bd. IV, Heidelberg 1954, S. 92 (Novalis an F. Schlegel, Ende August 1793).

³⁰ Schiller, Das Ideal und das Leben, aaO, S. 201. Vgl. dazu Matthisson, Der Granatapfel, Gedichte, hrsg. G. Bölsing, Bd. I, Tübingen 1912, S. 242: „Hoch von des Weinbergs Gemäuer winkt röhlich Proserpinas Apfel, / Welcher nach Stürmen die Brust süß mit Vergessenheit labt. / Süßer doch labt es, beim Lächeln Aurorens, der Stürme zu denken. / Schöne, feindselige Frucht! nein, ich berühre dich nicht“.

³¹ Herder, Sämtliche Werke, hrsg. von B. Suphan, Bd. I, Berlin 1877, S. 453 f.

Der Granatapfel, durch eine Ode Ramlers – Herder druckte sie als „vollkommenes Muster“ der Gattung – berühmt geworden³¹, versinnbildlicht den Raub der Proserpina und die unauflöslliche Bindung an Pluto. Zum Raub gehört jedoch die Rückkehr der Ceres-Tochter, zur Trauer der Mutter die Freude über die Vereinigung. Ihre „Boten“ sind „Blüten“³², deren „Kelche“ in Schillers 'Klage der Ceres' (1797) überfließen und 'Das eleusische Fest' (1799) ankündigen:

O so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au,
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Tau.
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen,
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heiterm Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust³³.

Schillers Verbindung von Schmerz und Lust geht auf eine aus platonischen Quellen fließende Vereinigungsphilosophie zurück, in der Hölderlin „das Problem seines Lebens“ formuliert fand, „ehe er noch Fichtes Denken begegnete“³⁴. Es betraf – darin wird Schelling Jahrzehnte später den „Sinn und wahren Inhalt“ der Eleusinischen Mysterien sehen – „das verwundete Bewußtseyn“ und dessen „Versöhnung“³⁵. Die Wunde hatte Kant geschlagen, indem er Natur und Freiheit, Sein und Sollen als unversöhnliche Gegensätze aufstellte. Schiller versuchte eine Schlichtung. Aber er kam – nach Maßgabe der 'Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen' – über „Schein“-Lösungen nicht hinaus. Demzufolge bleibt auch Proserpina in der 'Klage der Ceres' – im Widerspruch zum Mythos – in der Unterwelt und redet „holden Mundes“ zur Mutter allein aus des Frühlings jungen Sprossen:

³² Hegel, Philosophische Propädeutik, aaO, Bd. IV, S. 51 (§ 154).

³³ Schiller, Klage der Ceres, aaO, S. 194.

³⁴ D. Henrich, Hegel und Hölderlin, in: D. Henrich, Hegel im Kontext, Frankfurt 1971, S. 13. Vgl. dazu und zu dem folgenden F. Strack, Das Systemprogramm und kein Ende, Studien zur Frühgeschichte des deutschen Idealismus, hrsg. von R. Bubner, Bonn 1973, S. 107 ff., und G. Kurz, Mittelbarkeit und Vereinigung. Zum Verhältnis von Poesie, Reflexion und Revolution bei Hölderlin, Stuttgart 1975.

³⁵ Schelling, Philosophie der Mythologie, Sämtliche Werke, 2. Abteilung, Bd. II, Stuttgart und Augsburg 1857, S. 641.

Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund:
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn³⁶.

Diese „Sprache“ – ein Leitwort der 'Klage der Ceres' – tröstet, aber sie heilt nicht, und die Heilung der „Wunden des Geistes“³⁷ galt es auszumachen. Während Hegel das „Vorhalten“ des Schmerzes als „Balsam“ empfahl³⁸, ging Hölderlin den Ursachen der „Wunden“ nach und entdeckte in der Auseinandersetzung mit Kant, Schiller, Platon, Spinoza und Fichte den „Grund“ im Begriffe der Teilung: „Im Begriffe der Teilung liegt schon der Begriff der gegenseitigen Beziehung des Objekts und Subjekts aufeinander, und die notwendige Voraussetzung eines Ganzen, wovon Objekt und Subjekt die Teile sind“³⁹. An dieser Einsicht und ihrer Entfaltung läßt Hölderlin Hegel teilhaben. Der schämt sich des Dankes noch nicht und bekennt, das „Bild“ des „Geliebten“ vor Augen:

Auch diese Nacht vernahm ich, heilige Gottheit, dich.
Dich offenbart oft mir auch deiner Kinder Leben.
Dich ahn' ich oft als Seele ihrer Taten!
Du bist der hohe Sinn, der treue Glauben,
Der, eine Gottheit, wenn auch alles untergeht, nicht wankt.

Die „Nacht“ des 'Eleusis'-Gedichtes hat ein Doppelgesicht. Zunächst tritt sie als „Befreierin“ in Erscheinung (Vers 4), deren Ruhe – an sie mochte Hölderlin wohl bei der Niederschrift von 'Brot und Wein' gedacht haben – „der süßen Phantasien Traum“ (Vers 25) nährt. Er „entflieht“ mit einem „Seufzer“ angesichts der „trägern Wirklichkeit“. Diese Flucht bewirkt – wie die der Götter „zurück in den Olymp“ (Vers 53) – kein Unheil, sondern Heil. Denn das „Aug erhebt sich zu des ewgen Himmels Wölbung“, und das eben noch sehnsüchtig träumende Ich gibt sich dem „unermeßlichen“ dahin:

Mein Aug erhebt sich zu des ewgen Himmels Wölbung,
zu dir, o glänzendes Gestirn der Nacht,

³⁶ Schiller, Klage der Ceres, aaO, S. 193.

³⁷ Hegel, Phänomenologie des Geistes, aaO, Bd. III, S. 492.

³⁸ K. Rosenkranz, Hegels Leben, Darmstadt 1963, S. 520.

³⁹ Hölderlin, Urtheil und Seyn, StA IV, 1, 216.

und aller Wünsche, aller Hoffnungen
 Vergessen strömt aus deiner Ewigkeit herab;
 der Sinn verliert sich in dem Anschauen,
 was mein ich nannte schwindet,
 ich gebe mich dem unermesslichen dahin,
 ich bin in ihm, bin alles, bin nur es.

Hier zeigt die „Nacht“ ihr zweites Gesicht: das der Nyx, aus der „bei den alten Denkern des Göttlichen“ alles entsteht⁴⁰. Auch sie entzieht sich, und „dem wiederkehrenden Gedanken fremdet“ erneut (Vers 34). Diese „Entfremdung“ – die Verse dreißig bis achtunddreißig sind nach Meinung Hoffmeisters gleich nach der Niederschrift gestrichen worden⁴¹ – erzeugt das jähe Verlangen: „Ha! sprängen jetzt die Pforten deines Heiligtumes selbst, O Ceres, die du in Eleusis throntest“. Den Übergang von Nyx zu Ceres rechtfertigen die chthonischen Elemente des Eleusiskultes, und sie verweisen auch auf die Tiefe der „Offenbarungen“ im Leben der „Kinder“ der Gottheit (Vers 98). Das Gedicht „giebt“ – dies gilt auch für der „Bilder hohen Sinn“ – freilich „nur eine *innerliche* Anschauung und Empfindung derselben“⁴² und enthüllt damit zugleich die „Nichtigkeit“ des dritten Versuches, die Grenze zwischen Wunsch und Wirklichkeit, Subjekt und Objekt, Ich und Nicht-Ich zu überschreiten. Kant und Schiller, die ‚Kritik der Urteilskraft‘ und ‚Die Götter Griechenlands‘ scheinen recht zu behalten. Der Schein trägt. Denn trotz der „Nichtigkeit“ der Grenzüberschreitungen kann der Dichter Hegel bekennen: „Auch diese Nacht vernahm ich, heilige Gottheit, dich“ (Vers 97). Zugleich erkennt er die „heilige Gottheit“ in ihrer „Kinder Leben“ (Vers 98). Wann hat die „heilige Gottheit“ gesprochen? Wie „offenbart“ sie ihrer „Kinder Leben“? Die „heilige Gottheit“ sprach im *Vollzug* der Erfahrung der „Nichtigkeit“ der Grenzüberschreitungen, und ihrer Kinder Leben „offenbart“ sie in der Sehnsucht, diese Sprache als Parusie des Absoluten zu verstehen. Fichte hatte den von Kant analysierten Selbstbezug der Vernunft als „Setzen des Ich durch sich selbst“ gedeutet: „Also das Setzen des Ich durch sich selbst ist die reine Tätigkeit desselben. – Das *Ich setzt sich selbst*, und es *ist*, vermöge dieses bloßen Setzens durch sich selbst; und umgekehrt: Das *Ich ist*, und es *setzt* sein Sein, vermöge seines bloßen Seins“⁴³. Hölderlin konfrontiert diese absolute Struktur mit dem „Sein“ des Absoluten: „Es

ist vorhanden – als Schönheit“⁴⁴. Sie wird als „Vereinigung“ begriffen, und das erklärt das emphatische Bekenntnis zu Platon: „Ich glaube, wir werden am Ende alle sagen: heiliger Plato, vergib! man hat schwer an dir gesündigt“⁴⁵. Die „Sünde“ besteht in der Verkennung der Zeitlichkeit des „Ichs“, das sich selbst setzt und „ist, vermöge dieses bloßen Setzens durch sich selbst“. Darum beruft sich Hölderlin im Briefgespräch mit Hegel auf die „Zeit“, um Fichte zu kritisieren: „Sein absolutes Ich (= Spinozas Substanz) enthält alle Realität; es ist alles, und außer ihm ist nichts; es gibt also für dieses absolute Ich kein Objekt, denn sonst wäre nicht alle Realität in ihm; ein Bewußtsein ohne Objekt ist aber nicht denkbar, und wenn ich selbst dieses Objekt bin, so bin ich als solches notwendig beschränkt, sollte es auch nur in der Zeit sein“⁴⁶. Indem Hölderlin die Zeitlichkeit der Ich-Erfahrung betont, argumentiert er mit Kant gegen Fichte. Das verbindet ihn mit Schelling, der – in den ‚Philosophischen Briefen über Dogmatismus und Kritizismus‘ (1795) – die zeitliche Beschränkung des Ichs als unaufhebbares Faktum seiner zeitlichen Erstreckung herausstellte: „Daß wir unsers eigenen Ichs nie los werden können, davon liegt der einzige Grund in der absoluten Freiheit unsers Wesens, kraft welcher das *Ich* in uns kein *Ding*, keine *Sache* seyn kann, die einer objektiven Bestimmung fähig ist. Daher kommt es, daß unser Ich niemals in einer Reihe von Vorstellungen als Mittelglied begriffen seyn kann, sondern jedesmal vor jede Reihe wiederum als erstes Glied tritt, das die ganze Reihe von Vorstellungen festhält; daß das handelnde Ich, obgleich in jedem einzelnen Falle *bestimmt*, doch zugleich *nicht* bestimmt ist, weil es nämlich jeder *objektiven* Bestimmung entflieht und nur *durch sich selbst* bestimmt seyn kann, also zugleich das *Bestimmte* und das *Bestimmende* ist“⁴⁷. Ausschlaggebend für Hölderlins Berufung auf die Zeitlichkeit der Ich-Erfahrung sind „die Not und die Rettung des Zeitlichen“ in Platons ‚Symposion‘⁴⁸. Sie ermöglichen, „Schönheit“ als „Vereinigung“ aufzufassen, die „vorhanden ist“⁴⁹, und sie enthüllen solchermaßen die Zeitstruktur der „Einigkeit“, die Hölderlin „mit Spinoza als Sein in allem Dasein, mit Fichte als Grund der Entgegensetzung dachte“⁵⁰. Die „Einigkeit“ ist – so lautet der Titel eines Herder-

⁴⁰ Aristoteles, Metaphysik, übersetzt von F. Bassenge, Berlin 1960, S. 284 (1071 b 26).

⁴¹ J. Hoffmeister, Dokumente zu Hegels Leben, S. 381.

⁴² Hegel, Vorlesungen über die Ästhetik, aaO, Bd. XV, S. 415.

⁴³ Fichte, Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre, Hamburg 1961, S. 16.

⁴⁴ Hölderlin, Vorrede zur vorletzten Fassung des ‚Hyperion‘, StA III, 237.

⁴⁵ Hölderlin, aaO, S. 237.

⁴⁶ Hölderlin, Briefe, StA VI, 1, 155 (Hölderlin an Hegel, am 26. Januar 1795).

⁴⁷ Schelling, Philosophische Briefe über Dogmatismus und Kritizismus, Werke, hrsg. von M. Schröter, Bd. I, München 1965, S. 244.

⁴⁸ G. Krüger, Einsicht und Leidenschaft. Das Wesen des platonischen Denkens, Frankfurt 1973, S. 165 ff.

⁴⁹ Hölderlin, Vorrede zur vorletzten Fassung des ‚Hyperion‘, StA III, 237.

⁵⁰ D. Henrich, Hegel und Hölderlin, S. 21.

Gedichtes – 'sinnende Zeit'⁵¹, die sich als Sprache artikuliert. Ihrer Amphibolie von Offenbarkeit und Geheimnis, von Licht und Schatten, von Enthüllung und Entzug entsprechen zahlreiche Motive des Demeter-Persephone-Mythos: der periodische Wechsel im Naturgeschehen, die Identität und Nichtidentität von Mutter und Tochter, die Doppelheit von Hochzeit und Tod, von Grab und Brautbett sowie die Doppelgesichtigkeit Persephones als olympischer Lichtgestalt und Herrin der Unterwelt. Hölderlin hat diese Motive nicht thematisiert. Aber er ist im 'Hyperion' der ihnen entsprechenden Amphibolie von Offenbarkeit und Geheimnis, Licht und Schatten, Enthüllung und Entzug nachgegangen. Insofern kann die sich nach Meinung Binders im 'Hyperion' entfaltende „doppelte Negation“⁵² für die Deutung von Hegels 'Eleusis' geltend gemacht werden, so daß für beide Texte zutrifft: „... die unmittelbare Empfindung – Glück und Schmerz des Freundes und Liebenden – ist in die wissende Trauer des Erzählers ebenso aufgehoben, wie sich beide in die metaphysische Gelassenheit des Reflektierenden aufheben, der sich dem 'einigen, ewigen, glühenden Leben' des Alls überantwortet“⁵³. Damit erweist sich auch 'Eleusis' – ebenso wie Hölderlins 'Hyperion' – als ein „poetisches Analogon der werdenden idealistischen Philosophie des Geistes“, und zwar nicht, weil der Dichter Hegel Ideen ausspräche, und nicht, weil er idealistisch urteilte, „sondern weil in seinem Kunstgebilde Idealismus 'geschieht'“⁵⁴. Die Sprachlichkeit dieses Geschehens bringt Hegel in der 'Phänomenologie des Geistes' ausdrücklich mit den „alten Eleusischen Mysterien“ in Verbindung, indem er sie die „Nichtigkeit“ der „sinnlichen Dinge“ lehren läßt: „... der in diese Geheimnisse Eingeweihte gelangt nicht nur zum Zweifel an dem Sein der sinnlichen Dinge, sondern zur Verzweiflung an ihm und vollbringt in ihnen teils selbst ihre Nichtigkeit, teils sieht er sie vollbringen. Auch die Tiere sind nicht von dieser Weisheit ausgeschlossen, sondern erweisen sich vielmehr, am tiefsten in sie eingeweiht zu sein; denn sie bleiben nicht vor den sinnlichen Dingen als an sich seienden stehen, sondern verzweifelnd an dieser Realität und in der völligen Gewißheit ihrer Nichtigkeit langen sie ohne weiteres zu und zehren sie auf; und die ganze Natur feiert wie sie diese offenbaren Mysterien, welche es lehren, was die Wahrheit der sinnlichen Dinge ist“⁵⁵. Die in den 'Vor-

lesungen über die Aesthetik' auf das „Verlorengehen und Aufkeimen des Samenkorns“ bezogene „symbolische Bedeutung“ des Mythos⁵⁶ wird in der 'Phänomenologie des Geistes' hermeneutisch gesehen, und die strukturelle Ambivalenz der „alten Eleusischen Mysterien“ vergegenwärtigt ein Sprachproblem: die im Vollzug des Sprechens erfahrene Amphibolie von Offenbarkeit und Geheimnis, Licht und Schatten, Enthüllung und Entzug. Denn die vermeintliche Wahrheit der Mitteilung erweist sich im Vollzug des Sprechens als Täuschung, und die Täuschung verweist zugleich auf Wahrheit. Das verkennen – wie Hegel ausführt – diejenigen, „welche jene Wahrheit und Gewißheit der Realität der sinnlichen Gegenstände“ in Worte fassen: „Sie meinen *dieses* Stück Papier, worauf ich *dies* schreibe oder vielmehr geschrieben habe; aber was sie meinen, sagen sie nicht. Wenn sie wirklich dieses Stück Papier, das sie meinen, *sagen* wollten, und sie wollten *sagen*, so ist dies unmöglich, weil das sinnliche Diese, das gemeint wird, der Sprache, die dem Bewußtsein, dem an sich Allgemeinen angehört, *unerreichbar* ist. Unter dem wirklichen Versuche, es zu sagen, würde es daher vermodern; die seine Beschreibung angefangen, könnten sie nicht vollenden, sondern müßten sie ändern überlassen, welche von einem Dinge zu sprechen, das nicht *ist*, zuletzt selbst eingestehen würden“⁵⁷. Hegel folgert daraus, daß das „Unaussprechliche“ nichts anderes sei „als das Unwahre, Unvernünftige, bloß Gemeinte“, und darum gehören die „alten Eleusischen Mysterien“ für ihn zur „untersten Schule der Weisheit“⁵⁸. Ihre Lehren verändern völlig die „symbolische Bedeutung“ des Apfels der Proserpina. Die „schöne, feindselige Frucht“⁵⁹, deren Genuß an das „Gesetz der Zeit“ fesseln soll⁶⁰, wird zum Sinnbild des „seiner selbst bewußten Geistes“ erhoben, wenn eine Kore die entseelten „Werke der Muse“ als „vom Baume gebrochene schöne Früchte“ präsentiert:

Sie sind nun das, was sie für uns sind, – vom Baume gebrochene schöne Früchte: ein freundliches Schicksal reichte sie uns dar, wie ein Mädchen jene Früchte präsentiert; es gibt nicht das wirkliche Leben ihres Daseins, nicht den Baum, der sie trug, nicht die Erde und die Elemente, die ihre Substanz, noch das Klima, das ihre Bestimmtheit ausmachte, oder den Wechsel der Jahreszeiten, die den Prozeß ihres Werdens beherrschten. – So gibt das Schicksal uns mit den Werken jener Kunst nicht ihre Welt, nicht den Frühling und Som-

⁵¹ Herder, Die sinnende Zeit, aaO, Bd. XXIX, S. 567.

⁵² W. Binder, Hölderlins Dichtung im Zeitalter des Idealismus, in: W. Binder, Hölderlin-Aufsätze, Frankfurt 1970, S. 16.

⁵³ W. Binder, aaO, S. 16.

⁵⁴ W. Binder, aaO, S. 16.

⁵⁵ Hegel, Phänomenologie des Geistes, aaO, Bd. III, S. 91.

⁵⁶ Hegel, Vorlesungen über die Aesthetik, aaO, Bd. XIV, S. 95.

⁵⁷ Hegel, Phänomenologie des Geistes, aaO, Bd. III, S. 91 f.

⁵⁸ Hegel, aaO, Bd. III, S. 92.

⁵⁹ Matthisson, Der Granatapfel, aaO, S. 242 (vgl. Anm. 30).

⁶⁰ Schiller, Das Reich der Schatten, aaO, S. 247 (vgl. Anm. 13).

mer des sittlichen Lebens, worin sie blühten und reiften, sondern allein die eingehüllte Erinnerung dieser Wirklichkeit. – Unser Tun in ihrem Genusse ist daher nicht das gottesdienstliche, wodurch unserem Bewußtsein seine vollkommene, es ausfüllende Wahrheit würde, sondern es ist das äußerliche Tun, das von diesen Früchten etwa Regentropfen oder Stäubchen abwischt und an die Stelle der inneren Elemente der umgebenden, erzeugenden und begeisterten Wirklichkeit des Sittlichen das weitläufige Gerüst der toten Elemente ihrer äußerlichen Existenz, der Sprache, des Geschichtlichen usf. errichtet, nicht um sich in sie hineinzuleben, sondern nur um sie in sich vorzustellen. Aber wie das Mädchen, das die gepflückten Früchte darreicht, mehr ist als die in ihre Bedingungen und Elemente, den Baum, Luft, Licht usf. ausgebreitete Natur derselben, welche sie unmittelbar darbot, indem es auf eine höhere Weise dies alles in den Strahl des selbstbewußten Auges und der darreichenden Gebärde zusammenfaßt, so ist der Geist des Schicksals, der uns jene Kunstwerke darbietet, mehr als das sittliche Leben und Wirklichkeit jenes Volkes, denn er ist die *Er-Innerung* des in ihnen noch *veräußerten* Geistes, – er ist der Geist des tragischen Schicksals, das alle jene individuellen Götter und Attribute der Substanz in das eine Pantheon versammelt, in den seiner als Geist selbst bewußten Geist⁶¹.

Als Hegel 'Eleusis' schrieb und dem Freunde Hölderlin zueignete, hatte er noch keinen Begriff von „Geist“ als „Wissen seiner selbst in seiner Entäußerung“ und als „Wesen, das die Bewegung ist, in seinem Anderssein die Gleichheit mit sich selbst zu behalten“⁶². Zwar wurde ihm – darin besteht die „transzendente Linie“ des Gedichtes – „Wissen seiner selbst in der Entäußerung“ zuteil, und er behielt auch „in seinem Anderssein die Gleichheit mit sich selbst“, aber eine „Vereinigung“ mit der „heiligen Gottheit“ fand nicht statt, wenngleich Hegel ahnte, „daß Freiheit nicht nur als Selbstheit, daß sie ebenso als Hingabe müsse gedacht werden, daß in der Erfahrung des Schönen mehr aufgehe als die Achtung fürs Vernunftgesetz“⁶³. Noch war Hegel Kantianer, und die „Gottheit“ erschien ihm darum als „hoher Sinn“ und „treuer Glaube“, der, „wenn auch alles untergeht, nicht wankt“ (Vers 100). Hölderlin wird Hegel aus dem Berner Moratorium befreien und „des alten Bundes Treue“ dadurch erneuern, daß er den Freund fremdartige – in der 'Phänomenologie des Geistes' als „schön“ gepriesene – Früchte „vom Baume des Erkenntnisses“ kosten läßt. Zugleich wünscht er sich Hegel als „*conductor* der Gedanken in die äußere Sinnenwelt“⁶⁴, und dieser Wunsch weist auf eine Differenz hin,

⁶¹ Hegel, Phänomenologie des Geistes, aaO, Bd. III, S. 547 f.

⁶² Hegel, aaO, Bd. III, S. 552.

⁶³ D. Henrich, Hegel und Hölderlin, S. 23 f.

⁶⁴ Hölderlin, Briefe, StA VI, 1, 156 (Hölderlin an Hegel, am 26. Januar 1795).

der „des alten Bundes Treue“ nicht gewachsen ist: die Differenz zwischen dem Schauen des „Seins“ und seinem Durchschauen. Zum Schauen gehört die vorbehaltlose Huldigung des „Seins“ als Geschenk oder – wie Hölderlin sagt – als Schönheit: „Es ist vorhanden – als Schönheit“⁶⁵. Zum Durchschauen des „Seins“ gehört die Erforschung seiner Geschichte und die Beförderung eines politisch zu denkenden „allgemeinen Wohls“⁶⁶. Hölderlin kannte Hegels Versuche, diese Geschichte und die Beförderung des „allgemeinen Wohls“ historisch konkret zu erfassen, und darum wählte er den Freund als „*conductor* der Gedanken in die äußere Sinnenwelt“. Dabei ging es um eine Hoffnung, welche die – im aristotelischen Sinne – „politische“ Lektüre des 'Eleusis'-Gedichtes rechtfertigt und die Forderung nach einer „neuen Mythologie“⁶⁷ erklärt: die Hoffnung auf „Tische der Götter“ mit „geistiger Speise und Trank“ sowie auf „Spiele und Feste“, in denen das „Bewußtsein“ die „freudige Einheit seiner mit dem Wesen“ erführe⁶⁸. In der Antike war Eleusis Schauplatz der Verwirklichung einer solchen Hoffnung. Ihre politische Bestätigung fand sie – mit Eleusis durch eine „heilige Straße“ verbunden – in Athen, und im Hinblick auf die Zusammengehörigkeit von Athen und Eleusis behauptet Hegel: „Volksreligion, die große Gesinnungen erzeugt und nährt, geht Hand in Hand mit der Freiheit“⁶⁹. Lukács sieht in dieser Zusammengehörigkeit eine „merkwürdige, verworrene Wechselwirkung“, da die Freiheit für Hegel nicht nur „Ursprung der olympischen Götter“, sondern auch ihr „Geschenk an die Menschheit“ sei, und er führt aus: „Dieses clair obscur der Religionsphilosophie wird Hegel nie überwinden. Nicht nur in der 'Phänomenologie des Geistes', sondern auch in seinen spätesten Schriften, die religiöse Probleme behandeln, finden wir diese verworrene Doppeltheit der Gesichtspunkte, die sogar im Laufe der späteren Entwicklung zu einer immer stärkeren Anerkennung der Pseudo-Objektivität der Religion führt“⁷⁰. Lukács will nicht wahrhaben, daß Freiheit ein politischer und metapolitischer Begriff ist, und verkennt ihr „reines“ Entspringen: „Ein Rätsel ist Reinent sprungenes“⁷¹. Mit Hölderlin hat Hegel Freiheit zeitlebens als „Reinent sprungenes“ und damit als Geschenk betrachtet, in dessen Achtung er „des alten Bundes Treue“ immer wahrte.

⁶⁵ Hölderlin, Vorrede zur vorletzten Fassung des 'Hyperion', StA III, 237.

⁶⁶ Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, aaO, Bd. VII, S. 243 (§ 130).

⁶⁷ Hölderlin, Das älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus, StA IV, 1, 299.

⁶⁸ Hegel, Phänomenologie des Geistes, aaO, Bd. III, S. 547:

⁶⁹ Hegel, Fragmente über Volksreligion und Christentum, aaO, Bd. I, S. 41.

⁷⁰ Lukács, Der junge Hegel, Bd. I, Frankfurt 1973, S. 143.

⁷¹ Hölderlin, Der Rhein, StA II, 1, 143 (Vers 46).

Allerdings vermochte er das Geschenk der Freiheit nicht als „Rätsel“ zu akzeptieren. Darum brach er den „Bund“ und schwieg Hölderlin tot. Die Freundschaft ist damit nicht zu Ende. Ein „substantielles Band“ verleiht ihr, während die „Zuneigung als solche“ erlischt⁷², Dauer: die Parusie des „Seins“ als „sinnende Zeit“. In dem Maße wie Hölderlin ihr dichtend nachsinnt, faßt Hegel Zeit in Gedanken⁷³. Dabei blickt er nach Athen und gedenkt nicht der einst „eleusinisch“ erfahrenen Amphibolie von Licht und Schatten, Enthüllung und Entzug, Offenbarkeit und Geheimnis. Hölderlin gibt sich dem Rätsel hin und fragt nicht nach einem „conductor der Gedanken in die äußere Sinnenwelt“. Dieser Widerspruch ist Ausdruck und Spielraum konkreter Erfahrung von Freiheit, und um über ihn hinauszukommen, „müßte man schon in der Unterwelt und jenseits aller Oberflächen zu Gaste gewesen sein und am Tische der Persephone mit ihr selber gewürfelt und gewettet haben“⁷⁴.

⁷² Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Religion, aaO, Bd. XVII, S. 304.

⁷³ Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, aaO, Bd. VII, S. 16 (Vorrede).

⁷⁴ Nietzsche, Morgenröte, Werke, hrsg. von K. Schlechta, Bd. I, München 1960, S. 1102.

„Die Psyche unter Freunden“*

Hölderlins Gespräch mit Schelling

Von

Guido Schmidlin

Unvermeidlich aber mußte durch eine Philosophie, in welcher auf eine nicht erwartete Weise das Natürliche zugleich die Bedeutung eines Göttlichen annahm, auch die mythologische Forschung einen andern Sinn annehmen.¹

I. Hölderlins Beitrag zur Philosophie des deutschen Idealismus

Der Verfasser dieses Aufsatzes weiß sich im Hölderlin-Jahrbuch zu Gaste. Er beansprucht mit seinen Überlegungen nicht, literaturwissenschaftliche Resultate vorzulegen. Wo diesbezügliche Spielregeln nicht eingehalten sind, möge man sich dessen freundlich erinnern.

Wir fragen im Hinblick auf die Tatsache, daß Hölderlin in einer Weise wie sonst kein anderer Dichter – auch nicht Schiller, Jean Paul, Novalis, Kleist – an der Geschichte der deutschen Philosophie beteiligt ist, insofern er den entscheidenden Schritt derselben zum dialektischen System in den Jahren um 1800 mit Schelling und Hegel zusammen mitvollzog, mitdachte, mitbewirkte, ob in Hölderlins Beziehung zur Philosophie der originale Zug seines dichterischen Werkes liege. Direkt gefragt: Worin besteht der originale Beitrag Hölderlins zur Geschichte der deutschen Philosophie? Das Gewicht der Frage läßt sich gerade dann ermessen, wenn man berücksichtigt, daß die Verflechtung mit der Philosophie in einem außergewöhnlichen Maße doch auch das Kennzeichen der schon genannten und anderer zeitgenössischer Dichter war, daß Hölderlin also sie in einer Sache übertrifft, die auch für sie wesentlich ist. Mit Hölderlin entscheidet sich in gewissem Sinn die Frage, was die Poesie jener Epoche überhaupt der Philosophie zu geben vermochte.

Es ist zuzugeben, daß das Gesamtwerk Hölderlins hier in einer einseitigen Perspektive betrachtet wird. Trotzdem scheint der Versuch nicht

* Eine Arbeitsgruppe zum Thema des Hölderlin-Schelling-Gesprächs (‘Hölderlins Begegnung mit Schelling 1803 in Murrhardt’) leitete der Verfasser dieser Studie bei der 13. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Winterthur im Juni 1974.

¹ Schelling, Einleitung in die Philosophie der Mythologie, Sämtliche Werke, Stuttgart und Augsburg 1856–61, XI, 224.

aussichtslos, wenn man erwägt, daß es Hölderlins während seines tätigen Lebens niemals aufgegebener Hauptplan war, in Jena mit Schelling zusammen in wissenschaftlicher, d. h. philosophischer Absicht zu wirken. Die von uns eingenommene Perspektive deckt sich also mit einem immer sichtbaren, ausschlaggebenden Motiv seiner Existenz. Was hätte Hölderlin in Jena vorgetragen, wenn ihm dort über Jahre eine Wirksamkeit vergönnt gewesen wäre?

Die gestellte Frage soll im folgenden, falls diesem Versuch ein bescheidenes Gelingen beschert ist, in einer Sprache beantwortet werden, welche sich einer speziellen Terminologie, auch der vom deutschen Idealismus entwickelten, so weit als möglich enthält. Die Gestalt, um deren Darstellung es geht, soll weitgehend mit nur beschreibenden Mitteln sichtbar gemacht werden. Trotzdem muß sie durchaus ihre philosophische Relevanz bekunden.

Wir treten demnach zu Beginn unserer Betrachtung aus aller direkten Beziehung zu Hölderlins Werk heraus und fragen bei einem vollentschränkten geistesgeschichtlichen Horizont nach der mit seiner Person verbundenen Leistung, nach der Errungenschaft, welche nur seinem Genie in den anderthalb Jahrzehnten seiner Wirksamkeit zu verdanken ist. Nur eine solche Entschränkung gibt uns das ausreichende Bezugssystem für die Sache, welcher Hölderlin diene. Zugleich aber erlaubt sie uns, Hölderlin einzuordnen. Nach unserm Bedünken hat die Rezeption seines Werkes stark am Mangel solcher Einordnung gelitten. Dies hängt mit der Wirkungsgeschichte seiner Dichtung und somit mit dem Charakter dieser Dichtung teilweise selbst zusammen. Wenn es gelingt, diesen Mangel zu beheben, so ist die Möglichkeit dazu sozusagen erst von heute. Der Durchbruch der Hölderlinischen Dichtung zu neuer Wirkung zu Beginn dieses Jahrhunderts erfolgte im Klima des Expressionismus, in der kritischen Zone der Integration neuer Dimensionen der unbewußten Seele, und so konnte zunächst gerade das Unvergleichliche, das 'Irrationale' von Hölderlins Seelenbegriff hervortreten. Das Ereignis erlaubte aus seinem eigenen Wesen heraus zunächst keine echte Distanznahme, wie sie der Versuch einer Einordnung und Würdigung der Originalität voraussetzt.

Worin besteht Hölderlins originale Leistung? Er verknüpft zwei Themenkreise, welche in der abendländischen Geistesgeschichte, ihren Gang wesentlich mitbestimmend, nebeneinander verlaufen: Den Themenkreis von 'Glauben und Wissen'², von 'Philosophie und Religion'³ mit demjenigen von Philosophie und Poesie, Kunst überhaupt. Schiller einer-

² Hegel 1802.

³ Schelling 1804.

seits ist ihm darin vorausgegangen, und die Romantiker sind ihm andererseits darin nachgefolgt, Hölderlin aber übertrifft alle andern an Bewußtheit in der Thematisierung dieser Verknüpfung. Dieser Vorrang hängt zusammen mit seiner direkten Beteiligung an der Ausbildung der dialektischen Methode, an jenem entscheidenden Gewinn, den das deutsche Denken, wie Schelling später sagte, nach Kant noch machte. Die Originalität von Hölderlins Anteil erhellt auch aus der Tatsache, daß er in keinem Moment weder mit Schelling noch mit Hegel ganz „akkordierte“, sondern während der entscheidenden Phase der Jahre 1795 bis 1800 sich den beiden nur verschieden stark zuneigte. So deutet sich der Hauptpunkt an, daß Hölderlin in dem erweiternden Schritt zur dialektischen Philosophie, beim Übergang zur Philosophie des Absoluten ein zu diesem Schritt und Übergang gehöriges, somit für dieses Hauptereignis der Philosophiegeschichte unentbehrliches Moment darstellt. Schiller hatte von dem systematisch-dialektischen Schritt, den die ihn umgebenden jungen Philosophen auszuführen im Begriff standen, kein volles Bewußtsein, wie auch Novalis, Jean Paul und Kleist zweigt er von der im Gang befindlichen philosophischen Entwicklung in der Phase der Wissenschaftslehre Fichtes ab.

In die knappe Form einer These gefaßt, lautet die vorläufige Antwort auf die von uns gestellte Frage also:

Als die Philosophie um 1800 den Schritt zur dialektischen Methode, d. h. zur Ausarbeitung des Systems, d. h. zur Darstellung des Absoluten vollzog und damit den Gegensatz von Philosophie und Religion endgültig überwand, sorgte Hölderlin dafür, daß der überwundene Gegensatz nicht verschwand, sondern als Gegensatz von Poesie und Philosophie sichtbar blieb.

Durch Hölderlin erhält der Gegensatz von Glauben und Wissen die der dialektischen Philosophie des Absoluten angemessene Gestalt als Gegensatz von Philosophie und Poesie. Diese Gestalt hat aber weder Schelling noch Hegel gesehen. Aus der Veränderung des Gegensatzes, aus seiner Erhebung über die Stufe der „Reflexionsphilosophen“ Jacobi, Kant, Fichte hinaus auf die Stufe der Dialektik ergibt sich für Hölderlin die sein ganzes Schaffen bestimmende Aufgabe: Die absolute Begründung der Poesie zu geben, sein Dichten als Vermittlung des Absoluten auszuüben, sich als Organ der Selbstvermittlung des Absoluten zu bewähren. Die ihm von dieser Aufgabe her aufgedrungenen Schritte sind weder von Schelling aus noch von Hegel her zu berechnen, passen weder in das System des einen noch des andern, sondern stehen unter ihrem eigenen Gesetz. Wenn man den deutschen Idealismus aus dem Denken eines der Genannten oder

eines andern zeitgenössischen Philosophen oder aus den Werken aller abstrahiert, muß man Hölderlins Dichtung 'nichtidealistisch' nennen.

Ein erläuterndes Wort ist zu sagen zum Zusammenhang der Überwindung des Gegensatzes von Glauben und Wissen mit der Entwicklung der dialektischen Methode durch Schelling und Hegel. In dem Abschnitt der 'Kritik der reinen Vernunft', welcher deren Dialektik, d. h. bei Kant ihre Unfähigkeit, die eigenen Antinomien zu überwinden, zum Gegenstand hat, zeigt sich, daß eben auch die alte Ungelöstheit der großen metaphysischen Probleme: Gott, Seele, Freiheit von dieser Beschaffenheit der Vernunft, von ihrer dialektischen Natur herrührt. Die Vernunft kann also in diesen dem Menschen sich notwendig aufdrängenden Grundfragen keine Entscheidung treffen. Das eigentliche Gottesverhältnis kann deshalb nicht ein solches der Wissenschaft von Gott, keine absolute Wissenschaft sein. Der Schritt über diese Position Kants hinaus, in welcher der Zusammenhang des Gegensatzes von Wissen und Glauben mit der dialektischen Natur der Vernunft deutlich, wenn auch in anderm Sinn als bei Schelling und Hegel, hervortritt, gelingt in voller Klarheit erst Schelling. In der Zeit seiner Zusammenarbeit mit Hegel beleuchtet er sein diesbezügliches Verhältnis zu Kant in dem Aufsatz 'Über die Konstruktion in der Philosophie',⁴ worin er die Bedeutung der intellektuellen Anschauung darlegt.

In der intellektuellen Anschauung ist der tiefste Gegensatz der Menschennatur überhaupt, derjenige von Sinnlichkeit und Verstand, zu einer Einheit verschmolzen. Diese Verschmelzung ist die Voraussetzung der dialektischen Methode selbst, ihr eigentlicher Rechtfertigungsgrund. Aus ihm gewinnt die Dialektik ihre inhaltliche Fülle, indem nun auch die Gegenstände der Wahrnehmung aus dem als intellektuelle Anschauung angesetzten Prinzip entwickelt werden. Der Gegensatz von Geist und Natur, von Subjekt und Objekt kann so von Schelling als ein Nacheinander des Hervorgehens, als Sukzession genetischer Phasen aufgefaßt und somit können alle Gegensätze als Momente des Einen, als seine Potenzen vom Ursprung her zusammengebracht werden. Die intellektuelle Anschauung Schellings verbindet Spontaneität des Verstandes und Rezeptivität des Wahrnehmungsvermögens in der Produktivität der Einbildungskraft. Mit der Beseitigung des tiefsten Gegensatzes sind auch alle andern und damit also die Antinomik der Vernunft, wie sie Kant darstellte, dahingefallen: Der wissenschaftliche Weg zu den Grundfragen der Metaphysik ist gebahnt, Gott, Seele und Freiheit sind wieder Gegenstände der Wissenschaft, nicht des Glaubens.

⁴ Sämtliche Werke V, 125.

Gerade der Begriff der intellektuellen Anschauung ist es nun aber, an dem Hegel später mit seiner Kritik an Schelling ansetzt. Ein Abgrund öffnet sich zwischen den Denkern, die sich der Ausführung des absoluten Systems verschrieben haben. Ihr Streit geht um die wahre Ausführung der einzig angemessenen Gestalt des Systems. Geführt wird er als Diskussion um das richtige Verständnis der dialektischen Methode. Der Streit, der die Vorstellung einer sich vollendenden absoluten Philosophie gründlich stört, ist für uns von Bedeutung, weil wir Hölderlins „originalen“ Ort gerade inmitten dieses „geflügelten Krieges“ sehen. Schelling brachte in seiner Spätphilosophie, über den Tod seines Widersachers hinaus, den Streit mit Haß und Grimm zum vollen Austrag, bis ihm selbst der Tod die Feder aus der Hand nahm. Die Geisteskraft, welche zum Bau des Systems im gemeinsamen Werk bestimmt schien, verzehrte sich im Streit um das System: Es fehlte, nach Hölderlins Wort, „die Psyche unter Freunden“. Sie sei „Künstlern“ nötig.

Offenbar liegt hier ein 'biographisches' Verhältnis vor, das sich mit den Mitteln der idealistischen Philosophie schwer fassen läßt, das von ihr her auch unerheblich scheinen mag, das aber vermutlich diese Philosophie im Innersten betrifft. Denn es handelt sich dabei eben nicht um ein bloß biographisches Verhältnis, sondern um das Thema Hölderlins, um das Empedokles-Thema; es handelt sich um die Frage nach der Bedeutung der konkreten Existenz des Philosophen, des Urhebers des absoluten Systems selbst. Ist nicht auch dieser ein Organ der Selbstvermittlung des Absoluten? Hat er sich diesem religionsphänomenologischen Sachverhalt nicht zu stellen? Kann er der Verantwortung, die ihm durch die prophetische Bedeutung seiner Existenz zufällt, ausweichen? Schelling sagt einmal:

Und so sehr ich jederzeit die Rechte der Wissenschaft vertheidiget habe und mein ganzes Leben hindurch vertheidigen werde, möchte ich, wär' es nicht unbescheiden, bey dieser Gelegenheit sagen, was ich so oft, was ich besonders lebhaft bei der gegenwärtigen Darstellung gefühlt, wie weit näher, als die Meisten wohl begreifen können, ich jenem Verstummen der Wissenschaft bin, welches dann notwendig eintreten muß, wenn wir erkennen, wie alles so unendlich persönlich zugeht, daß es unmöglich ist, irgend etwas eigentlich zu wissen.⁵

Neben dieses Wort Schellings stellen wir aus Hölderlins 'Grund zum Empedokles' folgende Stellen:

⁵ Schelling, Die Weltalter, hrsg. v. Manfred Schröter, Nachlaßband des Münchner Jubiläumsdrucks 1946, S. 103.

Je mächtiger das Schicksal, die Gegensätze von Kunst und Natur waren, um so mehr lag es in ihnen, sich immer mehr zu individualisieren, einen festen Punkt, einen Halt zu gewinnen, und eine solche Zeit ergreift alle Individuen so lange, fodert sie zur Lösung auf, bis sie eines findet, in dem sich ihr unbekanntes Bedürfnis und ihre geheime Tendenz sichtbar und erreicht darstellt, von dem aus dann erst die gefundene Auflösung ins Allgemeine übergehen muß.

So individualisiert sich seine Zeit in Empedokles, und jemeht sie sich in ihm individualisiert, je glänzender und wirklicher und sichtbarer in ihm das Räthsel aufgelöst erscheint, um so nothwendiger wird sein Untergang.⁶

Die Natur, welche seine freigeisterischen Zeitgenossen mit ihrer Macht und ihrem Reize nur um so gewaltiger beherrschte, je unerkenntlicher sie von ihr abstrahirten, sie erschien mit allen ihren Melodien im Geiste und Munde dieses Mannes und so innig und warm und persönlich, wie wenn sein Herz das ihre wäre, und der Geist des Elements in menschlicher Gestalt unter den Sterblichen wohnte.⁷

Hölderlin macht mit der Empedokles-Gestalt den Naturphilosophen selbst, nicht die Naturphilosophie, zum Thema. Damit begegnet er der Frage, die wir an Schelling und auch an Hegel richten, nach dem Selbstverständnis, mit welchem sie sich an die Aufgabe der Ausbildung ihrer Philosophie des Absoluten heranwagten, wie sie mit der Tatsache fertig wurden, daß das Absolute, geschichtlich gesehen, gerade bei ihnen, diesen Individuen dieser Zeit, sein wollte. Die Lehre vom Verhältnis von Natur und Kunst, Natur und Bewußtsein, welcher der Hölderlinische Empedokles anhängt, unterscheidet sich nicht wesentlich von der Naturphilosophie des frühen Schelling, zu welcher sich Hölderlin mit der Wahl des Empedokles gerade ausdrücklich bekennt, sie unterscheidet sich davon wohl nicht mehr als der Hegel der ersten Systemwürfe. Was ihm eigen ist, was er vor Schelling und Hegel voraus hat, ist der Ernst, mit welchem er das Problem der Existenz des Denkers, des Menschen im absoluten Verhältnis, vornimmt. Was Hölderlin hier aufgreift, macht Kierkegaard zum Zentrum seiner Philosophie und zum Ausgangspunkt seiner Kritik am Idealismus. Die Paradoxie des Verhältnisses des Absoluten zum geschichtlichen Individuum erscheint bei ihm als das paradoxe anthropologische Grundverhältnis, als die paradoxe Verbindung der endlichen Existenz mit der sich in ihr entscheidenden ewigen Bestimmung, welche sich nur aus dem Christus-Verhältnis begreifen läßt. Hölderlin gestaltet sein Thema, das wir hier mit den Stichworten: Paradoxie und Ernst der

⁶ StA IV, 157 f.

⁷ StA IV, 159.

Existenz im absoluten Verhältnis andeuten, nacheinander auf zwei verschiedenen Ebenen:

1. symbolisch, indem er an einer poetisch-quasiindividuellen Figur die Konsequenzen des absoluten Verhältnisses durchspielt.
2. prophetisch, indem er im Leben die Empedokles-Rolle übernimmt.

Das Verständnis für den Übergang auf die zweite Ebene läßt sich fördern, wenn wir einen ihn veranlassenden Zusammenhang näher untersuchen.

II. Schelling als Anreger der mythologischen Dichtung Hölderlins

Im Jahre der Jahrhundertwende, dem Jahr der Heimkehr Hölderlins von Homburg nach Nürtingen und Stuttgart, vor seinen beiden Wanderungen nach Hauptwil in der Schweiz und nach Bordeaux, im Jahre vor dem Frieden von Lunéville, im März 1800 erschien von Schelling das bedeutende, seine bisherigen schriftstellerischen Äußerungen zusammenfassende und krönende 'System des transzendentalen Idealismus'. Es endet mit der Behauptung, daß die Philosophie ihre Ganzheit und also ihre systematische Erfüllung nur in der Verbindung mit der Kunst finden könne. Nie sonst vorher und nachher hat Schelling selbst, haben auch die andern führenden Philosophen der Zeit der Kunst so sehr die Ehre gegeben. Die Schlußpartie enthält den folgenden Passus:

Wenn es nun aber die Kunst allein ist, welcher das, was der Philosoph nur subjektiv darzustellen vermag, mit allgemeiner Gültigkeit objektiv zu machen gelingen kann, so ist, um noch diesen Schluß daraus zu ziehen, zu erwarten, daß die Philosophie, so wie sie in der Kindheit der Wissenschaft von der Poesie geboren und genährt worden ist, und mit ihr alle diejenigen Wissenschaften, welche durch sie der Vollkommenheit entgegengeführt werden, nach ihrer Vollendung als ebensoviel einzelne Ströme in den allgemeinen Ozean der Poesie zurückfließen, von welchem sie ausgegangen waren. Welches aber das Mittelglied der Rückkehr der Wissenschaft zur Poesie sein werde, ist im allgemeinen nicht schwer zu sagen, da ein solches Mittelglied in der Mythologie existiert hat, ehe diese, wie es jetzt scheint, unauflöbliche Trennung geschehen ist. Wie aber eine neue Mythologie, welche nicht Erfindung des einzelnen Dichters, sondern eines neuen nur Einen Dichter gleichsam vorstellenden Geschlechts sein kann, selbst entstehen könne, dies ist ein Problem, dessen Auflösung allein von den künftigen Schicksalen der Welt und dem weiteren Verlauf der Geschichte zu erwarten ist.⁸

⁸ Sämtliche Werke III, 629.

Als Hölderlin diese Stelle las, muß sie ihn wie ein Blitz getroffen haben. Das Zeugnis dieser Wirkung ist die Feiertagshymne, deren Entstehung demnach nicht vor Erscheinen des 'Systems' angesetzt werden kann. Hölderlin übernimmt mit diesem Gedicht seine eigentliche mythologische Aufgabe. Neben dem Übergang vom Drama zur Form der 'Vaterländischen Gesänge', aber zunächst auch noch der Oden und Elegien, ist der Wechsel in der Auffassung des Dichterberufs weiter markiert durch die Aufnahme der Pindarübersetzungen, mit welchen Hölderlin auch die pindarische Auffassung des Dichterberufs übernimmt, und durch den Beginn seiner Wanderungen, in ebenfalls pindarischem Geist, wie er sie seit dem Weggang von Homburg bis zu seiner Rückkehr aus Frankreich im Leben nun auf sich nimmt und in seinen Briefen beschreibt und deutet. Für die ausgesprochenen Thesen gedenken wir im folgenden einen inneren Beweis anzutreten.

Zunächst betrachten wir die über zwei Dezennien sich erstreckende Reihe der Zeugnisse für die Zeiten des Zusammenseins, die Zusammenkünfte und die brieflichen Kontakte zwischen Hölderlin und Schelling. Die Frage, die uns bei dieser Durchsicht leitet, ist diejenige nach der Art und Bedeutung des Gesprächs zwischen Hölderlin und Schelling. Welchen Rang nimmt dieses Gespräch in Hölderlins Leben ein? Gibt es darin Gespräche von in sachlicher Hinsicht gleichem oder höherem Rang? Ist Hölderlins Gespräch mit Schelling das Grundgespräch seines Lebens? Falls ihm eine so weitgehende Bedeutung zukäme, müßten die direkten Zeugnisse ergänzt werden können durch die Belege für Hölderlins andauernde innere Auseinandersetzung mit Schelling. Die direkten Daten sind die folgenden:

1. Von Ostern 1784 bis zum Herbst des Jahres weilten Hölderlin und Schelling zusammen in der Lateinschule in Nürtingen. Sie sahen sich auch noch später daselbst anlässlich von Hölderlins Besuchen zu Hause. Schelling erinnert sich dieser Zeit im Brief an Gustav Schwab vom Jahre 1847, wo er vom Beginn seiner Beziehungen zu Hölderlin sagt:

Meine Erinnerung hat zum einen Endpunkt meinen Eintritt in die Nürtinger Schule, wo Hölderlin gegen die andern, den so viel jüngeren zu mißhandeln geneigten Schüler, mein Schutz wurde...⁹

2. Vom Herbst 1790 bis zum Herbst 1793 dauert der gemeinsame Aufenthalt im Tübinger Stift, zusammen mit Hegel. 1793 schreibt Schelling die Abhandlung 'Über Mythen, historische Sagen und Philosopheme der

ältesten Welt', auf welche vermutlich in der Anmerkung zu der oben zitierten Stelle im 'System des transzendentalen Idealismus' verwiesen ist. Hölderlins Magisterspecimina 'Salomon und Hesiod' und 'Geschichte der schönen Künste unter den Griechen' berühren sich thematisch damit. Das gemeinsame Thema ist die Mythologie.

3. Im Sommer und Herbst 1795 und im Frühjahr 1796 finden die entscheidenden Gespräche statt, welche zur Konzeption des 'ältesten Systemprogramms des deutschen Idealismus' führen. Das erste Gespräch fand Ende Juni statt. Hegel schreibt an Schelling darüber:

Hölderlin, höre ich, sei in Tübingen gewesen; gewiß habt Ihr angenehme Stunden miteinander zugebracht; wie sehr wünsche ich, der dritte Mann dazu gewesen zu sein.¹⁰

Im November traf man sich in Stuttgart (oder Nürtingen). Hölderlin erwähnt die Begegnung in Briefen an Niethammer vom 22. 12. 1795 und 24. 2. 1796, Schelling indirekt im Brief an Hegel vom Januar 1796. Der Brief vom Februar 1796 ist zur Beurteilung des Beitrags Hölderlins am 'Systemprogramm' von Bedeutung. Er enthält eine Formulierung desselben Hauptgedankens, verbunden mit der Absicht, ihn in einem in Briefform verfaßten Werk zur Darstellung zu bringen. Die beginnende Arbeit am 'Hyperion' und Schellings Frühschrift 'Philosophische Briefe über Dogmatismus und Kriticismus' sind die parallelen Schritte einer ersten Ausführung des 'Systemprogramms'. Im April 1796 weilte Schelling einige Tage bei Hölderlin in Frankfurt. In diesen Tagen kann das 'Systemprogramm' niedergeschrieben worden sein. Hölderlin mag es im verlorenen Brief vom Anfang des Sommers Hegel mitgeteilt haben. In dessen Abschrift ist es uns erhalten. Hegels Antwort auf das 'Systemprogramm' ist das Gedicht 'Eleusis', das er im August 1796 Hölderlin widmet. Hegel weilte dann von Januar 1797 bis Ende Dezember 1800 in Frankfurt, im Januar 1801 traf er in Jena ein und wohnte dort einige Zeit mit Schelling zusammen.

4. Der Brief, den Hölderlin im Sommer 1799 an Schelling schreibt, beginnt mit dem Satz: „Ich habe indeß zu treu und zu ernst an Deiner Sache und an Deiner Ruhme Theil genommen, als daß ich es mir nicht gönnen sollte, Dich einmal wieder an mein Daseyn zu mahnen“¹¹. Der Inhalt des Briefes deckt sich in der Bestimmung des Bildungstriebes als bewußter und unbewußter, instinktmäßiger Wirksamkeit mit Schellings Ausführung über die Kunst im 6. Hauptabschnitt 'Deduktion

⁹ StA VII, 2. Teil, 252 f.

¹⁰ Briefe I, 33.

¹¹ StA VI, 345.

eines allgemeinen Organs der Philosophie, oder: Hauptsätze der Philosophie der Kunst nach Grundsätzen des transzendentalen Idealismus'. Schelling sagt vom Kunstwerk, insbesondere vom Kunstwerk kat'exochen, der Mythologie: „Das Kunstwerk reflektiert uns die Identität der bewußten und der bewußtlosen Tätigkeit¹².“ Als er Hölderlins Brief erhielt, hatte er das 'System' als Vorlesung gerade in Arbeit. Er versprach es Hölderlin denn auch in seiner Antwort auf die Anfrage als Beitrag für die Zeitschrift¹³. Als es erschien, hatte Hölderlin den Zeitschrift-Plan zwar schon aufgegeben, es darf aber trotzdem mit seinem besonderen Interesse für die Veröffentlichung Schellings gerechnet werden¹⁴. Hölderlin mußte die Schlußkapitel des Werkes als eine Wiederaufnahme und ein erneuertes Bekenntnis zum Hauptgedanken des 'Systemprogramms', daß eine „neue Mythologie“ zu schaffen sei, empfinden. Er bezeugt in den Briefen der folgenden Jahre verschiedentlich den Wunsch, nach Jena zu gehen, d. h. sich mit Schelling zu gemeinsamer Arbeit zu verbinden, denn Jena hieß zu diesem Zeitpunkt: Schellings Naturphilosophie. Eine solche Zusammenarbeit darf man füglich als Hölderlins Lebensplan bezeichnen. Als Hegel im Januar 1801 zu Schelling nach Jena zog, brach aber Hölderlin zu seiner Reise nach Hauptwil auf. Die Entschlüsse der drei Freunde scheinen in diesen Jahren noch innerlich aufeinander bezogen zu sein.

5. Im Juni 1803 suchte Hölderlin Schelling, der sich mit Karoline dort soeben vermählt hatte, in Murrhardt auf. Auf diese Begegnung haben wir in späterem Zusammenhang zurückzukommen.

6. Das letzte Zusammentreffen kam im Jahre 1804 zustande, als Hölderlin mit Sinclair durch Würzburg reiste. Der Dichter überreichte wohl Schelling ein Exemplar seiner Sophokles-Übersetzung.

Genügen die angeführten Zeugnisse, um die Behauptung zu stützen, Hölderlins Gespräch mit Schelling sei das Grundgespräch seines Lebens? Es ist zu bedenken: Als Hölderlin 1795 die Gespräche mit Schelling führte, hatte er zuvor in Jena ein Gespräch abgebrochen, dasjenige mit Schiller, von dem er sich in ihm selbst unerklärlicher Weise distanzieren zu müssen glaubte. Wie ein flüchtiges Zwischenspiel zwischen Schiller- und Schelling-Gesprächen wirkt das von Niethammer bezeugte Zusammentreffen

¹² Sämtliche Werke III, 619.

¹³ Vgl. StA VI, 953.

¹⁴ Vgl. auch Rosenkranz: Hegels Leben, S. 149: Im März 1800 hatte Schelling sein System des transzendentalen Idealismus herausgegeben, welches Hegel noch in Frankfurt studierte.

Hölderlins mit Niethammer, Fichte und Novalis im Frühsommer 1795 in Niethammers Haus:

Viel über Religion gesprochen und über Offenbarung und daß für die Philosophie noch viele Fragen offen bleiben.¹⁵

Das Gespräch mit Schelling bildet in gewissem Sinn die Fortsetzung des Gesprächs Hölderlins mit Schiller, denn sein Gegenstand ist zunächst die Situation in Jena. Hölderlin war in Jena im Jahre 1795 nicht Teilnehmer, aber Zeuge eines andern Gespräches: zwischen Goethe und Schiller.

Den beiden älteren Dichtern gelang im Jahre des Jena-Aufenthaltes und der häufigen Schillerbesuche Hölderlins, was man formelhaft die Begründung des naturgeschichtlichen, des genetischen Pantheismus nennen könnte. Schiller hatte an Goethe geschrieben, er schaffe der Natur in der Durchdringung ihrer Gestaltenreihe den Menschen noch einmal nach. Der Mensch wird genetisch in die Natur eingeordnet. Dies ist der Standpunkt der Naturphilosophie. Aus ihm ergibt sich:

1. die Frontstellung gegen Fichte;
2. die Möglichkeit eines Systems der Naturphilosophie;
3. die entscheidende Rolle des Nachschaffenden, also des Dichters, für dieses System.

Die drei Punkte bilden den Kerngehalt des 'Ältesten Systemprogramms', welches sich so als von Goethe her über Schiller durch Hölderlin an Schelling vermittelt erweist. Schelling schließt den Kreis, wenn er später mit seinen ersten naturphilosophischen Entwürfen Goethes Einverständnis findet. Wir halten fest: Im Gespräch von 1795 vermittelt Hölderlin an Schelling das Ereignis, in welchem die Zukunft des deutschen Idealismus beschlossen liegt. Es ist auch für Schelling von einzigartigem Rang und für ihn schicksalhaft. Sein Niederschlag ist das 'Älteste Systemprogramm'.

Zur Bekräftigung des Gesagten dient die Äußerung Hegels in der Einleitung zu seiner Ästhetik, daß es Schiller gewesen sei, der in den Schriften dieser Zeit die Überwindung der Reflexionsphilosophie eingeleitet und damit den Weg zur wahren Gestalt des Systems eröffnet habe. Hölderlins Absicht war es damals, einen Schritt über Schiller hinausgehend, ein theoretisches Werk mit dem Titel 'Neue Briefe über die ästhetische Erziehung' zu schreiben. Die Behauptung der hervorragenden Bedeutung der Gespräche mit Schelling für Hölderlin seinerseits rechtfertigt sich in diesem Zusammenhang, wenn man bedenkt, daß es dann eben Schelling

¹⁵ Vgl. Novalis, Schriften 4, Stuttgart 1975, S. 588, Nr. 26.

war, der die ersten systematischen Entwürfe des genetischen Pantheismus hervorbrachte, des philosophischen Standpunkts also, auf welchem sich auch Hölderlin befand, den er schon vor Schelling eingenommen, auf welchem er sich nun aber immer mehr auf den ihm voraneilenden Schelling bezogen sah. Das gemeinsam mit Schelling entworfene Systemprogramm enthält die für Hölderlins gesamtes Dichten maßgebende Umschreibung des Dichterberufs, wie er dem Dichter eben im Zusammenhang des Systems und nur aus ihm zuwächst: eine neue Mythologie zu schaffen, eine Mythologie der Vernunft.

Schelling trug bald den Gedanken einer neuen Mythologie in den Jenaer Romantiker-Kreis oder weckte dort verwandte Überlegungen. Schlegel spricht davon in seinem 'Gespräch über Poesie', das kurz vor Schellings 'System des transzendentalen Idealismus' im 'Athenäum' zusammen mit den 'Hymnen an die Nacht' erschien. Wir zitieren daraus eine Stelle, die wir auch im Hinblick auf die Interpretation von 'Andenken' benötigen. Ludoviko (Schelling?) sagt in seiner 'Rede über die Mythologie':

Aber auch die andern Mythologien müssen wieder erweckt werden nach dem Maße ihres Tiefsinns, ihrer Schönheit und ihrer Bildung, um die Entstehung der neuen Mythologie zu beschleunigen. Wären uns nur die Schätze des Orients so zugänglich, wie die des Altertums! Welche neue Quelle von Poesie könnte uns aus Indien fließen, wenn einige deutsche Künstler mit der Universalität und Tiefe des Sinns, mit dem Genie der Übersetzung, das ihnen eigen ist, die Gelegenheit besäßen... Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen, und wenn wir erst aus der Quelle schöpfen können, so wird uns vielleicht der Anschein von südlicher Glut, der uns jetzt in der spanischen Poesie so reizend ist, wieder nur abendländisch und sparsam erscheinen.¹⁶

Die neue Mythologie nennt das 'Systemprogramm' eine Mythologie der Vernunft. Diese Formel bedarf der Erläuterung. Die Wendung ist gegen die absolute Autonomie, welche der Vernunft in der Auffassung von Fichtes 'Wissenschaftslehre' zusteht, gerichtet. Fichte hatte schon im 'Versuch einer Kritik aller Offenbarung' die von Kant getrennt gehaltenen Bereiche der theoretischen und praktischen Vernunft zusammengegriffen und die kritische Grenze des Wissens in seinen absoluten Anfang aus sich selbst umgedeutet. Auch die Einbildungskraft und die Sinnlichkeit des Bewußtseins sollte von seinen ersten Setzungen aus sich ableiten lassen. Im 'Systemprogramm' aber wird die ursprüngliche Einheit von Vernunft und Sinnlichkeit in der Idee des Schönen allem zugrunde gelegt. Der

¹⁶ Minor II, 357 ff.

menschliche Geist wird von Anfang als organische Einheit verschiedener Kräfte verstanden, die nicht auseinander hervorgehen, so daß auch keine Kraft über die andere dominiert. Mit Schiller gesprochen, ist dieses Gleichgewicht der Kräfte der eigentliche ästhetische Zustand des Gemütes. Nur wird dieser Zustand nun im Sinne des universalen Organismus von Natur und Geist nicht mehr bloß als ein menschlich-subjektiver aufgefaßt. Mythologie der Vernunft ist also die Formel, welche das absolute Denken an die sinnliche Anschauung und damit an die Gestaltenwelt von Natur und Geschichte bindet. Mythologie ist das Kennwort für die vor der Natur gebeugte Vernunft, die Gegenformel gegen den absoluten Standpunkt der Wissenschaftslehre. Die Gegenposition als solche findet nun auch in einer zentralen mythologischen Figur ihren Ausdruck.

Das früheste der dazu anzuführenden Zeugnisse ist die Stelle in der zweiten der 'Reden über die Religion', die ebenfalls im Jahre 1799 erschienen, wo Schleiermacher die selbständige Bedeutung der Religion neben Metaphysik und Moral darlegt:

So behauptet sie ihr eigenes Gebiet und ihren eigenen Charakter nur dadurch, daß sie aus dem der Spekulation sowohl als dem der Praxis gänzlich herausgeht, und indem sie sich neben beide hinstellt, wird erst das gemeinschaftliche Feld vollkommen ausgefüllt, und die menschliche Natur von dieser Seite vollendet. Sie zeigt sich Euch als das notwendige und unentbehrliche Dritte zu jenen beiden, als ihr natürliches Gegenstück, nicht geringer an Würde und Herrlichkeit, als welches von Ihnen Ihr wollt. Spekulation und Praxis haben zu wollen ohne Religion, ist verwegener Übermut, es ist freche Feindschaft gegen die Götter, es ist der unheilige Sinn des Prometheus, der feigherzig stahl, was er in ruhiger Sicherheit hätte fordern und erwarten können. Geraubt nur hat der Mensch das Gefühl seiner Unendlichkeit und Gottähnlichkeit, und es kann ihm als unrechtes Gut nicht gedeihen, wenn er nicht auch seiner Beschränktheit sich bewußt wird, der Zufälligkeit seiner ganzen Form, des geräuschlosen Verschwindens seines ganzen Daseins im Unermeßlichen.¹⁷

Die Anwendung der Prometheus-Figur auf die Problematik von Wissen und Glauben stammt von Jacobi, der in seinen Briefen über Spinoza den Goetheschen 'Prometheus' im Sinne des mit der systematischen Philosophie notwendig verknüpften Atheismus zitiert hatte. Die nähere Anwendung auf den absoluten Standpunkt der Wissenschaftslehre dürften Schelling und Hölderlin in der Zeit der Gespräche von 1795/96, also in der Zeit des Systemprogramms – System gegen System! – und des Gedankens der „neuen Mythologie“ gemacht haben. Dies geht daraus hervor, daß die Mythologie im Werke Hölderlins und im Spätwerk Schellings, in

¹⁷ Ausgabe Meiner, S. 52/53.

der 'Philosophie der Mythologie und Offenbarung', um die Gestalt des Prometheus in diesem Sinne zentriert erscheint, worüber noch zu sprechen ist. D. Henrich hat auf ein indirektes frühes Zeugnis für diesen Zusammenhang hingewiesen:¹⁸

So oft ich die Wissenschaftslehre ansehe, freue ich mich über den erhabenen Gedanken von der Einbildungskraft. Sinclair, der der griechischen Sprache sehr mächtig ist, sagte mir, daß Prometheus soviel als die Reflexion bedeute. Diesem Prometheus, der uns vom Olympus losgerissen, stelle ich die Einbildungskraft entgegen, die uns wieder hinaufgetragen hat.

Ein noch früherer Beleg für den mythologischen Grundgedanken findet sich im Brief Hegels an Schelling vom Januar 1795:

Hölderlin schreibt mir zuweilen aus Jena. ... Er hört Fichte'n und spricht mit Begeisterung von ihm als einem Titanen, der für die Menschheit kämpfe...¹⁹

Im Jahre 1799 mochte der titanische Charakter Fichtes im Zusammenhang mit dem Atheismus-Streit Hölderlin erneut in die Augen gefallen sein. Das Hauptzeugnis für den ganzen Zusammenhang bildet die große Prometheus-Darstellung Schellings in seiner 'Philosophischen Einleitung in die Philosophie der Mythologie'²⁰ mit dem Kernsatz:

Prometheus ist jenes Prinzip der Menschheit, das wir den Geist genannt haben...²¹

Bei Schelling kommt nun auch der ganze Zusammenhang zum Vorschein: Das Erlösungsgeschehen, an welchem Chiron und Herakles beteiligt sind, die Befreiung des Prometheus im Sinn des sich vor der Gottheit beugenden Geistes, des Verzichtes auf die Autonomie der Vernunft. Es ist festzuhalten: der mythologische Inhalt ist hier die Überwindung des prometheischen Atheismus; dieser Inhalt tritt aber 'formal' auch darin auf, daß hier überhaupt eine 'neue Mythologie' gefordert wird. Übergehen zur Mythologie heißt: Prometheus befreien. Diesen Übergang zu vollziehen ist die Aufgabe des mythologischen Dichters.

Als Hölderlin in der letzten Homburger Zeit sich dazu anschickte, dürfte er sich dessen bewußt gewesen sein, daß seine Bestimmung ihn zwar dem Wege Schellings näherte, von demjenigen Hegels aber eher entfernte. Der Vorrang der Naturphilosophie, wie er von Schelling in den Werken des Jahres 1799 'Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie' und 'Einleitung zu dem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie' behauptet war, wurde von Hegel so wenig wie die hohe Bewertung der Kunst für die Vollendung des Systems je angenommen. Hegel umging die Phase von Schellings Natur- und Kunstphilosophie, das 'romantische Wesen' war ihm von Anfang an fremd. Seine Bemühung galt jedenfalls im Jahre 1800 bereits dem durchgeführten absoluten System, in welchem die Naturphilosophie ihren bestimmten Ort hat. Dies zeigt das erhaltene Fragment aus diesem Jahre²². Vielleicht darf man sogar weitergehen und im Hinblick auf den Niederschlag, den das Verhältnis zu Hegel auch in der Empedokles-Dichtung gefunden hat, behaupten, daß sich Hölderlin seiner Aufgabe gerade im Gegensatz gegen das Systemdenken des damaligen Hegel bewußter geworden sei. Dieser Gegensatz wäre dann eine Art Vorspiel zur späteren Auseinandersetzung zwischen Schelling und Hegel, zwischen Hegel und der Romantik, ein Vorspiel auch aller künftigen Hegelkritik²³.

Falls sich Hölderlin dieser zunehmenden Nähe zu Schelling bei wachsender Entfernung von Hegel bewußt war, mußte ihn die Wandlung doppelt treffen, welche dessen Auffassungen in den folgenden Jahren durchmachten, soweit sie seinen mythologischen Dichterberuf direkt angingen. In dem Gespräch 'Bruno, oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge', erschienen im Jahre 1802, kommt Schelling erneut auf den mythologischen Auftrag des Dichters zu sprechen:

der Hervorbringende ... offenbart, ohne es zu wissen, denen, die es verstehen, die verborgensten aller Geheimnisse, die Einheit des göttlichen und natürlichen Wesens und das Innere jener allerseligsten Natur, in welcher kein Gegensatz ist; daher die Dichter schon im schönsten Altertum als die Ausleger der Götter und von ihnen getriebene und begeisterte Menschen verehrt worden sind.²⁴

Hier wird diese den Äußerungen im 'System des transzendentalen Idealismus' noch entsprechende Aussage nun ergänzt durch die Beschreibung des Berufs des Philosophen, welcher denjenigen des Dichters um so viel überragt, als die esoterische Religion der Mysterien die exoterische Mythologie übertrifft. Schelling, der sich Platons Auffassung der philosophischen Religion anzunähern sucht, verleugnet den früher behaupteten Vorrang der Kunst und setzt sie wie jener zurück in eine der Philosophie untergeordnete Funktion:

¹⁸ HJb. 1965/66, S. 87. ¹⁹ Briefe I, S. 18.

²⁰ Vgl. auch den Aufsatz des Verfassers im HJb. 1971/72.

²¹ Sämtliche Werke XI, 482.

²² Nohl, S. 351. Vgl. auch H. Fuhrmans, Schelling: Briefe und Dokumente, Bd. I, S. 459.

²³ Vgl. dazu die Berliner Dissertation von Holle Ganzer über Hölderlins 'Chiron', noch nicht erschienen.

²⁴ Sämtliche Werke IV, 230.

Da nun in der Erkenntnis des Ewigen und Unveränderlichen die erhabene Philosophie bestehe, so sei die Lehre der Mysterien nichts anderes als die erhabenste, heiligste und vortrefflichste, aus dem äußersten Altertum überlieferte Philosophie gewesen, so daß sich die Mysterien zu der Mythologie wirklich ebenso verhalten, wie wir glauben, daß sich die Philosophie zu der Poesie verhalte, und wir demnach mit gutem Grund beschlossen haben, daß die Mythologie zwar den Dichtern, die Einrichtung der Mysterien aber den Philosophen überlassen werden sollte.²⁵

III. Chiron: „ursprünglich Lehrer der Naturwissenschaft“

Wie aber eine neue Mythologie, welche nicht Erfindung des einzelnen Dichters, sondern eines neuen nur Einen Dichter gleichsam vorstellenden Geschlechts sein kann, selbst entstehen könne, dies ist ein Problem, dessen Auflösung allein von den künftigen Schicksalen der Welt und dem weiteren Verlauf der Geschichte zu erwarten ist⁸,

hatte Schelling im 'System des transzendentalen Idealismus' geschrieben. Hölderlin antwortete darauf mit den Worten der Feiertaghymne:

*so ist
Von neuem an den Zeichen, den Thaten der Welt jezt
Ein Feuer angezündet in Seelen der Dichter.*

Den inneren Beweis für die Behauptung, daß der Bezug auf Schellings naturphilosophisches System den Horizont bilde, welcher das gesamthafte Verständnis von Hölderlins dichterischem Schaffen seit der Jahrhundertwende erst ermöglicht, erhalten wir dann, wenn es gelingt, den aufgezeigten Zusammenhang zwischen dem Übergang zur mythologischen Aufgabe und der Wahl des zentralen Mythos von Prometheus auch in der Anlage von Hölderlins Spätwerk aufzuweisen. Zum Prometheus-Mythos gehören weiter Herakles und Chiron. In der kentauren Doppelgestalt des letzteren liegt aber auch per analogiam der Hinweis auf Christus, den durch die Chiron-Gestalt hindurch immer sichtbaren eigentlichen „Meister“ und „Lehrer“. Die genaue Analogie bekundet sich in der verwandten Tat: Chiron legt seine Unsterblichkeit ab, um Prometheus von seiner unendlichen Qual zu befreien, Christus legt seine Sterblichkeit ab, die er wie Chiron freiwillig auf sich genommen, um die Ehre des Unsterblichen zu wahren.

In den Pindarübertragungen, die im Jahre 1800 einsetzen, erscheint

²⁵ Sämtliche Werke IV, 233.

Chiron in der 3., 4. und 9. pythischen Ode. Eine Stelle aus der 4. Ode wird später im 1. Pindarfragment wieder aufgenommen:

*...ich sage die Lehre
Chirons zu bringen.²⁶* und
*...ich glaube die Lehre
Chirons zu haben.²⁷*

Als Hölderlin im Januar des folgenden Jahres, am 15. des Monats, von Konstanz über den Seerücken nach Sulgen, Bischofszell, Hauptwil wanderte, hatte er, auf der Höhe über dem See angekommen, die Gegend vor sich liegen, welche er im Pindarfragment 'Das Belebende' mythologisch beschreibt, wo „das stagnierende Gewässer ... *Arme gewann*“²⁸.

In Raum und Zeit raffender Montage zeichnet das Fragment den Rheinlauf in Rheintal, Bodensee, Untersee und Rheinflall bis zum Basler Stromknie, wo er „eine Bestimmung annahm“. Den Rheinflall kannte Hölderlin seit seiner ersten Schweizerreise im Jahre 1791. Die Stelle bildet den dramatischen Höhepunkt des Stromlaufs, die Zäsur, die Mitte. Der Strom, sich im Wassersturz gleichsam aufrichtend, nimmt kentaurenische Gestalt an. Der Stromgeist erscheint als Chiron:

*Sein Bild ist deswegen an Stellen der Natur, wo das Gestade reich an Felsen
und Grotten ist, besonders an Orten, wo ursprünglich der Strom die Kette
der Gebirge verlassen und ihre Richtung quer durchreißen mußte.*

*Centauren sind deswegen auch ursprünglich Lehrer der Naturwissenschaft,
weil sich aus jenem Gesichtspuncte die Natur am besten einsehn läßt.²⁹*

Mit diesen Sätzen ist die gemeinte Mitte, von der aus sich der durchgehende mythologische Zusammenhang aufweisen läßt, anvisiert. Sie ist eine solche im zeitlichen Sinn. Als Hölderlin seine Wanderung antrat, waren die Verhandlungen zum Frieden von Lunéville im Gang: ein „Zeichen der Welt jezt“. Dieses löste mit der 'Friedensfeier' die Konzeption einer „Sammlung von dergleichen Blättern“ aus; eine Sammlung, also auch ein Zusammenhang. Er wird in Hölderlins Vision als derjenige eines chironischen Stromsystems geschaut. So erhält der Rheinflall die Bedeutung einer räumlichen Mitte. An dem Orte ist der Rhein auf die Donau, den Ister, bezogen, was folgende Stellen belegen:

1. Der Rhein, 5. Strophe: „Drum ist ein Jauchzen sein Wort.“³⁰
2. Der Rheinflall liegt auf der Höhe der Isterquelle:

²⁶ StA V, 87.

²⁷ StA V, 281.

²⁸ StA V, 290.

²⁹ StA V, 289.

³⁰ StA II, 144.

Nemlich wenn
 Angehen soll der Tag
 In der Jugend, wo er zu wachsen
 Anfängt, es treibet ein anderer da
 Hoch schon die Pracht, und Füllen gleich
 In den Zaum knirscht er, und weithin hören
 Das Treiben die Lüfte³¹

3. „Füllen“ heißt in der gleichnamigen Ode Chiron³².

Der Hauptbezug, der sich aus dieser angenommenen 'Mitte' ergibt, ist derjenige zwischen den Gedichten 'Der Rhein', 'Ister' und 'Andenken', wobei die beiden letzteren näher zusammengehören und so gemeinsam dem 'Rhein' gegenüberzustellen sind. Da sich in 'Andenken' die Raumvision Hölderlins in die größte Ferne, bis nach Indien, spannt, gerät Mitte und Peripherie des Ganzen in Sicht. Ernst Müller hat neulich auf die chironischen Züge des Rousseau-Bildes in der Rheinymne hingewiesen³³. Das Gedicht enthält zwei Themenkreise: den Stromlauf und den Lebenslauf Rousseaus. Bei der vorgeschlagenen Parallelisierung der genannten Gedichte kommt das Gedicht 'Ister' neben den Strom-Teil der Rheinymne, 'Andenken' neben dessen Rousseau-Teil zu stehen.

Wir verlassen hier die begonnene Deutung der Gedichte und wenden uns nun kurz den von Hölderlin unternommenen Wanderungen zu, um auch in ihnen das zentrale Prometheus-Chiron-Motiv aufzuzeigen. Hölderlin hat dieses in vierfacher Weise gestaltet:

1. in den Gedichten
2. in den Übersetzungen dieser Jahre
3. in den Reiseberichten seiner Briefe
4. in seiner Murrhardter Begegnung mit Schelling im Sommer 1803.

Lothar Kempfer hat in seinem Werk 'Hölderlin in Hauptwil' die erste der beiden entscheidenden Reisen des Dichters dargestellt und gedeutet, wobei er auch auf den Zusammenhang zwischen dem Pindarfragment 'Das Belebende' und der Rheinlandschaft hinwies³⁴. Wir beschränken uns auf eine Durchsicht der Briefzeugnisse zur Reise nach Bordeaux. Betont sei nur der chironische Charakter des auch von Kempfer in diesem Sinn besprochenen, in Hauptwil entstandenen Gedichtes 'Unter den Alpen gesungen'. Die Wendung in dem Brief aus Hauptwil an die Schwester:

³¹ StA II, 191 f.

³³ Festschrift Beißner, S. 323.

³² StA II, 56.

³⁴ l. c. S. 78.

*wo unter meinem Fenster Weiden und Pappeln an einem klaren Wasser stehen,
 das mir gar wohlgefällt des Nachts mit seinem Rauschen, wenn alles still ist,
 und ich vor dem heiteren Sternenhimmel dichte und sinne.*³⁵

– die Wendung „dichte und sinne“ bezeichnet genau die chironische Funktion eines 'ursprünglichen Lehrers der Naturwissenschaft', somit auch Hölderlins Deutung seiner Stellung zur Naturphilosophie, also zu Schelling. Ein 'ursprünglicher' Lehrer nämlich ist der Dichter für den Naturphilosophen, indem er dessen naturphilosophischen Standpunkt aus dem Ursprung erst ermöglicht, ihn in den „Gesichtspunct“ versetzt, aus dem sich „die Natur am besten einseh'n läßt“.

Hölderlin selbst verstand seine Reisen als eine Form der Ausübung seines Dichterberufs. Er durchmaß mit ihnen körperlich den visionären Raum seiner Spätdichtung. Auch handelt es sich bei den beiden Reisen, die er in diesem Sinne unternommen hat, um ein und dasselbe: um die Ausfahrt nach dem Ursprung, der in zwei Gestalten, welchen die beiden Reisen entsprechen, hervortritt. Einmal ist es die Höhe des Alpengebirges und das andere Mal die Ferne des Ursprungslandes Indien. Indien war schon im 'Gespräch über die Poesie' und in den 'Hymnen an die Nacht', auch sonst bei Novalis, Schlegel und Schelling in diesem Sinne angesprochen. Der Nordost wies dem Dichter die südwestliche Richtung des Seeweges nach Indien, um Spanien und die Südspitze Afrikas herum. Im Brief an Böhlendorff vor dem Aufbruch schreibt Hölderlin: „Aber sie können mich nicht brauchen.“ Im Laufe des Jahres 1801 hatte er verschiedentlich versucht, in Jena Fuß zu fassen, was nichts anderes heißt, als sich den nun in gemeinsamer Arbeit verbündeten Freunden Schelling und Hegel anzuschließen. Zwar wendet sich Hölderlin an Böhlendorff, doch die Mitteilungen, die er in den Briefen an ihn macht, hätte doch wohl nur Schelling verstanden. Mit seinen Reisen drückt der Dichter sich in der unmittelbarsten Weise aus: es ist seine Aufgabe, den ihm zugefallenen Standort in der Ursprungsnähe aufzusuchen. Daß er beide Male sozusagen auf halbem Weg wieder umkehrt, bedeutet das Fußfassen in der Nähe des Ursprungs. Indem die Hälfte des Weges durchmessen ist, ist das Ausmaß des ganzen Weges ermeßbar, doch der empedokleische Schritt in den Ursprung selbst ist keinem erlaubt, da ihn der Dichter in seiner Wendung vom Ursprung her den andern vermittelt.

Die Reisebriefe sprechen unverhüllt von dieser dichterischen Ursprungsnähe. Der Dichter holt bei seiner ursprünglichen Ausfahrt zum eigenen „nationalen“ Prinzip, demjenigen der systematischen Reflexion der

³⁵ StA VI, 414.

Naturphilosophie, hinzu das ergänzende fremde Prinzip des Feuers vom Himmel, er wiederholt den prometheischen Feuerraub, er übernimmt die chironische Aufgabe der Identifikation mit dem prometheischen Frevel. Dies geschieht aber, damit das eigene Prinzip der unterscheidenden Reflexion, die Dialektik, im richtigen Sinn gehandhabt werde, nämlich nicht im Sinne der absoluten Dialektik, welche keinen Unterschied zwischen dem Menschen und der Gottheit mehr zuläßt, sondern im Sinn der kritischen Dialektik, welche mit Junonischer Nüchternheit, d. h. mit der Wachsamkeit des hundertägigen Argus, darauf achtet, daß der Unterschied, die Grenze zwischen Gott und Mensch, nicht verwischt und das Menschliche mit dem Göttlichen nicht vermischt werde. Was aber Hölderlins Standpunkt von demjenigen der Kantischen Reflexionsphilosophie unterscheidet, ist der Umstand, daß der Dichter in die Nähe des Absoluten gehalten ist und diese Nähe für die anderen auszuhalten hat. Im Sinne der Kunstlehre Schellings im 'System des transzendentalen Idealismus' beansprucht der Dichter den reinen Vollzug der intellektualen Anschauung, das heißt eine bedingte Identität mit dem intellectus archetypus, dem schöpferischen Anschauen Gottes. Wenn Hölderlin in die Heimat zurückkehrt, durchmißt er die andere Hälfte seines Ursprungsweges, so daß er in die Heimat als an den Ort seines Standpunktes in der Nähe des Ursprungs gelangt.

Der nach der Heimkehr an Böhlendorff gerichtete Brief nennt diesen Ort mit dem Ausdruck: „und das philosophische Licht um mein Fenster...“

Dieser Brief bittet denn auch um das Gespräch:

*Schreibe doch nur mir bald. Ich brauche Deine reinen Töne. Die Psyche unter Freunden, das Entstehen des Gedankens im Gespräch und Brief ist Künstlern nötig. Sonst haben wir keinen für uns selbst; sondern er gehört dem heiligen Bilde, das wir bilden.*³⁶

Hölderlin blieb in seinem Dichten auf die Ausbildung des naturphilosophischen Systems bezogen, so blieb er auch immer angewiesen auf das Gespräch mit seinen diesen Bezug teilenden Freunden Hegel und Schelling. Aus diesem Bezug ergab sich denn auch die Begegnung mit Schelling im Jahre 1803 in Murrhardt.

Darüber besitzen wir zwei Briefzeugnisse Schellings. Sie müssen einer minutiösen Analyse unterworfen werden, enthalten sie doch den einzigen Aufschluß über die Mitteilungen, die Hölderlin damals Schelling gemacht hat. Diese gehören unbestreitbar zu den entscheidenden Dingen. Es fällt

³⁶ StA VI, 433.

zunächst auf, daß die aus verschiedenen Zeiten, von 1803, kurz nach der Begegnung, und von 1847 stammenden Äußerungen Schellings sich stark widersprechen. Das ältere Zeugnis spricht von der Erschütterung, welche offenbar vor allem das bis „zum Ekelhaften“ vernachlässigte Äußere des Dichters bei Schelling hervorruft. Das jüngere dagegen betont die Macht angeborner, ursprünglicher Anmut, welche Hölderlin in den 36 Stunden seines Verweilens bewiesen habe.

Festzuhalten ist im einzelnen:

1. Trotz der hinderlichen Krankheit Hölderlins kam es zu „Reden“, welche „weniger auf Verrückung hindeuten...“
2. Es ist die Rede von der Reise nach Frankreich: „wohin er auf Empfehlung von Prof. Ströhlin mit ganz falschen Vorstellungen von dem, was er bei seiner Stelle zu tun hätte, gegangen war und woher er sogleich wieder zurückkehrte, da man Forderungen an ihn gemacht zu haben scheint, die er zu erfüllen teils unfähig war, teils mit seiner Empfindlichkeit nicht vereinen konnte...“ Schelling nennt die Reise nach Frankreich auch „diese fatale Reise“. Hölderlin hat dem Freund demnach geschildert: die Hin- und Rückreise und, dunkler, die Gründe für beides.
3. Hölderlin berichtet Schelling von einigen Arbeiten, die ihn gerade beschäftigen: einmal Übersetzungen aus dem Griechischen, im Jahre 1803 wohl die späten Sophokles- und Pindarübersetzungen, daneben die Überarbeitung der 'Anmerkungen' zu Oedipus und Antigone. Dichtung ist bei dem Ausdruck „einige Arbeiten“ ebenfalls nicht auszuschließen.
4. Hölderlin bespricht abermals seinen Jenaer Plan. Schelling fragt Hegel selbst, ob er gegebenenfalls sich des Dichters, den er für heilbar hält, annehmen würde. Obwohl die erwähnten Punkte, auch daß Hölderlin „still und in sich gekehrt“ sei oder sich in einem Zustand der „Geistesabwesenheit“ befinde, auf milde Formen der Symptome der Krankheit schließen lassen, ist Schelling von dem „traurigsten Anblick“ betroffen: „Sein Anblick war für mich erschütternd.“

Das jüngere Briefzeugnis, das nicht weniger scharf zeichnet im Detail, aber nicht mehr aus unmittelbarer Betroffenheit spricht, ergänzt die gewonnenen Züge im Hinblick auf die Art Hölderlins, sich zu äußern: „wenn ich einen Gedanken anschlüge, der ihn ehemals ansprach, war die erste Antwort immer richtig und angemessen...“ Hölderlin konnte also Schellings Rede folgen. Dieser beweist mit der zitierten Bemerkung, daß er ein ihn mit Hölderlin im Gespräch Verbindendes seit den Gesprächen 1795/96 im Gedächtnis behalten hatte. Es kann sich doch wohl um nichts anderes als um den beiden wesentlichen Gedanken einer neuen Mythologie

handeln. Weiter sagt Schelling, Hölderlin habe nach der auch ihm deutlichen ersten Antwort in seiner weitem Äußerung den Faden verloren. Berücksichtigen wir die Hölderlin um diese Zeit eigene lakonische und extrem schwierige Diktion, dürfen wir Schellings Aussage vielleicht dahin korrigieren, daß der Faden zwar für den Gesprächspartner nicht mehr faßbar sein konnte, aber trotzdem nicht verloren war. „Es war ein schmerzlicher Abschied auf der Landstraße – ich glaube vor Sulzbach.“

Auch in dieser Feststellung über den Moment des Abschieds liegt viel von Hölderlins damaliger Art und innerer Verfassung. Er evoziert die visionäre Gegend der späten Gedichte. Eine Ahnung von der Bedeutung dieser Begegnung läßt der spätere Bericht spüren, wenn Schelling ihn einleitet mit dem Satz:

Hölderlins Erscheinung in Kl. Murrhard, wohin er im Frühling 1803 ... ohne Begleitung, zu Fuß, queerfeldein wie durch Instinct geführt, gelangt war, um mich zu sehen.

In Schellings Worten ersteht das von Hölderlin damals gemeinte Bild des blinden Oedipus – „wie durch Instinct geführt“. Wir deuten die Begegnung zusammenfassend so: Hölderlin wollte sich Schelling zeigen und ihm den chironischen Sinn seiner Krankheit zu verstehen geben. Hinzuweisen ist auf die in diese Zeit fallende Übersetzung aus dem 'Oedipus in Kolonos' und vor allem auf die Übersetzung aus dem 'Ajax':

*Jetzt aber ehrlos
Stehts so mit mir.³⁷*

Auch Hegel antwortet mit Betroffenheit auf die Mitteilung in Schellings Brief: „Noch unerwarteter die Erscheinung Hölderlins in Schwaben, und zwar in welcher Gestalt!“³⁸

Der geistesranke Dichter – der absolute Geist.

IV. 'Der Ister' und 'Andenken' 1803

Durch die Parallelisierung von 'Der Rhein' einerseits und 'Der Ister' und 'Andenken' andererseits, die sich durch den Bezug in 'Der Ister' auf den mit chironischen Zügen gesehenen Rheinfall rechtfertigt, ergibt sich die Aufgabe, die Rheinhymne als ganze im Hinblick auf Rousseau und seine Bedeutung für die Französische Revolution zu lesen. Die mythologische

Darstellung des Stromlaufs deutet auf die Schicksale der Revolution in ihrer französischen, eben von Rousseau, dem ersten Naturphilosophen, bestimmten Phase. Seiner Gestalt selbst ist der zweite Teil der Hymne gewidmet. In genauer Entsprechung gewinnen wir für 'Der Ister' – 'Andenken', indem wir die beiden Gedichte so zusammenfügen, einen mythologischen Teil, in welchem die künftigen Schicksale der Revolution, nun in ihrer deutschen Phase, vorhergesagt werden, während im zweiten Teil, in 'Andenken', die diesen Schicksalen vorstehende Gestalt des zweiten Naturphilosophen dargestellt ist. Dieser zweite Naturphilosoph, Schelling, bedarf aber zur Ermöglichung seines Standpunktes des ihm in die Nähe des Ursprungs vorangehenden Dichters. Die zweite Schicksalsreihe untersteht der durch die Poesie als „neue Mythologie“ ermöglichten Naturphilosophie.

Das 'Ister'-Gedicht schildert in der ersten und dritten Strophe den 'deutschen', noch zögernden, aber ahnend vorweggenommenen Aufbruch. Die mittlere Strophe enthält das mythologische Vorspiel dieses Aufbruchs: den Herakles- und damit indirekt auch den Chiron-Prometheus-Mythos. Herakles tritt darin auf als Jäger! Er wird mit seinem Pfeil das „waiche Wild“³⁹ verwunden, den Chiron. Der Name Chiron fällt im 'Ister'-Gedicht selbst nicht. Seine Gegenwart geht aber aus der Art der gezeichneten Landschaft hervor, welche wie diejenige in der Anmerkung zum Pindarfragment 'Das Belebende', das vermutlich um dieselbe Zeit entstand wie das Gedicht⁴⁰, im Quellbereich des Stromes liegt, am Ort des Überströmens. Dieses vollzieht sich im Übergang aus der Unsterblichkeit in die Sterblichkeit, der mit Chiron bezeichnet ist. Im Mythos verwundet Herakles den Chiron unabsichtlich mit dem vergifteten Pfeil, bei Hölderlin aber ist er vom Ister zu Gast geladen, daß er die Bestimmung erfülle. Das „Hängen“ und „schöne Wohnen“ des Stromes in seinem Quellbereich ist zu verstehen als die Darstellung jener Zäsur, von der in Hölderlins 'Anmerkungen' zu Sophokles die Rede ist: sie ist der Zeit-Ort des Dichters, wo aus dem Überbewußten sich das Bewußtsein formiert.

Der Nordost, welcher zu Beginn des Gedichts 'Andenken' angesprochen wird, ist der Wind der „guten Fahrt“ auf dem Seeweg nach Südwesten, nach dem Ursprungsland Indien. Der Weg dorthin wird durch ein Zeichen, das der Dichter auf seiner Reise nach Bordeaux gesetzt hat, markiert. Das Hauptmerkmal ist der „in den Strom tief“ fallende Bach, „am scharfen Ufer“: demnach ein Wassersturz. Das erste chironische Zeichen ist selbst durch ein zweites Zeichen markiert:

³⁷ StA V, 278.

³⁸ Briefe I, S. 73.

³⁹ StA II, 56.

⁴⁰ Vgl. die Ausführungen Beißners, StA V, 516.

...darüber aber
Hinschaut ein edel Paar
Von Eichen und Silberpappeln;

Das Motiv des „Paares“ verstehen wir als Hinweis auf die an dieser Stelle von Hölderlins Umkehr gesetzte Häufelung der Wege zum Ursprung.

Die zweite Strophe von 'Andenken' beschreibt diesen Ort der Umkehr, von dem aus die Heimreise, welcher zugleich innewohnt die Bedeutung einer Fortsetzung der Reise zum Ursprung, ausgeht. Wenn wir der ange-deuteten symbolischen Geometrie folgen, ist der Ort in einem gewissen Sinn doch auch schon der ursprungsnächste. Die zweite Strophe ist schwer von einer übergroßen Ursprungsnähe. Sie gibt ein Bild, das der Schilderung des Quellbereichs des 'Ister' ähnelt, seinem „schönen Wohnen“⁴¹. Die dritte Strophe erschließt sich einem Vergleich mit der um diese Zeit unternommenen Übersetzung aus dem 'Oedipus in Kolonos'. Hölderlin wählt die Stelle, da Antigone dem Vater die Ankunft in Kolonos, wo er ruhen wird, ansagt. In der Heimat hat auch seine Reise ihr Ziel gefunden. Ihm bleibt aber die Sorge des Dichters um die Erneuerung derselben aus der von ihm erreichten Nähe zum Ursprung: Er braucht das Gespräch mit denen, um deretwillen er seine Reise angetreten hat. In diesem Sinn fügen wir das Gedicht 'Andenken' und Hölderlins Begegnung mit Schelling in Murrhardt zusammen.

Die beiden Schluß-Strophen beschreiben nun das Verhältnis des Dichters zu dem Gefährten, das ist Schelling. Die Frage, mit welcher die vierte Strophe einsetzt: „Wo aber sind die Freunde?“ meint das: „Wo sind?“ in einem ausgezeichneten Sinn. Wo stehen sie in ihrem gemeinsamen Werk einer dichterisch ermöglichten Naturphilosophie und neuen Mythologie? Ein mahnender Unterton ist zu hören: hatte nicht Schelling in seinem jüngsten Werk, dem 'Bruno', die Aufgabe des Dichters bei diesem Werk weitgehend verleugnet? Wie stehen Dichter und Denker zueinander, „Bellarmin mit dem Gefährten“, das ist Hyperion? Der Dichter ist zur Quelle gegangen, wovor sich mancher scheut, denn dieser Gang hat ihn gezeichnet.

Eine andere Deutung ergibt sich, wenn wir die Freunde, Bellarmin und den Gefährten, als die beiden nun verbundenen Hegel und Schelling identifizieren. Dann ergäbe sich für den Satz:

...Mancher
Trägt Scheue, an die Quelle zu gehn;

die ebenfalls gute Auslegung: daß der Gefährte Hegel sich scheut, sich dem Vorrang der Poesie vor der Philosophie zu fügen. Im Sammeln des Reichtums, im Zusammenbringen des Schönen, im geflügelten Krieg, im feiertagslosen Wohnen unterwegs auf der Fahrt zum Ursprung wäre dann die philosophische Arbeit der Freunde an der dialektischen Ausbildung des Systems, auch in der Auseinandersetzung mit Kant, Jacobi und Fichte, angesprochen. Beschränkt man aber den Bezug im Sinne des zuerst genannten Vorschlags auf Hölderlin und Schelling, wäre in den Versen die bevorstehende – oder die zurückliegende? – Arbeit am gemeinsamen Werk charakterisiert. Jedenfalls ist die denkerische Arbeit in eine der Vermittlung des Dichters bedürftige größere Ursprungsferne verwiesen:

...wo nicht die Nacht durchglänzen
Die Feiertage...

Die letzte Strophe mit dem gnomischen Schlußsatz gewinnt durch den vorgeschlagenen Schelling-Bezug an Prägnanz. Sie wird dadurch in das geschichtliche Feld des Jahres 1803 übertragen. Der freudige Einsatz:

Nun aber sind zu Indiern
Die Männer gegangen,

die nochmalige Erwähnung des vom Dichter gesetzten Merkzeichens auf dem Ursprungsweg, sie könnten mit einer im Dichter durch die Murrhardter Begegnung genährten Hoffnung zusammenhängen, den Anschluß an die Freunde wieder gefunden und deren Einschwenken auf den von ihm gewiesenen Weg bewirkt zu haben. Der Zusammenfluß der Ströme und ihr gemeinsamer Ausgang ins Meer läßt an das Strom-System im Spätwerk des Dichters, an seine „neue Mythologie“ im Ganzen denken. Seine Sache war der Ausblick ins Unermeßliche:

... Es nehmet aber
Und giebt Gedächtniß die See;

Der Ausblick nimmt entschränkend „Gedächtnis“, „Andenken“, dichterisches Bewußtsein und gibt es erneuert zurück. Was dabei geschieht, steht nicht in der Macht des Dichters. In seiner Ursprungsliebe aber leiht er dem Ursprungsgeschehen „fleißig“ die Augen.

⁴¹ Vgl. M. Heideggers Deutung in 'Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung', S. 95–110.

Hölderlin und das 'Älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus'

Von

Michael Franz

Seit Otto Pöggeler 1965 erstmals die These vertrat, der von Hegels Hand überlieferte Text, den man das 'Älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus' nennt, sei auch von Hegel verfaßt, ist der Streit um das 'Systemprogramm' von neuem aufgeflammt. Pöggeler selbst hatte aus Anlaß seiner Entdeckung, daß nur Hegel als Verfasser in Frage komme, dem Wunsch Ausdruck verliehen, „daß die Schelling-, die Hölderlin- und die Hegel-Forschung zu einer gemeinsamen Diskussion zusammenfinden“ möchten¹. Nun hat mittlerweile eine solche Diskussion stattgefunden². Dabei sind wieder alle Auffassungen vertreten worden, die überhaupt möglich erscheinen: neben Hegel und Schelling ist auch wieder Hölderlin als Verfasser des 'Systemprogramms' genannt worden. Friedrich Strack hat in seinem Beitrag zu den Hegel-Tagen Villigst 1969 den Versuch unternommen, das 'Systemprogramm' für Hölderlin zu reklamieren³.

Die Arbeit Stracks versteht sich geradezu übergreifend als Abhandlung „zu Hölderlins philosophischer Entwicklung in den Jahren 1795/96 und zu seiner Schellingkontroverse“⁴. In Anbetracht der Tatsache, daß ein *Einfluß* Hölderlins auf den zweiten Teil des 'Systemprogramms' auch von denjenigen nicht bestritten wird, die Hegel oder Schelling für den Verfasser halten, verlagert Strack das Gewicht seiner Argumentation gerade auf den ersten Teil des Textes, in der Annahme, daß seine These, Hölderlin sei der Verfasser, nur dann ernst genommen werden könne, wenn er nachweisen könne, daß gerade dieser erste Teil des 'Systemprogramms' nur von Hölderlin her verstanden werden könne. So versucht also Strack, in der metaphysischen „Grundkonstellation“⁵ des Textes genuin Höl-

¹ Otto Pöggeler, Hegel, der Verfasser des ältesten Systemprogramms des deutschen Idealismus. Hegel-Studien, Beiheft 4, 1969, S. 32.

² Hegel-Tag Villigst 1969. Hegel-Studien, Beiheft 9, 1973.

³ Friedrich Strack, Das Systemprogramm und kein Ende. Zu Hölderlins philosophischer Entwicklung in den Jahren 1795/96 und zu seiner Schellingkontroverse. Hegel-Studien, Beiheft 9, 1973, S. 107 ff.

⁴ F. Strack, ebenda.

⁵ F. Strack, aaO, S. 119.

derlinsches Denken nachzuweisen. Zu diesem Behuf zeichnet Strack sein Verständnis von Hölderlins Philosophie der Jahre 1795/96 in seinen Aufsatz über das 'Systemprogramm' ein.

Eine Überprüfung der Strackschen These kann deshalb nur dadurch eingeleitet werden, daß man das Stracksche Hölderlin-Bild den Texten Hölderlins gegenüberstellt. Auf diesem Wege soll im folgenden eine Kritik Stracks versucht werden. Es kann dabei nicht meine Aufgabe sein, positiv nachzuweisen, daß Hegel – und kein anderer – der Verfasser des 'Systemprogramms' ist. Dieser Nachweis ist m. E. von Otto Pöggeler erbracht worden⁶. Ich möchte hier nur zeigen, daß Hölderlin als Verfasser des 'Systemfragments' gar nicht in Frage kommt. Der Anlage der Arbeit Stracks entsprechend sollen zwei der Probleme, die sich auf Grund des ersten Teils des 'Systemprogramms' ergeben, ausführlicher behandelt werden, soweit sie Hölderlin betreffen.

Der Ansatz, die philosophische „Grundkonstellation“ des 'Systemprogramms', ist ein praktischer. Und dies einesteils deshalb, weil die Philosophie für den Verfasser nicht anders als praktisch zu begründen ist, zum andern darum, weil der Text selbst die Bewältigung einer praktischen Aufgabe – der praktischen Aufgabe schlechthin – überdenken und dementsprechend darlegen will. Mit andern Worten: der Text entwirft eine „Ethik“, weil Philosophie nur als Ethik *möglich* und nur und gerade als Ethik *notwendig* ist. Die „Ideen“, deren „vollständiges System“ zu entwerfen ist, sind allein denkbar und legitimiert als „praktische Postulate“. Wir brauchen hier nicht in Einzelheiten des „vollständigen Systems aller Ideen“ zu gehen; der praktische Ansatz des 'Systemprogramms' ist nicht zu verkennen und in der Diskussion entsprechend einhellig aufgefaßt und anerkannt worden. Es fragt sich jedoch mit Bezug auf die Stracksche These: hat Hölderlin jemals so gedacht?

Für Schelling und Hegel kann es als ausgemacht gelten, daß ihre philosophischen Anstrengungen zunächst einmal von dem Kant-Fichteschen Primat der praktischen Vernunft ihren Ausgang genommen haben. Gilt das aber im gleichen Maße auch für Hölderlin? Wenn wir diese Frage stellen, setzen wir (hierin mit Strack übereinstimmend) voraus, daß Hölderlin in der Tat eine philosophisch-systematische Konzeption ausgearbeitet hat und sich keineswegs, wie früher Ludwig Strauß und Johannes Hoffmeister annahmen, in der Philosophie „wie die Schweizer-

⁶ Vgl. O. Pöggeler, Hegel, der Verfasser des ältesten Systemprogramms des deutschen Idealismus, aaO, S. 17 ff.; ders., Hölderlin, Hegel und das älteste Systemprogramm, Hegel-Studien, Beiheft 9, 1973, S. 209 ff.

hirten im Soldatenleben“⁷ fremd und unwohl fühlte. Sogleich muß jedoch hinzugefügt werden, daß Hölderlins systematische Konzeption zwar nicht einfach im Dienste seiner poetischen Beschäftigung stand, aber stets auf diese bezogen war. Sein „Dichterberuf“ war also Hölderlins „erkenntnisleitendes Interesse“ in seinen philosophischen Bemühungen. Von daher ergibt sich dann aber auch die charakteristische Eigenheit und Originalität der Hölderlinschen spekulativen Systematik, die hier in unserm Rahmen freilich nicht erschöpfend dargestellt werden kann.

1

Wir fragen zunächst nach der Richtigkeit und Haltbarkeit der These Stracks, „Selbsttätigkeit“ und „Moralität“ seien die Grundlegung der „Ästhetik“ bei Hölderlin in den Jahren 1795/96⁸. Wenn diese These Stracks stimmt, dann ist der Einfluß Fichtes auf Hölderlin größer als heute weitgehend angenommen wird. Es steht also letztlich zur Debatte, ob Hölderlin (1794–96 zumindest) eine mit Fichte (und dann auch Schiller) übereinstimmende Theorie sich zugrundelegte. Hölderlin hat seine Bewertung der „neuen Philosophie“ in einem Brief vom Neujahrstag 1799 zusammengefaßt, zu einem Zeitpunkt also, da gewissermaßen die erste Etappe des stürmischen Aufbruchs des deutschen Idealismus erreicht war. Für die „bornirten“ Deutschen, schreibt Hölderlin, habe es keinen „heilsameren Einfluß“ gegeben als die „neue Philosophie“, die „das unendliche Streben in der Brust des Menschen aufdekt“⁹. Er fährt fort: „und wenn sie schon sich zu einseitig an die große Selbsttätigkeit der Menschennatur hält, so ist sie doch, als Philosophie der *Z e i t*, die einzig mögliche.“

Die zeitkritische Note, die diese Aussagen haben, ist eng verwandt mit der berühmten Scheltrede über die Deutschen im zweiten Band des 'Hyperion', der im April 1799 erschien. Den sklavisch am „Gesetzten“, an der „Positivität“ von Religion und Staat hängenden Deutschen¹⁰ konnte nur eine Philosophie helfen, die die Freiheit und das „Streben ins Unendliche“, das sich revolutionär über die Endlichkeiten des Positiven hinwegsetzt, emphatisch betonte. Dieser „neuen Philosophie“ Kants, Fichtes und Schellings gilt Hölderlins uneingeschränkte gesellschaftsphilosophische und gesellschaftspolitische Solidarität. Darüber vergißt er allerdings nicht seine spekulativ-philosophischen Einwände gegen die „neue Philo-

sophie“. Und diese Kritik setzt eben da an, wo die „neue Philosophie“ „zu einseitig“ wird, indem sie sich nur an die „große Selbsttätigkeit der Menschennatur... hält“. Damit stellt Hölderlin hier entschieden in Frage, was ihm nach Stracks Angaben (zumindest noch ein paar Jahre vorher) uneingeschränkt als Grundlage seines Philosophierens gegolten haben soll. Nun wäre es allerdings ja möglich, daß Hölderlin 1799 nicht mehr so dachte wie in den stürmischen Jahren 1795/96, mit andern Worten, daß Hölderlin den philosophischen Standort gewechselt hätte. Wir müssen uns also umsehen in jenen Texten, die 1795/96 geschrieben worden sind. Unsere Suche wäre gewiß leichter, wenn Strack ein übriges getan hätte und seine Behauptungen bezüglich der grundlegenden Bedeutung der „freien Selbsttätigkeit“ für die „ästhetischen Ideen“¹¹ bei Hölderlin mit Zitaten belegt hätte. Im entsprechenden Passus der Arbeit Stracks findet sich jedoch nur ein karger Hinweis auf das Fragment 'Über das Gesez der Freiheit', dem wir weiter unten nachgehen müssen.

Das Stichwort „Selbsttätigkeit“ findet sich nun tatsächlich aber an keiner Stelle in den Hölderlinschen Texten aus den Jahren 1795/96. Später taucht es noch im oben zitierten Brief auf, da jedoch in ablehnendem Sinn; und im 'Grund zum Empedokles' wird es noch einmal gebraucht zur Bezeichnung für das „Extrem der Selbsttätigkeit und Kunst und Reflexion“¹², also ebenfalls zur Markierung einer Einseitigkeit. Das besagt jedoch noch nicht viel. Denn die gemeinte Sache könnte ja – unter anderem Namen – trotzdem in den Schriften Hölderlins aus der besagten Zeit vorkommen.

a) Wir setzen ein beim 'Fragment von Hyperion', das im November 1794 in Schillers 'Thalia' erschienen ist. In fünf Briefen an seinen Freund Bellarmin berichtet Hyperion, wie er geworden ist, was er jetzt (bei Abfassung dieser Briefe) ist. Hyperions innere Geschichte, die sich auf anderer Ebene wiederholt, während er sie erzählt, erreicht ihren Höhepunkt in der Begegnung mit Melite. Sie verkörpert, was Hyperion sucht, sein will, aber (noch) nicht sein kann. Der Begriff, der sich Hyperion für das „himmlische Wesen“ der Melite aufdrängt, lautet sehr prägnant „das Selbstständige“. Dieses „Selbstständige“ ist das „Heilige“, das „neben ihrer Grazie sichtbar“ wird¹². Als Erläuterung zu diesem Begriff des „Selbstständigen“ muß Hyperions Rede von der „himmlischen Genügsamkeit“¹³ bzw. der „Allgenügsamkeit“¹⁴ Melites gelten. Das

⁷ Vgl. StA VI, 311 Br. Nr. 173.

⁸ Vgl. F. Strack, aaO, S. 113 ff.

⁹ StA VI, 304 Br. Nr. 172.

¹⁰ StA III, 80; III, 154 ff.; VI, 303 f. Br. Nr. 172.

¹¹ F. Strack, aaO, S. 114.

^{11a} StA IV, 153.

¹² Frg. 198, 8 f. StA III, 172.

¹³ Frg. 201, 13 StA III, 174.

¹⁴ Frg. 197, 13 StA III, 171.

„Selbstständige“ ist das Insichstehen der Vollendung. Nun ist es aber gerade Melite, die Hyperion, den zwischen Euphorie und Enttäuschung schwankenden, auffordert, das bloße Suchen aufzugeben, um zum Finden zu gelangen. „Mit himmlischen Thränen bat sie mich endlich“, berichtet Hyperion, „den edlern stärkern Theil meines Wesens kennen zu lernen, wie sie ihn kenne, auf das Selbstständige, Unbezwingliche, Göttliche, das wie in allen, auch in mir sei, mein Auge zu richten“¹⁵. Hyperion soll lernen, daß das „Selbstständige“ nicht nur dem ätherischen Wesen Melite gegeben, ansonsten aber in den Himmel verbannt ist. Das „Selbstständige“ ist vielmehr „in allen“. Den „Frieden“ der Vollendung, sein Insichstehen, sucht man nach Melites Worten „vergebens... außer sich...“, wenn man ihn nicht sich selbst giebt“¹⁶. Das „Selbstständige“ findet der Mensch also in sich selbst und durch sich selbst, freilich als den „Gott in uns“¹⁷. Die „Gewalt“, die der Mensch über sich hat, ist die Fähigkeit, den „Frieden“ zu finden. Sie ist damit aber keineswegs eine Gewalt über diesen Gott, der als das „Selbstständige“ für den Menschen das „Unbezwingliche“ bleibt.

Das Schlüsselwort „das Selbstständige“ entspricht also in seiner Bedeutung bei Hölderlin ziemlich genau dem Begriff „Substanz“, wenn man an die Definition der Substanz bei Spinoza denkt: per substantiam intelligo id quod in se est et per se concipitur¹⁸. Diese Substantialität ist also auf keinen Fall gleichbedeutend mit der „freien Selbsttätigkeit“, der Spontaneität, von der Strack redet. Das „Selbstständige“ ist das grundlegende, substantiale Prinzip in Hölderlins „Thalia-Fragment“, nicht das „Selbsttätige“. Für Hölderlin bleibt trotz der Leibnizischen Identifikation von Substantialität und Spontaneität¹⁹ dennoch ein fundamentaler Unterschied zwischen beiden Begriffen bestehen. Das zeigt auch die Vorrede des ‚Fragments‘, die den Gesichtspunkt des Autors hervorkehrt: „Der Mensch möchte gerne in allem und über allem seyn, und die Sentenz in der Grabinschrift des Lojola: non coerceri maximo, contineri tamen a minimo kann eben so die alles begehrende, alles unterjochende gefährliche Seite des Menschen, als den höchsten und schönsten ihm erreichbaren Zustand bezeichnen“²⁰. „Jene „alles begehrende, alles unterjochende gefährliche Seite des Menschen“ ist es doch, von der Hölderlin Jahre später sagt (s. o.), die „neue Philosophie“ habe sich zu „einseitig“ an sie als die

¹⁵ Frg. 211, 8 ff. StA III, 179.

¹⁷ Frg. 190, 1 StA III, 167.

¹⁹ G. W. Leibniz, Die Vernunftprinzipien der Natur und der Gnade § 1.

²⁰ Frg. 182, 6 ff. StA III, 163.

¹⁶ Frg. 204, 5 StA III, 175.

¹⁸ B. de Spinoza, Ethica Pars I Def. III.

„große Selbstthätigkeit der Menschennatur“ gehalten. Es bleibt also dabei: von „Selbsttätigkeit“ als oberstem und grundlegendem Prinzip kann im ‚Fragment von Hyperion‘ nicht die Rede sein.

b) Wie sieht es nun in der ‚Metrischen Fassung‘ des ‚Hyperion‘-Romans aus mit der „Selbsttätigkeit“ überhaupt und gar als Begründung der „ästhetischen Produkte“ (Strack)? Schon seit Zinkernagel²¹ hat man in der ‚Metrischen Fassung‘ diejenige ‚Hyperion‘-Stufe gesehen, die am stärksten Fichte verpflichtet ist. Die Chancen, einen Beleg für Stracks Thesen zu finden, stünden hier also am besten. In der Tat werden wir sofort auf die Stelle verwiesen, an der der „weise Mann“, also der greise Hyperion sagt:

*Auch ist mir nicht verborgen, daß wir da,
Wo uns die schönen Formen der Natur
Die Gegenwart des Göttlichen verkünden,
Mit unsrem Geiste nur die Welt beseelen.*²²

Diese Formulierungen erinnern stark an das Kant-Motto der Tübinger ‚Hymne an die Schönheit‘. Dort hatte es geheißen: „Die Natur in ihren schönen Formen spricht figürlich zu uns, und die Auslegungsgabe ihrer Chifferschrift ist uns im moralischen Gefühl verliehen“²³. „In der Stelle aus der ‚Metrischen Fassung‘, die hier jetzt zur Debatte steht, kann man jedoch schon eine charakteristische Freiheit gegenüber der Kantschen Auffassung bemerken. Denn von „moralischem Gefühl“ ist hier nicht mehr die Rede, sondern von „unsrem Geiste“. Und dieser „Geist“ ist es, mit dem wir „die Welt beseelen“. Im Kant-Motto der Tübinger Hymne hatte es noch mit Kant „Auslegung“, bzw. „Auslegungsgabe“ geheißen, während hier nun das Wort „beseelen“ gebraucht wird. Das ist allerdings ein Unterschied. „Auslegung“ wäre in Kantischen Termini die Tätigkeit der reflektierenden Urteilskraft, „beseelen“ dagegen die der produktiven Einbildungskraft. Im ganzen stellen sich diese vier Verse dennoch als Konzession an Kant dar, freilich an einen radikalisierten Kant. Nun wird aber selbst dieser radikalisierte Kant in den folgenden Versen überboten durch eine Aussage, die nun ganz und gar Fichteanisch klingt:

*Doch, lieber Fremdling, sage mir, was ist,
Das nicht durch uns so wäre, wie es ist?*²⁴

Hier scheint die Fichtesche Position in aller nur möglichen Deutlichkeit ausgesprochen. Ja, die Selbstevidenz dieser Position wird noch unter-

²¹ Nach Beißner in StA III, 301.

²³ StA I, 152.

²² Metr. 107–110 StA III, 193.

²⁴ Metr. 111 f. StA III, 193.

strichen durch die offenbar rhetorische Frageform. Hier wäre dann zumindest ein indirekter Beleg gefunden für die Stracksche Behauptung von der grundlegenden Bedeutung der Spontaneität für die Hölderlinsche Philosophie in jenen Jahren. Aber ist denn „Geist“ wirklich die moralische Spontaneität? Außerdem konnte es doch durchaus sein, daß die „rhetorische“ Frage „was ist, / Das nicht durch uns so wäre, wie es ist?“ doch auch eine *echte* Frage darstellte. „Er schwieg und sah mich forschend an“ – so jedenfalls fährt der Bericht fort. Dieser Kontext erlaubt es zumindest, die gestellte Frage auch als echte Frage zu verstehen. Und in der Tat verspricht Hyperion gleich darauf, daß er „mer noch wagen“ will als die scheinbar so evidente Fichtesche Theorie. Wir haben uns also vor eilfertigen Schlüssen zu hüten und müssen den Kontext heranziehen. Schon am Anfang seiner Rede hat nämlich der „weise Mann“ einen bedeutsamen Einwand gegen die Selbstherrlichkeit der absoluten Spontaneität vorgebracht. Zwar, so hatte er dort eingeräumt, soll „der Trieb in uns, das Ungebildete / Zu bilden nach dem Göttlichen in uns“ „nie auf halbem Wege sich begnügen“²⁵. Aber auch an dieser Stelle fährt Hyperion mit einem „Doch . . .“ fort. Denn es besteht die Gefahr, daß wir auf diesem Wege „die Empfänglichkeit in uns“ „verläugnen“²⁶. Gegenüber dem Fichteschen Prinzip der absoluten Selbsttätigkeit des Ich wird in äußerster Dringlichkeit die Rezeptivität („Empfänglichkeit“) geltend gemacht. In ähnlicher Weise hatte schon Schiller gegen den „Rigoristen der Moral“, also gegen Kant, argumentiert: „Nimmermehr kann die Vernunft Affekte als ihrer unwert verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt“²⁷. Entsprechend heißt es in der ‚Metrischen Fassung‘ bei Hölderlin: „Wenn deine Pflicht ein feurig Herz begleitet, / Verschmähe nicht den rüstigen Gefährten“²⁸. Spontaneität und Rezeptivität, Aktivität und Passivität müssen nach der Einsicht des greisen Hyperion aufeinander bezogen werden. Denn, wie es in Hyperions Rede heißt:

*Der leidensfreie reine Geist befaßt
Sich mit dem Stoffe nicht, ist aber auch
Sich keines Dings und seiner nicht bewußt,
Für ihn ist keine Welt, denn außer ihm
Ist nichts.*²⁹

Die „leidensfreie“ Spontaneität des absoluten Ichs hebt sich letztlich selber auf:

²⁵ Metr. 61–65 StA III, 189.

²⁶ Metr. 78 StA III, 191.

²⁷ F. Schiller, Über Anmut und Würde. Säkular-Ausgabe Bd. 11, 220.

²⁸ Metr. 155 f. StA III, 195.

²⁹ Metr. 131–135 StA III, 195.

*Sich aber nicht zu fühlen, ist der Tod,
Von nichts zu wissen, und vernichtet seyn
Ist Eins für uns.*³⁰

Die beiden „Triebe“ Spontaneität und Rezeptivität dürfen also, wenn anders Bewußtsein einer „Welt“ und Selbstbewußtsein möglich sein sollen, nicht einander untergeordnet, sondern müssen miteinander ausgeglichen und „vereinigt“ werden.

Eine solche „Vereinigung“ ist aber nur möglich durch eine Überbietung auch der Theorie Fichtes, den Hölderlin (Hyperion) dahingehend versteht, daß nach ihm der Widerstreit zwischen Spontaneität und Rezeptivität gelöst wird auf Kosten der Rezeptivität. Denn für Fichte bleibt der Wechselbestimmung von Ich und Nicht-Ich, die im empirischen Bewußtsein stattfindet, immer noch die Spontaneität des absoluten Ichs vorgeordnet. Dadurch wird der Widerstreit der Triebe gerade nicht gelöst, sondern einseitig entschieden. Also muß diese Theorie überboten werden, und dies geschieht hier in der ‚Metrischen Fassung‘ erstmalig durch den platonischen Liebes-Begriff. Vereinigt werden kann der Widerstreit der Triebe durch nichts anderes als die „Liebe“.

Wir brauchen hier das Wesen der Liebe, das Platon in ‚Phaidros‘ und ‚Symposion‘ entfaltet, nicht ausführlich zu entwickeln. Statt dessen soll uns der Versuch eines Beweises gegen die Fichtesche Theorie interessieren, der hier in der ‚Metrischen Fassung‘ enthalten ist. Es ist der erste einer Reihe von Widerlegungsversuchen, die uns im folgenden noch beschäftigen werden. Der Beweis (Metr. 120 – 135) geht nicht, wie die Fichte durch Platon überbietende Argumentation (Metr. 136 – 154), von der soeben die Rede war, aus von der in der Entgegensetzung der Triebe herrschenden Beschränkung zur Vereinigung in der Liebe, sondern leitet umgekehrt das Entgegensetzung und Beschränkung enthaltende Bewußtsein aus der Genese der Liebe her. Der Mythos von der Geburt der Liebe ist die Ätiologie des Bewußtseins. Nur weil es Liebe als Ausmittelndes³¹, zwischen „Armuth“ und „Überfluß“, Rezeptivität und Spontaneität Vermittelndes gibt, gibt es Bewußtsein. Die Liebe ist aber als solches Ausmitteln gerade eben nicht Selbsttätigkeit. Fichtes Theorie will das Selbstbewußtsein aus der Spontaneität des absoluten Ichs erklären, also aus der Selbsttätigkeit des absoluten Sich-setzens. Dieter Henrich hat den „Ernst“ von „Fichtes ursprünglicher Einsicht“ gerade darin entdeckt,

³⁰ Metr. 144–146 StA III, 195.

³¹ Vgl. Platon, Symposion 202 E 8–9: ἐν μέσῳ δὲ ὄν ἀμφοτέρων συμπληροῖ (ὁ Ἔρωσ), ὥστε τὸ πᾶν αὐτὸ αὐτῷ ξυνδεδέσθαι.

daß Fichte das Sich-setzen des absoluten Ichs als „Unmittelbarkeit, in der das ganze Ich in einem hervortritt“³², aufgefaßt habe. Diese Formulierung erinnert durchaus an das 'Systemprogramm'. Genau an diesem Gedanken allerdings entzündet sich der Widerspruch Hölderlins, wie übrigens auch einige Jahre später Hegels Kritik an Fichte³³. Der platonisierende Jenaer Hölderlin erklärt das Bewußtsein einer Welt außer uns wie auch unserer selbst nicht aus einem unvermittelten Unmittelbaren, sondern aus der absoluten Vermittlung der Liebe.

Freilich, die Liebe ihrerseits hat ihren „Geburtstag“, ihre Ätiologie, ihren Grund in der Schönheit. Wie die Schönheit bestimmt ist, darauf kommt hier in der 'Metrischen Fassung' nicht mehr die Rede. Man könnte also einwenden, daß Hölderlins greiser Hyperion das Problem Fichtes nur um eine Stufe höher gehoben, es aber damit noch keineswegs befriedigend gelöst habe. Diesen Einwand müssen wir hier einmal auf sich beruhen lassen. Die entscheidende Frage ist tatsächlich, ob durch die Hebung des Problems auf eine neue Stufe nur eine andere Reflexionsebene erreicht ist oder ob sich das Problem dadurch qualitativ verändert hat; mit andern, einer späteren Terminologie entlehnten Worten: hat sich die Reflexion hier schon zur Spekulation erhoben oder verharrt sie im perennierenden Fortschritt von Reflexion zu Reflexion?

Eines jedoch sollte klar geworden sein: die Liebe ist kein Prinzip der „Selbsttätigkeit“, Eros ist nicht Narzissus. Das heißt aber dann: Selbsttätigkeit, Spontaneität kommt auch in der 'Metrischen Fassung' nicht an der Stelle im System vor, an der sie Strack sehen möchte, nämlich an der obersten, bzw. grundlegenden. Erst an vielfach vermittelter Stelle ist von der Spontaneität die Rede, und selbst da wird noch vor ihrer Gefährlichkeit gewarnt.

c) 'Hyperions Jugend', in der ersten Hälfte des Jahres 1795 geschrieben, enthält, soweit der Text dem Gedankengang der 'Metrischen Fassung' folgt, keine tiefgreifenden Änderungen. Wohl aber wird der Begriff der Liebe ausführlicher abgegrenzt gegen Mißdeutungen, Mißverständnisse und Mißbrauch. In diesem Zusammenhang wird dann auch ein Gedanke erstmalig formuliert, der von nun an größte Bedeutung erlangen wird.

³² Dieter Henrich, Fichtes ursprüngliche Einsicht (Wissenschaft und Gegenwart Heft 34), Frankfurt a. M. 1967, S. 18.

³³ Vgl. G. W. F. Hegel, Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie (Phil. Bibl.), Hamburg 1962, S. 78: „Es hilft nichts, daß Ich lauter Leben und Agilität, das Tun und Handeln selbst ist, das Allerrealste, Unmittelbarste im Bewußtsein eines Jeden; sowie es dem Objekt absolut entgegengesetzt wird, ist es kein Reales, sondern ein nur Gedachtes, ein reines Produkt der Reflexion...“

Die hypostasierte Liebe wird folgendermaßen angesprochen: „Kein Handeln, kein Gedanke reicht, so weit du willst“³⁴. Handeln und Wissen (in diesem Sinne ist „Gedanke“ hier natürlich zu verstehen) wollen ins Unendliche reichen und reichen doch nicht so weit wie die Liebe. Der unendliche Progreß des Handelns (Fichte) und der unendliche Regreß des Wissens (Kant) können nicht das leisten, was die Liebe vermag. Das versöhnende Wesen der Liebe allein vermittelt zwischen dem „Reichtum“ der „Ideenwelt“³⁵ und der „Dürftigkeit des Lebens“³⁶. Die Theoreme unendlicher Reihen in Theorie und Praxis, wie sie Kant und Fichte für ihre Systematik konstruierten, nimmt Hölderlin in den folgenden Monaten und Jahren immer wieder auf; bei ihm entkräften sie aber argumentativ genau das, was sie bei Kant und Fichte beweisen sollen. Wir werden noch darauf zurückkommen müssen.

Bevor wir die 'Vorrede zur vorletzten Fassung' behandeln, wollen wir die theoretischen Fragmente und brieflichen Äußerungen Hölderlins vom Spätherbst 1794 bis zum September 1795 betrachten.

d) Hier käme zuerst einmal der schwierige Text 'Über das Gesez der Freiheit' in Frage. Strack behauptet, daß dieses Fragment „als ein ästhetischer Entwurf gelesen werden [muß], der allerdings in *moralischer Terminologie* [kursiv von Strack] abgefaßt ist.“ Strack fährt fort: „Hölderlin spricht hier von einer 'moralischen Organisation der Einbildungskraft'...“³⁷ Es ist mir nicht möglich gewesen, die als Zitat gekennzeichnete Formulierung „moralische Organisation der Einbildungskraft“ im Text von Hölderlins 'Über das Gesez der Freiheit' zu finden. Von einer „moralischen Organisation der Einbildungskraft“ ist schlechterdings nirgendwo im Text Hölderlins die Rede. Auf diesem falschen „Zitat“ beruht aber Stracks Argumentation, bzw. seine Behauptung eines „Gestaltungsprinzip[s] der poetischen Imagination“, „daser (sc. Hölderlin) ... als moralisch begreift“³⁸. Was bleibt dann noch von der Behauptung, der Text 'Über das Gesez der Freiheit' müsse als „ästhetischer Entwurf gelesen werden, der allerdings in moralischer Terminologie abgefaßt ist“?

Der Text ist ein Fragment, dazu noch ein sehr kurzes. Es kann aus ihm nicht mit Sicherheit entschieden werden, welches seine Absicht und sein Ziel ist. Im Vorliegenden (es ist nur ein Blatt erhalten, die „Fortsetzung ist wohl, da das Fragment am unteren Rande der Rückseite abbricht, verschollen“³⁹) ist zunächst von der „Einbildungskraft“ die Rede sowie von den Rücksichten, in denen sie „betrachtet“ werden kann⁴⁰. Die Ein-

³⁴ StA III, 204.

³⁵ StA III, 203.

³⁶ StA III, 204.

³⁷ F. Strack, aaO, S. 114.

³⁸ Ebenda.

³⁹ StA IV, 732 (Beißner).

⁴⁰ StA IV, 211.

bildungskraft oder „Phantasie“⁴¹ kann nämlich zum einen „in Verbindung mit dem Begehungsvermögen“, zum andern „an und für sich“, d. h. „theoretisch betrachtet“ werden. Das erinnert natürlich sofort an die Kantsche Analytik des Schönen und Erhabenen⁴², der Hölderlin bekanntlich einen Aufsatz widmen wollte⁴³, wie ja auch der Terminus „Gesetz der Freiheit“ ein Kantisches Dictum ist⁴⁴. Nun, wenn in Hölderlins Text die Einbildungskraft „dort“ in theoretischer, „hier“ in praktischer Hinsicht „betrachtet“ wird, so heißt das entweder, daß sie also Theorie und Praxis vorgeordnet, übergeordnet ist, oder, daß sie ein sowohl der Theorie als auch der Praxis untergeordnetes, nur dazukommendes Moment darstellt. Ich glaube nicht, daß man allein aus dem erhaltenen Text diese Frage klären kann. Die Aussage- und Beweiskraft des Fragments ist also äußerst beschränkt, zumindest hinsichtlich der Strackschen Behauptungen.

Die zweite Hälfte des *erhaltenen* Textes⁴⁵ spricht dann nur noch von der praktischen Hinsicht der Einbildungskraft. Die beiden „Zustände“ der Einbildungskraft, insofern „sie in Verbindung mit dem Begehungsvermögen betrachtet wird“, sind der „Naturzustand“, die „Moralität des Instinkts“, in der „moralische Gesetzmäßigkeit möglich, aber zufällig“ ist, und der „veste Zustand“, in dem die Moralität durch das „Gesetz der Freiheit“ geboten wird und dadurch nicht mehr ein „unsicheres, ... wandelbares Ding“⁴⁶ ist. Hier bricht der Text ab. Das „Gesetz der Freiheit“ ist allerdings ein Ordnungsprinzip, oder um mit Strack zu reden, das „Gestaltungsprinzip“ für die Einbildungskraft, aber nur *wenn und insofern* diese „in Verbindung mit dem Begehungsvermögen betrachtet wird“⁴⁷. Das Gesetz, mittels dessen die Einbildungskraft „an und für sich“, d. h. im Hinblick auf ihre theoretische Betrachtbarkeit, geordnet werden kann, müßte nach der Analogie, die im ersten Teil des Textes streng zwischen Theorie und Praxis gewahrt ist, nun noch folgen. *Daß* es dieses dem „Gesetz der Freiheit“ analoge Gesetz für die theoretisch betrachtete Einbildungskraft *gibt*, ist ganz offensichtlich in Zeile 3 des Textes vorausgesetzt. Aber auch die ganz offensichtliche, von Strack jedoch übersehene Parallele zu Kants Analytik des Schönen und

⁴¹ Ebenda.

⁴² I. Kant, Kritik der Urteilskraft (Phil. Bibl.), Hamburg 1968, S. 94 und 98 (Originalzählung).

⁴³ Vgl. StA VI, 137 Br. Nr. 88.

⁴⁴ Kant, KdU LIII und Erste Einleitung in die Kritik der Urteilskraft, hrsg. von G. Lehmann, Hamburg 1970, S. 9.

⁴⁵ StA IV, 211 Z. 18 bis 212 Z. 14.

⁴⁶ StA IV, 212.

⁴⁷ StA IV, 211.

Erhabenen bestätigt das. Entsteht das „Schöne“ nach Kant aus der „Beziehung“, der „Einhelligkeit“ von „Verstand“ und „Einbildungskraft“, so resultiert die „Beurteilung eines Dinges als erhabenen“ aus der „Beziehung“ der „Einbildungskraft“ auf die „Vernunft“⁴⁸. Bei Hölderlin stehen für die „Erkenntnisvermögen“ Vernunft und Verstand auch die entsprechenden Anwendungsgebiete „Freiheit und Natur“. Die Zuordnung ist aber absolut die gleiche wie bei Kant. Man kann also durchaus wohl ergänzen, daß die „Einbildungskraft ... in Verbindung mit dem Begehungsvermögen“ das Gefühl des „Erhabenen“ ermöglicht, während die „Einbildungskraft an und für sich (d. h. also theoretisch) betrachtet“ das ästhetische Urteil des „Schönen“ hervorbringt. Nach Strack, der nur die praktische Hinsicht der Einbildungskraft gelten läßt, hätte Hölderlins Theorie der Ästhetik nur aus einer Analytik des Erhabenen bestanden, während das „Schöne“ unter den Tisch fiel.

Es dürfte nun klar geworden sein, daß Stracks Interpretation des Fragments 'Über das Gesetz der Freiheit' nicht zu halten ist. Freilich bleibt weiterhin die Frage des Verhältnisses von Theorie, Praxis und Ästhetik zu klären. Die Analyse der folgenden Texte wird hierüber Aufschluß geben.

e) Nach der Beißnerschen Datierung folgt nun das (noch kürzere) Fragment 'Hermokrates und Cephalus'. Strack bestreitet allerdings diese Chronologie⁴⁹. Das Fragment gehört an sich, so wie es erhalten ist, nicht direkt in die Erörterung von Hölderlins „Ästhetik“. Aber es geht in ihm um die Möglichkeit der Konstituierung eines „Systems“, und es verdeutlicht jenen Gedanken des „unendlichen Progresses“, den wir schon bei der Interpretation von 'Hyperions Jugend' berührt hatten.

Es wird die Frage aufgeworfen, ob die „Vollendung, die jedes sucht und keines findet, vorhanden wäre“⁵⁰. Der Gesprächspartner des Hermokrates scheint anzunehmen, daß diese Vollendung schon „vorhanden“ sei und „in einem Systeme dargestellt erscheinen“ könnte. Ein solches „System“ stelle das „Ideal des Wissens“ dar. Es ist nicht unbedingt gesagt, daß mit dem „Ideal des Wissens“ hier in Z. 1 des Textes bloß die theoretische Philosophie gemeint ist, analog zur Gegenüberstellung Handeln – Wissen, die in Z. 11 eingeführt wird. „Wissen“ kann ja im damaligen Sprachgebrauch sowohl die bloß theoretische Seite der Philosophie bezeichnen, der dann das Handeln als Gegenstand der praktischen Philosophie gegenübersteht, als auch die „Wissenschaft“ überhaupt, die sich in theoretische und praktische unterteilt⁵¹.

⁴⁸ Kant, KdU 94 bzw. 99.

⁴⁹ F. Strack, aaO, S. 141.

⁵⁰ StA IV, 213.

⁵¹ Vgl. z. B. den Titel von Schellings Schrift „Vom Ich als Princip der Philosophie oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen“ (Hervorheb. vom Verf.).

Fichte z. B. nennt seine Philosophie, die theoretische und praktische Philosophie gerade durch „Subordination der Theorie unter das Praktische“⁵² vereinigen will, „Wissenschaftslehre“ und nicht „Machenschaftslehre“. Wenn freilich in Z. 8 unseres Textes Hermokrates es „wunderbar“ (= verwunderlich) findet, „wenn gerade diese Art des sterblichen Strebens ein Vorrecht hätte“, so scheint er das im System dargestellte „Ideal des Wissens“ als ein System der theoretischen Philosophie, und nicht der Wissenschaft überhaupt, aufzufassen. Dann sollte die Frage Z. 8–10 einen Zweifel gegenüber der Theorie als systemgebendem Prinzip anmelden. Wir können jedoch hier der Einsicht Stracks zustimmen, daß man aus dem fragmentarischen Text keine „exakte Auskunft“ über die Absicht dieser Frage „erhalten“ kann⁵³. Denn – und hierin unterscheidet sich unsere Auslegung von derjenigen Stracks – es könnte in der Tat auch so sein, daß das „Ideal des Wissens“ die idealische Wissenschaft meint, die Wissen und Handeln gleichermaßen umfaßt. Unter dieser Voraussetzung wäre der Text wie folgt zu verstehen:

Es fragt sich, wie das „Ideal des Wissens“ (= die Wissenschaft; vgl. Z. 14, wo das Wort „Wissenschaft“ offensichtlich Wissen und Handeln umgreift) „vollendet“ werden könne und wodurch. Das „System“, als eine Art des „sterblichen Strebens“, kann, gleich ob als System der praktischen oder der theoretischen Priorität, diese Vollendung aber nicht darstellen. Denn sowohl das System des Wissens als auch das des Handelns bedarf „eines unendlichen Fortschritts...“, um dem gränzenlosen Ideale sich zu nähern“. Nun soll damit allerdings nicht bestritten werden, daß Wissen und Handeln (theoretische und praktische Philosophie) sich tatsächlich dem „gränzenlosen Ideale“ nähern. Diese „Voraussetzung“ soll der Gesprächspartner durchaus „in Anspruch nehmen“, d. h. ihre Richtigkeit argumentativ ins Feld führen. Aber Hermokrates fährt fort: „Inzwischen laß mich doch fragen, ob denn wirklich die Hyperbel mit ihrer Asymptote vereinigt...“ In dieser Frage kulminiert der (vorhandene) Text. Ginge es dem Text um die Frage eines Vorrangs der Theorie vor der Praxis, so wäre diese Frage nach der Vereinigung der Hyperbel mit ihrer Asymptote unverständlich und träge gar nicht das Problem. Denn darin sind sich Theorie und Praxis doch gerade gleich, daß sie nur gegen einen Grenzwert streben. Dieser Grenzwert aber, so glaube ich die letzte Frage des Textes deuten zu müssen, ist

⁵² J. G. Fichte, Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre. Akademie-Ausgabe Bd. I, 2, S. 424.

⁵³ F. Strack, aaO, S. 141.

gerade nicht identisch mit dem „gränzenlosen (Hervorheb. vom Verf.) Ideal“, kann nie mit ihm identisch werden. Sich einem Grenzwert unendlich nähern ist nicht gleich der Erreichung des Unendlichen selbst.

Aller Wahrscheinlichkeit nach geht es also nicht um die Frage eines möglichen Vorrangs der Theorie vor der Praxis oder umgekehrt. Vielmehr ist die eigentliche Pointe, daß beide, Handeln und Wissen, vorgeben, das „gränzenlose Ideal“ durch einen „unendlichen Fortschritt“ darstellen zu können, daß aber durch eine unendliche Annäherung das Unendliche eben doch nicht erreicht werde, so wenig „die Hyperbel mit ihrer Asymptote vereinigt“. Mit andern Worten, die Intention des Textes wäre es, deutlich zu machen, daß das „Ideal des Wissens“, d. h. die Wissenschaft, *weder* durch Theorie *noch* durch Praxis „wirklich“ werden kann. Das Problem, das der Text angehen möchte, wäre dann die Frage, wie überhaupt das „Ideal“ „wirklich“ werden, wie die „Vollendung“ „vorhanden“ sein könne.

Die Lösung des Problems ist im erhaltenen Textabschnitt noch nicht ausgesprochen. Aber man geht sicher nicht fehl in der Annahme, daß sie schon vorbereitet ist – nicht zuletzt dadurch, daß das Philosophem des „unendlichen Progresses“ kritisch gegen seine eigenen Implikationen gewendet wird. Während also Fichte in seiner Philosophie des unendlichen Fortschritts die „vollendete Unendlichkeit“⁵⁴, das actu Unendliche verwirft, ist für Hölderlin gerade die „vollendete Unendlichkeit“ das Geforderte, das gerade deshalb nicht bloße Forderung bleiben darf.

f) Auch im Brief an Schiller vom 4. September 1795 bestreitet Hölderlin keineswegs, daß es einen „unendlichen Fortschritt“ der Philosophie als unendliche Annäherung an das Ideal des Wissens in Theorie und Praxis gibt, er macht aber zugleich klar, daß das Problem der Darstellung des Unendlichen damit nie und nimmer gelöst, sondern nur auf die lange Bank geschoben wird. Deshalb schreibt er, „daß, um ein System des Denkens (sc. der Theorie) zu realisieren, eine Unsterblichkeit eben so nothwendig ist, als sie es ist für ein System des Handelns (sc. der Praxis)“⁵⁵. Theorie und Praxis können also ihren Systemcharakter nur „realisieren“ durch „unendliche Annäherung“ (Z. 15 f.). Aber wie ist es dann mit diesem „realisieren“ bestellt in bezug auf die „unnachlässliche Forderung, die an jedes System gemacht werden muß, die Vereinigung des Subjects und Objects...“ (Z. 12 f.)? Die „unendliche Annäherung“ an die „Forderung“ ist in derselben Weise nur möglich „wie die Annäherung des

⁵⁴ J. G. Fichte, Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre, aaO, S. 361.

⁵⁵ StA VI, 181 Br. Nr. 104.

Quadrats zum Zirkel“ (Z. 16 f.). An die Stelle des Hyperbel-Beispiels ist hier die Quadratur des Kreises getreten. Die Annäherung an das Ideal der „Forderung“ kann in der Theorie wie entsprechend in der Praxis nur in dem Maße geschehen, in welchem die Lösung der Quadratur des Kreises möglich ist. Ist die Quadratur des Kreises möglich? Natürlich läßt sich mittels der Zahl π Umfang und Inhalt des Kreises berechnen; die Zahl π ist jedoch im mathematischen Sinn „transzendent“ und „irrational“ und beweist dadurch, daß die Quadratur des Kreises eben nicht möglich ist. So sehr also die „unendliche Annäherung“ denkbar ist, so zeigt sie doch, daß das Problem, dem sie nachgeht, für sie unlösbar ist. Wenn nun aber auf dem approximativen Wege des „unendlichen Progresses“ die „unnachlässliche Forderung“, die an jedes System gemacht werden muß, nur im zweifelhaften und transzendenten Sinne der Lösung des Problems der Quadratur des Kreises erfüllt werden kann, wie ist diese Forderung dann überhaupt erfüllbar?

Hölderlin gibt hier die Antwort: die „Forderung“ kann „ästhetisch, in der intellectualen Anschauung“ erfüllt werden (Z. 14 f.). Es wird also ein drittes Prinzip geltend gemacht, das Theorie und Praxis überlegen ist, ihnen vorgeordnet und vorzuziehen ist. Hier ist also erstmalig philosophisch beim Namen genannt, was Hölderlin nach unserer Auffassung in den frühen 'Hyperion'-Stufen zum Greifen nahe vor sich ausbreitet, aber dort noch nicht begreifbar machen kann. Das „ästhetische“ Prinzip „intellektuale Anschauung“ vermag auf Grund seiner Überlegenheit gegenüber Theorie und Praxis das zu leisten, was diese nur scheinbar zustandebringen: die „Vereinigung des Subjects und Objects“, die zugleich die Vermittlung von Idee und Leben, Idealität und Realität und schließlich von Endlichem und Unendlichem darstellt.

g) In der 'Vorrede zur vorletzten Fassung' des 'Hyperion' endlich drückt sich Hölderlin so deutlich aus, daß die Unterschiede einerseits zum 'Systemprogramm' und andererseits zu dem, was Strack als Hölderlins „frühe ästhetische Theorie“ anbieten will, nicht mehr übersehen werden können.

Das oberste, erste und zugleich letzte Prinzip des philosophischen Entwurfs, den Hölderlin hier ausbreitet, heißt die „seelige Einigkeit, das Seyn, im einzigen Sinne des Worts“⁵⁶. Wenn man also in Hölderlins Systematik eine „erste Idee“ im Sinne des 'Systemprogramms' namhaft machen will, so ist diese „erste Idee“ weder die des „freyen, selbstbewußten Wesens“⁵⁷, wie im 'Systemprogramm', noch jene „Selbsttätigkeit der

Vernunft“⁵⁸, von der Strack die Hölderlinsche ästhetische Theorie abhängig und anhängig machen will. Jenes „Seyn, im einzigen Sinne des Worts“, das bei Hölderlin – nicht nur hier in der 'Vorrede zur vorletzten Fassung', sondern ebenso in 'Urtheil und Seyn' – allem voraus und zugrundeliegt, kann unmöglich die Spontaneität des Ichs oder der „Vernunft“ und ebenso unmöglich die „Vorstellung *von mir selbst*, als einem absolut freien Wesen“⁵⁹ sein. Die entsprechend explizite Argumentation findet sich in 'Urtheil und Seyn'.

Dieses „Seyn“, die „seelige Einigkeit“, das „friedliche *Ev και παν* der Welt“ ist dasjenige Prinzip, das wir unter dem Namen der „Selbstständigkeit“ (Substantialität) schon im 'Thalia-Fragment' gefunden haben. Es ist ebenso die „Liebe“ (der amor intellectualis Dei) und die intellektuale Anschauung. Alle diese Namen (Sein, Selbstständigkeit, Liebe, intellektuale Anschauung) weisen zurück auf Spinoza. Jener „heilige Plato“, den Hölderlin am Ende der 'Vorrede' um Vergebung bittet, ist ebenso der „tote Hund“ Spinoza. Den Spinozismus Hölderlins hier noch näher zu beweisen, würde über unseren Rahmen hinausgehen. Die Häufung drastisch spinozistischer Formeln sollte jedoch auch dem energischsten Zweifler zu denken geben.

Die „Gleichursprünglichkeit von Ich und Welt“ (Strack⁶⁰) ist bei Hölderlin in der 'Vorrede zur vorletzten Fassung' abgeleitet und damit in höchstens dem Sinne „ursprünglich“, in dem die „Ur-Theilung“ in der Notiz 'Urtheil und Seyn' „ursprüngliche Trennung“ genannt wird. Die „ursprüngliche Trennung“ als „gegenseitige Beziehung des Objects und Subjects“⁶¹ ist, mit den Worten der 'Vorrede', jener Zustand, in dem „wir ... zerfallen [sind] mit der Natur, und was einst, wie man glauben kann, Eins war, widerstreitet sich jetzt, und Herrschaft und Knechtschaft wechselt auf beiden Seiten“⁶². Dieser Zustand des „Widerstreit[s] zwischen unserem Selbst und der Welt“ ist der Zustand des entgegensehenden und trennenden Bewußtseins, das sich in theoretisches (wissendes) und praktisches (handelndes) teilt (vgl. ganz parallel 'Urtheil und Seyn' Z. 9 f.), aber in dieser Teilung nicht dahin „gelangt“, „wo aller Widerstreit aufhört, wo Alles Eins ist“⁶³. Das menschliche „Streben“, das bei Hölderlin unterteilt wird in theoretisches und praktisches (Z. 27 ff. der S. 236; 'Vorrede zur vorl. F.'), erreicht nur Grenzwerte: wieder wird dieser Gedanke mit einem mathematischen Beispiel belegt (ebenda Z. 31 f.). Die „unend-

⁵⁶ StA III, 236.

⁵⁷ 'Systemprogramm' StA IV, 297.

⁵⁸ F. Strack, aaO, S. 111 f.

⁶⁰ F. Strack, aaO, S. 117.

⁶² StA III, 236.

⁵⁹ 'Systemprogramm' StA IV, 297.

⁶¹ StA IV, 216.

⁶³ Ebenda.

liche Vereinigung“, die also weder theoretisch noch praktisch erreichbar ist, kommt nun aber doch zustande dadurch, daß der Anfang des „Systems“ auch das Ende ist, die Voraussetzung auch das Resultat: das „Seyn“, das in Theorie und Praxis „verloren“ ist, ist dennoch „vorhanden“, nicht erstrebbar, aber „vorhanden – als Schönheit“⁶⁴.

Über das Problem des Anfangs des philosophischen Systems wird gleich im zweiten Abschnitt noch zu reden sein. Hier braucht nur einstweilen resümiert zu werden, daß von praktischer, moralischer Grundlegung der Schönheit und der Kunst schlechterdings nirgendwo in den Hölderlinschen Texten zwischen Herbst 1794 und September 1795 die Rede war. Im Gegenteil: Theorie und Praxis, Wissen und Handeln, Rezeptivität und Spontaneität waren stets untergeordnete Elemente in einem System, das die Gegenüberstellungen und Trennungen überwinden will gerade nicht dadurch, daß es sie perennierend ins Unendliche fortstreben lassen will, sondern dadurch, daß es sie in einem „ästhetischen“ Prinzip gegründet und durch ein „ästhetisches“ Prinzip erst ins Spiel gebracht sein läßt. Durch dieses System Hölderlins, das er in der Folge ausbaut, können dann Theorie und Praxis erst in ihren Grenzen und Möglichkeiten anerkannt werden, da sie einer Bedingung der Möglichkeit sich verdanken, die selber weder theoretisch noch praktisch ist. Die „Schönheit“ ist also keineswegs „dem Prinzip der Freiheit... unterstellt“, wie Strack⁶⁵ Hölderlin unterstellen will.

2

Stracks zweites Argument für Hölderlin als Verfasser des 'Systemprogramms' und gegen die Autorschaft Schellings (Hegel kommt für Strack sozusagen a priori als Verfasser nicht in Frage) ist die Betonung des Topos der creatio ex nihilo im Begründungszusammenhang des 'Systemprogramms'. Mit diesem Topos erreicht die Debatte jene „moderne Verlegenheit um den Anfang“, von der Hegel in der 'Wissenschaft der Logik' gesprochen hat⁶⁶. Der Autor des 'Systemprogramms' scheint um diese Verlegenheit zu wissen. Sein Problembewußtsein dürfte überhaupt ausgeprägter sein, als sein Kommentator Strack anzunehmen gewillt ist. Denn wenn betont wird, daß das Hervortreten des „selbstbewußten Wesen[s]“ „zugleich“ mit „eine[r] ganze[n] Welt – aus dem Nichts hervor – die einzig wahre und gedenkbare *Schöpfung aus Nichts*“ ist⁶⁷, dann scheint

⁶⁴ StA III, 237.

⁶⁵ F. Strack, aaO, S. 114.

⁶⁶ G. W. F. Hegel, *Wissenschaft der Logik*. Hrsg. v. G. Lasson (Phil. Bibl.), Hamburg 1971, Bd. 1, S. 51.

⁶⁷ 'Systemprogramm' StA IV, 297.

das zu bedeuten, daß der Autor sonst größte Vorsicht gegenüber dem Gedanken der creatio ex nihilo für angebracht hält. Offensichtlich geht der Verfasser davon aus, daß es auch „Anfänge“ in Philosophie und Wissenschaft gibt oder gegeben hat, die jenen Gedanken der creatio ex nihilo unkritisch und leichtfertig gebraucht haben. Die polemische Formulierung, „die einzig wahre und gedenkbare“, setzt doch voraus, daß der Verfasser genug „falsche“ und „ungedenkbare“, d. h. unbedachte „Schöpfungen aus Nichts“ sich in philosophischen Systemen hat tummeln sehen.

Die Situation des Autors des 'Systemprogramms' ist die Situation nach Kant⁶⁸. In ihr wendet sich die „Kritik“ gegen die überkommene Metaphysik und gründet eine „künftige“. Kant selbst hatte seinen entscheidenden Einwand gegen die creatio ex nihilo darin gesehen, daß „Schöpfung“, sofern sie „Ursprung aus Nichts“ sein soll, „als Begebenheit unter den Erscheinungen nicht zugelassen werden kann, indem ihre Möglichkeit allein schon die Einheit der Erfahrung aufheben würde“⁶⁹. Die „Schöpfung aus Nichts“ gehört also zu den dogmatischen Anmaßungen, die der transzendentalen Kritik nicht standzuhalten vermögen. Diese Kantsche Kritik scheint aber der Verfasser des 'Systemprogramms' vorauszusetzen, und ihr scheint er eine „einzig wahre und gedenkbare *Schöpfung aus Nichts*“ abringen zu wollen. Legitim („einzig wahr“) scheint ihm bloß derjenige Gebrauch des Gedankens der creatio ex nihilo zu sein, der die Voraussetzung seiner „Ethik“ berücksichtigt, daß sie nämlich ein „vollständiges System der *Ideen*“ (Hervorheb. vom Verf.) ist, in dem Ich und Welt zugleich aus dem Nichts hervortreten. Indem solchermaßen differenziert wird, erweist sich der Verfasser als einer, dem die Problematik des Anfangs (der Wissenschaft wie der Welt) sehr wohl bewußt ist und der diese Problematik offensichtlich zielstrebig, aber nicht leichtfertig „wie aus der Pistole“⁷⁰ angehen möchte.

Nun zu Stracks Argumentation. In der Verfasserfrage kennt er nur die Alternative „Schelling oder Hölderlin“. Nun behauptet er aber, der Gedanke der „Schöpfung aus Nichts“ sei beim jungen Schelling unmöglich. Also könne Schelling das 'Systemprogramm' nicht geschrieben haben. Das belegt er so: Schelling war Spinozist, und Spinoza hat eine creatio ex nihilo nicht anerkennen wollen. Der Beweis ist jenes a nihilo nihil fit, das den „Geist des Spinozismus“ (nach Jacobi) kennzeichnet und die creatio ex nihilo unmöglich macht. Nun scheint Strack allerdings bei dieser Argumentation entgangen zu sein, daß sich die Ablehnung der creatio ex

⁶⁸ Vgl. O. Pöggeler, Hegel, der Verfasser des ältesten Systemprogramms..., aaO, S. 22.

⁶⁹ I. Kant, *Kritik der reinen Vernunft* (Phil. Bibl.), Hamburg 1971, A 206 / B 251.

⁷⁰ W. G. F. Hegel, *Wissenschaft der Logik*, aaO, Bd. 1, S. 51.

nihilo nicht nur bei Spinoza, sondern auch bei Kant (s. o.) findet; daß das a nihilo nihil fit nicht nur bei Spinoza eine Rolle spielt, sondern genau so auch bei Kant ⁷¹, der doch bestimmt über den Verdacht des Spinozismus erhaben ist. Geht man aber probeweise doch von der Annahme aus, daß Stracks simple Argumentation stichhaltig ist, dann kann man allerdings das 'Systemprogramm' auch nicht mehr für Hölderlin reklamieren. Denn der Satz a nihilo nihil fit hat für Hölderlin ebenfalls Geltung besessen. Das läßt sich einwandfrei nachweisen.

Den Satz a nihilo nihil fit hat Hölderlin in den Exzerpten aus Jacobis Spinoza-Briefen, die er sich noch im Tübinger Stift anlegte, ausdrücklich vermerkt ⁷². Sehr viel später, in dem Homburger Aufsatz 'Das Werden im Vergehen' (wahrscheinlich 1799), argumentiert er noch mit ihm: „Denn aus Nichts wird nichts...“ ⁷³ Ähnlich hatte er auch schon im Neujahrsbrief 1799 an den Bruder geschrieben: „wie die Ursache, so die Wirkung“ ⁷⁴. Das ist aber nur die positive Form des a nihilo nihil fit. Ein Brief aus dem Jahre 1797 (an Schiller) spricht von dem „gar zu schlechten Trost“, der darin bestünde, daß man den „Weg der Mathematiker einschlagen und durch unendliche Verkleinerung das Unendliche dem Beschränkten gleich und ähnlich machen“ ⁷⁵ solle. Hierbei geht es im Grunde um dasselbe Problem, das Schelling in seinen 'Philosophischen Briefen über Dogmatismus und Criticismus' unter Berufung auf Spinoza angehen und lösen will, nämlich um das Problem des Übergangs vom Unendlichen zum Endlichen, um das Problem der „causae transitoriae“ ⁷⁶. Solche „causae transitoriae“, hatte Schelling argumentiert, gibt es nur unter der Bedingung des Satzes a nihilo nihil fit, d. h. es gibt sie *gar nicht*. Ganz entsprechend besteht der „schlechte Trost“, von dem Hölderlin spricht, in dem „0 = 0“ ⁷⁷, d. h. er ist *gar kein Trost*. Als Argument gegen die causae transitoriae, d. h. gegen den Übergang vom Unendlichen zum Endlichen, hat das Hölderlinsche 0 = 0 dieselbe Bedeutung und Bewandnis wie a nihilo nihil bei Schelling.

Es gibt noch einen weiteren Beleg für das a nihilo nihil fit bei Hölderlin, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Im 1. Band des 'Hyperion', der vor dem 22. Januar 1797 als Druckvorlage fertiggestellt worden ist, wird in bezug auf die Gottheit des „Aegyptiers“ gesagt: „Auch aus dem erhabensten Nichts wird Nichts geboren“ ⁷⁸.

⁷¹ Kant, KdrV A 185 / B 229.

⁷² StA IV, 207.

⁷³ StA IV, 283.

⁷⁴ StA VI, 306 Br. Nr. 172.

⁷⁵ StA VI, 242 Br. Nr. 139.

⁷⁶ F. W. J. Schelling, Philosophische Briefe über Dogmatismus und Criticismus. In: Schriften von 1794–1798, Darmstadt 1967, S. 193.

⁷⁷ StA VI, 242 Br. Nr. 139.

⁷⁸ Hyp. I, 147, StA III, 82.

Die Art und Weise, in der Hölderlin dieses Gesetz – das übrigens nach der doxographischen Tradition auf niemand anderen zurückgeht als auf Empedokles! ⁷⁹ – stets zitiert, läßt darauf schließen, daß es mit gnomischer Selbstverständlichkeit für ihn Gültigkeit besaß. Wenn aber die Bejahung des a nihilo nihil fit mit der creatio ex nihilo grundsätzlich unvereinbar ist, wie Strack ja annimmt, dann kommen weder Hölderlin noch Schelling als Verfasser des 'Systemprogramms' in Frage. Was für den einen gilt, muß dann auch für den andern gelten. Aber woher kommt Strack überhaupt dieses Argument, wer sagt denn, daß creatio ex nihilo und a nihilo nihil fit sich ausschließen, einander unvereinbar sind? Es ist Hegel, der in der 'Wissenschaft der Logik' so gegen Schelling argumentiert! Nach Hegel ist die „spätere, vornehmlich christliche Metaphysik“ im Recht, wenn sie „den Satz, aus Nichts werde Nichts, verwarf“ und „die Erschaffung der Welt aus Nichts“ behauptete, letzteres freilich nur „synthetisch oder bloß vorstellend“ ⁸⁰. Die „philosophische Ansicht, welcher 'Sein ist nur Sein, Nichts ist nur Nichts', als Prinzip galt“, wird dagegen mit dem eleatischen und spinozistischen Pantheismus, wesentlich mit dem „Identitätssystem“ (also Schelling) identifiziert ⁸¹. Diese Hegelsche Auseinandersetzung mit Schelling scheint es zu sein, von der Strack seine Argumente gegen Schelling als Verfasser des 'Systemprogramms' bezieht. Wenn aber so mit Hegels Waffen gegen Schelling argumentiert wird, warum dann Hölderlin als Verfasser des 'Systemprogramms'?

Dagegen könnte nun die nicht unbegründete Vermutung vorgebracht werden, daß Hegels spätere Waffen gegen Schelling in der Esse Hölderlins gewissermaßen vorgefabriziert worden seien. Bei Hölderlin – so könnte man fortfahren – habe die Gnome a nihilo nihil fit, insofern sie sich auf den „Zusammenhang von Grund und Folge“, wie sich Hegel ausdrückt ⁸², auf die Gleichheit von „Ursache“ und „Wirkung“, wie Hölderlin sagt ⁸³, bezieht, keine Beweiskraft gegen die „spekulative Wahrheit“ der „Erschaffung der Welt aus Nichts“, da sie – wie bei Hegel – nur ein „Satz, in Form eines Urteils“ ⁸⁴ sei. Das mag richtig sein. Entsprechend hat ja auch Hegel dem a nihilo nihil fit relative Berechtigung zugestanden für den Bereich des *bestimmten* Seins ⁸⁵ (welcher Bereich bei Hölderlin der der „Ur-Theilung“ genannt wird). Es könnte also sein, daß das a nihilo nihil die creatio ex nihilo doch nicht unter allen

⁷⁹ Vgl. Empedokles Fragment B 12 (Diels-Kranz).

⁸⁰ G. W. F. Hegel, Wissenschaft der Logik, aaO, Bd. 1, S. 69.

⁸¹ Ebenda.

⁸² G. W. F. Hegel, aaO, S. 90.

⁸³ StA VI, 306 Br. Nr. 172.

⁸⁴ G. W. F. Hegel, aaO, S. 76.

⁸⁵ G. W. F. Hegel, aaO, S. 90.

Umständen ausschließt. Anders herum gewendet: das a nihilo nihil wäre nur dann falsch, wenn es auf dem Felde der „spekulativen Wahrheiten“ (etwa der creatio ex nihilo) gelten sollte. Da aber, auf diesem Felde, hat es nichts zu suchen, weil es nicht vom „abstrakten“ Sein und Nichts des „Anfangs“ redet.

Dieser Einwand setzt aber voraus, erstens, daß es bei Hölderlin die creatio ex nihilo gibt, und zweitens, daß es bei Hölderlin jenen „abstrakten“ Begriff von Nichts gibt, den es bei Hegel in der ‚Logik‘ gibt. Wir müssen deshalb sehen, wie Stracks Erweis einer creatio ex nihilo bei Hölderlin ausgefallen ist.

Die übergeordnete Einheit von Subjekt und Objekt, das Ganze von Ich und Welt, das „Seyn, im einzigen Sinne des Worts“ werde „in poetischen Entwürfen“ Hölderlins „Friede“ oder „Natur“ genannt. „In philosophischen Konzepten“, fährt Strack fort, sei dieser „Zustand ursprünglicher Einigkeit“ „mit ‚Nichts‘ angemessen bezeichnet“⁸⁶. Das „Seyn“ ist also dasselbe wie das „Nichts“, – so muß man Strack wohl verstehen. Nun ist dieser Satz, daß das „Sein . . . in der Tat Nichts, und nicht mehr noch weniger als Nichts“ ist, aus Hegels ‚Wissenschaft der Logik‘ bekannt⁸⁷. Und dem bloßen Wortlaut nach scheint Strack ihn auch daher zu nehmen. Allein, es ist wiederum die Frage, ob Hölderlin so gedacht hat bzw. sich so ausgedrückt haben würde. Es scheint mir, als ob Strack hier ein Déjà-vu in Hölderlin hinein halluziniere.

Strack bringt für seine Behauptung einen (einzigen) Beleg, den man sich wieder etwas genauer anschauen muß. Strack sagt: „Im gleichen Sinne nannte Hölderlin bereits im Jenaer Hegel-Brief das Absolute, das aller Spaltung in Subjekt und Objekt vorausliegt, ‚(für mich) Nichts‘“⁸⁸. Diese Aussage ist, wie sich gleich zeigen wird, mindestens doppelt falsch, weil sinnentstellend in ihr zitiert wird. In dem genannten Brief argumentiert Hölderlin gegen das Fichtesche „absolute Ich“ – was Strack zwei Seiten vorher nicht nur zugibt, sondern geradezu hervorhebt⁸⁹. Es ist also gar nicht die Rede von dem Absoluten überhaupt, „das aller Spaltung in Subjekt und Objekt vorausliegt“, sondern von dem Fichteschen „absoluten Ich“. Das ist ja doch wohl ein Unterschied! Hölderlin will ja gerade nachweisen, daß das „absolute Ich“ Fichtes nie und nimmer jenes Absolute sein kann, „das aller Spaltung in Subjekt und Objekt vorausliegt“. Nicht das Absolute ist „Nichts“, sondern das „absolute Ich“ Fichtes ist „Nichts“. Aus dem Hölderlinschen Text geht

das ganz klar hervor. Strack zitiert also unkorrekt. Das ist das eine. Das andere betrifft die Bedeutung des Wortes „Nichts“ im Zusammenhang des Jenaer Hegel-Briefs. Es kann überhaupt kein Zweifel daran bestehen (und zwei Seiten vorher bezweifelt Strack das auch gar nicht!), daß die Apostrophierung „Nichts“ im Zusammenhang des Jenaer Hegel-Briefs ganz eindeutig „null und nichtig“ meint, also das Nichtssagende, Nichtexistente, mit dem sich auch nichts anfangen läßt, weil es nicht gilt, bloß ein „Unding“ ist. Es ist vollkommen unzulässig, das Wort „Nichts“ im Brief Hölderlins mit jener Bedeutung auszustatten, die Hegel ihm in der ‚Wissenschaft der Logik‘ gibt, durch welche das „Nichts“ „ist (existiert)“ und so „dasselbe leere Anschauen oder Denken als das reine Sein“ ist⁹⁰. So hat sich Hölderlin nicht ausdrücken wollen und können. Wer so gedacht hat, das ist Hegel, und wenn man den Gedanken der „Schöpfung aus Nichts“ solchermaßen aus dem Wortlaut von Hegels Logik erläutern will, dann muß man auch Hegel als Verfasser des ‚Systemprogramms‘ anerkennen.

Darüber hinaus ist auch die Art und Weise, wie Strack das „(für mich)“ in dem Hölderlinschen Satz versteht, zweifelhaft. Strack scheint annehmen zu wollen, es handele sich sozusagen um den Vorbehalt, der gegenüber den „philosophischen Konzepten“ gemacht werde, „da im Bewußtsein nicht über den Zustand der Trennungen hinauszugelangen ist“⁹¹. Gäbe es einen solchen Vorbehalt gegenüber philosophischen Konzepten wirklich bei Hölderlin, so bliebe die Existenz des Textes ‚Urtheil und Seyn‘ unerklärlich. Aber davon einmal abgesehen: nach einer ansprechenden Vermutung Wolfgang Binders liegt wahrscheinlich im Text des Hegel-Briefs ein Schreibfehler vor, der gemäß der entsprechenden parallelen Formulierung in ‚Hyperions Jugend‘⁹² abzuändern wäre in „(für sich)“⁹³. Damit wäre auch der letzte Anhaltspunkt für Stracks Verkehrung der Dinge beiseite geräumt.

Wie aber steht es nun in dem zu behandelnden Zeitraum wirklich mit der „Schöpfung aus Nichts“, wie mit dem Nichts überhaupt? In den Dichtungen, die den Arbeiten am ‚Hyperion‘ vorausgehen oder sie begleiten, kommt der Begriff „Nichts“ recht selten vor. Die wenigen Stellen zeigen aber schon insgesamt, in welchen Nuancierungen der Begriff für Hölderlin eine Rolle spielt. Intensiv beschäftigen sich die Tübinger Hymnen mit dem Problem der Schöpfung (der Welt) und den Schöpfungen (des Dichters). In diesen Zusammenhängen aber kommt nur zweimal

⁸⁶ F. Strack, aaO, S. 119.

⁸⁸ F. Strack, aaO, S. 119.

⁸⁷ G. W. F. Hegel, aaO, S. 67.

⁸⁹ F. Strack, aaO, S. 117.

⁹⁰ G. W. F. Hegel, aaO, S. 67.

⁹² StA III, 202.

⁹¹ F. Strack, aaO, S. 119.

⁹³ StA VI, 724.

die Rede auf das Nichts. In der 'Hymne an die Göttin der Harmonie' wird diese als Schöpfergottheit so angeredet:

*Dir entsprossen Myriaden Leben,
Als die Stralen deines Angesichts,
Wendest du dein Angesicht, so beben
Und vergeh'n sie, und die Welt ist Nichts.⁹⁴*

Von der Schöpfung aus Nichts ist hier keineswegs die Rede, wohl aber vom drohenden Gegenteil, dem Vergehen ins Nichts. Das Nichts ist die Gefahr der Abwendung des Schöpfers von seiner Schöpfung, wie Hölderlin mit Worten und Wendungen aus Psalm 104,29 darlegt. Der Begriff „Nichts“ bedeutet so den stärksten und abstraktesten Ausdruck für die Defizienz überhaupt. Das Nichts ist nihil privativum, das abgewandte Antlitz der Schöpfergottheit. Hier fließen in Hölderlins früher Schöpfungsmythologie alttestamentliche und griechische Kosmogonien ineinander, besonders auch, wenn es in den folgenden Versen heißt:

*Thronend auf des alten Chaos Woogen,
Majestätisch lächelnd winktest du,
Und die wilden Elemente flogen
Liebend sich auf deine Winke zu.*

Schöpfung wird hier als Überwindung des Chaos-Meers (Leviathan) anschaulich begriffen, wie das in der weisheitlichen Schöpfungstheologie des Buches Hiob und des Psalms 104 einerseits, in der Kosmogonie Hesiods andererseits übereinstimmend angelegt ist. Darüber hinaus wirkt noch mit der Liebe, die die Elemente miteinander verbindet, ein Empedokleisches (und dann wohl auch Leibnizisches) Motiv hinein. Insofern die Schöpfung eine Schöpfung aus ... ist, wird sie als Schöpfung aus dem Chaos und nicht dem Nichts vorgestellt. Das Nichts hat nämlich überhaupt nichts „Produktives“ an sich, sondern ist reine Destruktion, Vernichtung⁹⁵, Gefahr und Drohung.

Den Charakter der Defizienz und Privation hat das Nichts auch an der anderen Stelle in den Tübinger Hymnen, wo die Usurpation des geordneten Kosmos durch des „Gesezes Ruthe“ geschildert wird. Da heißt es:

*Vor dem Racheschwerdte des Gerichts
Lernte so der blinde Sklave zittern,
Fröhnt' und starb im Schrecken seines Nichts.⁹⁶*

⁹⁴ StA I, 130.

⁹⁵ Das Stichwort „Vernichtung“, bzw. „Zernichtung“, taucht auf u. v. a. Stellen in: StA I, 31; 33; 117. StA III, 234; 247; 18; 44. StA VI, 229.

⁹⁶ StA I, 140.

Der „Schrecken“ des Nichts trägt hier schon konkretere Züge. Die Beraubung durch das nihil privativum bedeutet Armut und Knechtschaft, Unterdrückung und Abhängigkeit. Der Sklave ist Nichts. Darin bereitet sich schon ein wichtiger Gesichtspunkt der 'Hyperion'-Stufen vor, der mit dem Stichwort Knechtschaft gegeben ist. Die Polarität von Herrschaft und Knechtschaft wird uns da noch deutlicher vor Augen geführt werden.

Ein dritter Beleg für den Begriff „Nichts“ findet sich in zwei Fassungen des Gedichts 'Diotima', die in Frankfurt Anfang 1796 entstanden sind. Hier sagt der Dichter von sich, er habe

*Von Bewundrung übermeistert,
Zürnend ihr (sc. Diotima) mein Nichts geklagt.⁹⁷*

Das erdrückende „Ideal“ macht den Dichter sich als „Nichts“ fühlen. Er wird des eigenen Werts beraubt durch seine Bewunderung für „ihren Genius“ – eine Situation, die Hyperion im gleichzeitig entstehenden Roman mehrere Male erleben muß. Auch hier ist also das Nichts als Privatives gesehen, bzw. als der Status der Enteignung durch ein Gegenüber.

Philosophische Äußerungen in Briefen aus der ersten Hälfte des Jahres 1795 operieren ebenfalls mit dem Begriff „Nichts“. Da ist einmal der schon erwähnte Brief an Hegel vom 26. 1. 1795. Hier kommt Hölderlin zu dem Schluß, daß Fichtes „absolutes Ich“ „Nichts“ ist. Wir haben oben diesen Satz dahingehend interpretiert, daß er das „absolute Ich“ als Unding widerlegen soll. Das ist aber nur ein Aspekt der Argumentation Hölderlins. Hölderlin geht davon aus, daß das „absolute Ich“ „alles (ist), u. außer ihm ist nichts“⁹⁸. Hier zitiert Hölderlin Fichte fast wörtlich, bei dem es heißt: „alles, was ist, ist nur insofern, als es im Ich gesetzt ist, und ausser dem Ich ist nichts“⁹⁹. Diese Stelle aus Fichtes Wissenschaftslehre paraphrasiert Hölderlin auch drei Monate später in einem Brief an seinen Bruder¹⁰⁰. Das „absolute Ich“, insofern es alles ist und außer ihm nichts ist, ist aber dann objektlos. Ein objektloses Bewußtsein „ist aber nicht denkbar“, „also ist in dem absoluten Ich kein Bewußtsein denkbar“¹⁰¹. Ein Ich ohne Bewußtsein aber ist ein Unding, eine contradictio in adiecto. Soweit läuft Hölderlins Argumentation noch eindeutig darauf hinaus, „Fichte mit Kant in einen Widerspruch zu verwickeln“ und das absolute Ich als eine „leere Annahme“ zu entlarven, wie Dieter

⁹⁷ StA I, 215 und 218.

⁹⁸ StA VI, 155 Br. Nr. 94.

⁹⁹ J. G. Fichte, Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre, aaO, S. 261.

¹⁰⁰ StA VI, 164 Br. Nr. 97.

¹⁰¹ StA VI, 155 Br. Nr. 94.

Henrich festgestellt hat¹⁰². Aber ein zweites Argument, das im 'Hyperion' wiederkehren wird, deutet sich hier ebenfalls schon an: und zwar zielt es nicht auf die *contradictio in adiecto* eines bewußtlosen Ichs ab, sondern wendet sich gegen die Absolutheit des „absoluten Ichs“. Diese zweite Argumentationsschicht oder -ebene ist im Jenaer Hegel-Brief allerdings in die erste fast untrennbar verwoben. Sie lautet etwa so: wenn man voraussetzt, daß hie ein Alles der Realität ist, dem da ein blankes Nichts gegenübergesetzt ist, so muß dieses Alles entweder unerkannt, ungewußt bleiben, oder, wenn es bewußt gemacht werden soll, so wird es zu einem Nichts. Denn: wenn das Alles sich selbst zum Objekt machen will (um sich selber „wissen“ zu können), muß es sich ihm selbst gegenüberstellen. Das, was dem Alles gegenübergestellt ist, kann nach der Voraussetzung aber nur das Nichts sein (sonst wäre das Alles ja nicht Alles). Also gibt es nur entweder ein unbewußtes, unerkanntes, undenkbares Alles oder ein bewußtes, erkanntes Nichts. Ein unerkanntes Alles ist aber nichts anderes als ein Nichts. Also führt die Gegenüberstellung Alles-Nichts unweigerlich dazu, daß Alles Nichts ist. In diesem Sinne aber ist dieses Nichts nicht mehr nur ein Unding, es liegt ja nicht nur ein Widerspruch vor. Vielmehr wird hier das Nichts zum nihil privativum, welches das Alles der Realität eben dieser seiner Realität entkleidet. Mit dem Gegensatz Alles-Nichts erreicht die Reflexion nie das Absolute. Der Reflexion stirbt das Absolute unter den Händen. Daß hier auch noch mit Kant gegen die Erkennbarkeit des „Alls der Realität“ gefochten wird, ist unverkennbar; hierzu paßt ja auch der Vorwurf, Fichtes Theorie sei „transcendent“ (bei diesem Vorwurf erinnere man sich auch des oben erwähnten Beispiels der „transzendenten“ Lösung der Quadratur des Kreises). Daß sich hier aber zugleich auch Dinge anbahnen, die über Kant hinausgehen und eine grundsätzliche Kritik an der „Reflexionsphilosophie der Subjektivität“ (Hegel) ermöglichen, darauf kann hier einstweilen nur andeutungsweise hingewiesen werden.

Wir können nun übergehen zu den 'Hyperion'-Vorstufen, in denen wir den Helden sehr existentiell mit dem Problem des Alles oder Nichts werden kämpfen sehen. Schon in der kurzen Exposition des 'Fragments von Hyperion' wird das thematisch: „Was mir nicht Alles, und ewig Alles ist, ist mir Nichts¹⁰³.“ Damit stellt sich Hyperion in den Geltungsbereich einer Forderung, der er nicht genügen kann. Als Spielball seiner eigenen

¹⁰² D. Henrich, Hölderlin über Urteil und Sein. Eine Studie zur Entstehungsgeschichte des Idealismus. HJb 14 (1965/66), S. 91 f.

¹⁰³ Frg. 183, 8, StA III, 164.

„Hochs“ und „Tiefs“ wird er zwischen dem Alles, welches er bald zu haben glaubt, und dem Nichts, das er bald zu sein meint, hin- und hergeworfen. Am Ende ist das „Geheimniß“ noch unerforscht, das „Tod“ oder „Leben“ „giebt“¹⁰⁴. Es ist noch kein Fortschritt errungen, Hyperion bleibt in die Schere von Tod und Leben, Alles oder Nichts eingezwängt.

Die 'Metrische Fassung' und 'Hyperions Jugend' zeigen jenen Gesichtspunkt, unter dem der Weg Hyperions verläuft, deutlicher. Sie sind schon in der Lage, genauer anzugeben, wodurch das Problem verursacht und wie es gelöst werden kann. Der Mensch wird von zwei widerstreitenden Prinzipien bestimmt, deren Widerstreit, wie oben erwähnt, nur die Liebe ausgleichen kann. Diese beiden widerstrebenden Prinzipien, die auch mit den Fichte-Schillerschen „Trieben“ identifiziert werden, sind nicht relative Quantitäten eines geistigen Besitzstands, sondern die unvereinbar entgegengesetzten Qualitäten von Reichtum und Armut, Mangellosigkeit und Bedürftigkeit, Schrankenlosigkeit und Beschränktheit. An sich betrachtet, ist der „leidensfreie“, „mangellose“ „Geist“ alles, aber deshalb, entsprechend der Argumentation im Jenaer Hegel-Brief (s. o.), ist er letztendlich „(für sich) Nichts“¹⁰⁵. Umgekehrt ist die Endlichkeit und Armut des „mehr tierischen“ Menschen Nichts, aber durch ihr Streben streckt sie sich ins Alles aus und wird für sich zum Alles, zur „Herrlichkeit des Menschen“¹⁰⁶. So wechseln Alles und Nichts, Herrschaft („Herrlichkeit“) und Knechtschaft („Armuth“) jeweils durch die Reflexion auf sich. Dadurch wird die „Geschichte“ des Menschen, hier: die „Geschichte“ von „Hyperions Jugend“, zum „Wechsel widersprechender Extreme“¹⁰⁷. Solange Hyperion sich in der Zange des Alles oder Nichts, von „Überfluß“ und „Armuth“ befindet, findet er seinen „Frieden“ nicht. Das Fazit lautet also: „man lerne, aus sich nicht Alles zu machen, aus andern auch nicht, ... Aber ich war damals so gar nicht gestimmt, etwas Verständiges der Art auf mich wirken zu lassen¹⁰⁸.“

Am deutlichsten hebt diesen Gesichtspunkt dann die 'Vorrede zur vorletzten Fassung' hervor: „was einst, wie man glauben kann, Eins war, widerstreitet sich jetzt, und Herrschaft und Knechtschaft wechselt auf beiden Seiten. Oft ist uns, als wäre die Welt Alles und wir Nichts, oft aber auch, als wären wir Alles und die Welt Nichts. Auch Hyperion theilte sich unter diese beiden Extreme¹⁰⁹.“ Die „Perioden des Daseyns“ auf der „exzentrischen Bahn“ wechseln stetig und ständig zwischen dem „fortdauernde[n] Gefühl der Zernichtung“ und der „Stille im Lande der

¹⁰⁴ Frg. 221, 11 f., StA III, 184.

¹⁰⁶ StA III, 200; 203 f.

¹⁰⁸ StA III, 211.

¹⁰⁵ StA III, 201 f. und 206.

¹⁰⁷ StA III, 205.

¹⁰⁹ StA III, 236.

Seeligen“¹¹⁰. Der Widerstreit, der „auf beiden Seiten“ zwischen Alles und Nichts herrscht, wird durch die Schönheit aufgelöst. Erst die endgültige Fassung des 'Hyperion' bestimmt dann das Wesen der Schönheit in bezug auf den Widerstreit der Extreme.

Das „Wesen der Schönheit“ ist das „Eine in sich selber unterschiedne“ und „leuchtet“ als „Ideal“ „der strebenden Vernunft“¹¹¹. Nur durch diesen vorhandenen Kanon werden die „Extreme“ „vereinigt“, und nur durch den Leitfaden der Schönheit des „Unendlicheinigen“, des „Gleichgewichts der schönen Menschheit“ soll es möglich werden, jenen „Freistaat“ zu errichten, in dem es weder Herrschaft noch Knechtschaft geben wird¹¹².

Wir können jetzt den Sinn der Rede vom Nichts im 'Hyperion' kurz zusammenfassen. Das Nichts ist, wie das Alles, immer ein durch Entgegensetzung Bestimmtes. Solche Entgegensetzung aber bringt stets eine wechselseitige Subordination (Herrschaft und Knechtschaft) hervor. In dieser wechselseitigen Subordination kommt das „Ganze“ gar nicht mehr in den Blick, wie das Beispiel des „Aegyptiers“ zeigt¹¹³. Die Entgegensetzung, in der das Nichts gegen das Alles steht, zeitigt nur eine „leere Unendlichkeit“¹¹⁴. Diese „leere Unendlichkeit“ kann nur überwunden werden unter der Ägide der Schönheit, die das „unendliche göttliche Seyn“¹¹⁵ als actu Unendliches vollendet und ins Werk setzt. Das Nichts, als Reflexionsbegriff dem Alles (nicht dem Sein!) gegenübergesetzt, kann also nie in die Stelle treten, die als die „seelige Einigkeit“ Ätiologie und Teleologie des Weltganzen bedeutet. Als nihil privativum und „leere Unendlichkeit“ bleibt das Nichts dem „Widerstreit der Extreme“ zugehörig. „Auch aus dem erhabensten Nichts wird Nichts geboren“: eine Schöpfung aus Nichts kann es bei Hölderlin nicht geben.

3

„Das Problem ist doch so: Im Programm sperrt sich der Begriff einer 'Ethik' am Anfang gegen den Begriff in der Mitte, daß die Philosophie des Geistes eine ästhetische Philosophie sei“¹¹⁶. So hat Wilhelm Böhm 1927 die eigentliche crux interpretum in bezug auf das 'Systemprogramm' formuliert. Die zweite Hälfte des 'Systemprogramms' scheint sich nur schwer mit dem Ansatz der ersten Hälfte vereinbaren zu lassen. Das hat auch Otto Pöggeler noch feststellen müssen: „Eine Spannung, wenn nicht

¹¹⁰ StA III, 247; 251.

¹¹¹ Hyp. I, 145; 149, StA III, 81; 83.

¹¹² Hyp. I, 157; 160; II, 9, StA III, 88; 90; 96.

¹¹³ Hyp. I, 146, StA III, 82.

¹¹⁴ Ebenda.

¹¹⁵ Hyp. I, 144, StA III, 81.

¹¹⁶ Wilhelm Böhm, Erwiderung, DVjs 1927, S. 735.

ein Bruch kommt in das Systemprogramm, wenn Hegel schließlich die Idee der Schönheit als jene Idee bezeichnet, die alle Ideen vereinige. Sollte das vollständige System der Ideen nicht eine Ethik sein? Wie kann es dann seinen Gipfel, der alles in eins faßt, in der Ästhetik finden?¹¹⁷“ Pöggeler hat deshalb auf den in den ersten Wochen und Monaten des Frankfurter Aufenthalts Hegels einsetzenden Einfluß Hölderlins hingewiesen. In der Tat erklärt sich durch diesen Einfluß einiges. Auch Ludwig Strauß hatte, als er Franz Rosenzweigs These von Schelling als dem Verfasser des 'Systemprogramms' bekräftigen wollte, jene Partie über die Schönheit als „Hölderlins Anteil an Schellings frühem Systemprogramm“ konzederieren müssen.

Dennoch ist und bleibt ein solcher Bruch mißlich und verpflichtet zu weiterem Suchen nach einer Möglichkeit, die Spannung zwischen Ethik und Ästhetik im 'Systemprogramm', wenn schon nicht zu beheben, so doch wenigstens vom Odium des Widersprüchlichen und Inkonsequenten zu befreien. Das will natürlich auch Friedrich Strack. Deshalb lautet auch schon gleich seine erste These, daß von „Hölderlins Denkansatz her kein Bruch besteht zwischen dem ersten, philosophisch-systematischen und dem zweiten ästhetisch-religiösen Teil des Fragments“¹¹⁸. Schon durch seine Formulierung des Problems wird jedoch die Schwierigkeit so verharmlost, daß eine Lösung kaum mehr gesucht werden muß. Nach Strack handelt es sich nämlich bloß um den „Widerspruch“, „daß ethische Ideen durch 'ästhetischen Sinn' verständlich werden könnten“¹¹⁹. Der „ästhetische Sinn“ hätte also im 'Systemprogramm' nur die Aufgabe, Illustrationen der Vernunft vorzustellen. Der „Widerspruch“ zwischen Ethik und Ästhetik fände eigentlich gar nicht statt, bzw. würde sich unter der Bedingung lösen, daß die Ästhetik der Ethik gegenüber kein sachfremdes Element ins Spiel brächte, sondern nur ein „System sinnlicher Objektivationen der Vernunft“¹²⁰ darstellte. Mit andern Worten: die Ästhetik würde als (bloßes) Gestaltungsprinzip oder Vermittlungsprinzip (im Sinne geschmackvoller Darbietung der „Ideen“) der Ethik nicht ins Handwerk pfuschen, sondern als deren treue Gehilfin werbewirksame Slogans, hübsche Prospekte und „verständliche“ Plakate ins „Volk“ verteilen. Die „Würde“ der „Lehrerin der Menschheit“ bestünde darin, einen Zweiten Bildungsweg zur Freiheit bereitzustellen.

Um dieses Programmsystem in sich stimmig darzulegen, bemüht sich Strack in seinem Aufsatz darum, dem von ihm ausersehenen Verfasser Hölderlin eine Ästhetik anzudichten, die moralisch begründet ist und von

¹¹⁷ O. Pöggeler, Hegel, der Verfasser des ältesten Systemprogramms ..., aaO, S. 25.

¹¹⁸ F. Strack, aaO, S. 110.

¹¹⁹ F. Strack, aaO, S. 113.

¹²⁰ F. Strack, aaO, S. 127.

ihrem Ansatz her, der in ihrer Medienfunktion bestünde, einer Ethik nicht im Wege stehen kann. Nun sollte allerdings hier nachgewiesen werden, daß für Hölderlin das Verhältnis von Ethik und Ästhetik *so nicht* aussehen kann. Aber auch das 'Systemprogramm' Hegels ist weit davon entfernt, eine solch „volkstümliche Philosophie“, wie sich Strack verräterisch ausdrückt¹²¹, zu fordern. Der Fehler Stracks liegt darin, daß er zwei Dinge vermengt, die im 'Systemprogramm' nuanciert unterschieden werden: die Funktion der Ästhetik als Gipfel und Vereinigungspunkt der Ethik und das Sinnlich-Werden der Vernunft durch Religion und Mythologie.

Daß jene Idee, die „noch in keines Menschen Sinn gekommen ist“¹²², die Idee einer „neuen Mythologie“, nicht identisch ist mit der Idee der Schönheit, wird leicht übersehen. So eng die Verbindung zwischen der Idee der Schönheit und der Mythologie ist, so darf ihre unterschiedliche Stellung im System nicht unterschätzt werden¹²³. Es ist zu vermuten, daß das Verhältnis zwischen Ästhetik und Mythologie dem zwischen Schönheit und Kunst entspricht. Ästhetik und Mythologie dürfen dann ebensowenig verwechselt werden wie Schönheit und Kunst. Jene, die Ästhetik, gehört vermutlich in den „Monotheismus der Vernunft und des Herzens“, diese, die Mythologie, dagegen in den „Polytheismus der Einbildungskraft und der Kunst“¹²⁴.

Das Problem der Spannung zwischen Ethik und Ästhetik im 'Systemprogramm' wird von Strack also gerade nicht gelöst, sondern vom Tisch gewischt; bzw. das Problem bleibt ungelöst, wenn diese Spannung aufgelöst wird. Die entscheidende Diskussion entsteht doch gerade erst dort, wo Ethik und Ästhetik zu konkurrieren scheinen in der *Rolle des systemkonstituierenden Elements*. Macht die *erste* Idee, das „moralische Wesen“ und seine „Welt“, oder die *letzte* Idee, die der Schönheit, das System zum „vollständigen System“? Wie verhalten sich erste Idee und „höchster Akt der Vernunft“ zueinander?

Nun hat schon Otto Pöggeler 1965 darauf aufmerksam gemacht, daß, bei allem Einfluß Hölderlins auf die Schönheitskonzeption des 'Systemprogramms', auch bemerkenswerte Unterschiede zwischen der Schönheitserfahrung Hölderlins und derjenigen des 'Systemprogramms' festzustellen sind: „die Schönheit wird (sc. im 'Systemprogramm') nicht erfahren als Sein, sondern gesetzt in einem Akt der Vernunft“¹²⁵. Das ist in der Tat ein gewichtiger Unterschied. Denn er besagt doch zugleich nichts

¹²¹ F. Strack, aaO, S. 113.

¹²² 'Systemprogramm' StA IV, 299.

¹²³ Vgl. O. Pöggeler, Hölderlin, Hegel und das älteste Systemprogramm, aaO, S. 244f.

¹²⁴ 'Systemprogramm' StA IV, 298.

anderes, als daß die Idee der Schönheit bei Hölderlin nicht Idee im Sinne des 'Systemprogramms' als praktisches Postulat sein kann. Dem ontologischen Schönheitsbegriff Hölderlins steht also im 'Systemprogramm' ein mehr metaphysisch-anthropologischer gegenüber, der Schiller näherzustehen scheint als Hölderlin. Auf der andern Seite hätte Schiller der Schönheit nicht die Abschlußfunktion zubilligen können, die sie im 'Systemprogramm' erhält. So wird man wohl mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß die Idee der Schönheit im 'Systemprogramm' sich weder allein durch den Einfluß Hölderlins noch durch die bloße Übernahme der anthropologischen Metaphysik der 'Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen' erklären und interpretieren läßt.

Es ist ebenso sehr möglich, daß Hegel die Positionen Schillers und Hölderlins gewissermaßen kontaminiert hat, wie daß er, soeben erst in Frankfurt, die Schönheitserfahrung Hölderlins in sein System hat einbringen wollen, was ihm allerdings dann nur sehr Schillerisch geriet. Nun soll das freilich nicht heißen, der Verfasser des 'Systemprogramms' sei ein unorigineller Kopf gewesen; abgesehen davon, daß Originalität nicht unbedingt ein Maßstab ist, wenn es „das ausschließliche Vorrecht der größten Denker [bleibt], sich beeinflussen zu lassen“¹²⁶. Die Originalität als „ursprüngliche Einsicht“ des Verfassers des 'Systemprogramms' besteht darin, seinem System jene Struktur gegeben zu haben, die von der Spannung zwischen dem Anfang und dem Gipfel lebt: die Ethik vollendet sich in der Ästhetik, die ihrerseits in die Ethik vor- und zurückweist und dadurch die Verwirklichung der Philosophie ermöglicht. Was die Große Logik Jahre später in zwei Bänden entfaltet, scheint im 'Systemprogramm' gewissermaßen in nuce schon enthalten zu sein, auch wenn Hegel hier noch auf geliehenem Boden steht.

Freilich, die Begriffe „Ethik“ und „Ästhetik“ eignen sich nicht sehr zur Darstellung dieser systematischen Struktur. Hegel wird daher den „ästhetischen Idealismus“ bald überwinden, und auch sein Weggefährte und zeitweiliger Mentor Hölderlin gelangt ab etwa 1798 schon über die „Ästhetik“ hinaus zur „Poetik“. Fast zur gleichen Zeit, da Hegel in Jena die Theorie des „listigen Bewußtseins“¹²⁷ ausarbeitet, hat Hölderlin seinen Gedanken darin gefunden, „die Poesie ... zur *μηχανη* der Alten“ [zu erheben]¹²⁸.

¹²⁵ O. Pöggeler, Hegel, der Verfasser des ältesten Systemprogramms..., aaO, S. 28.

¹²⁶ Martin Heidegger, Was heißt Denken, Tübingen 1954, S. 39.

¹²⁷ G. W. F. Hegel, Jenaer Realphilosophie II (1805/1806), hrsg. von J. Hoffmeister, Hamburg 1967, S. 198 ff.

¹²⁸ StA V, 195.

Hermetik und Öffentlichkeit

Zu einigen historischen Voraussetzungen der Moderne bei Hölderlin

Von

Rainer Nägele

*Ceux dont le chapeau s'est envolé montrent
Leur tête à l'avenir*

(Louis Aragon: 'Hölderlin')

I

Seit der Hölderlin-Renaissance – fast müßte man sagen 'naissance' – am Beginn dieses Jahrhunderts ist sein Werk nicht nur in der Germanistik aus der marginalen Stellung des 19. Jahrhunderts herausgerückt und hat eine Flut von Sekundärliteratur angeregt; auch in der Dichtung selbst haben seine Spuren sich vielfältig niedergeschlagen. Hölderlin als Vorläufer der Moderne: das ist heute ein kaum noch überraschendes Konzept. Eine lange Liste von Schriftstellern des 20. Jahrhunderts ließe sich zusammenstellen, in deren Werk Hölderlin Resonanz gefunden hat: George, Rilke, Trakl, Becher, Brecht, Aragon, Celan, Eich, Hermlin, Weiss sind nur einige der bekanntesten Namen aus dieser Liste. Untersuchungen über die Beziehungen einzelner oder mehrerer dieser Schriftsteller zu Hölderlin liegen bereits vor¹.

¹ Unter anderen: Martin Anderle, „Das gefährliche Idyll. Hölderlin, Trakl, Celan“, in: *German Quarterly* 35 (1962), S. 455–463. Ders., „Hölderlin in der Lyrik Günter Eichs“, in: *Seminar* 7 (1971), S. 102–113. Wolfgang Babilas, „Aragon und Hölderlin“, *HJb.* 1967/68, S. 209–239. Dagmar Barnouw, „Pathos und Präzision: Zum dichterischen Selbstverständnis bei Friedrich Hölderlin und Stefan George“, in: *Etudes Germaniques* 27 (1972), S. 27–44. Bernhard Böschstein, „Der Lyriker Nerval, Hölderlin und Jean Paul“, in: *Seminar* 6 (1970), S. 190–200. Ders., „Hölderlin in der deutschen und französischen Dichtung des 20. Jahrhunderts“, *HJb.* 1969/70, S. 60–75. Adrien Finck, „Modernité de Hölderlin. L'expérience des limites du langage poétique“, in: *Recherches Germaniques* 1 (1971), S. 40–57. Rudolf T. Schier, „Trees and Transcendence. Hölderlin's 'Die Eichbäume' and Rilke's 'Herbst'“, in: *German Life and Letters* 20 (1966/67), S. 331–341. Theophil Spoerri, „Rimbaud und Hölderlin in ihrer Zuwendung zur Gegenwart“, in: *Universitas* 10 (1955), S. 493–506. Wichtige Informationen über die Hölderlinrezeption in der DDR bietet der Aufsatz von Helen Fehervary, „Marx und Hölderlin in

Die Frage stellt sich: gibt es irgend etwas Gemeinsames, das alle diese in ihrem Bewußtsein, ihren Ideologien, ihren schriftstellerischen Methoden so verschiedenen Personen an Hölderlin anzieht? Was hat denn, um die beiden Extrempunkte zu nehmen, George noch gemeinsam mit Peter Weiss? Man könnte einfach sagen, das Hölderlin-Bild habe sich seit George eben gewandelt. Nach dem Seher und prophetisch-esoterischen Priester-Dichter hat man den Jakobiner Hölderlin entdeckt. Und wenn nicht alles täuscht, zeichnet sich etwa bei Martin Walser und Karin Struck bereits ein post-jakobinischer Hölderlin ab². Sicher ist es nichts Neues in der Literaturgeschichte, daß ein Werk zu verschiedenen Zeiten oder gleichzeitig völlig gegensätzlich verstanden wird. Mag es am immanenten Reichtum der Aspekte und Perspektiven liegen, oder mag es auf Mißverständnissen oder ideologisch bedingten Verfälschungen beruhen: das Nachleben eines Textes ist fast immer widersprüchlich. Aber auch der Widersprüchlichkeit sind Grenzen gesetzt. Selbst die bewußte Verfälschung braucht schließlich noch den Schein der Wahrheit; und diesen Schein kann sie nirgends bekommen als im Text. Selbst noch in solchem Schein, den der Text zur Verfügung stellt, sei es auch gegen die Intention des Autors, liegt etwas von seiner Wahrheit. Damit ist nicht einer endlosen und geschichtslosen Beliebigkeit in der Interpretation das Wort geredet. Der Text ist begrenzt nicht nur in seiner Intention, sondern auch in seinen Implikationen. Deshalb ist seine Interaktion mit dem gesellschaftlichen Kontext im Rezeptionsgeschehen nicht beliebig unendlich, sondern determiniert von den historischen und subjektiven Bedingungen der Rezipienten ebenso wie von den Grenzen, die er in sich selber setzt.

Gegenüber den Prämissen reiner Textimmanenz wird hier festgehalten, daß der Text sowohl in kausaler Interaktion mit seinem jeweiligen historischen Kontext steht, als auch auf finale Interaktion hin angelegt ist. Selbst noch der hermetisch verschlossene Text will geöffnet werden, will es, weil er aus Signalen besteht, die deuten und gedeutet sein wollen. Die Öffnung des verschlossenen Textes bedeutet die Bloßlegung seiner versteckten Interaktion mit seinem Kontext. Die Eigenart dieser Interaktion besteht darin, daß der Text den Kontext ebenso deutet, wie der Kontext der DDR“. *Basis. Jahrbuch für deutsche Gegenwartsliteratur* 5 (1975), S. 55–64 (= Suhrkamp taschenbuch 276).

² Vgl. Martin Walser, „Hölderlin auf dem Dachboden“, in: M. W., *Erfahrungen und Leseerfahrungen*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1965, S. 113–123; und „Hölderlin zu entsprechen“, in: M. W., *Wie und wovon handelt Literatur. Aufsätze und Reden*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973, S. 42–66.

Karin Struck, „Der Dichter ist ein arbeitender Mensch. Über Hölderlin“, in: *Literaturmagazin* 2 (1974), S. 120–138.

ihn. Im hermetischen Text scheint es, als ob die Signale ins Leere deuteten, es bleibt bloß die Geste des Zeigens, aber nichts wird gezeigt. Warum dann die Geste? Wovon wird sie angezogen, was setzt sie in Bewegung? Ich kann meine Hand ausstrecken und ins Leere zeigen, aber dann wird die Leere auf mich zurückzeigen, auf das, was mein Zeigen motiviert. Und das steht nicht in der Leere. Wenn Freuds Beobachtung an den Träumen seiner Patienten richtig war, ist es nicht selten, daß die Signalrichtung verkehrt wird: unter bestimmten Umständen scheint es möglich, daß die Signale das Gegenteil von dem bezeichnen, was sie offenbar zeigen.

Immer aber ist das Zeigen ein komplexer Vorgang von Text und Kontext, in dem sich beide gegenseitig zeigen. Untersuchungen von Rezeptionsvorgängen geben somit nicht nur über die Rezeptionssituation Aufschluß, sondern ebenso über den rezipierten Text und dessen inhärente Bedingungen. Damit wird Valéry's These in Frage gestellt, daß die Entstehung eines Werkes und die Erzeugung seines Wertes, das heißt hier seines Rezeptionsvorgangs, radikal verschiedene Aspekte seien, die nichts miteinander zu tun haben: „Kein Blick vermag diese beiden Funktionen gleichzeitig zu beobachten; Erzeuger und Verbraucher sind zwei wesensmäßig getrennte Systeme. Für den einen ist das Werk der *Endzweck*, für den andern der *Ursprung* von Entwicklungen, die einander so fremd wie nur möglich sein können“³. Das mag unter Umständen für die subjektiven Intentionen stimmen, aber auch sie werden zu Zeigern, die in den Rezeptionsprozeß eingehen, transformiert vielleicht, aber immer in Interaktion.

Eine solche Interaktion soll im folgenden anhand einer bestimmten Antinomie der Hölderlinrezeption untersucht werden. Es ist die Antinomie zwischen dem hermetisch verschlossenen und – einmal ganz grob gesagt – dem Jakobiner Hölderlin, der politisch wirken und die Welt verändern wollte. Man macht sich die Sache zu leicht, wenn man die eine oder andere Seite als bloße ideologische Verzerrung abtut. Für sich haben sie zwar beide die Unwahrheit der isolierten Einseitigkeit, aber immer auch deren Wahrheit. Denn was in den Widersprüchen der Rezeption zutage tritt, ist zumindest in diesem Fall die Widersprüchlichkeit des Textes. Und immerhin hat der von links politisierte Hölderlin der letzten Jahre für sich, daß in den meisten Fällen die Spannung zwischen politischer Intention und zunehmender Isolation nicht unterdrückt wurde. Der politische Hölderlin war auch der Hölderlin im Turm. Auf der andern Seite dagegen wurde allzuoft die politische Intention ganz unterdrückt

³ In: Theorie der modernen Lyrik. Dokumente zur Poetik, hrsg. von Walter Höllerer, Hamburg: Rowohlt 1965, S. 101.

zugunsten des hermetisch Einsamen, oder es wurde der Öffentlichkeitsanspruch dieser Dichtung ins abstrakt Prophetische und nur noch Metaphysische verdrängt.

II

Es ist nicht schwer, die eine Seite der Antinomie bei Hölderlin nachzuweisen: die Tendenz zum Solipsismus, zum Hermetischen. Es war auch diese Seite, die noch lange nach der Wieder-Entdeckung Hölderlins sein Bild bestimmte. Auch der zum Propheten stilisierte Hölderlin ließ ihn nicht ganz von dieser Welt erscheinen. Und daß Hölderlin seine Schwierigkeiten mit dieser Welt hatte, bezeugen seine Briefe vielfältig⁴. Das beginnt schon sehr früh. Bereits im ersten überlieferten Brief klagt er über seine Empfindlichkeit, die ihn mißtrauisch mache gegen die Welt und die Menschen: „die kleinste Beleidigung schien [mein Herz] zu überzeugen, wie die Menschen so sehr böse, so teuflisch seyen, und wie man sich vor ihnen vorsehen, wie man die geringste Vertraulichkeit mit ihnen meiden müsse . . .“ (Br. 1, 22–25)⁵. Aber bereits hier ist ein Zwiespalt da zwischen der Neigung zum Rückzug vor der Welt und einem Gefühl der Verpflichtung gegen diese Welt. Es ist eine pietistische Konfession, die die Verachtung der Welt als Schuld bekennt. Die individuelle Empfindlichkeit Hölderlins kommt im pietistischen Vokabular zu sich und wird von ihm gleichzeitig verstärkt. Damit partizipiert diese Empfindlichkeit am Zwiespalt des Pietismus, dessen Paradox es ist, daß er einerseits die Emanzipation der Ich-Sensibilität gefördert, gleichzeitig aber die Ich-Verleugnung im Zentrum hat. Das Ich soll sich ganz aufgeben, sich ganz der Leitung Gottes überlassen, so sehr, daß etwa bei der Mme Guyon selbst der geplante Wille zu Gott hin als zuviel Eigenwille verdächtigt wird, wie Robert Minder in seinem Buch über Karl Philipp Moritz ausführt: „Sogar der allzu bewußt gelenkte Wille erregt ihr Mißtrauen, die allzu streng und planmäßig durchgeführten Kasteiungen [...] scheinen ihr zu viel menschliche Berechnung zu enthalten und entweder zum geistlichen Hochmut oder, wie sie psychologisch fein ausführt, zu einer Stärkung und Herausforderung der sich ausbreitenwollenden Sinne zu führen“⁶. Tatsäch-

⁴ Sehr einseitig und ohne Rücksicht auf die Forschung wird dieser Aspekt neuerdings von Roy Shelton hervorgehoben: *The Young Hölderlin*, Bern/Frankfurt a. M.: Herbert Lang 1973.

⁵ Alle Hölderlin-Zitate nach der Großen Stuttgarter Ausgabe, zitiert als StA, Band, Seite; die Briefe werden nach Nummern und Zeilen zitiert.

⁶ Robert Minder, *Glaube, Skepsis und Rationalismus*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1974 (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 43), S. 82.

lich hat sie damit die psychologische Dialektik der Ich-Verleugnung im Pietismus bereits erfaßt: das Ich, das sich an Gott aufgibt, kann diesen Gott nur im Lauschen auf sich selber finden und emanzipiert sich in seiner Aufhebung. Allerdings ist die Dialektik keine reine. Denn je mehr das Ich in der Selbst-Aufhebung sich produziert, desto mehr muß es sich, solange es innerhalb des Pietismus bleibt, verleugnen. Es darf sich nicht als Selbst anerkennen ohne schwerste Schuldgefühle. Erst in der säkularisierten Form der Empfindsamkeit darf es sich anerkennen, und selbst da sind die Schuldgefühle noch nicht überwunden, nur zurückgedrängt, und produzieren Melancholie.

Mit der Melancholie erscheint ein neuer gesellschaftlich-kultureller Kontext, dem in Deutschland in den letzten Jahren zwei wichtige Studien gewidmet wurden: die auf den Sturm und Drang konzentrierte Arbeit Mattenklotts und die auf Grundsätzliches ausgehende Analyse des Zusammenhangs von Melancholie und Gesellschaft von Lepenies⁷. In allen Fällen spielt das Rückzugsverhalten eine zentrale Rolle, das auch bei Hölderlin immer wieder zutage tritt. „Ich mache hier wenig Bekantschaft – ich bin immer noch lieber allein – und da fantasire ich mir eins, im Hirn herum“ (Br. 12, 24–26), heißt es in einem frühen Brief an Louise Nast. Und wenig später an Immanuel Nast: „Ich seh’s, ’s ist doch auch gut – daß mir in der Welt so alles krum über den Weg läuft – ich bleibe da brav vor mich – und genieße ächtere Freuden und habe nicht nöthig, mich über so viele Dummheiten zu ärgern“ (Br. 24, 22–25). Oder an die Mutter 1795: „Es ist doch besser, in der Schreibstube einsam zu seyn, als unter dem unbedeutenden Lärme der Menschen, die einen nichts angehn“ (Br. 112, 14–16). So ließe sich Zitat an Zitat reihen durch all die Jahre hindurch bis zum Zusammenbruch. Und nicht immer ist die Flucht in die Einsamkeit der idyllische Schutzwinkel gegen die Welt. Ihre andere Seite ist die trostlose Versteinerung: „Ich friere und starre in dem Winter, der mich umgiebt. So eisern mein Himmel ist, so steinern bin ich“ (Br. 104, 28–30).

Soweit ließe sich alles als ein besonders starker Fall jener Zeitkrankheit Melancholie abtun. Aber ist schon die Melancholie selbst im 18. Jahrhundert ein eminent gesellschaftliches Phänomen, so gewinnt sie bei Hölderlin noch eine zusätzliche Dimension durch die von Anfang an entgegenwirkenden Aspekte. Es begann, wie wir sahen, mit dem pietistischen Schuldgefühl, das die Verachtung der Welt als Sünde straft (die Ambiva-

⁷ Gert Mattenklott, *Melancholie in der Dramatik des Sturm und Drang*, Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1968. Wolf Lepenies, *Melancholie und Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1972 (suhrkamp taschenbuch 63).

lenz gegenüber der 'Welt' innerhalb des Pietismus ist die Entsprechung zur Ambivalenz gegenüber dem Ich). Was davon bei Hölderlin bleibt, ist ein Verantwortungsgefühl gegenüber eben dieser Welt, der er entfliehen möchte. Und je stärker dieses Verantwortungsgefühl wächst, desto größer ist jeweils die Enttäuschung, wenn nichts sich ändert am Zustand der Welt und der Gesellschaft. Ein *circulus vitiosus* setzt ein: Verantwortung für die Welt treibt zur Flucht vor der Welt. Das Syndrom findet auffallende Parallelen bei Karl Philipp Moritz, besonders im 'Anton Reiser'. Robert Minder weist darauf hin: „Das ganze Erlebnis von Moritz ist darauf eingestellt, daß er die Welt als groß, furchtbar, übermächtig empfindet, sich selbst als klein, schwach, machtlos. [...] Die erste Reaktion von Moritz-Reiser besteht immer darin, sich vor den Gefahren der Welt in ein schützendes – anheimelndes, nicht unheimliches – *Dunkel* zu flüchten; die zweite Reaktion aber ist der immer heftigere Wunsch, dennoch am *Glanz* des Lebens teilzuhaben“⁸. Zusammengefaßt wird die Ambivalenz in der Antinomie von „Resignation und Ehrbegierde“⁹. Diese beiden Kategorien sind Hauptmotive in den frühen Gedichten Hölderlins, wo sie oft ganz unverhüllt in Erscheinung treten. Man vergleiche etwa Gedichte wie „Die Nacht“, „Klagen“, „Schwärmerei“, die von der melancholischen Resignation gekennzeichnet sind, mit „Mein Vorsatz“, „Der Lorbeer“, „Ehrsucht“, die schon im Titel das Motiv der Ehrbegierde vorstellen.

Was also zunächst etwas allgemein als Verantwortungsgefühl gegenüber der Welt bezeichnet wurde, hat verschiedene Modifikationen und Vorstufen, die teilweise sogar – wie die Ehrbegierde – ziemlich autistischen Charakter haben. So spärlich auch die überlieferten Dokumente zu Hölderlins Biographie sind, gibt uns doch das, was Adolf Beck mit so viel Sorgfalt und detektivischem Spürsinn zusammengetragen hat, einige Einblicke in die Lebensverhältnisse, aus denen sich das Syndrom entwickelt. Es geht dabei nicht um ein Schnüffeln im rein Privaten, vielmehr um das, was das Private zum Kontext eines Textes macht. Daß es dazu überhaupt werden kann, liegt an seiner vorgängigen Vermittlung mit dem gesellschaftlichen Ganzen, von dem es strukturiert ist und dessen Struktur es weiter vermittelt. Methodisch hat unter anderen Jean-Paul Sartre in seiner Flaubert-Analyse auf diesen Zusammenhang hingewiesen und den Vulgärmarxismus kritisiert, der die Kindheit als konstituierende Phase des Bewußtseins fast ganz ausschließt. Und doch werden gerade in dieser

⁸ Robert Minder, *Glaube, Skepsis und Rationalismus*, aaO, S. 40 f.

⁹ *Ibid.*, S. 43. Minder weist darauf hin, daß schon C. F. Klischnig 1796 diesen Zwiespalt gesehen hat.

Phase wesentliche Strukturen der Gesellschaft dem Bewußtsein eingepägt. Nie ist das Gesellschaftliche stärker als auf dieser intimsten Stufe des Menschen. Sartre rechtfertigt seine Methode, „weil sie den Ansatzpunkt des Menschen in seiner Klasse, d. h. die jeweilige Einzelfamilie als Vermittlung zwischen der allgemeinen Klasse und dem Individuum entdeckt hat: die Familie wird wirklich im und durch den allgemeinen Geschichtsablauf konstituiert und doch auch als ein Absolutes in der Tiefe und Undurchschaubarkeit der Kindheit erlebt“¹⁰.

Etwas von dem Absoluten, das die Familie für das Kind bedeutet, hat Hölderlin durch sein ganzes Leben verfolgt. Nicht so sehr die quantitative Verteilung seiner Briefe, von denen ein großer Teil an die Familie gerichtet ist – das könnte den Zufälligkeiten der Überlieferung zu verdanken sein –, als die Intensität der Briefe an die Seinigen deutet darauf hin. Es ist dies aber eine höchst ambivalente Intensität, keineswegs nur die Intensität der Liebe und Anhänglichkeit. Es gibt viele Anzeichen in der Korrespondenz, daß die späteren Aggressionen Hölderlins gegen seine Mutter enthemmte Ausbrüche einer langaufgestauten Spannung sind. Die Ambivalenz gegen die Mutter hat schon Laplanche in den Vordergrund gestellt¹¹. Teil an dieser Spannung dürfte einmal Hölderlins Stellung in der kleinbürgerlichen Familie haben: der älteste Sohn in der vaterlosen Familie. Einerseits ist er das Kind ohne väterlichen Schutz, andererseits fühlt er sich verpflichtet, eben diesen Schutz der Familie gegenüber zu leisten. Hier liegt zumindest eine Wurzel seines Ehrgeizes: die wirklichen oder vorgestellten Erwartungen der Seinigen treiben ihn an. Und je weniger er ihre Erwartungen im bürgerlichen Sinne erfüllen kann, desto mehr glaubt er sie durch Ruhm als Schriftsteller kompensieren zu müssen. „... und kann ich auch für dißmal nicht die Aufmerksamkeit meines deutschen Vaterlands so weit verdienen, daß die Menschen nach meinem Geburtsort und meiner Mutter fragen, so will ich es, so Gott will! in Zukunft noch dahin bringen“ (Br. 193, 9–13), schreibt er 1799 an die Mutter. Je weniger ihm das aber gelingt, desto größer wird die Spannung, die ihn manchmal bis zur geistigen Selbstvernichtung treibt, und er ist sich des Zusammenhangs wohl bewußt: „Es schlägt auch mich so nieder; ich denke dann immer, daß ich gar nichts seyn muß, weil sich andere Eltern

¹⁰ Jean-Paul Sartre, „Flaubert-Analyse“, in: Marxismus und Literatur. Eine Dokumentation in drei Bänden, hrsg. von Fritz J. Raddatz, Hamburg: Rowohlt 1969, Band II, S. 294.

¹¹ Jean Laplanche, Hölderlin et la question du père. Paris: Presses universitaires 1961. – Ausführlich dazu auch das Kapitel „Der utopische Vater“ in meinem Buch Literatur und Utopie. Versuche zu Hölderlin, demnächst bei Lothar Stiehm, Heidelberg.

oft so viel einbilden auf ihre Kinder“ (Br. 168, 53–55). Und im nächsten Brief an die Mutter wieder: „Darf ichs Ihnen einmal sagen? wenn ich oft in meinem Sinn verwildert war, und ohne Ruhe mich umhertrieb unter den Menschen, so wars nur darum, weil ich meinte, daß Sie keine Freude an mir hätten“ (Br. 170, 73–76). Die Symptome und die Selbstanalyse Hölderlins weisen auf eine Krankheit, die man nach einem Roman Martin Walsers als die „Gallistl'sche Krankheit“¹² bezeichnen könnte. Der Vergleich ist nicht anachronistisch, weil die gesellschaftlichen Strukturen, in der die Krankheit gedeihen kann, nicht gewichen sind, sondern sich verschärft haben.

Aber schon im Bereich der Familie nimmt der Ehrgeiz auch die Form der Verantwortung an, zunächst in der schon erwähnten väterlichen Schutzrolle. Das kommt unter anderem in den Briefen an die Mutter zum Ausdruck, wenn er sie wegen der Kriegsgefahr zu trösten versucht, oder wenn er sie ermahnt, sich nicht der Trauer hinzugeben. Während aber die Briefe an die Mutter immer gemischt sind in ihrer Verbindung von väterlicher Schutzrolle und einem Ton gehorsamer Unterwürfigkeit, tritt die pädagogische Haltung den Geschwistern gegenüber rein und rückhaltlos hervor. Vor allem die Briefe an den Bruder sind fast ganz von der pädagogischen Haltung bestimmt. Aufschlußreich ist auch im Brief an die Schwester, in dem er sich mit Joseph, dem Träumer, identifiziert: „Lach' mich nicht aus, Schwesterlein! Die Brüder Josephs nannten [...] ihn einen *Träumer* – und der Knabe wurde doch noch ein rechter Mann!“ (Br. 43, 24–27). Es liegt darin nicht nur eine Verteidigung seiner nicht ganz den Familienerwartungen entsprechenden Lebensweise, sondern das heimliche Gefühl einer Sonderstellung, einer Auserwähltheit, das schließlich auch das dichterische Selbstverständnis Hölderlins immer stärker bestimmen wird.

III

Was wir suchen, ist jener Interferenzbereich, in dem das Private als Moment des Gesamtkontextes erscheint und sich zum Werk objektiviert. Es wurden bereits einige Aspekte einer solchen Interferenz sichtbar, vor allem im Phänomen der Melancholie und Empfindsamkeit. Es ergibt sich dabei eine eigenartige Verwischung der Bedingungsrichtungen, deren Grund in der Sprache liegt. Denn nicht nur das Werk konstituiert sich in der Sprache, sondern das im Werk sich objektivierende Bewußtsein, das

¹² Martin Walser, Die Gallistl'sche Krankheit, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1972.

– dem Werk schon vorgängig – sich erst in der Sprache findet. Aber indem es auf dem Weg seiner Selbstrealisierung diesen oder jenen Code findet, besser: in ihm sich findet, wird es von ihm auch schon eingenommen und transformiert. Es ist nicht so einfach, daß die Melancholie des jungen Hölderlin sich nur einen Sprachcode wählt – in diesem Fall den der zeitgenössischen Empfindsamkeit unter anderem –, sondern der Code schafft auch wieder Melancholie, er wird selbst zu einer Erfahrung des Bewußtseins. In der Sprache selbst findet so der elementare Austausch des Privaten mit dem Gesellschaftlichen statt.

Zu einer wesentlichen Voraussetzung der bürgerlichen Melancholie gehört die Ambivalenz der Einschränkung. Sie enthält im negativen Sinne die gesellschaftliche Einschränkung der zur Entfaltung drängenden menschlichen Möglichkeiten, im positiven Sinne aber den Rückzug aus der Gesellschaft in die intime Privatsphäre der Familie, des kleinen Zirkels oder auf sich selber. Im letzteren Fall entspricht der äußeren Einschränkung eine innere Ausdehnung. Wiederum läßt sich der 'Anton Reiser' als Parallelbeispiel heranziehen. Die Ambivalenz von Enge und Weite ist hier ein Zentralmotiv. Je mehr Reiser die Ausdehnung nach außen verschlossen bleibt, desto mehr wird die Einschränkung als Ausdehnung nach innen ihm zum Bedürfnis und gleichzeitig zum Schutz gegen die Bedrohung von außen: „Anton blickte nach dem Fenster hin, wo durch die düstre Nacht kein Lichtstrahl schimmerte, und fühlte zum ersten Male die wunderbare Einschränkung, die seine damalige Existenz von der gegenwärtigen beinahe so verschieden machte wie das Dasein vom Nichtsein. [...] Wie groß ist die Seligkeit der Einschränkung, die wir doch aus allen Kräften zu fliehen suchen! Sie ist wie ein kleines glückliches Eiland in einem stürmischen Meere...“¹³. Die andere Seite aber ist die Bedrückung durch die Enge der Außenwelt: „Wenn oft der Himmel umwölkt und der Horizont kleiner war, fühlte er eine Art von Bangigkeit, daß die ganze Welt wiederum mit ebenso einer Decke umschlossen sei wie die Stube, worin er wohnte, und wenn er dann mit seinen Gedanken über diese gewölbte Decke hinausging, so kam ihm diese Welt an sich viel zu klein vor, und es deuchte ihn, als müsse sie wiederum in einer andern eingeschlossen sein, und das immer so fort“¹⁴. Die Enge der kleinbürgerlichen Stube wird hier zur kosmischen Enge, schließt auch die Imagination in sich ein, sowie den Text, in den sie sich einschreibt. Dieselbe Relation von Einschränkung als bürgerlicher Notwendigkeit und Ausdehnung des

¹³ Karl Philipp Moritz, Anton Reiser. Ein psychologischer Roman, Heilbronn 1886 – Nendeln/Liechtenstein: Kraus Reprint 1968, S. 29 f.

¹⁴ Ibid., S. 31 f.

Innern, des Gefühlsbereichs, ist auch bei Goethe schon oft bemerkt worden, bereits im 'Werther' und in reflektierterer Form wiederum im 'Wilhelm Meister'. Wilhelm selbst argumentiert dort soziologisch: „Ich weiß nicht, wie es in fremden Ländern ist, aber in Deutschland ist nur dem Edelmann eine gewisse allgemeine, wenn ich sagen darf, personelle Ausbildung möglich. Ein Bürger kann sich Verdienst erwerben und zur höchsten Not seinen Geist ausbilden; seine Persönlichkeit geht aber verloren, er mag sich stellen, wie er will“¹⁵. Es bleibt dem Bürgertum nur „das reine, stille Gefühl der Grenzlinie, die ihm gezogen ist“¹⁶. Auch daraus kann Wilhelm, wenn auch nur zeitweise, eine Tugend machen: „Denn von jenem Glück, das wir als das höchste erkennen, das aus dem innern Reichtum der Natur fließt, haben sie [die Adligen] selten eine erhöhte Empfindung. Nur uns Armen, die wir wenig oder nichts besitzen, ist es gegönnt, das Glück der Freundschaft in reichem Maße zu genießen“¹⁷. Das sind die Tugenden und Freuden der Empfindsamkeit, die da eintreten müssen, wo öffentliche, repräsentative Entfaltung verwehrt ist.

Diese wenigen, aber durchaus exemplarischen Beispiele können zumindest den Kontext skizzieren, innerhalb dessen Hölderlins Problematik zu verstehen ist. Gerade in der Ambivalenz der Einschränkung manifestiert sich die unlösbare Verknüpfung des Privaten mit dem Gesellschaftlichen. Einer der Hauptkonflikte, der vor allem in den Briefen an die Mutter zum Ausdruck kommt, ist die Angst vor den einschränkenden bürgerlichen Verhältnissen, in denen seine Mutter ihn möglichst bald gesichert und geborgen sehen möchte. „Aber es ist, wie ich glaube, weder Unbescheidenheit, noch Träumerei, wenn ich für mein Wesen, so weit ich seine Bedürfnisse kenne, für jezt noch eine Lage notwendig halte, in der ich mer Möglichkeit vor mir sehe, an mannigfaltigen Gegenständen, one die Einschränkung eines fixierten bürgerlichen Verhältnisses meinen Geist und mein Herz zu nähren“ (Br. 82, 15–20). Nur halbherzig ist der Trost an den Bruder, es lasse sich auch im kleinen Kreis wirken: „daß es auch Größe sei, seine Kräfte auf einen engen Wirkungskreis einzuschränken, wenn Gutes dabei herauskömmt, und kein größerer Wirkungskreis sich aufthut...“ (Br. 86, 14–16). Der zweite Teil des Bedingungssatzes

¹⁵ Goethe, Wilhelm Meister, V. Buch, zit. nach: Werke, Hamburger Ausgabe, Bd. 7, 8. Auflage. München: C. H. Beck 1973, S. 290. – Diese Stelle wird auch von Jürgen Habermas als Illustration verwendet für den „Strukturwandel der Öffentlichkeit“, (Neuwied: Luchterhand, 5. Aufl. 1971; Sammlung Luchterhand 25, S. 25 ff.).

¹⁶ Wilhelm Meister, aaO, S. 291.

¹⁷ Ibid., S. 212.

macht klar, daß das Bessere eben doch der weitere Wirkungskreis wäre, nicht die Einschränkung. Nicht viel tröstlicher heißt es in einem späteren Brief an den Bruder: „Du wirst sicher bald eine Lage finden, wo Du doch ein paar Stunden des Tages wirst Deinen Geist aus der ermüdenden Unthätigkeit, in der er freilich durch die meisten bürgerlichen Geschäfte erhalten wird, erheben können“ (Br. 131, 17–20). Wie für Anton Reiser wird auch für Hölderlin zeitweise die bürgerliche Enge zur universellen Bedrohung, gegen die er aber ein heroisches „Trotzdem“ setzen möchte: „Die Knechtschaft, die von allen Seiten auf unser Herz und unsern Geist [...] hineindringt, die Mishandlung und Erstikung unserer edelsten Kräfte giebt uns auch das herrliche Selbstgefühl, wenn wir dennoch unsere besseren Zwecke durchführen“ (Br. 121, 50–54).

Die bürgerliche Ambivalenz schließt immer auch positive Aspekte der Einschränkung ein. Dabei ergibt sich bei Hölderlin aber eine besondere Konstellation: eine Bedrohung nämlich von beiden Seiten. Weder die große Welt noch die kleine Welt sind ihm ganz heimlich. In der einen nämlich (in der kleinen) droht die Beschränkung der Kräfte, die Verstümmelung der Träume (oder mehr als das), in der anderen, in der großen Welt, droht die Kälte, sowie ein Chaos, das die Orientierung gefährdet. Der Schritt aus der kleinbürgerlichen Kindheitswelt gelingt nie ganz¹⁸. Man muß erst die große Welt ins Große-Ganze bringen, ehe man ihre Details ertragen kann, und manchmal hilft eben nur noch der Rückzug: „Man kommt mit seinen Gedanken und Gesinnungen eher in's Reine, wenn die Gegenstände um einen nicht zu mannigfaltig sind“ (Br. 81, 12 f.). Er „tauge schlechterdings nicht [...] in irgend ein Verhältniß wo man verschiedene Charaktere, verschiedene Situationen vor sich hat“ (Br. 107, 12–14), schreibt er an Hegel. Sobald er weit genug von der Familie entfernt ist, kommt ihm nostalgische Sehnsucht nach dem häuslichen Kreis: „Du glaubst nicht,“ schreibt er an die Schwester, „wie mirs Freude macht, an Dein häuslich genügsam Wesen zu denken!“ (Br. 138, 79 f.). Wenn er dann aber tatsächlich einige Wochen zu Hause ist, wie etwa nach der Rückkehr aus Jena, wird es ihm fast unerträglich. Erst aus der Perspektive der großbürgerlichen Frankfurter Gesellschaft

¹⁸ Hölderlins Befangenheit in der kleinbürgerlichen Vorstellungswelt ist vor allem in zwei Aufsätzen von Jürgen Scharfschwerdt überzeugend herausgearbeitet worden: „Hölderlins 'Interpretation' des 'Contrat Social' in der 'Hymne an die Menschheit'“, Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 14 (1970), S. 397–436; und: „Die pietistisch-kleinbürgerliche Interpretation der Französischen Revolution in Hölderlins Briefen. Erster Versuch einer literatursoziologischen Fragestellung“, Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 15 (1971), S. 174–230.

erscheint die kleinbürgerliche Welt zu Hause wieder fast paradisiisch: „Dein Glück ist ächt; Du lebst in einer Sphäre, wo nicht viele Reichen, und nicht viele Edelleute überhaupt nicht viel Aristokraten sind; und nur in der Gesellschaft, wo die goldne Mittelmäßigkeit zu Haus ist, ist noch Glük und Friede und Herz und reiner Sinn zu finden, wie mir dünkt“ (Br. 156, 21–25)¹⁹. Nur leicht modifiziert findet sich hier wieder die früher zitierte Perspektive Wilhelm Meisters.

So sehr Hölderlin sich aber zeitweilig zurückziehen möchte vor der Welt in den kleinen geschützten Kreis, ist dieser nie sein endgültiges Ziel. Er ist Asyl, wenn die Welt unerträglich scheint, aber er ist immer auch Übergangsstufe, ein Vorläufiges und eine Vorbereitung auf eine bessere Welt. Die Welt ist das Ziel, auch wo Hölderlin vor ihr zu fliehen scheint. Die wenigen, die sich jetzt verstehen, sind ein Versprechen für eine bessere Zukunft: „Sie wissen,“ heißt es in einem Brief an Ebel, „die Geister müssen überall sich mittheilen, wo nur ein lebendiger Othem sich regt, sich vereinigen mit allem, was nicht ausgestoßen werden muß, damit aus dieser Vereinigung, aus dieser unsichtbaren streitenden Kirche das große Kind der Zeit, der Tag aller Tage hervorgehe, den der Mann meiner Seele [...] die *Zukunft des Herrn* nennt“ (Br. 106, 48–66). Es klingt das Losungswort an, mit dem die Freunde Hegel, Schelling und Hölderlin sich voneinander und vom Tübinger Stift trennten: „Reich Gottes!“ (Br. 84, 5).

IV

Kein Zweifel: Hölderlin träumte von einer Veränderung der Welt und litt daran, daß er so wenig veränderte: „Wenn ich an große Männer denke, in großen Zeiten, wie sie, ein heilig Feuer, um sich griffen, und alles Todte, Hölzerne, das Stroh der Welt in Flamme verwandelten, die mit ihnen aufflog zum Himmel, und dann an mich, wie ich oft, ein glimmend Lämpchen umhergehe, und betteln möchte um einen Tropfen Öl, um eine Weile noch die Nacht hindurch zu scheinen – siehe! da geht ein wunderbarer Schauer mir durch alle Glieder, und leise ruf' ich mir das Schreckenswort zu: lebendig Todter!“ (Br. 182, 1–9). Lebendig tot ist für ihn, was nicht die Welt verändert, nicht am Prozeß der Geschichte teilnimmt. Nur für Augenblicke scheint der kleine Freundschaftskreis die Welt aufzuwiegen: „Gestern Nachmittag kam Morbek zu mir aufs Zimmer,“ heißt es im gleichen Brief, „'Die Franzosen sind [...] geschlagen', sagt' er. 'Wenns nur gut mit uns steht, sagt' ich ihm, so steht es schon gut in der

¹⁹ Ausführlich zu dieser und ähnlichen Stellen J. Scharfschwerdt, aaO.

Welt“ (Br. 182, 27–29). Aber sogleich folgt die Frage: „Aber kann das eine Welt ersetzen?“ Offenbar nicht.

Es sind gefährliche Träume, die hier geträumt werden. Ihre abstrakte Allgemeinheit macht sie leicht dem Mißbrauch zugänglich, wie es denn auch mit Hölderlin geschah. Seine Rezeption in der Nazizeit hat an den Texten Narben hinterlassen, die nicht so leicht verheilen. Hölderlins Problem war, daß die Wirklichkeit ihm so bedrohlich erschien, daß er es kaum wagte, mit seiner Utopie sich in die Konkretheit dieser Welt zu begeben. Und je mehr seine Texte sich verschlossen, desto verwundbarer wurden sie.

Zunächst ist aber festzuhalten, daß trotz aller Beängstigung durch eine heimlich-unheimliche Welt Hölderlin zu dieser Welt in die Öffentlichkeit vorstoßen wollte. Das hieß für ihn konkret als Pädagoge und als Schriftsteller. Seine Tätigkeit als Hauslehrer intensiviert das Interesse an pädagogischen Fragen, die zudem für Hölderlin durchaus im Geiste der Aufklärung immer die Erziehung des Menschengeschlechts als Ziel hatten. Er nahm seinen Beruf in diesem Sinne sehr ernst, auch wenn er sich lieber ganz als Schriftsteller einer größeren Öffentlichkeit gewidmet hätte.

Sein erstes Erziehungsobjekt ist der Junge der Charlotte von Kalb, an dem er auch gleich seine Ziele zu verwirklichen trachtet: „Er ist ganz dazu geschaffen, um nach humanen Grundsätzen der Erziehung gebildet zu werden“ (Br. 72, 17–19). Ausführlicher noch erklärt er Schiller gegenüber seine Erziehungsprinzipien, die um diese Zeit noch stark von Kant geprägt sind: „Meinen Zögling zum Menschen zu bilden, das war und ist mein Zweck. Überzeugt, daß alle Humanität, die nicht mit andern Worten Vernunft heißt, oder auf diese sich genau bezieht, des Namens nicht werth ist, dacht' ich in meinem Zögling nicht frühe genug sein Edelstes entwickeln zu können. [...] Wenn es also möglich war, es jetzt schon zum Bewußtsein seiner sittlichen Freiheit zu bringen, es zu einem der Zurechnung fähigen Wesen zu machen, so mußte diß geschehen“ (Br. 76, 5–15). Um es gar nicht erst in die selbstverschuldete Unmündigkeit kommen zu lassen, soll das Kind also aus der natürlichen Unmündigkeit herausgeführt werden. Mit kritischer Neugier beobachtet Hölderlin auch pädagogische Experimente seiner Zeit. Er nimmt an einer öffentlichen Prüfung in einem Waisen- und Erziehungshaus in Halle teil und berichtet äußerst kritisch darüber an seine Schwester (Br. 98, 25–42).

Gleichzeitig sieht er in der Privaterziehung eine Vorbereitung für eine umfassendere Tätigkeit als Volkserzieher: „Ich gehe schon lange mit dem Ideal einer Volkserziehung um, u. weil Du Dich gerade mit einem Teile derselben der Religion beschäftigest, so wähl ich mir vielleicht Dein Bild

und Deine Freundschaft zum *conductor* der Gedanken in die äußere Sinnenwelt . . .“ (Br. 94, 76–80). Daß er überhaupt einen solchen „conductor“ in die äußere Sinnenwelt braucht, deutet aber auch auf den Grad der Verslossenheit, den der Impetus nach außen zu überwinden hat. Je weniger er direkt auf die Öffentlichkeit wirken kann, desto mehr wird die Privaterziehung für Hölderlin ein Ersatz, wenn auch ein vorübergehender, ähnlich wie der kleine private Kreis vorübergehender Ersatz für eine bessere kommende Gesellschaft sein soll: „Grausam fehlgeschlagene Bemühungen hätten mich vielleicht bestimmt, mich mit Erziehung nimmer so leicht zu beschäftigen, wenn ich nicht glaubte, daß es unerlaubt und unzweckmäßig wäre, einzig auf sich zurückzuwirken, u. daß in unserer jezigen Welt die Privaterziehung noch beinahe das einzige Asyl wäre, wohin man sich flüchten könnte mit seinen Wünschen und Bemühungen für die Bildung des Menschen“ (Br. 103, 18–24). Der Brief ist eine Antwort auf Ebels enttäuschten Bericht über die Vorgänge in Frankreich. Es ist bemerkenswert, daß Hölderlin trotz der doppelten Misere: die seiner Ansicht nach fehlgeschlagene Entwicklung in Frankreich und damit die politische Enttäuschung einerseits, die mißlungenen Erziehungsversuche in Waltershausen andererseits, sich weigert, sich einfach auf sich selbst zurückzuziehen, sich der empfindsamen Innerlichkeit hinzugeben, sondern darauf besteht, wenigstens in der Erziehung weiterhin nach außen zu wirken. Damit verteidigt er auch später noch seine Tätigkeit gegenüber der Mutter, die ihn lieber in einer wohlversorgten Pfarre sähe: „Das Lehramt ist auch überhaupt, soviel ich sehe, bei den jezigen Zeiten wirksamer, als das Predigtamt“ (Br. 134, 38f.). Und einige Jahre später fast wörtlich noch einmal: „so glaube ich mit gutem Gewissen behaupten zu dürfen, daß ich den Menschen mit meinem jezigen Geschäfte wenigstens eben so viel diene und fromme, als im Predigtamte, wenn auch der Anschein dagegen seyn sollte“ (Br. 204, 53–56).

Diesmal allerdings meint Hölderlin mit seinem „Geschäfte“ nicht mehr sein Hauslehreramt, sondern seine schriftstellerische Tätigkeit, der er sich in Homburg ganz widmen will. Und das ist für ihn zweifellos noch bedeutend wichtiger als das Erziehungsgeschäft, das für ihn letzten Endes, so ernst er es auch nahm, doch von sekundärem Interesse blieb. Damit stellt sich die Frage, wie sich Hölderlin konkret seine Rolle als Schriftsteller gegenüber der Öffentlichkeit vorstellte, ein Aspekt, der bisher in der Hölderlin-Forschung noch kaum analysiert wurde. Man spricht zwar immer wieder vom Prophetischen und Priesterlichen in Hölderlins Dichtungsbewußtsein²⁰. Und es ist kein Zweifel, daß Hölderlin von

²⁰ Das Konzept von Hölderlin als Priester und prophetischem Dichter geht haupt-

einem starken Sendungsbewußtsein erfüllt war. Aber so weltverloren war er auch wieder nicht, daß er nicht versucht hätte, dieses innerhalb der bestehenden literarischen Marktsituation durchzusetzen (wenn er selbst auch weit davon entfernt war, den literarischen Markt als solchen anzuerkennen). Dennoch hatte er Vorstellungen von seinem Publikum und davon, wie er auf es wirken wollte.

Zum ersten Male drückt er konkrete Wirkungsabsichten auf ein konkretes Publikum 1793 in einem Brief an Neuffer aus. Hölderlin arbeitete zu dieser Zeit an der Urfassung des 'Hyperion' und schickte ein Fragment davon an Stäudlin. An Neuffer schreibt er darüber: „Ich fand bald, daß meine Hymnen mir doch selten in dem Geschlechte, wo doch die Herzen schöner sind, ein Herz gewinnen werden, u. diß bestärkte mich in meinem Entwürfe eines griechischen Romans. Laß Deine edlen Freundinnen urteilen, [...] ob mein Hyperion nicht vielleicht einmal ein Plätzchen ausfüllen dürfte, unter den Helden, die uns doch ein wenig besser unterhalten, als die wort- und abenteuerreichen Ritter“ (Br. 60, 32–39). Zwei Aspekte sind hier von besonderem Interesse für die Rezeptionserwartungen Hölderlins: erstens das Publikum, an das er sich mit seinem Roman vor allem richten, zweitens die Wirkung selbst, die er erreichen möchte. Daß er sein Romanfragment ausdrücklich den Freundinnen Neuffers und Stäudlins unterbreiten möchte, ja, daß er sogar eine Motivation zum Schreiben des Romans darin sieht, das weibliche Publikum zu erreichen, das er mit seinen Hymnen scheinbar nicht erreichte, öffnet einen Blick in die Rezeptionssituation der Zeit. Bis weit ins 18. Jahrhundert hinein galt das Lesen von belletristischer Literatur in breiten Schichten noch als unseriös, wenn nicht frivol²¹. Lange Zeit noch galt Literatur als nicht ganz ernst genommene Freizeitbeschäftigung müßiger Damen. Das spiegelt sich unter anderem in den vielen Damenkalendern ebenso wie in den häufigen Anreden der Romanerzähler an die Leserin. Wenn man in der Rollenverteilung des 18. Jahrhunderts der Frau im allgemeinen nicht allzuviel Verstandesbildung zutrauen wollte²², so verlangte man von

sächlich zurück auf George und Hellgrath. Unter den neueren Studien zu diesem Aspekt vgl. vor allem: Momme Mommsen, „Die Problematik des Priestertums bei Hölderlin“, HJb.1967/68, S. 53–74; und: Lawrence Ryan, „Hölderlins prophetische Dichtung“, Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 6 (1962), S. 194–228.

²¹ Vgl. dazu Rolf Engelsing, *Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500–1800*, Stuttgart: Metzler 1974.

²² Hölderlin selbst scheint diese Rollenverteilung kaum in Frage gestellt zu haben. An Hegel schreibt er über eine künftige Hofmeisterstelle ziemlich abschätzig über die Erziehung von Mädchen: „... eines seiner 2 Mädchen, denen Du aber nur gelegentlich hie und da was beibringst ist etwas hartköpfig. Das kann Dich aber nicht sehr ver-

ihren, vor allem seit der 'Empfindsamkeit', um so mehr Herzensbildung. Auf diese richtet sich die belletristische Literatur in besonderem Maße. Hölderlin nimmt offenbar diese Rezeptionssituation zur Kenntnis und geht auf sie ein. Seine Haltung ist auch hier zunächst pädagogisch: er will die schlechten Romane, die Trivilliteratur der beliebten Ritter- und Abenteuerromane verdrängen, den Geschmack seines Publikums verändern. Und wenn das nicht mit den Hymnen gelang, die wahrscheinlich nach den Vorstellungen der Zeit sich zu sehr an den Verstand richteten, an eine Instanz also, die man beim weiblichen Publikum nicht ansprechen oder nicht einmal voraussetzen wollte, so sollte es eben der Roman tun.

Hölderlin sieht sich aber bald einem Dilemma gegenüber, das sich in sehr ähnlicher Weise auch für Schiller schon gestellt hatte und immer wieder stellte: wie läßt sich das Bedürfnis nach Wirkung mit dem jeweils eigenen Kunstanspruch vereinen? Denn bereits beginnt sich jene Dichotomie abzuzeichnen, die bis heute den Kulturbetrieb in sogenannte ernste oder hohe Literatur für eine gebildete Elite und triviale Literatur für die Massen spaltet. Als Dichotomie wird diese Spaltung paradoxerweise erst da sichtbar, wo seit der Aufklärung eine Kulturpartizipation für alle Schichten postuliert wird. Man müßte also genauer sagen: nicht so sehr die faktische Dichotomie entsteht im 18. Jahrhundert – sie bestand schon viel länger – als das Bewußtwerden der Dichotomie als Kulturmangel. Das theoretische Postulat der allgemeinen Kulturpartizipation wird beständig unterminiert vom faktischen Prozeß des Literaturmarktes, dem z. B. selbst Goethe auf seiner Weimarer Bühne weitgehende Zugeständnisse machen mußte. Wenn aber schon eine – allerdings finanziell schwache – Hofbühne sich auf den populären Geschmack einlassen mußte, galt dies noch in weit größerem Maße für den „freien“ Schriftsteller. Während Goethe, und Schiller in seinen späteren Jahren, immerhin eine relative finanzielle Unabhängigkeit vom Publikum erreichten und sich dementsprechend vom Publikum distanzieren konnten, war diese Alternative dem „freien“ Schriftsteller oft nur auf Kosten bitterer Not offen. Es ist wohl nicht zufällig, daß sich Schiller je länger je mehr auf eine kompromißlosere Haltung zurückzog²³. Es wäre aber eine Simplifikation, wenn man in einem solchen Rückzug nur elitäre Arroganz sähe. Denn die andere Alternative, das frisch-fröhliche Eingehen auf den popu-

driessen. Daß Deutschland in Europa liegt, behält Dir wohl jede. Wer unterhält sich nicht gerne mit so einem guten Ding eine Viertelstunde?“ (Br. 128, 22–26).

²³ Ausführlich dazu: Klaus Berghahn, „Volkstümmlichkeit ohne Volk? Kritische Überlegungen zu einem Kulturkonzept Schillers“, in: *Popularität und Trivialität*, hrsg. von Reinhold Grimm und Jost Hermand, Frankfurt: Athenäum 1974.

lären Geschmack, enthielt im Grunde genommen den größeren Zynismus gegenüber den unterprivilegierten Schichten. Die Literatur der Ifflands und Kotzebues war bei aller „Volkstümlichkeit“ weit reaktionärer als die Schillers und letzten Endes die rührselige Zelebration des Untertans.

Wie in so vielem war auch in seiner Haltung zum Publikum Schiller für Hölderlin ein Wegweiser. Neuffer bittet er mit Berufung auf Schiller, an den Satiren-Plänen festzuhalten: „Ich bitte Dich, das, was Du mir von der ernstesten Satyre schreibst, ja nicht aufzugeben. Schiller sagt auch, man müsse jetzt das Publikum recht in Indignation setzen, um darauf zu wirken.“ (Br. 93, 90–92). *Epaté le bourgeois*? Etwas davon ist hier schon da, wenn auch das pädagogische Interesse dabei durchaus im Vordergrund bleibt. Daß Hölderlin selbst kein allzu großes Interesse und Talent für die Satire hatte, braucht nicht betont zu werden. Immerhin läßt sich in einigen Gedichten und vor allem in der berühmten Rede gegen die deutschen Zustände im *Hyperion* zumindest die satirische Aggressivität, wenn nicht deren Witz finden. Was Hölderlin zum Satiriker fehlte, war nicht der Zorn über die Zustände, sondern die Distanz der Xenienmacher, die dem Witzigen erst Raum gibt. Es fehlte ihm dazu vor allem die spielerische Haltung zur Welt und zur Kunst. Kunst als Spiel ist ihm die Hauptsünde gegen die Kunst, die Verhinderung ihrer Wirkung: „man nahm sie für Spiel, weil sie in der bescheidenen Gestalt des Spiels erscheint, und so konnte sich auch vernünftiger Weise keine andere Wirkung von ihr ergeben, als die des Spiels, nemlich Zerstreuung, beinahe das Gegentheil von dem, was sie wirkt, wo sie in ihrer wahren Natur vorhanden ist“ (Br. 172, 129–133). Es geht hier weniger um den Schillerschen Spielbegriff, dem Hölderlin im gleichen Brief inhaltlich sogar sehr nahe kommt, als um die traditionelle Kunstkonzeption, die trotz Klopstock und anderen noch weit verbreitet war: Kunst als unverbindliche Nebenbeschäftigung müßiger Stunden. Dennoch scheint es fast, als ob Hölderlin indirekt sich auch gegen Schiller wende, der zwar dem Spielbegriff einen neuen Inhalt verlieh, aber den Begriff beibehielt. Worte tragen aber – und dafür hat Hölderlin ein Ohr – ihre Vergangenheit mit sich, man kann sie nicht einfach ausleeren und neu füllen.

Die Insistenz, mit der sich Hölderlin gegen den Spielcharakter der Kunst wehrt, ist auch eine Verteidigung gegenüber der Familie, aus deren kleinbürgerlicher Perspektive Kunst doch immer noch etwas Anrüchiges hatte. So muß er vor allem ihr gegenüber die Kunst von allem Spielerischen befreien, um nicht noch mehr dem Gefühl der Nutzlosigkeit (vgl. Br. 64, 16) ausgesetzt zu sein. Aber indem er sich so seinen Kunstbegriff entwickelt, fühlt er sich nun andererseits eben deswegen in Opposition

zum Zeitgeschmack: „Ich bin mit dem gegenwärtig herrschenden Geschmack so ziemlich in Opposition, aber ich lasse auch künftig wenig von meinem Eigensinne nach, und hoffe mich durchzukämpfen“ (Br. 147, 54–57). Er beruft sich auf Klopstock und zitiert dessen Verse gegen „die Dichter, die nur spielen“. Damit ist bereits ein grundsätzliches Paradox von Hölderlins Dichtung angedeutet: eben jene Intention, durch die er der Kunst ihre volle Wirkung auf das Publikum geben will, entfremdet ihn dem Publikum. Des öfters beklagt er sich, daß er in einer kunstfeindlichen Zeit lebe, ohne jedoch die konkreten Bedingungen genauer zu analysieren. „Wir leben in dem Dichterklima nicht“, schreibt er 1798 an den Bruder (Br. 152, 74 f.). Und zwei Jahre später verteidigt er seinen Zorn gegen das Publikum aus dessen falschem Geschmack: „daß nicht sowohl die Schuld an mir liegt, als in den Einseitigkeiten unseres neuesten Geschmacks, wenn ich wirklich im Zorn, und hiemit etwas revolutionär verfuhr“ (Br. 206, 42–44). Daß er sich aus solcher Frustration heraus auf sich selbst und sein Werk zurückziehen möchte, ist kaum verwunderlich. So schreibt er in dem Brief, in dem er sich über das fehlende Dichterklima beklagt, „Du möchtest es, weil Du auf Deine Nation mitwirken möchtest; ich möcht’ es darum auch, doch mehr noch, um in der Erzeugung eines so großen Kunstwerks, meine nach Vollendung dürstende Seele zu sättigen“ (Br. 152, 43–46). Hier zeichnet sich der Rückzug des von seinem Publikum enttäuschten Schriftstellers aus seinem Werk ab.

Was ist es aber genau, das Hölderlin vermißt? Es gibt, wie gesagt, wenig konkrete Aussagen von ihm darüber; immerhin einige Andeutungen. Vor allem im Bürgertum und unter den Kaufleuten im besonderen sieht er nicht nur Desinteresse an Kunst und Bildung, sondern geradezu Hostilität: „Aber der unhöfliche Stolz, die geflissentliche tägliche Herabwürdigung aller Wissenschaft und aller Bildung [. . .] das kränkte mich [. . .]. Sie werden es für übertrieben halten, wenn ich Ihnen sage, daß es heutzutage schlechterdings unmöglich ist, in solchen Verhältnissen lange auszudauern; aber, wenn Sie sehen könnten, auf welchen Grad besonders die reichen Kaufleute in Frankfurt durch die jezigen Zeitumstände erbittert sind, und wie sie jeden, der von ihnen abhängt, diese Erbitterung entgelten lassen, so würden Sie erklärlich finden, was ich sage“ (Br. 165, 74–89). Das ist zwar in erster Linie eine Verteidigung seines Entschlusses, nach Homburg zu ziehen; aber die Charakterisierung der Kaufleute und ihrer Haltung gegenüber Kunst und Bildung entspricht dem, was auch Rolf Engelsing in seiner Untersuchung über die Lesergewohnheiten im 18. Jahrhundert gezeigt hat²⁴. Zwar zeichnen sich Veränderungen ab

²⁴ Siehe Anmerkung 21.

im letzten Viertel des Jahrhunderts, und Hölderlin mag vielleicht zu sehr von Einzelfällen aus verallgemeinern. Aber die Aufgeschlossenheit scheint sich doch eher langsam entwickelt zu haben. Auch die Kaufleute in Goethes 'Wilhelm Meister' sind ja an Kunst und Wissenschaft meist herzlich wenig interessiert. Zudem ist Hölderlins besondere Begründung zu beachten, daß die Zeitumstände, das heißt die Bedrohung durch die Französische Revolution und die Revolutionskriege, das konservative Großbürgertum Frankfurts besonders nervös machte. Daß sich das Unbehagen dabei besonders auch gegen die Intellektuellen richtete, dürfte mit deren allgemeiner Sympathie für die Ziele der Revolution zusammenhängen. Damit zeichnet sich bereits hier jene Spaltung zwischen Kunst und Bürger ab, die sich dann im Laufe des 19. Jahrhunderts, zwar in verschiedenen Phasen und keineswegs gleichmäßig, eher zuspitzt als verringert, zu einem Hauptmoment der Moderne wird und nicht nur deren Thematik, sondern, weit wichtiger, deren Struktur mitbestimmt. In Deutschland wird gute 90 Jahre später die Misere des Schriftstellers in einem Aufsatz von Fontane 'Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller' in einer Weise beschrieben, die Hölderlins individuelle Erfahrung zur Zeiterfahrung macht²⁵.

Es lag aber Hölderlin durchaus daran, sein Publikum zu kennen; er hielt dies sogar für eine wesentliche Voraussetzung für einen Schriftsteller: „die Kenntniß des deutschen Volks ist besonders jedem, der ein deutscher Schriftsteller werden will, so nothwendig, wie dem Gärtner die Kenntniß des Bodens“ (Br. 173, 172–174). Die Metapher ist aufschlußreich: das rezipierende Publikum ist nicht nur das Ziel, auf das der Text ausgeht, sondern gleichzeitig sein Grund, von dem her er sich strukturiert. Der Erwartungshorizont wird damit bereits als strukturierendes Prinzip anerkannt. Der Rezeptionsraum ist das „Dichterklima“ und der „Boden“, beides Metaphern, die den Text in Abhängigkeit von seinen Rezipienten setzen. Die Kritik, die Hölderlin an seinen potentiellen Rezipienten übt, klingt teilweise fast wörtlich in Hyperions Rede über die Deutschen an. Im Mittelpunkt steht die Kritik an einer bornierten Häuslichkeit (wieder das Moment der Einschränkung!), verbunden mit einem „Mangel an Elasticität, an Trieb, an mannigfaltiger Entwicklung der Kräfte, daher die finstere, wegwerfende Scheue oder auch die furchtsame unterwürfige blinde Andacht, womit sie alles aufnehmen, was außer ihrer

²⁵ Theodor Fontane, „Die gesellschaftliche Stellung des Schriftstellers“, *Magazin für Litteratur* 60 (1891), S. 818–819; wieder abgedruckt in: *Literarische Manifeste der Jahrhundertwende 1890–1910*, hrsg. von Erich Rupert und Dieter Bänsch, Stuttgart: Metzler 1970, S. 1–4.

ängstlich engen Sphäre liegt“ (Br. 172, 60 ff.). Dazu kommt noch ein weiterer Aspekt, der für Hölderlin besonders wichtig ist: der Rückzug in die private Sphäre und die „Gefühllosigkeit“ für das Öffentliche und Gemeinschaftliche. Das ist der Punkt, wo die Intention von Hölderlins Dichtung am weitesten von den Zeittendenzen, genauer: den Rezeptionserwartungen abweicht.

Am konkretesten wird die Auseinandersetzung zwischen Hölderlins Kunstauffassung und den Rezeptionserwartungen in seinem Plan für eine Zeitschrift. In der Insistenz des Verlegers Steinkopf auf mehr Popularität – und das hieß: leichtere, unterhaltsamere Sachen – sowie auf attraktive große Namen als Beiträger sieht er sich Anforderungen des Marktes gegenübergestellt, denen er nicht nachzukommen vermag. Es war nicht so sehr, daß Hölderlin nicht populär sein wollte, sondern daß seine Vorstellungen von Popularität nicht mit denen des Verlegers und wohl kaum mit denen des Publikums übereinstimmten. Das Journal sollte neben poetischen Arbeiten und ästhetischen Abhandlungen auch „Räsonnirende populär-dargestellte Aufsätze über Deklamation, Sprache, über das Wesen, und die verschiedenen Arten der Dichtkunst, endlich über das Schöne überhaupt“ enthalten (Br. 178, 34–36). Die Zeitschrift ist auf ein bestimmtes Publikum angelegt, geplant als ein „Journal für Damen, ästhetischen Inhalts“ und sollte, wie Hölderlin meint, „für die Sittenbildung und ächte Erheiterung zuträglicher seyn [. . .] als manches andere“ (Br. 178, 47–50). Leider ist uns der Brief an Steinkopf vom 18. Juni 1799, in dem Hölderlin offenbar Grundsätzliches über sein Konzept der Popularität ausführt, nur fragmentarisch und teilweise in Zusammenfassung überliefert. Aus dem Vorhandenen gehen zwei wesentliche Momente hervor: 1) Popularität liegt nicht im Stofflichen; auch schwierige und neue Stoffe können populär werden, sofern sie richtig vorgetragen werden; 2) das Ziel der wahren Popularität ist die Überbrückung der zunehmenden Spezialisierung, „Vereinigung und Versöhnung der Wissenschaft mit dem Leben, der Kunst und des Geschmacks mit dem Genie, des Herzens mit dem Verstande, des Wirklichen mit dem Idealischen, des Gebildeten (im weitesten Sinne des Worts) mit der Natur“ (Br. 181, 19–22). Ähnlich heißt es in einem späteren Brief an Schelling, wo zugleich der soziale Aspekt stärker hervorgehoben wird: das Journal solle dazu dienen, „die Menschen, *ohne Leichtsinn und Synkretismus, einander zu nähern*, indem es zwar die einzelnen Kräfte und Richtungen und Beziehungen [. . .] faßlich und fühlbar zu machen sucht, wie sie innig und nothwendig verbunden sind . . .“ (Br. 186, 53–59). Der Verleger Steinkopf allerdings ist weniger an solchen Grundsatzklärungen interessiert als an konkreten publikumswirk-

samen Dingen, und dazu gehören für ihn vor allem große Namen, auf denen er immer wieder insistiert; von Hölderlin selbst möchte er wenigstens „eine kleine, leichte Erzählung [. . .], damit das Publikum sehe, daß er es auch auf diese Weise befriedigen könne“ (StA VII, 1, 133). Hölderlin hatte bereits auf Verlangen Steinkopfs die Idylle 'Emilie vor dem Brauttag' geschrieben. Es war Hölderlins konkretester und direktester Versuch, etwas Populäres zu schreiben. Aus einem Regest eines Briefes von Neuffer und Steinkopf geht hervor, daß die beiden dieser Idylle kein großes Glück beim Publikum versprochen. Wahrscheinlich hatten sie recht.

Das Zeitschriftenprojekt zerschlug sich bald aus mehreren Gründen. Hölderlin zog sich immer mehr auf seine poetischen Experimente zurück. Die Texte verschließen sich zunehmend. Doch ist es keine gewollte Hermetik. Bis in die letzten Äußerungen hinein manifestiert sich immer wieder der Wille zum Kommunizieren. Hölderlin ist sich der Schwierigkeit seiner Sprache bewußt und leidet daran, wie der Vorspruch zur 'Friedensfeier' zeigt: „Ich bitte dieses Blatt nur gutmüthig zu lesen. So wird es sicher nicht unfaßlich, noch weniger anstößig seyn. Sollten aber dennoch einige eine solche Sprache zu wenig konventionell finden, so muß ich ihnen gestehen: ich kann nicht anders“ (StA III, 532). Diese *captatio benevolentiae* unterscheidet Hölderlins Intention von einem großen Teil der hermetischen Moderne, in der der Text im Prozeß des sich Verschließens seine poetische Verfahrensweise findet. Hölderlin will noch kommunizieren. Die Sprache aber versagt, weil sie jenen „Boden“, ihren Rezeptionsgrund, nicht findet. Aber das ist ungenau ausgedrückt; denn ohne diesen „Boden“ besteht sie selbst nicht. Das Zeichen und seine Kommunikationssphäre bedingen sich gegenseitig und schaffen sich gegenseitig: „Es fehlt nur oft am Mittel, wodurch ein Glied dem andern sich mittheilt, es fehlt sehr oft noch unter uns Menschen an Zeichen und Worten“ (Br. 231, 58–60). Hölderlin sucht nach dem vermittelnden Wort. Noch in den letzten Briefen vor dem endgültigen Zusammenbruch faßt er programmatisch sein Dichtungskonzept zusammen, vor allem in dem Brief an Wilms vom Dezember 1803: „Übrigens sind Liebeslieder immer müder Flug, denn so weit sind wir noch immer, trotz der Verschiedenheit der Stoffe; ein anders ist das hohe und reine Frohloken vaterländischer Gesänge“ (Br. 243, 17–19). Der Tendenz der Zeit zur Privatisierung, zur subjektiven Lyrik, zum Ausdruck persönlichen Gefühls setzt Hölderlin hier eine objektive Lyrik entgegen, eine, die es mit dem Öffentlichen – denn das meint das Vaterländische – zu tun hat, so wie Pindars Lyrik eine öffentliche war.

V.

Hier stehe ich und kann nicht anders. Die lutherische Reminiszenz im Vorspruch zur 'Friedensfeier' ist unüberhörbar und zeugt vom immer noch wachen Sendungsbewußtsein. Was treibt aber einen, der eine öffentliche Dichtung anstrebt, der das Private als müden Flug abweist, in die Hermetik des Textes? Die Öffentlichkeit, wie es scheint, die sich ebenso vor dem Text verschließt, wie der Text sich vor ihr verschließt, weil ihre Erwartungen in entgegengesetzte Richtungen treiben und das Zeichen nicht finden, das sie vermitteln könnte.

Zu berücksichtigen ist aber auch Pierre Bertaux' These: daß Hölderlin aus politischen Gründen, um der Zensur zu entgehen, seine revolutionäre Dichtung bewußt verschlüsselt habe. Tatsächlich ist die Zensur als wesentlicher Faktor der deutschen Literaturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts immer wieder unterschätzt worden. Sie muß um so mehr in Betracht gezogen werden, wo, wie bei Hölderlin, offenbar weitgehende Sympathien mit der Französischen Revolution im Spiel sind. Es kommt dabei nicht einmal so sehr darauf an, wie weit genau diese Sympathien gingen. So wenig wie die Kommunisten-Jäger der McCarthy-Tage machten die Behörden damals subtile Unterscheidungen zwischen Jakobinern, Girondisten oder allgemeineren Formen der Sympathie. Es gibt zudem Aussagen in Hölderlins Briefen, die zumindest eine solche Deutung nahelegen, etwa wenn er der Mutter schreibt: „Aus dem, was Ihnen bisher von meinen Arbeiten in die Hände gefallen seyn mag, werden Sie es schwerlich errathen, was mein eigenstes Geschäft ist, und doch hab' ich auch in jenen unbedeutenden Stücken von ferne angefangen, meines Herzens tiefere Meinung, die ich noch lange vielleicht nicht völlig sagen kann, unter denen, die mich hören, *vorzubereiten*“ (Br. 170, 47–52).

Die Zensur ist aber wohl nur ein Faktor, der die durch die allgemeine Rezeptionssituation bedingte Hermetisierung des Textes verstärkt. Im Begriff des Hermetischen selbst liegt schon die Ambivalenz, die Hölderlins Hermetik kennzeichnet: Hermes war ursprünglich der vermittelnde Gott schlechthin und wurde erst in der Spätantike zum Hermes Trismegistos esoterischer Zirkel. Seiner Verwandlung entspricht die Verwandlung des vermittelnden Zeichens ins verschlossene, gleichsam absolute Kunstgebilde. Daß Hölderlin diese Verwandlung gewissermaßen unfreiwillig vorwegnehmen konnte, liegt in der spezifischen Weise seiner Reaktion auf die Rezeptionssituation und hat wesentliche Gründe in der anfangs skizzierten biographischen Situation, in der Ambivalenz zwischen Rückzugverhalten und Veränderungswillen.

Für die schriftstellerische Arbeit Hölderlins bedeutet das zunächst ein Dilemma zwischen Stoff- und Wirklichkeitsscheu und dem Willen, den Stoff und die Wirklichkeit in der Dichtung transparent werden zu lassen. „Es ist fast nicht möglich, unverhüllt die schmutzige Wirklichkeit zu sehen, ohne selbst darüber zu erkranken“, schreibt er 1797 an Ebel (Br. 132, 13 f.). Aber gerade für den Schriftsteller ist diese Scheu vor dem Stoff ein Hindernis, über das sich Hölderlin des öftern beklagt, besonders ausgeprägt in dem Brief an Neuffer 1798: „Ach! die Welt hat meinen Geist von früher Jugend an in sich zurückgeschleudert, und daran leid' ich noch immer. [...] Es fehlt mir weniger an Kraft, als an Leichtigkeit, weniger an Ideen, als an Nüancen, weniger an einem Hauptton, als an mannigfaltig geordneten Tönen, weniger an Licht, wie an Schatten, und das alles aus Einem Grunde; ich scheue das Gemeine und Gewöhnliche im wirklichen Leben zu sehr“ (Br. 167, 37–50).

Die Ambivalenz zwischen der Angst vor der Wirklichkeit und der Intention, die Wirklichkeit in ihrer Totalität zur Sprache zu bringen, hat poetische Konsequenzen, die sich vor allem in Hölderlins Lehre vom Tonwechsel und dem gesetzlichen Kalkül der Dichtung niederschlagen²⁶. In den bisherigen Ausführungen über Hölderlins Konstruktionsprinzipien sind die Bedingungen dieser Prinzipien noch wenig erörtert worden. Eine der wesentlichen Bedingungen scheint mir darin zu liegen, daß der Tonwechsel und der gesetzliche Kalkül es Hölderlin erlauben, die von ihm gefürchtete zerstörerische Wirklichkeit als prozeßhaftes Moment in ein sicherndes System einzubauen und damit in der Konstruktion die Destruktion aufzuheben. Hölderlin hat diesen Aspekt selber mehrmals hervorgehoben. Gerade das Mechanische und Handwerkliche im poetischen Verfahren wird ihm zu einer Schutzmaßnahme gegen die dem poetischen Akt immanenten destruktiven Aspekte: „von der andern Seite bestätigt Dein Beispiel mich in der Meinung, die ich schon oft zu Gunsten der mechanischen Arbeit wagte; daß sie weniger tödtend sei, als eine Wirksamkeit, wo im Object und in der Behandlung die Willkühr möglicher ist; daß sie den Menschen weniger zerreiße, als ein moralisch Geschäft; daß sie uns leidenschaftloser lasse, in so fern die Leidenschaft doch wohl vornehmlich durch die Ungewißheit kömmt, in der wir uns befinden, wenn ein unbestimmter Gegenstand uns keine bestimmte Richtung nehmen läßt“ (Br. 152, 6–14). Das Negative, Zerstörerische, das Hölderlin fürchtet, ist sowohl außerhalb wie auch innerhalb der Dichtung. Im poeti-

²⁶ Am ausführlichsten dazu: Lawrence Ryan, Hölderlins Lehre vom Wechsel der Töne, Stuttgart: Kohlhammer 1960.

schen Text kommt ja für Hölderlin die Welt zu sich. Der poetische Prozeß ist auch der geschichtliche Prozeß, die Welt als Bewegung „im verringerten Maaßstab“ (StA V, 272). Je mehr aber die Erfahrung der historischen Aktualität die konzipierte Gesetzmäßigkeit der Geschichte in Frage stellt, desto mehr sucht Hölderlin die Verunsicherung und die daraus resultierende zerstörerische Leidenschaft im sicheren Kalkül zu neutralisieren. Das gilt für das Ganze des Prozesses ebenso wie für seine einzelnen Momente: „Weil ich zerstörbarer bin, als mancher andre, so muß ich um so mehr den Dingen, die auf mich zerstörend wirken, einen Vortheil abzugewinnen suchen, ich muß sie nicht an sich, ich muß sie nur insofern nehmen, als sie meinem wahrsten Leben dienlich sind. Ich muß sie wo ich sie finde, schon zum voraus als unentbehrlichen Stoff nehmen, ohne den mein Innigstes sich niemals völlig darstellen wird. Ich muß sie in mich aufnehmen, um sie gelegentlich (als Künstler, wenn ich einmal Künstler seyn will und seyn soll) als Schatten zu meinem Lichte aufzustellen, um sie als untergeordnete Töne wiederzugeben, unter denen der Ton meiner Seele um so lebendiger hervorspringt“ (Br. 167, 65–75). Hier wird der Tonwechsel direkt als Mittel dargestellt, die früher beklagte „schmutzige Wirklichkeit“ in ihrem An-sich aufzuheben, indem sie als Moment in der Totalität des Prozesses aufgeht. So erklärt es sich, warum Hölderlin die Mathematik neben das Naturrecht als höchste Wissenschaft setzt: „es wird Dir sehr wohl thun“, schreibt er an seinen Bruder, „nach Vollendung des naturrechtlichen Studiums, an die Mathematik zu gehen, die, wie Du finden wirst, die einzige Wissenschaft ist, die der möglichen wissenschaftlichen Vollkommenheit des Naturrechts an die Seite gesetzt werden kann. Ich beschäftige mich jezt häufig mit dieser herrlichen Wissenschaft, und finde, um es noch einmal zu sagen, daß diese – und die Rechtslehre, wie sie werden kann und muß, die einzigen, in diesem Grade vollkommenen reinen Wissenschaften sind im ganzen Gebiete des menschlichen Geistes“ (Br. 133, 10–18). Es mag zunächst überraschen, Mathematik und Naturrecht auf diese Weise zusammengestellt zu sehen. Hölderlin verspricht seinem Bruder, die Parallelen später mündlich näher zu erklären. Schriftlich ist uns nichts überliefert. Immerhin lassen der Kontext des Briefes sowie die bisherigen Ausführungen die Argumentation einigermaßen verstehen: was Mathematik und Naturrecht gemeinsam haben, ist ihre – scheinbare – systematische Kohärenz, die die Welt präkonzipiert. Was die Mathematik für das Chaos der physischen Welt leistet, leistet das Naturrecht für die gefährdenden Antagonismen der gesellschaftlichen und moralischen Welt. Im poetischen Kalkül werden die beiden Funktionen in eine Totalität gebracht. Nicht ohne Ironie ist es, daß

gut hundert Jahre später dem jungen Törless die Bodenlosigkeit der Welt an einem mathematischen Exempel aufgeht.

Der gesetzliche Kalkül hat aber für Hölderlin noch eine zweite sehr konkrete Funktion. Die 'Anmerkungen zum Oedipus', in denen Hölderlin den „gesetzlichen Kalkül“ und das Handwerkmäßige der Poesie hervorhebt, sind zwar wohlbekannt, aber kaum beachtet wird meist die Begründung, die Hölderlin im ersten Satz der Anmerkungen gibt: „um den Dichtern, auch bei uns, eine bürgerliche Existenz zu sichern“ (StA V, 195). Wie soll aber der gesetzliche Kalkül die bürgerliche Existenz des Dichters sichern? Die Antwort liegt wohl im zweiten Abschnitt der Anmerkungen: „Man hat, unter Menschen, bei jedem Dinge, vor allem darauf zu sehen, daß es Etwas ist, d. h. daß es in dem Mittel (moyen) seiner Erscheinung erkennbar ist, daß die Art, wie es bedingt ist, bestimmt und gelehret werden kann. Deswegen und aus höheren Gründen bedarf die Poësie besonders sicherer und charakteristischer Prinzipien und Schranken“ (StA V, 195). Das heißt doch wohl, daß Hölderlin im kalkulierbaren Strukturprinzip ein Mittel sah, die Hermetik des Textes zu öffnen, ihn der Rezeption zugänglich zu machen. Das Strukturprinzip ist Mittel auch im Sinne der Vermittlung, die es leisten soll, und durch die der Text überhaupt erst in seine wahre Erscheinung tritt und damit erst eigentlich „Etwas“ ist. So betont Hölderlin noch einmal in emphatischer Weise kurz vor dem Abbruch seiner bürgerlichen Existenz als Künstler, wie wichtig Rezeption und Öffentlichkeit ihm sind. „Deswegen und aus höheren Gründen“ also die ständige Suche nach dem kalkulierbaren Dichtungsprinzip. Mit den höheren Gründen dürfte Hölderlin das meinen, was ich vorher ausgeführt habe: den gesetzlichen Kalkül als sichernden Prozeß, der das Zerstörerische der Wirklichkeit in sich aufhebt. Damit sind in den 'Anmerkungen zum Oedipus' die beiden Momente zusammengefaßt: die Scheu vor der Wirklichkeit und der Welt einerseits, die Intention auf diese Welt und auf ein rezipierendes Publikum andererseits. Und beide sollen in der kalkulierten poetischen Verfahrensweise miteinander vermittelt und aus ihrem Antagonismus befreit werden.

Die Spannung wird so Teil des dichterischen Prinzips, und zwar formal und thematisch. Einige Hinweise müssen hier genügen. Jürgen Link hat in einem überzeugenden Aufsatz gezeigt, wie im 'Hyperion' Züge des Verses in die Form des Romans übernommen werden²⁷. Gerade in der Abhebung des Romans vom Epos aber sah Blanckenburg die Manifestation eines neuen Bewußtseins, das seine Welt nicht mehr im Öffentlichen

²⁷ Jürgen Link, „Hyperion als Nationalepos in Prosa“, HJb. 1969/70, S. 158–194.

findet, sondern in seinem Innern. Der Roman ist für ihn Ausdruck eines politischen und gesellschaftlichen Wandels: „Die Romane entstanden nicht aus dem Genie der Autoren allein; die Sitten der Zeit gaben ihnen das Daseyn. Gegenden, in welchen man keine Bürger braucht; und Zeiten, in welchen keine Bürger mehr waren, verwandelten die Heldengedichte der Alten, eine Iliade oder Odyssee in einen Roman“²⁸. Bürger ist hier nicht im soziologischen Sinne der bourgeois, sondern im politischen Sinne der am Öffentlichen teilnehmende citoyen. Der bourgeois des 18. Jahrhunderts hat als bloßer Untertan am Öffentlichen kein Interesse, er zieht sich auf sich selbst zurück, auf die „bloße Menschheit“, wie Blanckenburg es nennt: „Das Heldengedicht enthält vorzüglich Thaten, Unternehmungen; und für den bloßen Unterthanen kann darin keine Theilnehmung liegen. [...] Je weiter wir von der Denkungsart des griechischen Volks entfernt sind; je kälter muß uns geradewegs alles das dünken, was sich nur auf dies Volk allein bezog, und nichts als was die bloße Menschheit angeht, kann uns also nur noch in diesen Werken interessieren“²⁹. Gerade diese Privatisierung wollte Hölderlin nicht akzeptieren, gegen sie richtet sich das verächtliche Urteil vom 'müden Flug der Liebeslieder'. Die formale Annäherung des Romans an das Epos, die Link aufgezeigt hat, ist der poetische Protest gegen die von Blanckenburg analysierte Tendenz. (Es gibt keine Hinweise darauf, ob Hölderlin Blanckenburgs Schrift gekannt hat. Die von Blanckenburg hervorgehobenen Tendenzen waren aber in den achtziger und neunziger Jahren deutlich genug.) Beachtenswert ist aber der thematische Kontrast des Romans. Zwar wird der Versuch unternommen, die privatmenschlichen Beziehungen (Adamas: väterliche Beziehung; Alabanda: Freundschaft; Diotima: Liebe) in eine umfassende neue gesellschaftliche Form zu überführen. Aber der Versuch mißlingt. Die Errichtung einer nach der griechischen Polis geformten Gesellschaft, in der Öffentliches und Privates zur Einheit kommen, bleibt Utopie, der Roman endet im totalen Rückzug. Bezeichnend für Hölderlin ist aber, daß es nur diese radikale Alternative gibt, nicht aber die im 18. Jahrhundert häufige Befriedigung im kleinen Zirkel. Die privatmenschlichen Beziehungen haben im 'Hyperion' nur einen Sinn in bezug auf das zu erreichende Ziel. Mit dem Zusammenbruch dieses Ziels verlieren auch sie ihre Basis.

Der Konflikt wird im 'Empedokles' wieder aufgenommen. Einer der wesentlichen Antagonismen der Figur des Empedokles ist sein zwiespältiges Verhältnis zur Öffentlichkeit. Er war einmal olympischer Sportler,

²⁸ Friedrich Blanckenburg, Versuch über den Roman. Leipzig: David Siegers Wittwe 1774 (Faksimiledruck der Originalausgabe von 1774, Stuttgart: Metzler 1965), S. XIII.

²⁹ AaO, S. 15 f.

einer jener Heroen also, die von Pindars Lyrik aus der privaten Sphäre ins Gefüge einer politischen und mythisierten Öffentlichkeit gehoben wurden. Und noch am Anfang der ersten Fassung erscheint er als Repräsentant und „Pilot“ des ganzen Volkes. Gleichzeitig aber wird er fast nur als der Einsame, Zurückgezogene vorgestellt. Er findet nicht die Öffentlichkeit, die er braucht. Ähnlich wie im 'Hyperion' die Deutschen, erscheinen hier die Agrigentiner immer wieder als Volk, das in Unmündigkeit und Unverständigkeit lebt (StA IV, 1. Fassung, Verse 558–59; 577; 592–95; 627–28; 721–23; 748–60; 1314–26; 1951 ff.). Empedokles schwankt in seiner Haltung zwischen verächtlichem Rückzug vor der Unmündigkeit seines Volkes und dem Ziel, es aus dieser – durchaus im Kantischen Sinne – selbstverschuldeten Unmündigkeit herauszuführen. Das unterscheidet ihn ja vom faschistischen Führeridol, für das später Hölderlins Dichtung erhalten mußte. Das Testament, das Empedokles in der ersten Fassung hinterläßt, ist das Gegenteil: die Denunziation allen Führertums, von dem das immer noch unmündige Volk träumt, und die Aufforderung zur Selbstbestimmung und Emanzipation. Wiederum ist aber bezeichnend, daß Empedokles selbst an dieser neuen von ihm entworfenen Gesellschaft nicht teilnehmen kann; ihm bleibt auch hier nur der radikale Rückzug³⁰.

Die späte Dichtung Hölderlins geht fast durchgehend von der Erfahrung aus, daß jene Öffentlichkeit, auf die sie hinzielt, noch nicht gegeben ist. Die Konstellation dieser Dichtung, ihre poetische Stimme, ist gekennzeichnet durch den Vers Ottmars in 'Der Mutter Erde': „Statt offner Gemeine sing' ich Gesang“ (StA II, 123). Der Gesang des Einsamen hat die Erfüllung nicht in sich, sondern ist bloßes Vorspiel einer noch zu leistenden Öffentlichkeit, die erst Hölderlins Konzept der Dichtung ermöglichen könnte. Aber auch in der späteren Dichtung ist es nicht allein das gesellschaftliche Vakuum, das einer solchen Dichtung in die Quere kommt. Die subjektiven Widerstände spielen auch hier eine Rolle. Der „andere Pfeil“ ist, wie Szondi gezeigt hat³¹, die beständige Versuchung und Gefährdung von innen. Der Text, der sich in sich verschließt, verliert

³⁰ Auf die komplexe Motivierung des 'Opfertods' kann hier nicht eingegangen werden. So wie der hier ausgeführte Konflikt von Hölderlin in einen weiteren Zusammenhang von Antagonismen gestellt ist, so ist auch die hier postulierte Motivation für den Tod des Empedokles nur Teil der Begründung, und auch nicht so sehr die von Hölderlin ausgeführte Begründung als die Bedingung, daß andere Begründungen zu finden waren.

³¹ Peter Szondi, „Der andere Pfeil. Zur Entstehungsgeschichte des hymnischen Spätstils“, in: P. S., Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1970 (edition suhrkamp 379), S. 37–61.

sich in letzter Konsequenz in der Deutungslosigkeit, aber nicht nur der Text, sondern auch sein Kontext und sein Subjekt. Wo der Text nicht mehr die Welt und seinen Sprecher deutet, verliert sich die Sprache selbst:

*Ein Zeichen sind wir, deutungslos
Schmerzlos sind wir und haben fast
Die Sprache in der Fremde verloren.* (StA II, 195).

Der Hermetik des Textes entspricht die Hermetik der Welt und des Sprechers.

VI.

Die historische Entwicklung hat in mancher Hinsicht Hölderlins Dichtung als Vorspiel ausgewiesen, allerdings in einem sehr anderen Sinn als Hölderlin meinte. Nicht die von seiner Dichtung angezielte Öffentlichkeit hat sich gebildet, sondern die Spannung und Entfremdung hat sich radikalisiert. Gerade das, was Hölderlin als eine temporäre Situation betrachtete, wurde zum Prinzip einer wesentlichen Tendenz der Moderne. Damit ergibt sich die historische Voraussetzung für Hölderlins „Modernität“ und gleichzeitig die Distanz zu ihr. Im *poète maudit* und Baudelaires Albatros hat sich die Distanzierung von der Öffentlichkeit zur Emblematisierung der Moderne verfestigt. Was die anfangs aufgezählten Namen verbindet, ist eine Rezeptionssituation, in der der poetische Text die Selbstverständlichkeit seiner Kommunikation aufgegeben hat und sich beständig zu verschließen droht. In seinem Roman 'La mise à mort' hat Aragon Hölderlins Frage „Wozu Dichter in dürftiger Zeit?“ zum Leitmotiv erhoben.³² Die Frage bewegt sich am Rande von Kommunikationswillen und Unmöglichkeit der Kommunikation. Auf andere Weise hat Peter Weiss die Spannung thematisiert. Die Wahrheit seines Hölderlin-Stückes liegt im Antagonismus zwischen der Intention, die Welt zu verändern, und dem Turm in Tübingen, in dem sich die hermetische Verslossenheit physisch etabliert, aber gleichzeitig jene einzige Hölderlin verblichene Öffnung beibehält: die zur Zukunft hin.

Hölderlin hatte versucht, in der poetischen Verfahrensweise und im Kalkül der Konstruktion sowohl sich zu schützen gegen die dürftige Zeit, als auch das ihr immanente Strukturprinzip sprachlich zu objektivieren. Und so wurde auch seine Verfahrensweise zum Vorspiel der Moderne, nicht so sehr durch Einfluß als durch die Vorwegnahme einer Erfahrung. Von Edgar Allan Poe über Valéry bis zu Benn und Enzensberger werden

³² Wolfgang Babilas, „Aragon und Hölderlin“, s. Anmerkung 1.

Gedichte konstruiert und gemacht. Verlorengegangen ist dabei nur der Glaube, daß in der Textstruktur sich noch die Welt im verringerten Maßstab halte. Die *correspondances* sind vom poetischen Subjekt gesetzte und in manchen Fällen bewußt der Welt entgegengesetzte Texturen. Geblieben ist das Paradox des Subjekts, das sich in der Verfahrensweise als selbsttätiges behauptet, und zwar in einer Welt behauptet, die Selbsttätigkeit außerhalb des Textes zur Illusion macht, andererseits die Objektivierung des Subjekts im Text, seine Aufhebung im Anderen, wiederum als Ersatz für mögliche Objektivierung in der Praxis der Welt. So wird der Text doch wieder zur Welt im verringerten Maßstab, aber nicht als ihre Beschreibung, sondern als ihre Kritik im Sinne der Scheidung von ihr. Hölderlins Ambivalenz von Welt-Intention und Welt-Flucht hat sich in vielen Fällen zur Eindeutigkeit der Weltflucht zugespitzt. Aber nicht ganz. Celans 'Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen' endet in der Ambivalenz: „Und ich glaube auch, daß Gedankengänge wie diese nicht nur meine eigenen Bemühungen begleiten, sondern auch diejenigen anderer Lyriker der jüngeren Generation. Es sind die Bemühungen dessen, der, überflogen von Sternen, die Menschenwerk sind, der, zeltlos auch in diesem bisher ungeahnten Sinne und damit auf das unheimlichste im Freien, mit seinem Dasein zur Sprache geht, wirklichkeitswund und Wirklichkeit suchend“³³. Die Möglichkeit wird hier zumindest offengehalten, daß derjenige, der wirklichkeitswund der Wirklichkeit den Rücken zukehrt und zur Sprache geht, in ihr die Wirklichkeit findet, so wie in Benjamins Deutung von Klees Engel dieser mit dem Antlitz zur Vergangenheit rücklings der Zukunft entgegentreibt.

³³ Paul Celan, *Ausgewählte Gedichte. Zwei Reden*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973 (edition suhrkamp 262), S. 128 f.

Einige Schattenrisse von Hölderlin und seiner Umwelt

Aus dem Besitz

Hansmartin Decker-Hauff

mitgeteilt

von

Adolf Beck

Vorbemerkung: Dem Bewahrer der Schattenrisse im Familien-Archiv Decker-Hauff fielen dank seiner weitreichenden Kenntnis der Zweige seiner Familie Mitteilungen über Glieder von ihr im 18. Jahrhundert, Beck das mit Hölderlin Zusammenhängende und die Abfassung des Aufsatzes zu. Der Dank für die Veröffentlichung im Hölderlin-Jahrbuch gebührt Hansmartin Decker-Hauff. Trotz aller Bemühung ließ sich jedoch ein Photo des vierten, reizvollen Bildchens, dessen Freigabe zugesagt war, nicht beibringen. Der Vf. muß sich daher auf Beschreibung auf Grund früheren Augenscheins beschränken, hofft aber, seinem Gedächtnis trauen zu können.

In dem Bild-Teil des Bandes: Hölderlin. Eine Chronik in Text und Bild¹ fehlen leider die Bildnisse mehrerer Persönlichkeiten aus der näheren Umwelt des Dichters. Von ihnen war kein Bildnis aufzutreiben; selbst von dem Hölderlin nebst Mutter und Schwester verwandt- und freundschaftlich Nächststehenden: von seinem Stiefbruder Karl Gok ist weder ein Jugend- noch ein Mannes- oder Altersbildnis nachzuweisen, obwohl doch anzunehmen ist, daß er als hochansehnlicher Hof- und Domänenrat, der 1831 geadelt wurde, mit seiner Frau – die übrigens mit Hölderlins Mutter als jüngere Base nahverwandt war – sich wie andre seinesgleichen einmal porträtieren ließ. Ebenso steht es mit dem vom Knaben Hölderlin

Gedichte und Briefe Hölderlins, Briefe an ihn und Lebenszeugnisse (Dokumente) werden zitiert nach der Großen Stuttgarter Ausgabe (die Sigle StA bleibt als überflüssig weg): Gedichte nach Band (I und II), Seite und gegebenenfalls Vers; Briefe Hölderlins (B), Briefe an ihn (Ba) und Lebenszeugnisse (LD) nach Band (VI und VII, 1. 2. 3. 4), Nummer und Zeile. – Die zwei eingangs und in Anm. 1 erwähnten Chroniken werden in späteren Anmerkungen als Chronik und als taschenbuch 83 bezeichnet.

¹ Hrsg. von Adolf Beck und Paul Raabe (Insel Verlag Frankfurt a. M. 1970 = Schriften der Hölderlin-Gesellschaft Bd. 6/7). Die Bildnisse S. 113–334; die Bild-Erläuterungen S. 337–420. – Gekürzt: Hölderlin. Chronik seines Lebens mit ausgewählten Bildnissen. Hrsg. von Adolf Beck. Insel taschenbuch 83 (1975).

geliebten, aber früh verstorbenen „zweiten Vater“², dem Kammerrat und Bürgermeister Gok.

Von Hölderlin selbst sind außer dem bekannten Pastellbild Franz Karl Hiemers aus dem Jahre 1792, das er seiner Schwester am 9. Oktober zur Hochzeit schenkte – wie Mörrike nach einem Besuche bei der Greisin schreibt, „nicht ganz getroffen“, aber doch so viel verratend, „daß er von außerordentlicher Schönheit gewesen seyn muß“³: von Hölderlin also sind von 1786 bis 1790, und einmal aus der Zeit um 1797, einige mehr oder weniger ansprechende Schattenrisse und getönte Bleistiftzeichnungen vorhanden. Sie alle geben büstenartig nur den Kopf im Profil mit den Schultern wieder⁴. Das früheste, bekannteste und reizvollste: die getönte Bleistiftzeichnung des Sechzehnjährigen (von unbekannter Hand), die fein den träumerischen Ernst trifft, der den noch kindlichen Zügen aufliegt; kindlich muten auch die Nase und der Mund an. Das Haar in Rollen gewickelt, wovon er der Mutter im Frühjahr 1787 schreibt⁵: „Ich hab jetzt auch wieder Rollen. Und warum? Ihnen zu lieb!“ – Von 1798 bis 1806, aus den Jahren unsteter Wanderschaft, und aus denen der Krankheit bis 1823 gibt es kein Bild von Hölderlin; eine Art Ersatz aus der ersten Periode, als solcher von Wert, sind die drei genauen, behördlichen Personalbeschreibungen von 1802⁶. Von den drei bekannten Zeichnungen des Kranken ist die letzte, die ergreifende Bleistiftzeichnung Louise Kellers aus seinem letzten Lebensjahre, ebenfalls auf Kopf und Schulter beschränkt, wie auch das sehr beredte Wachsrelief von W. Neubert⁷. (Über die zwei andern Zeichnungen aus der Krankheitszeit später.)

Niemand konnte und kann aber sagen, ob von Hölderlin – und von den in der allgemeinen Geschichte namenlosen Persönlichkeiten seiner nähern Umwelt – alle einst vorhandenen Augenblickserzeugnisse der damals so beliebten Kleinkunst des Schattenrisses, des Scherenschnitts und des Miniaturbildes erhalten sind. Gerade solche Bildchen sind ja dem Verlust auslässigkeit, dem Untergang in Familienpapieren oder einfach dem Wegwurf viel eher ausgesetzt als Gemälde von einigem Format oder Büsten,

² Bd. VI: B 180, 36.

³ An Wilhelm Hartlaub, 6. 2. 1843 (Bd. VII, 3: LD 613, 7–10; vorher u. a.: *Freundeslieb' und Treu'*. 250 Briefe Ed. Mörrikes an W. Hartlaub, hrsg. von Gotthilf Renz, Leipzig 1938, S. 187). – Das zahllose Male wiedergegebene Bildnis: Frontispiz der Chronik.

⁴ Siehe S. 130, 131, 141, 147, 163, 235 in der Chronik (S. 153, 161, 178 im taschenbuch).

⁵ Bd. VI: B 9, 19 f.

⁶ Bd. VII, 2: LD 267, 271, 281.

⁷ Siehe S. 329 und 327 in der Chronik (Louise Kellers Zeichnung auch S. 204 im taschenbuch).

außerdem aber, wenn nicht mit Namen versehen, oft schwer zu identifizieren. Von Hölderlin jedenfalls steht fest, daß ein, wahrscheinlich zwei Schattenrisse verloren sind, die er Louise Nast von Tübingen aus Anfang 1789 schickte; das eine Mal schreibt sie: „und Deinen Schattenriß wie fest druck ich ihn an mein Herz, nein! so warst Du noch nie getroffen [...]“; das andre Mal er: „Hier meinen Schattenriß! Es solte mir laid thun, wann ich wieder so schlecht getroffen wäre“. Und noch im Februar oder März 1799 versprach Hölderlin offenbar Siegfried Schmid sein „Bildniß“, auf das sich dieser „recht kindlich“ freute: „Schick mirs doch nur bald; mit einigen herrlichen Lauten Deiner Seele begleitet“⁸.

Von den bedauerlichen Lücken der Bild-Chronik läßt sich jetzt die eine und andere schließen.

Die Schattenrisse hat alle ein Meister dieser Kleinkunst gefertigt, ein heute freilich unbekannter: Johann Albrecht Hauff (1756–1827), Buchhändler, Bibliophile, Kunstsammler in Tübingen^{8a}. Seinen Bildchen gab er gern einen humoristischen Zug. Das trifft gleich auf das erste, köstliche Stück zu⁹:

Oben ein schlanker junger Mann mit offensichtlich schmalem, länglich-ovalem Kopf, hoher Stirn und leicht vorspringender Nase, ein Zöpfchen tragend, gebeugt nach vorn und unten. Hier unten rechts zwei prachtvolle, wohl bäuerliche Charakterköpfe, der vordere mit gewaltiger Knollennase, der dahinter mit sehr kurzer Kinnpartie. Der junge Mann oben: zweifellos ein über die unsichtbare, weil schwer darzustellende (und wohl dem „Künstler“, dem es auf die Köpfe ankam, unwichtige) Kanzelbrüstung gebeugter Prediger, der zu der durch die beiden Köpfe vertretenen Gemeinde spricht. Das ist aus dem Bildchen selber leicht erkennbar. Dazuhin aber steht auf der Rückseite mit Blei von Hauffs Hand:

⁸ Bd. VII, 1: Ba 7, 19 f.; Bd. VI: B 30, 52 f.; Bd. VII, 1: Ba 57, 30 f.

^{8a} So Decker-Hauff. – In Thieme-Beckers *Allgemeinem Lexikon der bildenden Künstler* ist Hauff nicht verzeichnet, auch nicht berücksichtigt in dem reizvollen Bande: *Deutsche Schatten- und Scherenbilder*, gesammelt und hrsg. von Martin Knapp, Dachau (1916). Anscheinend blieben seine Bildchen bei ihm oder im Familienkreise.

⁹ Die Silhouette – Format des Papiers 4,3(4,2) × 7,8 cm – ist wie die folgende auf seltsame Weise gefunden worden. Der recht pompöse Rahmen des Bildchens der Großmutter (s. unten) war hinten mit Papier zugeklebt. Auf Anregung einer gerade zu Besprechungen anwesenden psychiatrischen Doktorandin über Hölderlin aus Hamburg schnitt der Besitzer das Deckpapier auf, um zu sehen, ob auf der Rückseite der Silhouette, wie ja oft, ein Vermerk stehe. Das war auch so; in dem Zwischenraum aber zwischen Silhouette und Deckpapier lagen zwei Einwickelpapiere, und aus diesen kamen die Silhouetten heraus.

*Der Neveu Hoelderle / erstmaligs predigend / auf der Kanzel zu / Altenburg,
wo er den / Schulmeister sehr / erbaut hat Ao 93.*

Durch den Vermerk wird die Identität des jungen Predigers mit dem dreiundzwanzigjährigen Hölderlin gesichert. Sie ergibt sich aber mittelbar auch aus einem Briefe Hölderlins vom ersten Drittel des Oktober 1793. Da fragt er, kürzlich aus dem Stift entlassen, von Nürtingen aus Neuffer, dessen Vater als Konsistorialsekretär die Sitzungsprotokolle des hohen Rates zu führen hatte und daher dessen Verfügungen sofort aus erster Quelle erfuhr, nach dem Termin seines Konsistorialexamens, zu dem eine Probepredigt gehörte¹⁰:

Weist Du nicht, wie bald ungefähr unser Examen anfängt? [...] Ich predige so viel möglich auf den umliegenden Dörfern, um mich so lang ich noch Zeit habe, zu üben.

Altenburg also, am Neckar nördlich von Reutlingen, war eines dieser Dörfer. Es gehört zwar, von Nürtingen recht weit neckaraufwärts liegend, nicht eigentlich zu den „umliegenden“; aber Hölderlin hatte mittelbare Beziehung zu Altenburg, das damals Filial des nahen Oferdingen war: Johann Albrecht Hauff, der Schattenriß-Künstler, war von der Familie Sutor her ein Vetter zweiten Grades von Hölderlins Mutter; bei der damals noch bestehenden Stärke des Zusammenhalts von Großfamilien bedeutete das immerhin einiges; es erklärt auch Hauffs Bezeichnung „Neveu“ für den vierzehn Jahre Jüngeren. Außerdem aber war Hauff ein Schwiegersohn des Pfarrers Johannes Fues, aus der damals bekannten Tübinger Drucker-Familie, der 1763–78 in Oferdingen-Altenburg als seiner letzten Pfarre amtiert hatte. Sein Nachfolger 1778–95 war Georg Friedrich Hopff; er also stellte dem jungen Theologen die Altenburger Kanzel zur Verfügung. Möglich, wenn nicht wahrscheinlich, daß Hauff seinem „Neveu“ diese Gelegenheit zu öffentlicher Predigt vermittelt hat. Vermutlich saß er selber in der Kirche.

Wie Hauff vermerkt, war der Altenburger „Schulmeister“ – er hieß Hans-Martin Decker und war vielleicht einer der beiden Charakterköpfe – von der Predigt „sehr erbaut“. Das Wörtchen ist aber vermutlich nicht wörtlich, im geistlichen Sinne, zu verstehen, sondern ironisch, im Sinne von „skandalisiert“, zu Ärgernis und Anstoß aufgeregt. Ist das so, so ist ein Grund nicht weit zu suchen. Der in dem Dörfchen unbekanntes junge Geistliche, der eben von der Hohen Schule kam, könnte seine Predigt kantisch aufgezo-gen oder doch kantisch gefärbt haben; wurde ihm doch bald darauf

¹⁰ Bd. VI: B 67, 19–22.

im Abgangszeugnis vom Konsistorium bescheinigt, er sei „philosophiae, in primis Kantianae, [...] assiduus cultor“¹¹.

Und drei Wochen danach fand er in Erlangen, unterwegs nach Waltershausen, am Weihnachtsfest den „christlichen Religionsvortrag“ (wie be-redet schon die Bezeichnung!) des damaligen Kantianers Ammon „eine herrliche schön und hell gedachte Predigt“¹². – Auch das Urteil über die Probepredigt in Stuttgart, am 6. Dezember in der Stiftskirche, läßt sich vielleicht auf die „Übung“ in Altenburg anwenden. Die Herren fanden, der Kandidat habe – wir übersetzen – „zu dem Text Röm. V. 10 viele zwar nach Stil und Rhythmus gefällige, doch zu allgemeine Gedanken mit deutlicher, aber deklamatorischer Stimme vorgetragen“¹³. Wenn die Altenburger Predigt der Stuttgarter glich, mag auch an der Form der Schulmeister Anstoß genommen haben.

Der Schattenriß ist das einzige bis jetzt bekannte Bild, das den jungen Dichter in „Aktion“ zeigt: auch darin liegt sein Reiz. Erst von dem Kranken wurden zweimal Haltung und Geste miterfaßt: 1823 von Mörikes Freunden Johann Georg Schreiner und Rudolf Lohbauer – der linke Arm leicht angewinkelt, die Hand anscheinend, als ob sie etwas bieten wollte, nach vorn geöffnet, der Kopf leicht geneigt mit versonnenem Auge; 1826 von Schreiner allein: eine Kohlezeichnung, nach Mörike „in hohem Grade ähnlich ausgefallen, besonders [...] die Haltung, worin sich das Bemühen zeigt, einem subtilen Gedanken den gehörigen Ausdruck zu geben, sehr gut getroffen“¹⁴.

Das andere, kleine Profilbild eines jungen Mannes ist ohne Beischrift. Daß es Hölderlin umreißt, ist nicht fraglos gewiß, doch sehr wahrscheinlich. Links unten ist mit Blei, kaum mehr lesbar, die Jahreszahl 1793 angeschrieben: das Jahr der Predigt Hölderlins in Altenburg. Den Ausschlag gibt der Umriß des Kopfes. Das Antlitz ist hier nach links gewandt, der Hals etwas stärker als auf dem Kanzel-Bildchen – trug der Dargestellte, wie Hölderlin öfters, ein Halstuch?¹⁵ –; der Hinterkopf tritt frei hervor, eine Frisur ist nur in leichtem Ansatz über der Stirn zu erkennen. Das Profil

¹¹ Bd. VII, 1: LD 129, 10 f.

¹² Bd. VI: B 70, 25–28; vgl. die Erl. zu Z. 26 dort.

¹³ Bd. VII, 1: LD 129, 12–14.

¹⁴ Siehe S. 319 und 323 in der Chronik (S. 201 und 203 im taschenbuch). Mörikes Charakteristik der Skizze: Bd. VII, 3: LD 482 a, 3–6.

¹⁵ Zu der überreichen Ausstattung, die Hölderlin von seiner Mutter Ende 1793 nach Waltershausen mitbekam, gehörten nach ihrer Ausgaben-Liste „2 fein Museline u 1 schwarz seiden. Halstuch“ sowie „6 feine Leinene halstüchle“ (Bd. VII, 1: LD 11, 318 f.).

aber ist dem des Predigers sehr ähnlich: hohe, gerade Stirn, vorspringende Nase, nur das Kinn etwas spitzer.

Vom Rücken des Abgebildeten steigt, leicht geschwungen, eine Linie auf. Wenn sie nicht von einem Einschnitt des weißen Papiers rührt, was wenig wahrscheinlich, muß es sich um einen Teil der Brust einer andern Figur handeln, die etwas höher hinter der erhaltenen stand und irgendwann von irgendwem weggeschnitten wurde. Vielleicht sollte die vordere, die Hölderlin sein dürfte, für sich zur Geltung kommen. Die Frage, wer mit ihm zusammen dargestellt war, ist müßig; gewiß war es aber ein dem Dichter kürzere oder längere Zeit, im äußerlichen und im seelischen Sinne, Nahestehender.

Der Verfasser glaubt an die Identität mit Hölderlin. Strikte beweisbar ist sie nicht. Daher gewissenshalber ein leichtes Fragezeichen.

Der dritte Schattenriß¹⁶ ist sicher besonders gelungen, besonders treu, und dazu besonders willkommen, weil es von der Dargestellten bisher gar kein Bildnis gab. Es ist Hölderlins Großmutter mütterlicherseits, Johanna Rosina Heyn (1725–1802), seit 1772 Witwe; 1744 vermählt mit Johann Andreas Heyn, Pfarrer zu Frauenzimmern im weinreichen Zabergäu westlich Lauffens, 1753 zu Cleebronn in derselben Landschaft. Sie stammte aus alt-angesehener Familie: sie war eine Sutor, Tochter Johann Wolfgang Sutors, Pfarrers in Hattenhofen bei Göppingen, späteren Dekans zu Güglingen im Zabergäu. Ob sie sich etwas auf ihre Herkunft zugute tat, dafür gibt es kein Anzeichen. Als Witwe wohnte sie bald in Nürtingen bei ihrer ältern Tochter, die, 1779 zum zweiten Male Witwe, bei aller Frömmigkeit nicht leicht an ihrem Lose trug, bald im Pfarrhaus zu Löchgau bei Bietigheim, wo die jüngere Tochter die Frau des Pfarrers Majer und der junge Hölderlin öfters gerngesehener Gast war: „der Mann hat mir viele wohlthaten in meiner Jugend erzeigt“, sagte noch der Kranke von seinem Onkel¹⁷.

In Nürtingen, bei einem möglichen Besuche Johann Albrecht Hauffs, oder noch eher während eines Besuches der Großmutter in Reutlingen bei ihrer jüngeren Schwester und deren Familie¹⁸ wird der Schattenriß entstanden sein. Es ist das Bildnis einer alten Frau und als solches sehr wohl

¹⁶ Gezeichnete und getuschte Silhouette; Format des Papiers ursprünglich 10,3 (10,4) × 13,3 (13,4) cm; dann die Höhe durch Unterlage gleichen Papiers auf 16,1 cm gebracht. Auf der Rückseite Vermerk Johann Albrecht Hauffs: „Tante/Heynin nee Sutorin“.

¹⁷ Bd. VII, 2: LD 393 b, 10–13.

¹⁸ Vgl. Bd. VI: B 37, 38–40 (und die Erl. zu Z. 39) vom November 1790, zur Zeit des Martini-Marktes.



Abbildung 1



Abbildung 2



Abbildung 3

getroffen, sehr realistisch. Zu dem hageren Hals und dem spitzen Kinn stellt man sich unwillkürlich infolge fehlender Zähne eingefallne Wangen vor¹⁹. Bemerkenswert die hohe, gewölbte Stirn, die vom Haaransatz bis zu den Brauen fast die Hälfte des länglichen Gesichtes einnimmt.

Es verlockt wohl nicht auf Abwege zu denken, der Schattenriß sei in dem Jahrzehnt gemacht worden, in dem Hölderlin der Greisin zu ihrem 73. Geburtstag, am 30. Dezember 1798, das Gedicht „Meiner verehrungswürdigen Grossmutter“ schrieb^{19a}: ein Gelegenheitsgedicht auf Erinnerung und Bitte der Mutter, aber von inniger Schlichtheit, Zeugnis einer auch sonst in Briefen sich bekundenden, über familiäre Konvention hinausgehenden Pietät und Liebe, dazuhin Anlaß zu einem Rückblick, der sich in einem so knappen wie tiefen Selbstbekenntnis niederschlägt²⁰: „die poetisch so unbedeutenden Verse“ seien ein Beispiel dafür, wie er manchmal seine „lebendigste Seele in sehr flachen Worten hingeb“. Bei der Arbeit daran war ihm „wunderbar zu Muthe“, denn

die Töne, die ich da berührte, klangen so mächtig in mir wieder, die Verwandlungen meines Gemüths und Geistes, die ich seit meiner Jugend erfuhr, die Vergangenheit und Gegenwart meines Lebens wurde mir dabei so fühlbar, daß ich den Schlaf nachher nicht finden konnte, und den andern Tag Mühe hatte, mich wieder zu sammeln. So bin ich.

Nach dem Tod der Sechundsiebzighjährigen am 14. Februar 1802 schrieb ihr der Dichter aus Bordeaux „am Charfreitag“ (16. April) eine Art sparsamen Nachruf²¹ – sparsam, weil er, wie er der Mutter schreibt, „die zärtlichen guten Worte“, die ihm „zu leicht vom Munde gehen“, müsse „sparen für jezt“ und nicht sie und sich „noch mehr dadurch bewegen“ dürfe. Die sparsamen Worte lauten:

Das neue reine Leben, das, wie ich glaube, die Gestorbenen nach dem Tode leben, und das der Lohn ist auch für die, die, wie unsere theure Grossmutter, ihr Leben lebten in heiliger Einfalt, diese Jugend des Himmels, [...] nach der so lange ihre Seele sich sehnte, diese Ruhe und Freude nach dem Leiden [...]

Der Schattenriß kann naturgemäß nichts verraten von „heiliger Einfalt“. Spielt um den Mund ein leises Lächeln oder Gram? Jedenfalls, wie gesagt, das Antlitz einer alten, verblühten, vielleicht versorgten Frau, das im Realismus der Darstellung etwas Rührendes hat, ähnlich wie das Bildnis von Dürers Mutter. Ob es einst ein schönes Antlitz war: man weiß es nicht,

¹⁹ Vgl. Zimmers Bericht an Hölderlins Schwester vom 19. 7. 1828 über Veränderung im Gesicht des Achtundfünfzigjährigen (Bd. VII, 3: LD 508, 7–9).

^{19a} Bd. I, 272 f.

²⁰ Bd. VI: B 172, 155–166.

²¹ Bd. VI: B 239, bes. Z. 7–16.

es ist aber vielleicht vermutbar nach dem Antlitz ihrer Tochter auf dem künstlerisch doch mäßigen Porträt der Neunzehnjährigen, die noch mit zweiunddreißig Jahren als „junge schöne Witwe [...] voller Anmuth“ erschien, und nach der viel bemerkten Schönheit ihres Enkels. Die war anscheinend mütterliches Erbe. Der Vater und dessen Eltern waren viel mehr ein rundköpfiger Schlag²².

Der vierte Schattenriß²³, in dem wieder der Humorist Hauff sein Spiel treibt, führt aus der Verwandtschaft Hölderlins hinaus und, aller Wahrscheinlichkeit nach, zurück in seine Studien- (oder ersten Hofmeister-) Jahre. Auch er zeichnet Persönlichkeiten, von denen bisher kein Bildnis bekannt war. Und er gestaltet eine Szene, eine reizvolle häusliche Szene. Links eine Matrone in gebieterischer, fast herrischer Haltung; rechts, auffallend weit entfernt – Zeichen der Größe des Raumes, in dem die Szene sich abspielt, oder Symbol innerer Ferne? –, ein junges Mädchen, bedrückt und trotzig zumal, ratlos und eigensinnig. Dazu aber die lakonische Beischrift:

Domina Cancellaria filiam admonens.

Zu deutsch: „Die gnädige Frau Kanzlerin ihre Tochter ermahmend“, besser vielleicht: „zurechtweisend“.

Die Gestalten sind die Frau des Kanzlers Johann Friedrich Leuret und ihre 1774 geborene Tochter Elise. Ihr Vater, seit 1786 erster Theologie-Professor und Kanzler der Universität, vornehmlich Kirchenhistoriker, in seinem ganzen Denken Aufklärer, war Enkel eines vornehmen Hugonotten und bei Herzog Karl Eugen in Gunst; die Mutter war eine Tochter des Kreisdirektorialgesandten Baron von Bühler und Schwägerin des Kirchenratsdirektors von Hochstetter in Stuttgart: nach den zeitgebundenen Begriffen der „Domina Cancellaria“ wohl Grund genug zu konventioneller Vornehmheit, zu Dünkel²⁴.

Und die Tochter? Briefe Hölderlins an sie sind unbekannt, nur in einigen andern Briefen von ihm erwähnt; die Suche danach ist ergebnislos geblieben²⁵. Mit ihren Briefen an ihn, die er von Frankfurt aus im Februar

²² Bd. VII, 1: LD 14, 10 f. (Tagebuch J. Fr. Blums in Markgröningen vom 25. 4. 1780). – Über den Ruf der Schönheit Hölderlins in seiner Jugend siehe Bd. VII, 1: LD 61 und 62, 7–9; Bd. VII, 3: LD 608 c, 15–24 und d, 23–32; LD 609, 1–5. – Die Eltern und Großeltern siehe S. 116 f. in der Chronik (im taschenbuch S. 148 nur die Eltern).

²³ Siehe den Schluß der Vorbemerkung.

²⁴ Über die Familienverhältnisse siehe Bd. VI: Erl. zu B 35, 7.

²⁵ Die Suche ging davon aus, daß Elisens einzige Tochter den späteren württembergischen Staatsminister Johannes von Schlayer (1802–60) heiratete. Ein im Ausland lebender Nachkomme gab vor Jahren auf mittelbare Anfrage hinhaltende Antwort.

1798 über seinen Bruder zurückschicken sollte, die aber, wie er meinte, „wohl in Nürtingen in Verwahrung liegen“ müßten²⁶, ist das wohl bedröckteste Selbstzeugnis ihres Wesens in ihrer Jugend verloren. Es gibt nichts, keine Zeile von ihrer Hand, nur Äußerungen über sie, fast nur solche von Hölderlin, aus der Tübinger Zeit und aus näherer oder fernerer Rückschau, angefangen von dem kurzen, halb humoristischen Bericht an Neuffer vom 8. November 1790 über die erste nähere Begegnung²⁷, der noch kaum etwas von stärkerem Berührtsein verrät und mündet in das berühmte Selbstbekenntnis: „Ich bin zum Stoiker ewig verdorben. [...] Ewig Ebb' und Fluth“. – Als Zeugnis von außen her gibt es die Grabrede auf die seit 1799 Verheiratete, 1839 als Frau eines Landpfarrers in Aich bei Nürtingen Verstorbene. Die Charakteristik rühmt ihr nach²⁸, sie habe „der Welt Freuden“ nicht geachtet, die sie doch „hätte genießen können, weil die Vorsehung sie in Verhältnisse gesetzt hatte, die ihr Alles darboten, was ein sinnliches Herz fesseln könnte“. Ob diese Entsagungsbereitschaft auch für die Jugendjahre Elise Leurets gilt, die öfters bei den vornehmen Verwandten in Stuttgart weilte, steht dahin. Der nachher anzuführende Rückblick Hölderlins läßt es bezweifeln.

Die Monate nach der ersten Begegnung zeitigten, im Winter 1790/91, drei überschwängliche Gedichte^{28a}: ‚Meine Genesung, an Lyda‘; ‚Melodie, an Lyda‘; ‚An Lyda‘. Wie Elise die Verse, die sie doch sicher in der Handschrift erhielt, aufnahm, ist nirgends bezeugt. Im ersten Gedicht klingt ein schon im Titel angeschlagenes Grundmotiv der Reimhymne ‚Diotima‘ vor, das zweite besonders ist von einer kosmisch bestimmten Auffassung der Liebe eingegeben. Die drei Gedichte verraten wohl mehr von dem liebenden Dichter als von dem geliebten Mädchen. Und sie fanden keine Fortsetzung. Die Lyda-Lyrik versiegte, – vielleicht, weil der Dichter einen größeren, überpersönlichen Themenkreis, den der Tübinger Hymnen, betrat; sicher jedoch, weil bald die Überschwänglichkeit, die Innigkeit und Dankbarkeit seines Empfindens dahinwelkte. 1791/92 wird Elise Leuret in den Briefen an Neuffer nur einmal freudig, 1793 nur zweimal beiläufig erwähnt, ohne Wärme und tiefere Freude²⁹. Die Entwicklung, die hier nicht schärfer nachgezeichnet zu werden braucht, steht gleichsam unter zwei Motti³⁰: „ich glaube nicht, daß wir zusammen taugten“, und: „Mit dem dritten Jahre meines Aufenthalts in Tübingen war es aus“. Der zweite Satz steht in einer Art Rechenschaft, die einen fast feierlichen Ton an-

²⁶ Bd. VI: B 152, 85–87.

²⁷ Bd. VI: B 35, 6–14.

²⁸ Siehe Bd. VI: Erl. zu B 35, 7.

^{28a} Bd. I, 120 f., 122 f., 128 f.

²⁹ Bd. VI: B 47, 23–27; B 56, 11 f.; B 57, 30 f.

³⁰ Bd. VI: B 91, 93 f. (vgl. die ganze Äußerung, Z. 89–98); B 152, 93 f.

schlägt und seltsam aus Gelassenheit und, wenn auch verhaltner, Bitterkeit, aus schonender Anklage und, zum Schlusse, schonungslosem Selbstbekenntnis gemischt ist. Nach der erwähnten Mitteilung über den Verbleib von Elisens Briefen fährt der Dichter fort³¹:

Ich kenne mein Herz und weiß, daß es so kommen mußte, wie es kam. Ich hab' in meiner schönsten Lebenszeit so manchen lieben Tag vertrauert, weil ich Leichtsinns und Geringschätzung dulden mußte, so lange ich nicht der einzige war, der sich bewarb. Nachher fand ich Gefälligkeit und gab Gefälligkeit, aber es war nicht schwer zu merken, daß mein erster tieferer Antheil in dem unverdienten Leiden, das ich duldet, erloschen war. Mit dem dritten Jahre meines Aufenthalts in Tübingen war es aus. Das Übrige war oberflächlich, und ich hab' es genug gebüßt, daß ich noch die zwei letzten Jahre in Tübingen in einem solchen interesselosen Interesse lebte. Ich hab' es genug abgebüßt durch die Frivolität, die sich dadurch in meinen Charakter einschlich, und aus der ich nur durch unaussprechlich schmerzliche Erfahrungen mich wieder loswand. Das ist die reine Wahrheit...

Was mit der „Frivolität“ als Folge des zwei Jahre, 1792/93, währenden Lebens „in einem [...] interesselosen Interesse“ gemeint sein kann, braucht hier nicht erörtert zu werden; es ist, mit der Bemühung um Behutsamkeit, anderswo erörtert worden³². Nur soviel: Am ehesten mag der Dichter an eignen „Leichtsinn“ denken, an ein „Nicht-mehr-recht-ernstnehmen“ der Liebe, bis ihm Diotima begegnete. Es wäre ein, wohl schwacher, Vorklang dessen, was er, wieder an seinen Bruder, zweieinhalb Jahre nach dem Abschied von Diotima schrieb:

*ein Unglaube an die ewige Liebe hatte sich meiner bemächtigt.*³³

Was aber spielte sich ab zwischen Mutter und Tochter in der Szene, die Johann Albrecht Hauff humorvoll festhielt (sofern es eine bestimmte, nicht eine öfters wiederkehrende Szene war)? Der Schererkünstler muß etwas davon gewußt haben. Die Phantasie des Betrachters hat Spielraum. Es sei versucht, gleichfalls mit Humor und von vornherein mit der Bitte, den Scherz als das zu nehmen, was er sein kann.

„Wer ist dieser Magister Hölderlin? Wo kommt er her? Aus was für einer familie? – So, schöne Verse macht er? Und auf dich? Er täte besser, solche Allotria zu lassen und sich auf seine Studien zu legen und an eine convenable Versorgung zu denken. – Du meinst, es sei ihm Ernst mit dir? Liebes Kind, du weißt doch, daß du noch ganz andere haben kannst, wenn du willst. In

³¹ Bd. VI: B 152, 87–100.

³² Die Gesellschafterin Charlottens von Kalb, HJb 1957, S. 64–66.

³³ Bd. VI: B 231, 6 f.

absehbarer Zeit wird allerdings Wolfenhausen frei, da hat dein Vater bei der Besetzung mitzureden. Ich bitte dich jedenfalls zu bedenken, was du deiner familie schuldig bist, und dich nicht zu verplempern. Ich wünsche nicht...“

Nochmals: man verzeihe den Scherz, der von Hauffs humorvollem Blatte provoziert ist. Es kann ungefähr so, es kann auch anders gewesen sein. Jedenfalls ist aus der jungen, anscheinend weltlustigen Dame, der Hölderlin in der Rückschau „Leichtsinn“ nachsagte, eine gutwillige Pfarrfrau geworden, die sich in ihr bescheidenes, nie „nach oben“ führendes Leben zu schicken wußte. Ob sie zuweilen freundlich und versöhnlich Hölderlins gedacht, ob sie die drei ihr geltenden Gedichte, die sie, wie gesagt, sicher in der Handschrift erhielt, aufbewahrt, ob sie ‚Hyperion‘ und einzelne Gedichte von ihm oder gar die Ausgabe von 1826 zu lesen bekommen hat³⁴: ignoramus.

Zum letzten Male sah und sprach Hölderlin Elise Lebet im Sommer 1795, als er nach Tübingen und mit Schelling in ein den Grund des ästhetischen Idealismus legendes Gespräch kam. Das ergibt sich wahrscheinlich aus einer zweiten Art Rechenschaft, diesmal an die Mutter, vom 4. September 1799, weniger ergreifend als der frühere Brief, doch ebenso merkwürdig, besonders am Schlusse³⁵. Der Anlaß war die Mitteilung der Mutter von Elisens naher Vermählung mit Wilhelm Friedrich Ostertag, der dem Dichter vom Stift her bekannt und soeben auf die Pfarrei Wolfenhausen (bei Rottenburg) ernannt war³⁶. Hölderlin nennt ihn einen „guten Mann“, mit dem sie glücklicher sein werde als mit ihm; er wiederholt nun zunächst fast wörtlich einen Satz, den er schon Ende 1794 an die Mutter schrieb³⁷: „Wir taugten nicht recht zusammen“, und geht nach einer kurzen Reflexion

³⁴ Von den drei Lyda-Gedichten erschien ‚Meine Genesung‘ im Herbst 1791 in Stäudlins Musenalmanach fürs Jahr 1792 und wurde wohl sicher Elise Lebet damals auch im Druck bekannt. ‚Melodie‘ dagegen erschien, wie nochmals ‚Meine Genesung‘, erst sieben Jahre nach ihrem, drei nach des Dichters Tod in Christoph Theodor Schwabs Ausgabe der Sämtlichen Werke, in der in den 2. Band verwiesenen Abteilung „Jugendgedichte“, in denen ihm wie seinem Vater und Uhland Hölderlins „Eigenthümlichkeit“ noch nicht gereift schien. ‚Melodie‘ gehörte nach seiner Rechenschaft in Bd. 1, Vorwort S. IX, zu den „aus Manuscripten“ abgedruckten Jugendgedichten.

³⁵ Bd. VI: B 193, 44–60.

³⁶ Die Pfarrei Wolfenhausen unterstand dem Patronat der Universität, deren Kanzler jeweils auf die Besetzung Einfluß hatte. (Was Schreiner Zimmer 1835 in Bd. VII, 3: LD 528, 16–20 von einer Art Handel zwischen Kanzler Lebet und Hölderlin, der ihn ausschlug, zu wissen meint, entstellt wohl sicher ein Hörensagen. Seltsamerweise taucht das gleiche Gerücht 1843 in dem verfrühten französischen Nachruf des in Paris lebenden, mit Heine befreundeten Deutschen J. Duesberg im Moniteur universel vom 8. Februar auf; siehe Bd. VII, 4: RW 34, 108–110.)

³⁷ Siehe Anm. 30.

in die Vergangenheit zurück, um dann jedoch bedeutsam auf die Gegenwart zu kommen.

So sehr ich diß bei meinem letzten Aufenthalt in Wirtemberg fühlte, so war ich doch, wie Sie selber wissen, fest gesonnen, nicht leichtsinnig abzubrechen. Aber sie sah es selbst ein, sie mußte sich auch wohl erinnern, daß sie mir noch in Tübingen Beweise genug gegeben hatte, daß sie sich in mein Wesen nicht recht zu finden wußte, und daß wir beide schon damals mehr aus einer gegenseitigen Gefälligkeit, als aus wahrer Harmonie die Bekantschaft fortsetzten. Überdiß wollte es sich nicht recht zu meinem Lebensplan und zu den Umständen, unter denen wir leben, schicken, daß ich zu frühe Bräutigam seyn sollte. So wie ich jezt mich und unsere Zeit kenne, halte ich es für Nothwendigkeit, auf solches Glück, wer weiß, wie lange Verzicht zu thun.

Der feste Vorsatz also, „nicht leichtsinnig abzubrechen“, mit dem der Dichter im Sommer 1795 nach Tübingen ging, konnte nicht hindern, daß es zu einem endgültigen Abbruch der engeren Beziehungen kam, die er danach ein „bizarres Verhältniß“ nannte³⁸. Er beruft sich jetzt auf sein „Wesen“, in das sich das Mädchen „nicht recht zu finden wußte“: das Wort „Wesen“ ist wohl ambivalent gemeint. In den vier Jahren seit dem letzten Gespräch mit Lyda hatte nun das Glück und Leid der Liebe zu Diotima alles Frühere überlagert. Überlagert wurde dies Frühere in Homburg aber noch durch etwas anderes (worüber vielleicht auch die Briefe an Diotima gesprochen haben). Es ist der Gedanke an „unsere Zeit“: an die Situation, in die sie den Dichter stellt, die Verpflichtung, die sie ihm auferlegt³⁹. Zunächst die Verpflichtung, sich „frei“ zu halten, frei von persönlicher Bindung. Darin liegt aber zugleich die Verpflichtung, sich bereit zu halten, bereit für das Miterleben und Deuten der „ruhelosen Thaten in weiter Welt“, der „Schiksaalstage“, die der „Gott der Zeit“ bereitet, er, dem der Dichter „offenen Aug's [...] begegnen“ will⁴⁰ – und begegnet ist.

³⁸ Bd. VI: B 105, 21 f.

³⁹ Über das Vorkommen der Wendung „unsere Zeit“ und ähnlicher Ausdrücke in Homburg siehe die Erl. zu B 193, 58.

⁴⁰ Bd. II, 47 (‘Dichterberuf’) V. 25 f.; Bd. I, 300 (‘Der Zeitgeist’) V. 2, 9 f.

Friedrich Wilhelm Hackländers Hölderlin-Nekrolog

Text eines Dokuments zur Biographie

mitgeteilt von

Alfred Estermann

Im 7. Band der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe¹ wird der Text einer Skizze des Journalisten und Feuilletonisten Friedrich Wilhelm Hackländer – die Beschreibung eines Besuchs bei Hölderlin im Jahre 1841 – veröffentlicht und kommentiert². Dabei liegt die 1955 publizierte³ Transkription des Hackländerschen Manuskripts⁴ zugrunde, eine Arbeit, die durch Verlesungen und Lücken entstellt ist, da die sehr flüchtige Handschrift nur unvollständig zu entziffern war und eine gedruckte Fassung des Textes von den Bearbeitern nicht ermittelt werden konnte⁵.

Der Kommentar von Adolf Beck bringt den Text in Verbindung mit der Hölderlin-Beschreibung Wilhelm Waiblingers⁶ und erklärt: „Der Nachruf wurde nie gedruckt, wohl aufgegeben. Er ist behaftet mit Irrtümern, die lebensgeschichtliche Skizze bis zum Plagiat abhängig von Waiblinger ... Vielleicht hat der Autor die Niederschrift abgebrochen, als er merkte, daß er von Waiblinger nicht recht los komme“⁷.

Der Nachruf wurde gedruckt. Noch im Todesmonat Hölderlins erschien

¹ Hölderlin. StA VII, 3. Dokumente 1822–1846. Hrsg. v. Adolf Beck, Stuttgart 1974.

² StA VII, 3, 376–380: Nachruf von Friedrich Wilhelm Hackländer.

³ Herbert Schiller, Hölderlin – wie ihn Hackländer sah. Auch eine „Momentaufnahme aus dem Hölderlinturm“, in: Amtsblatt der Stadt Stuttgart, 1955, Nr. 2 [13. 1.], 4–5.

⁴ Stadtarchiv Stuttgart, zwei doppelseitig beschriebene Blätter in 4°.

⁵ AaO, S. 5.

⁶ Waiblingers Skizze, 1827/28 in Rom entstanden, wurde 1831 erstmals gedruckt [Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Leipzig, Reihe 3, Bd. 3, 1831, Nr. XXIII/XXIV, S. 161–189, in der Rubrik ‘Biographische Andeutungen’: Friedrich Hölderlin’s Leben, Dichtung und Wahnsinn. Von Wilhelm Waiblinger] und erschien 1839 zum zweiten Mal [Wilh. Waiblinger’s gesammelte Werke, mit des Dichters Leben von H. v. Canitz. Rechtmäßige Ausgabe letzter Hand, Hamburg 1839, Bd. 3, S. 219–261: Friedrich Hölderlin’s Leben, Dichtung und Wahnsinn]. Hackländer benutzte für seine Darstellung den Text von 1831, wie aus einer Notiz in seinem Manuskript („S. 164“) hervorgeht.

⁷ StA VII, 3, 379–380.

im Feuilleton der 'Kölnischen Zeitung'⁸ ein Beitrag Hackländers, in dem das Manuskript enthalten ist. Mit Hilfe dieses Druckes ist über den damit korrigierten Text der Handschriftpublikation hinaus eine Ergänzung des kleinen Dokuments zu Hölderlins Biographie möglich, das in der bisher bekannten Fassung nur etwa die Hälfte des Nekrologs umfaßt⁹.

Im folgenden der Wortlaut der Druckfassung:

Erinnerung an Hölderlin

Von F. W. Hackländer

Wenn ein Stein ins Wasser fällt, plätschern die Wellen auf einem kleinen Punkte empor und bilden einen engen Kreis, der sich langsam vergrößert, immer undeutlicher und schwächer werdend, bis er die Ufer erreicht und sich dort unter dem Schilfgras und den Gesträuchen verliert, wohl hier und da eine wilde Rose lüftend, die sehnsüchtig den Wasserspiegel küßt. Stirbt ein Mensch, so fallen die Thränen seiner nächsten Anverwandten, seine Freunde im Kreise umher sprechen: Er ruhe sanft! und die Bekannten weiterhin denken einen kurzen Augenblick an ihn – dann ist Alles ruhig, die Nachricht seines Todes dringt unmerklich an fremde Ufer, um dort vielleicht ein Herz zu bewegen, das sich erinnert, ihn gekannt zu haben.

Friedrich Hölderlin, der Dichter des Hyperion ist todt. – Nach jahrelangen Leiden starb er sanft und ruhig in seinem 74. Lebensjahre. Am 7. Juni d. J., Mittags gegen 12 Uhr, fühlte er sich plötzlich unwohl, und schon gegen 1 Uhr war er nicht mehr. Vergebens hoffte man, sein Geist, der über 40 Jahre von der Nacht des Wahnsinns umgeben war, werde in der Todesstunde seine Fesseln zerreißen und noch einmal empor strahlen, um einen letzten freundlichen Blick auf sein düsteres vergangenes Leben zu werfen, um Manches aufzuhellen über das Schicksal des unglücklichen Dichters. Eine lange Reihe von Jahren, die er mit gebrochenem Herzen und trübsinnig in der Fremde verlebte, und in der sich eine tiefe Melancholie zum Wahnsinn ausbildete, eine wilde und stürmische Periode, ist für seine Freunde im Dunkel geblieben, und er hat nichts Näheres über diese für ihn gewiß schreckliche Zeit mittheilen können oder wollen.

Friedrich Hölderlin wurde im Jahre 1770 zu Lauffen in Schwaben geboren. Schon in frühester Jugend zeigte er eine frische, regsame Phantasie und war dabei von äußerst zartfühlender, wohl zu empfindlicher Natur. Schon damals war ein lebendiger, begeisterter Sinn für Dichtkunst und Musik bei ihm bemerkbar, und mit einer liebenswürdigen äußern Bildung, die voll Adel und Grazie war, vereinigte er Herzengüte und eine lebhafte Dank- und Empfindungsweise, was ihm, verbunden mit einem unbefleckten jungfräulichen Gemüthe, allgemeine Achtung und Liebe erwarb. Waiblinger, der ihn genau kannte, sagt in Betracht

⁸ Kölnische Zeitung, 1843, Nr. 174 [23. 6.]: Erinnerung an Hölderlin. Von F. W. Hackländer.

⁹ Über das Verhältnis von Manuskript und Druck vgl. S. 405.

des Letzteren sehr richtig von ihm: „Hölderlin mußte rein und ohne Flecken in seiner fast weiblich sanften Seele bleiben, wenn er nicht untergehen sollte; für ihn konnten die wilden Vergnügungen, der taumelnde Rausch der Sinne nur Verderben und Tod sein[“]¹⁰. In seinem 18. Jahre wurde H., wie er in späteren Jahren öfters sagte, von *außen bestimmt* und *gezwungen*, ganz gegen seine Neigung Theologie zu studiren. Er fühlte sich damals sehr unglücklich, wodurch er sich von Zeit zu Zeit einer tiefen Melancholie überließ, die man wohl als Keim seines späteren Unglücks ansehen kann. Die Poesieen, die von ihm aus jener Zeit bekannt sind, waren meistens Nachahmungen von Schiller und Klopstock, und sprechen in schmerzlichen Klagen die Leiden einer allzu zärtlichen sentimentalischen Liebe aus; auch schrieb er damals schon Einiges an seinem Hyperion, was aber später ganz umgewandelt wurde. Wie viel übrigens von diesem Gedichte, wie es uns jetzt vorliegt, auf der Universität entstand, ist nicht bestimmt anzugeben. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, verließ er Tübingen und Württemberg, um eine Hofmeisterstelle in einem angesehenen Hause in Frankfurt anzunehmen. Hier begründete sich sein Unglück. Der junge liebenswürdige Mann, dessen ungewöhnlicher Geist und ausgezeichnetes Talent wohl im Stande war, Ansprüche aller Art zu machen, fühlte sich von der Mutter seiner Zöglinge aufs innigste angezogen, und diese, für alle Vorzüge des Dichters empfänglich, erwiderte seine Neigung, – ein Verhältniß, das jedoch nicht lange dauerte. H. wurde von seiner *Diotima* getrennt. Er mußte ihr Haus verlassen, und obgleich man anfänglich noch einen Briefwechsel unterhielt, obgleich beide verabredeten, sich zuweilen in einem Sterne wieder zu finden, den sie in demselben Augenblicke ansahen, so war doch Hölderlin's Schmerz unsäglich, und da er jetzt einen wirklichen Grund für seinen Trübsinn und seine Klagen hatte, so wurden diese immer bitterer und ausschweifender, bis endlich sein Herz ganz zerrissen war. Er vollendete seinen Hyperion, von dem Waiblinger in Betracht auf Hölderlin's damaligen Gemüthszustand so treffend und schön sagte: jede Blume darin neige ihr Haupt¹¹.

Hölderlin ging nun nach Weimar und Jena, von dem Drange getrieben, sich dort, wo damals so viele große Männer waren, auszuzeichnen. Aus dieser Zeit sind seine besten Gedichte. Schiller scheint ihn hier sehr liebgewonnen zu haben, wogegen ihn Göthe, wie man sagt, eben nicht freundlich behandelte. Für Letzteres spricht, daß Hölderlin bis in die spätern Jahre beständig in eine feindselige Aufregung gerieth, so oft man Göthe's Namen nannte. Vergebens suchten Schiller und einige andere seiner Freunde ihm hier eine Professorstelle zu verschaffen. Alle seine Hoffnungen scheiterten, und H. ging nach der Schweiz, wo er Lavater, Zollikofer und Andere kennen lernte. Dort dichtete er einige schöne Lieder und entwarf auch den Plan zu einer Tragödie, die er aber nie ausführte. Dort hatte sich seiner jetzt schon eine so tiefe Melancholie bemästert, daß er die Menschen floh, sich einschloß, seiner Trauer überließ und so gleichsam mit Fleiß und Absicht

¹⁰ Zeitgenossen, S. 164; Werke, S. 226.

¹¹ Zeitgenossen, S. 169; Werke, S. 233: „Jede Blume darin neigt ihr Haupt“.

jenem Zustande vorarbeitete, der nicht länger mehr ausbleiben konnte, wenn H., der für ein reines, geordnetes, thätiges Leben geboren war, sich in wilden, unordentlichen Genüssen, in betäubenden Ausschweifungen vergaß. Und so geschah es. Er ward aufs Neue Hofmeister, und zwar in Frankreich. Was er dort trieb, und wie weit seine Ausschweifungen gingen, ist nicht bekannt geworden. Genug, nach mehren Jahren, aus denen man, wie schon oben angeführt, von seinem Leben nichts weiß, erscheint eines Abends bei Matthisson ein leichenblasser, abgemagerter Mensch, mit hohlem, wildem Auge, langem Haar und Bart, gekleidet wie ein Bettler, der, ohne zu sprechen, langsam bis an Matthisson's Tisch vorrückt, sich vor ihm verbeugt und mit dumpfer, geisterhafter Stimme murmelt: *Hölderlin!*

Kaum hatte ihn Matthisson betrachtet, so war er wieder verschwunden. In Lauffen bei seiner Mutter angelangt, jagte er sie und sämtliche Hausbewohner in Raserei aus dem Hause. Wenn er auch von dieser Zeit an noch einige helle Augenblicke hatte, so war er doch immer von der entsetzlichen Melancholie geplagt, und sein stiller Wahnsinn nahm täglich zu. Gutgesinnte, wohlwollende Menschen, unter andern ein damals oft genannter Prinz, nahmen sich seiner an, und letzterer berief ihn nach Jena zur Stelle eines Bibliothecars. Doch seine Anfälle von Raserei wurden heftiger und schlimmer als je. In einer Uebersetzung des Sophokles, die er damals begann, findet sich des Sonderbaren, ja, Närrischen genug. Als alle Hoffnung, ihn wieder zur Vernunft zu bringen, vergebens war, wurde er unter dem Vorwande, er solle Bücher in Tübingen einkaufen, dorthin geschickt, alsdann in das Klinikum gebracht, wo man zwei Jahre lang den vergeblichen Versuch machte, ihn medicinisch zu curiren. Darauf wurde er im Hause eines Tischlers aufgenommen, wo er in einem kleinen Zimmer bis an sein Ende, über 40 Jahre, lebte.

Vor zwei Jahren, ebenfalls im Monat Juni, besuchte ich Tübingen, und mein Wunsch, den unglücklichen Hölderlin zu sehen, ging umso leichter in Erfüllung, als einer meiner Freunde, der mit ihm in demselben Hause, ja, neben seinem Zimmer wohnte, sehr bereitwillig war, den Herrn Bibliothecar, wie man ihn nennen mußte, um seine gute Laune zu erhalten, zu einer Tasse Caffee einzuladen.

Das Haus, in welchem H. wohnte, stand dicht am Ufer des Neckars, und seine Fenster, die ich mir zeigen ließ, gingen auf den klaren schönen Fluß und auf das herrliche Thal, welches auf der einen Seite die schwäbische Alp umschließt und auf der andern Seite weit geöffnet ist. Das Wetter war wunderschön und klar; Alles blüdete und duftete; über dem Wasser am Fuße des Hauses hingen wilde Rosen und streuten ihre Blätter auf die Wellen, welche sie spielend fortführten. Oben war ein Fenster geöffnet, und es überlief mich kalt trotz des warmen Wetters, als ich von daher eine Stimme hörte, eine zitternde Stimme, die abgebrochene Worte sprach, bald deutsch, bald französisch, und dazwischen einzelne traurige Laute sang, aber Alles ohne Zusammenhang. Von Zeit zu Zeit wurde auch an dem offenen Fenster eine Gestalt sichtbar, in

einem altmodischen braunen Rock, eine Gestalt mit einem seltsam lächelnden Gesichte. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß es Hölderlin war, der, in der oben angedeuteten Weise vergnügt mit sich selbst plaudernd, auf den Neckar hinabsah und oftmals längere Zeit den Blumen und Bäumen freundlich zunickte, wobei er beständig rief: *Oui, oui!*

Nachmittags gingen wir bei seinem Zimmer vorbei und hörten ihn auf gleiche Art mit sich selbst sprechen und lachen, wie früher zum Fenster hinaus. Vor der Stubenthür auf dem Gange stand sein Eßgeschirr, das er jedesmal dorthin setzt, indem er nichts Fremdes, ihm nicht Gehörendes, bei sich leiden mag. Hierüber erzählt Waiblinger unter Anderm, daß er ihm einmal eine Ausgabe des Homer, der früher H's. Lieblingsdichter war, zurückgelassen, die er aber beständig aus seinem Zimmer auf den Gang niedergelegt, mit der Bemerkung, sie gehöre dem Herrn von Waiblinger¹². Er war an dies Buch seit langen Jahren nicht mehr gewöhnt, und es war ihm gänzlich fremd geworden.

Unterdessen hat mein Freund alle Vorbereitungen getroffen, ihn würdig zu empfangen. Es wurde ein tüchtiger Caffee gemacht, das Clavier geöffnet und irgend ein beliebiges Notenblatt aufgelegt. Jetzt hörten wir draußen auf dem Gange, wie sich seine Thür öffnete, er hustete einige Male, scharrrte vor unserm Zimmer mit den Füßen auf dem Boden und klopfte leise an – *Herein!* – Ich weiß mich noch genau zu erinnern, daß mir in diesem Augenblicke bek[1]ommen das Herz schlug, als Hölderlin nun eintrat, in der Thür stehen blieb, seine Hände in die Rocktaschen steckte und nach allen Seiten die tiefsten Verbeugungen fast bis zur Erde mehrmals wiederholte, wobei er mit leiser, undeutlicher Stimme die Worte sprach: „Kaiserliche Königliche Hoheiten – Eure Heiligkeit – Eure Heiligkeit der Papst!“

Darauf wandte er sich an meinen Freund und fuhr fort: „Euer Durchlaucht, Herr von L. sehr gnädig – oui, oui, sehr gnädig – je suis, je suis“ – und darauf kam ein ganz unverständlicher Wortschwall aus seinem Munde, woraus wir nur die oben angeführten Titel verstanden, die er häufig wiederholte. Mein Freund ging ihm entgegen, nannte ihn öfters und sehr laut „Herr Bibliothecar“ und brachte ihn nach vielen Verbeugungen und Complimenten seinerseits in die Ecke des Sophas, wobei er öfters versicherte, daß es nicht schicklich sei, sich in Gegenwart solcher hohen Herrschaften zu setzen.

Da saß er nun dicht neben mir, der unglückliche Hölderlin, und ich hatte Muße genug, ihn zu betrachten. Seine Gestalt war hager und ohne Eigenthümlichkeit, von mittlerer Größe; doch noch jetzt in seinem traurigen Zustande wußte er sich gut, ja elegant zu wenden, und seine Manieren wären wie in den Tagen seiner

¹² Zeitgenossen, S. 180; Werke, S. 249: „Ich wollte ihm andere Bücher geben und dachte, den Homer, der ihm noch im Gedächtniß sey, werde er doch lesen. Ich brachte ihm eine Uebersetzung, aber er nahm sie nicht an. Ich ließ sie beim Tischler und sagte diesem, er solle behaupten, daß sie ihm gehöre. Dennoch nahm sie Hölderlin nicht an. Der Grund davon ist nicht Stolz, sondern Furcht, sich zu beunruhigen, indem er sich mit etwas Fremden einläßt.“

Jugend noch immer anmuthig gewesen, wenn nicht alle seine Bewegungen etwas krampfhaft Unruhiges an sich gehabt hätten. Aber sein Kopf war trotz der Verwüstungen einer vierzigjährigen Geisteskrankheit noch immer höchst merkwürdig und interessant. Ich mußte sein Profil bewundern, die hohe, gewölbte Stirn, das freundliche, noch immer geistige und gutmüthige Auge, so wie den freien Blick, an welchem der Wahnsinn keine Spuren hinterlassen hatte. Zerrüttet dagegen waren die untern Partien seines Gesichts, die Nase und besonders der eingefallene Mund, dem man es nicht mehr ansehen konnte, daß sein Lächeln so äußerst anmuthig und lieblich gewesen sei. Wohl erkannte ich noch die feinen Formen der Lippen, aber eine zuckende convulsivische Bewegung, die häufig seinen ganzen Körper erschütterte, so daß seine Schultern und Finger zuckten, zeigte sich am deutlichsten an seinem Munde, den er alsdann krampfhaft öffnete und schloß.

Was ihm an Essen und Trinken angeboten wurde, nahm er unter beständigen Verbeugungen und Complimenten und verzehrte es hastig. Dabei schien ihm die Höflichkeit zu gebieten, daß er sich mit uns unterhielt, weshalb er beständig sprach, und die sonderbarsten Sachen. Auf eine an ihn gestellte Frage war er nie im Stande, eine bestimmte Antwort zu geben. Man fragte ihn, wie er sich befände, worauf er zur Antwort gab: Euer Heiligkeit befehlen es so, und darauf fuhr er in singendem Tone fort: oui, oui, je suis, und plauderte eine Zeit lang mit sich selbst. Mein Freund erzählte mir, daß er in der letzten Zeit in seinen unzusammenhängenden Reden, und besonders wenn er allein sei, den Namen Thekla vorbringe. Auch heute Nachmittags nannte er ihn einige Mal. Man reichte ihm seine Pfeife, und als ich ihm behülflich war, dieselbe anzuzünden, sah er mich ruhig an und sagte: Ich danke Ihnen, Euer Majestät. Unter Anderm fragte ich ihn: „Herr Bibliothecar, sie haben Schiller gekannt?“ worauf er mir entgegnete: „Sie befehlen es, Herr Pater! Er heißt aber nicht so, sondern er heißt Kalisimenos.“ Auch Göthe wurde ihm von einem der Anwesenden genannt, doch bemerkten wir bei der Nennung dieses Namens eine Aufregung bei ihm, und er behauptete, ihn nicht zu kennen und nie etwas von ihm gehört zu haben.

Nachdem er ungefähr eine Stunde bei uns war, baten wir ihn, ob er nicht die Güte haben wollte, uns etwas auf dem Clavier vorzuspielen, worauf er bereitwillig aufstand und sich an das Instrument setzte. Doch seine Art zu spielen, und das Gefühl, das mich dabei beschlich, ist nicht zu beschreiben. Wohl hörte ich, daß es eine alte Melodie war, die er im Kopfe hatte, die er aber nicht im Stande war, von sich zu geben. Er versuchte in allen Tonarten, und dabei fuhr er zuweilen, wenn ihn der Krampf befiel, blitzschnell über alle Tasten. Später fing er an zu singen, wobei er bald den Kopf in die Höhe hob, als wollte er gen Himmel sehen, und bald in tiefes Nachdenken versunken vor sich hinstarrte, daß man glauben konnte, er blicke Tausende von Meilen weit in die Welt hinein. Was er sang, und in welcher Sprache, konnte Niemand verstehen, aber er legte einen so sonderbaren Ausdruck in seine Töne, daß es uns schauerlich und unheimlich zu Muth war.

Ich hatte mir lange gewünscht, ein Autograph von ihm zu erhalten, und mein Freund legte ihm ein Blatt Papier hin, auf das er mir nach einigen Complimenten das nachfolgende Gedicht schrieb, buchstäblich und genau so, wie ich es hier mittheile:

Aussicht

*Der off'ne Tag ist Menschen hell mit Bildern,
Wenn sich das Grün aus ebner Ferne zeigt,
Noch eh' des Abends Licht zur Dämmerung sich neiget,
Und Schimmer sanft den Glanz des Tages mildern.
Oft scheint die Innerheit der Welt umwölkt, verschlossen,
Des Menschen Sinn, von Zweifeln voll, verdrossen,
Die prächtige Natur erbeitert seine Tage,
Und ferne steht des Zweifels dunkle Frage.*

*Mit Untertänigkeit
Scardanelli.*

Daß er sich häufig andere Namen gab, war man an ihm gewohnt. Ein zweites Gedicht, das ich von ihm besitze, ist unterschrieben: Michel Angelo Buonarroti.

Nachdem er noch ein Glas Wein mit uns getrunken, so wie seine Pfeife ausgeraucht hatte, stand er plötzlich auf und empfahl sich. Wir baten ihn dringend, noch etwas bei uns zu bleiben, worauf er uns jedoch mehrmals zur Antwort gab: „Eure Majestäten befehlen, daß ich fortgehen solle.“ Nun machte er wieder eine Menge Verbeugungen, wie bei seinem Eintritt, wobei er uns alle möglichen Titel gab, und verließ das Zimmer. –

Später habe ich nie mehr Gelegenheit gehabt, ihn zu sehen. Auch schmerzte es mich, in Wahrheit gesagt, ihn, nachdem ich die erste Regung scheuer und theilnahmsvoller Neugier befriedigt, in dem beschriebenen unglücklichen Zustande, der sich immer gleich blieb, wieder zu sehen.

Das Manuskript Hackländers, wie es in Band VII, 3 vorliegt, ist somit einzuordnen als der erste, flüchtig und fehlerhaft niedergeschriebene Entwurf einer Publikation. Der Autor hat ihn kurz darauf in einer zweiten Fassung überarbeitet: verbessert¹³, erweitert und mündigt. Diese Fassung wurde veröffentlicht.

Der Text, stellt die Redaktion eines Blattes, das ihn teilweise nachdruckte, zutreffend fest, sei „eine Arbeit, die in dem Theile, wo sie sich auf das literärhistorische Feld wagt, sehr schwach ist, aber im zweiten Theile reichlich entschädigt, weil der Skizzenschreiber hier in seinem Elemente

¹³ Beispielsweise die Korrektur des Hölderlin-Geburtsortes „Neislingen“ (nach Waiblinger) in „Lauffen“.

ist“¹⁴. Die starke Abhängigkeit von Waiblinger¹⁵, die der Kommentar in Band VII, 3 zurecht konstatiert, geht auch im neuen, zweiten Teil der Besuchsbeschreibung weiter. Wichtiger sind die Informationen, die die Produktion Hölderlins betreffen.

Der Nekrolog von 1843 enthält den Erstdruck des späten Gedichtes 'Aussicht'. Als solcher galt bisher der Druck in der Zeitschrift 'Über Land und Meer', 1870¹⁶. Gegenüber dieser Fassung, die, da es kein Manuskript des Gedichtes gibt, in die Hölderlin-Ausgaben übergang, hat der Druck von 1843 zwei Varianten. Vers 4 lautet 1843 „Und Schimmer sanft den *Glanz* des Tages mildern“, 1870 „Und Schimmer sanft den *Klang* des Tages mildern“. Vers 8 lautet 1843 „Des Menschen Sinn, von Zweifeln voll, verdrossen“ und 1870 „Des Menschen Sinn von Zweifeln voll, verdrossen“¹⁷. Es fällt auch auf, daß der Druck von 1843 die Datierung („Den 24. März 1671“) nicht bringt, die der Druck von 1870 hat: Sie könnte zufällig bei der Abschrift oder beim Druck ausgefallen sein, oder es liegt eine andere Handschrift vor.

Hackländer notiert weiter, er besitze von Hölderlin „ein zweites Gedicht . . . unterschrieben: Michel Angelo Buonarrotti“¹⁸. Diese Bemerkung bezieht sich entweder auf ein verschollenes Gedicht – die Unterschrift taucht unter keinem der erhaltenen Gedichte auf – oder, eventuell, auf den Text 'Von der Realität des Lebens'¹⁹. Er ist unterzeichnet „d. 25 Januar 1729. Dero unterthänigster Buarotti“ und wurde, einer Notiz Lotte Zimmers zufolge, 1840 niedergeschrieben²⁰. Vielleicht wurde das Blatt 1841 an Hackländer weitergegeben.

Damit hängt die Frage zusammen, ob der Besuch überhaupt stattfand. Der Kommentar in Band VII 3 äußert dazu Zweifel²¹. Die Tatsache des Drucks des Nachrufs scheint aber eher dafür zu sprechen. Selbst wenn man

den Umstand, daß Hackländer andernfalls mit öffentlichem Widerspruch hätte rechnen müssen, nicht zu hoch veranschlagt, bleibt doch die Frage, wie er sonst in den Besitz des Gedichtmanuskripts gekommen sein könnte. Auch wenn man bedenkt, daß der von ihm ausgeschriebene Waiblinger-Text der Druck von 1831 und nicht der von 1839 ist²², erscheint es doch wenig wahrscheinlich, daß er einen Schubladen-Nekrolog vorbereitet hatte: Das Schriftbild des Stuttgarter Manuskripts spricht für aufgeregte Niederschrift unter dem Eindruck der Todesnachricht. Somit hat der Besuch wohl stattgefunden.

Jedenfalls ist Hackländers Text ein wichtiges Indiz für die Entstehung einer Reihe von Klischees und Deskriptions-Versatzstücken zur Beschreibung des geisteskranken Hölderlin, wie sie auch bei anderen zeitgenössischen Aufsätzen auffallen.

¹⁴ Hölderlin's Lebensabend, in: Mainzer Unterhaltungsblätter, 1843, Nr. 174 [25. 6.], 694–696. Nachdruck der Besuchs-Beschreibung.

¹⁵ Zur Abhängigkeit Hackländers von Waiblinger vgl. StA VII, 3, 379–380.

¹⁶ Arnold Wellmer, Zertrümmert. Licht- und Schattenbilder aus einem Dichterleben, in: Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung. Hrsg. v. F. W. Hackländer, Stuttgart, 12: 1870. Bd. 23, Nr. 26, 477–482. Der Text bezieht sich deutlich auf Hackländers Nekrolog von 1843.

¹⁷ StA II, 1, 287: Aussicht.

¹⁸ 1870 unterblieb dieser Hinweis. Dort heißt es nur: „Er unterzeichnete nie Hölderlin – zuweilen auch Buonarrotti“.

¹⁹ Vgl. StA II, 1, 353 und II, 2, 970–971: Stammbuchblatt für einen Unbekannten.

²⁰ Adolf v. Grolmann: Ein Blatt aus Hölderlins Spätzeit, in: Euphorion 31, 1930, 175.

²¹ StA VII, 3, 379: „Der Besuch beim Dichter . . . ist bezweifelbar“.

²² Vgl. Anm. 6.

Die Aufnahme Hölderlins bei dänischen Dichtern

Von

Flemming Roland Jensen

1970 erschien 'Friedrich Hölderlin, Brød og vin og andre digte' im dänischen Verlag Brøndum in Kopenhagen. Das Buch enthält auf 160 Seiten eine 24seitige Einleitung des Übersetzers und 44 Gedichte Hölderlins.

Hölderlins dänischer Übersetzer ist Thorkild Bjørnvig, einer der bedeutendsten dänischen Lyriker und Kulturkritiker der Nachkriegszeit und zweifellos der bedeutendste Dichter des 'hohen Tons' in der modernen dänischen Literatur.

Bjørnvig debütierte 1947, 29 Jahre alt, mit dem Gedichtband 'Der Stern hinterm Giebel'. In größeren Abständen erschienen weitere Gedichtsammlungen: 'Anubis' 1955, 'Gestalt und Feuer' 1959, 'Vibrationen' 1966, der Gedichtzyklus 'Der Rabe' 1968 und 'Der Delphin' 1975¹. Vor seinem Debut als Lyriker schloß Bjørnvig 1946 sein Studium der vergleichenden Literaturwissenschaft mit der Goldmedaille-Abhandlung 'Rainer Maria Rilke und die deutsche Tradition' ab. 1948 gründete er, zusammen mit dem Kritiker und Schriftsteller Bjørn Poulsen, die für das geistige Klima der fünfziger Jahre in Dänemark entscheidende Zeitschrift 'Hercetica'. Bjørnvigs einstimmig gelobte Rilke-Übertragungen erschienen in drei Bänden von 1949 bis 1958. 1964 habilitierte sich Bjørnvig mit dem Buch 'Kains Altar' über das Werk des dänischen Dichters Martin A. Hansen, einem Buch, das eine nachhaltige und engagierte Diskussion hervorrief und an der sich Bjørnvig mit 'Verteidigung von Kains Altar' (1965) beteiligte. Ein Teil von Bjørnvigs gewichtigen, eindringlichen und wohlthuend klar und verständlich geschriebenen Essays ist in drei Bänden erschienen: 'Der Anfang' 1960, 'Aufruhr gegen den Neogott. Ein Essay über Beat' 1970 und die Sammlung literarischer Essays 'Die Wirklichkeit ist vorhanden' 1973. 1974 erschien 'Der Pakt', ein merkwürdiges Erinnerungsbuch über seine Freundschaft mit Karen (Tania) Blixen. Neben Rilke und Hölderlin hat Bjørnvig Mörike, George, Benn und Enzensberger übersetzt.

¹ Der Lesbarkeit wegen werden alle Titel und Zitate nur in deutscher Übersetzung wiedergegeben.

Wie aus diesen Daten hervorgeht, ist Thorkild Bjørnvig ein gelehrter Dichter, und er ist gleichzeitig so ziemlich das, was Hölderlin einen „ächten Charakter“ nennt: ein aus Ursprünglichkeit, Willensstärke und Geistigkeit zusammengesetzter Mensch².

Bjørnvigs Grundauffassung ist einfach, wie er einmal schreibt, „daß die Erkenntnis das Gefühl fördert und das Gefühl die Erkenntnis“. In seinen Essays zeigt er mit ruhiger Sachlichkeit auf, wie diese eigentlich einleuchtende Wahrheit in der modernen naturwissenschaftlich-technischen Gesellschaft in den meisten Bereichen vergessen worden ist. Mit Schärfe begegnet er der Selbstverständlichkeit, mit der in unserem Kulturkreis in Theorie und Praxis der berechnende, auf technische Daten und Methoden sich gründende Intellekt als die *einzig* Wahrheitsinstanz betrachtet wird; er spricht in diesem Zusammenhang von einem „inquisitorischen Rationalismus“. Er bestreitet keinen Augenblick den unleugbaren Wert einer rationalen Erkenntnisweise, aber er macht deutlich, wie folgenswer eine Vernachlässigung des körperlich-sinnlichen Moments im Erkenntnisakt sein wird. „Die Verknüpfung des Menschen mit Erde und Himmel ist die entscheidende Realität“, sagt er. Bleibt dieses Faktum unberücksichtigt, verliert der erkennende Mensch „die Fühlung mit den Prämissen, d. h. der Wirklichkeit“, und dann wird auch der aufrichtigste, leidenschaftlichste Wille zur Erkenntnis in unfruchtbarem Formalismus leerlaufen. Diese Fühlung mit der Wirklichkeit wird nach Bjørnvig durch ein meditatives Gefühl gewährt, das im Vergessen seiner selbst das Andere erkennt; er spricht von einem Gefühl, das offen und zugänglich ist für „die Korrektur durch die Natur und den Kosmos“.

Von dieser 'Korrektur' des menschlichen Gefühls durch außermenschliche Kräfte handeln viele Gedichte Bjørnvigs. Er glaubt an den Wert der dichterischen Arbeit als einen Weg zur Erkenntnis auch der außersprachlichen Phänomene. „Moderne Kunst ist nicht notwendigerweise Religionsersatz . . . eher ist sie, in ihren stärksten und reinsten Manifestationen, ein sakrales Provisorium, Ausdruck für Einsichten und Erfahrungen, die sonst heimatlos geworden sind und deren Realität verneint wird in der Welt, wie sie heute ist.“

Charakterisiert man Bjørnvig durch sein Verhältnis zur *Natur, als dem Anderen, dem Nicht-Menschlichen*, hat man auf eines der wichtigsten Momente zur Konstituierung seines dichterischen und schriftstellerischen Werkes hingedeutet – und gleichzeitig das hervorgehoben, wodurch er geistig und erlebnismäßig in Beziehung zu Hölderlin tritt. Denn auch

² Cf. 'Ein Wort über die Iliade'.

Hölderlin verlegt den Mittelpunkt des Daseins, das Maß, an die Peripherie des menschlichen Bereichs, dorthin, wo die Begegnung zwischen Mensch und Natur sich ereignet.

Nicht so sehr Hölderlins Stil als sein Verhältnis zur Natur wirkt sich in Bjørnvijs Dichtung aus. Und wenn Bjørnvig in seinen Essays seine eigene Naturauffassung darlegt, verweist er sehr oft auf Hölderlin. In einem langen Aufsatz über den dänischen Dichter Poul la Cour, dem er vorwirft, daß er, wenn er auf Hölderlin zu sprechen kommt, nichts zu dessen Verhältnis zur Natur, den Elementen und den Göttern sagt, schreibt Bjørnvig: „Einer der Irrtümer der Zeit, glaube ich, ist, daß das Verhältnis zwischen dem Menschen und seinem Mitmenschen so entscheidend betont wird. . . . Das Verhältnis zur Natur, zu den Dingen und Tieren muß wiederhergestellt werden, bevor das gegenseitige Verhältnis der Menschen zueinander wiederhergestellt werden kann . . . wenn es sieben Todsünden in unserem Verhältnis zur Natur gibt, haben wir sie alle begangen (Blake und Hölderlin, Claussen und Södergran wissen vor allen anderen eben davon)³. Durch die Natur kann uns das Verhältnis zum Mitmenschen zurückgegeben werden, nicht umgekehrt.“ Zu einer solchen, vielleicht befremdenden Behauptung mag man sich stellen, wie man will, aber von einem solchen Standort gelangt man sicherlich weit eher zum Verständnis der zentralsten Hölderlinschen Begriffspaare: das Eigene und das Fremde oder das Menschliche und das Göttliche, als vom humanistisch oder sozialistisch säkularisierten Denken aus⁴.

³ Sophus Claussen (1865–1931), bedeutendster Dichter der sogenannten 'Symbolisten' in der dänischen Literatur, warnte schon 1925 in einem großartigen, prophetischen Gedicht 'Aufruhr der Atome' vor der Zerstörung der Erde durch eine ungehemmte Technisierung aller Lebensbereiche. Edith Södergran (1892–1923), Finnland-schwedische frühexpressionistische Lyrikerin. Starke Nietzsche-, später Rudolf Steiner-Inspiration. Ihre intensive Lyrik prägt tiefe Spuren in die schwedische – auch dänische – modernistische Dichtung.

⁴ Daß die Götter für Hölderlin Realität hatten, ist freilich schwierig für uns zu fassen; das zeigt auch die Hölderlin-Forschung der letzten Jahre: „Wenn Hölderlin noch ein Anrecht auf unsere rationale und demokratisch normierte Aufmerksamkeit haben soll, leitet es sich von seinem politischen Engagement und seinem politischen Wort her“. Dies wird von einem der vielen behauptet, die mit Hölderlin etwas anfangen konnten, als Pierre Bertaux Hölderlins ungewöhnliche Sprache – Ausdruck der Erfahrungen des Ungewöhnlichen – an unsere gewöhnliche, „rationale und demokratisch normierte Aufmerksamkeit“ anzupassen versuchte. Ich glaube, daß weder Hans-Wolf Jäger, von dem das Zitat stammt, noch Bertaux – letzterer bekennt sogar, er stehe „in familiärem Umgang mit Hölderlin“ – aus reinem Aktualitätsbedürfnis so deuten; es fehlt ihnen nur der Sinn dafür, daß es etwas so *Andersartiges* wie Hölderlins Weltverständnis tatsächlich gibt. (Hans-Wolf Jäger: Zur Frage des 'Mythischen' bei Hölderlin. In: Hölder-

Eine Konsequenz dieser Naturauffassung ist Bjørnvijs unermüdlich wiederholte Warnung vor unserem Raubbau an der Natur. Schon seine ersten Essays und Gedichte kurz nach 1945 reflektieren diese Gefahr. Seine letzte Gedichtsammlung 'Der Delphin' (neulich mit dem dänischen Kritiker-Preis ausgezeichnet) trägt den Untertitel 'Umweltgedichte 1970–75', und in diesen Gedichten protestiert er mit einem manchmal verzweifelt-aggressiven Pathos gegen die militärische und wirtschaftliche Zerstörung unserer natürlich-sinnlichen Wirklichkeit. Denn zerstören wir die Natur um uns – das scheint mir der Leitgedanke zu sein –, werden wir endgültig der Möglichkeit beraubt, uns im Anderen sinnlich zu fühlen, zu erfahren. Ob bewußt oder unbewußt – hier bei Bjørnvig sind Einsichten Hölderlins, wie „sich aber nicht zu *fühlen*, ist der Tod“ (StA III, 202, 9) und „Schiksaalgesez ist diß, daß Alle *sich erfahren*“ (StA III, 535, 83) neu gemacht und ausgesprochen. Ich erlaube mir einen Kommentar: Der geistige Tod, von dem das erste Hölderlin-Zitat spricht, wird, wenn das „Schiksaalgesez“ in Erfüllung geht, wenn wir die Gottheiten als kosmische Einbrüche *erfahren*, zum globalen Tod des organischen Lebens.

Wie für Hölderlin ist auch für Bjørnvig das Göttliche (oder die Götter) Realität außer uns, eine Wirklichkeit uns gegenüber, keine Projektion menschlicher Gefühle. Im Nekropolis-Gedicht aus 'Der Rabe' steht prägnant: „die Götter schwären in uns wie Neurosen“. Präziser läßt sich kaum ausdrücken, welche Folgen die Verdrängung des Numinosen in das Unbewußte der *menschlichen* Psyche hat: krankhafte Beobachtung des Seelenlebens des Patienten oder des eigenen und als Konsequenz: die gewissenlose, weil gefühllose Zerstörung der nicht-menschlichen Umwelt⁵.

lin ohne Mythos, ed. I. Riedel. Kleine Vandenhoeck-Reihe 356–358, 1973, S. 88. Pierre Bertaux: Wie ich Germanist wurde. In: Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker? Eine Sammlung von Aufsätzen aus Anlaß des 70. Geburtstags von Robert Minder, ed. S. Unseld. suhrkamp taschenbuch 60, 1972, S. 37.)

⁵ Der dänische Theologe Ole Jensen schreibt in seinem Buch 'Theologie zwischen Illusion und Restriktion' (Chr. Kaiser Verl., München 1975) im Kapitel 5 c über Thor-kild Bjørnvijs Naturauffassung. Im Anhang bringt das Buch zwei 'Umweltgedichte' aus Bjørnvijs Gedichtsammlung 'Der Delphin' in deutscher Übersetzung. Das sehr anregende Buch – dessen kritischer Teil eine Auseinandersetzung mit der aus dem Kantischen Dualismus zwischen Objekt-Natur und Subjekt-Mensch hervorgegangenen existentialistischen Theologie Bultmanns ist – versucht eine theoretische Begründung einer umweltfreundlichen Theologie, die das emotional-religiöse Bedürfnis des Menschen nach einem göttlichen Gegenüber auf erkenntnisphilosophischer Ebene rechtfertigen kann. Das originelle fünfte Kapitel liest sich überraschend als ein indirekter Kommentar zum philosophisch-religiösen Denken Hölderlins.

Bjørnwig versteht die echt modernistische Dichtung seit Hölderlin, wo sie vorkommt, als ein ständiges Ringen um einen neuen Zugang zur vollen Wirklichkeit. Bei der Besprechung von Hölderlins Ganymed-Ode in der Einleitung zu seinem Übersetzungsbuch sagt er auf Seite 18: „Es wird schwierig sein, in der modernen Poesie, der das Gedicht, trotz der Form der Ode, durch seine Sprachführung zugehört, ein ähnlich unverstelltes Beispiel dafür anzuführen, daß soziale Wirklichkeit, humane Kommunikation nicht die einzige Wirklichkeit, die einzige Kommunikation ist.“

Auch in Bjørnwig's eigener Dichtung lernt man diese andere Wirklichkeit, diese andere Kommunikation kennen. Als Beispiel wähle ich keines von Bjørnwig's kontemplativen Naturgedichten, weil ein solches Gedicht, isoliert dastehend und ohne eingehende Deutung, vielleicht zu fremdartig erscheinen könnte, sondern ein Liebesgedicht, das einen Satz aus einem seiner Essays verlebendigt: „Jedes Liebesverhältnis zwischen zwei Menschen ist ein Dreiecksverhältnis . . . der wahre Dritte ist Eros.“ Man spürt in diesem Gedicht eine merkwürdige Vertrautheit mit dem Fremden im Vertrauten, dem Heimlichen im Geheimen. Das Mehr-als-wir oder Mehr-als-ich ruft keine Angst hervor, weil eben das Mehr-als-menschliche als Bedingung, als Ursache des Verhältnisses zweier Menschen zueinander erkannt und als selbstverständlich erlebt wird. Erkenntnis wird durch den Körper erreicht; durch den Rhythmus der Liebe, den Rhythmus im Gedicht gewinnt der Mensch Kontakt mit der außermenschlichen Welt.

Eros

Ungerufene Gottheit, nur das Leben in Form oder Reinheit bewegt dich, wenn überhaupt – du, unmenschliche Süße und plötzlicher Purpur dem Blick, du Unding, das stiftet Glück und Verwirrung, bildet Familien und sprengt sie, unterschiedslos, ohne Sorge, du – wenn wir dir widerstehen, reizen deine Wildheit, bis unser Schmerz erweitert den Sinn, oder dich in Umarmung vernichten: du bist beständig. Wie ein Phönix, ein Adler auf einem fernen Gipfel, blickst du hinein in glühende Räume, wiedergeboren, nie satt.

Körperverklärte, Geliebte, ruhen wir, bewegen uns nicht, windkühle Sternbilder liegen auf den geschlossenen Lidern, und die Flüsse des Schlafes strömen ums Herz – wie Rhythmus dauert in mir deiner Arme Bewegung fort, empfangend erhoben, und deiner Brüste plötzlichacktes Streben, das Zucken der Hüften – ein Rhythmus, den Inhalt vergessend, bis wir uns erinnern, nach Jahren, der Kronen der Bäume, der Brandung des Meers und der bittenden Lautmenuette des Turms, die den Himmel geöffnet.

Ich habe geträumt, ich sah dich, Geliebte, mit goldener Maske gingst du zu einer geheimen Tür hinaus, ich rief, du hörtest mich nicht; Familie, Freunde standen um dich, nahmen Abschied – Eros: ein wildfremdes Antlitz, von süßer Vertrautheit hell übergossen, ein liebes, vertrautes Gesicht, von Fremdheit durchstrahlt, eben das ist dein Werk – und wer du auch bist, Umarmte, schön, daß ich schaudre, ist die Maske, die ohne zu tilgen, allgemein macht die Linien des Einzelnen, stimmt sie zu deiner Nacktheit rein.

In diesem Eros-Gedicht hat sich ein enges anthropologisch-psychologisches Weltverständnis im Erkennen größerer Zusammenhänge transzendiert. In Begegnung und Trennung wirkt die gleiche Macht: der Eros der Liebe und der Erkenntnis. Indem das dichterische Ich eine wirkende Macht außerhalb seines Selbst wahrnimmt, unterliegt es nicht der – eigentlich mystischen – Versuchung, sich und die Geliebte als absolute Einheit begeistert zu apostrophieren; um nachher in der dritten Strophe bei der geträumten, d. h. möglichen oder schon vollzogenen Trennung sich dann etwa in sein isoliertes Subjekt mit Verzweiflung, Resignation oder Ironie zurückzuziehen, was eine Verleugnung der harmonischen Verbundenheit mit der äußeren Wirklichkeit bedeuten würde. Bjørnwig's Gedicht vermittelt im Vollzug eines kontemplativen Erkenntnisaktes das Wissen um das „harmonisch Entgegengesetzte“, das das tragende Prinzip in Hölderlin's Dichten ist.

Es fällt auf, wie Nietzsche, gewiß großartig und virtuos, aber doch desperat, etwa den Mistralwind aus tiefer Not *anruft*, Hölderlin dagegen mit naiver Selbstverständlichkeit zur Sonne rhythmisch-ruhig *spricht* „Wo bist du, Licht?“. Auch dieses *Sprechen* gelingt bei Bjørnwig, sicher dank seiner Vertrautheit mit dem Rhythmus im menschlichen Organismus und in der Natur im weiten Sinne. Er hat wie Hölderlin den großen, ruhigen, rhythmischen Atem und – wenn auch weniger ausgeprägt und seltener – dessen ungeheure Dynamik im tempo moderato. Bjørnwig versucht freilich nicht, Hölderlin nachzuahmen, aber ein moderner Geistesverwandter Hölderlin's scheint er doch zu sein. Und diese Verwandtschaft ist auch seinen Hölderlin-Übersetzungen zugute gekommen.

Die ersten dänischen Hölderlin-Übersetzungen⁶ erschienen in den späten zwanziger und frühen dreißiger Jahren. Die Übersetzer, der Lyriker, Kritiker und hochästimierte Übersetzer Kai Friis Møller (1888–1960)

⁶ Da ich ein Knabe war; An die Parzen; Buonaparte; Abendphantasie; Die Nacht (1. Strophe von Brod und Wein); Hyperions Schicksaalslied; Hälfte des Lebens; Das Angenehme dieser Welt. Abgedruckt in: Tysk Poesi gennem tusinde Aar, ed. C. Roos. Gyldendals Bibliotek Bd. 21, Kopenhagen 1928–30, S. 111–116.

und der Pfarrer und Schriftsteller Harald Vilstrup (1900–72), bemühten sich – besonders der letztere –, Hölderlin durch altertümelnde Wörter zu 'poetisieren', zu mildern, und gaben dadurch einem etwas sentimentalen Hölderlin-Verständnis Ausdruck.

Im Laufe der dreißiger Jahre ändert sich bei einigen wenigen dieses Hölderlin-Bild: bei dem intellektuell klaren und aristokratischen Lyriker Per Lange (geb. 1901), von dem später die Rede sein wird, und bei Paul la Cour (1902–56). Dieser Dichter, der besonders als Theoretiker eine tiefe und nachhaltige Wirkung auf die jungen Modernen der Nachkriegszeit ausübte, hebt Hölderlin als einen hervor, an dem man als Dichter freilich nichts Stilistisches und Technisches lernen kann, an dem man aber einen künstlerischen und menschlichen Halt findet. „Es gibt bei Hölderlin keinen einzigen sprachlichen Fund . . . Wie oft man auch seine Gedichte liest, nie findet man ein Wort, das nur aus artistischen Gründen gewählt ist.“ „Sogar wo er . . . am meisten Artist ist, ist er doch vor allem Dichter und redet Menschensprache.“ Und la Cour vergleicht Hölderlin – „der keinen Gipfel besteigen will; er ist dort zuhause ohne vorhergehenden Entschluß“ – mit Eliot, Ekelund⁷ und anderen modernen Dichtern, und sagt: „...wie unbarmherzig streicht nicht dieser erste Moderne seine Nachfolger, die Dichter unserer Zeit, durch, die wir uns an die kurzsichtige und kalte Kunst der Formulierung hingeben, wir oberflächlichen Ritter der Trauer und der Angst.“ Und la Cour wußte, wovon er sprach; er hat wie nur wenige an der Kulturkrise seiner Generation gelitten und sie in Lyrik und Prosa analysiert und zu überwinden versucht. In einem Essay über Cézanne schreibt er von seiner ersten Begegnung mit dessen Bildern: „Zum ersten Mal begriff ich, daß wahre Naivität von allem großen Menschenleben, von aller großen Kunst unzertrennlich ist“, und er vergleicht Cézannes Naivität und künstlerische Technik mit derjenigen Hölderlins anhand des Begriffs des 'Heilignüchternen'.

Weder Per Lange noch Paul la Cour haben Hölderlin übersetzt, aber sie haben auf seine Bedeutung hingewiesen und so beigetragen, seinen Namen in Dänemark bekanntzumachen.

Ein zunehmendes Interesse für Hölderlins Poesie ist in den späten drei-

⁷ Wilhelm Ekelund (1880–1949). Bedeutender schwedischer Dichter. Verfasser von strenger, hermetischer Lyrik, großen Hymnen und polemischen Aphorismen. Starker Einfluß von Nietzsche, Hölderlin, spätem Goethe. Ekelund erkennt schon sehr früh die Bedeutung Hölderlins; so schreibt er in einem Brief vom 24. 4. 1906 an Amalie Bjerre: Hölderlins „Gedichte sind das Höchste, was die deutsche Poesie erreicht hat. ... Er ist wirklich einer der schönsten Menschen, die über unseren merkwürdigen Planeten geschritten sind“. Ekelunds Aufsatz 'Hölderlin und Platen' erschien 1907.

ßiger Jahren zu verzeichnen. Ein Beispiel dafür ist die manchmal ziemlich freie, aber doch gute Übersetzung des Ägyptologen Erik Iversen von Hölderlins 'Menons Klagen um Diotima', die 1939 in der Festschrift für den Schriftsteller und Literaturhistoriker Niels Møller erschien. Und Ole Wivel (geb. 1921), gewichtiger Lyriker, bedeutender Zeitkritiker und Leiter des größten dänischen Buchverlages, Gyldendal, erzählt in seinem Erinnerungsbuch 'Romanze für Waldhorn' (1972) von dem starken Eindruck, den der deutsche Dichter damals in „den Jahren des Hölderlin-Rausches“ auf ihn und seine Freunde machte. Wivel schreibt u. a.: „Wir arbeiteten mehrere Abende in der Woche zusammen an der Übersetzung von 'Hyperion', und vielleicht spiegelte dies einzige Buch stärker als irgendeines unser gemeinsames Lebensgefühl wider.“ Die Gedanken des inspirierenden Kulturphilosophen und Religionswissenschaftlers Vilhelm Grønbech erkannten sie im Hyperion-Roman wieder. „Hyperions leidenschaftliche Auseinandersetzung mit seiner Gegenwart, seine schwärmerische Bildungsreise in dem griechischen Archipelagus, wo die Ereignisse der Vergangenheit im homerischen Licht über den blühenden Küsten gegenwärtig wurden, seine Begegnung mit Adamas und Alabanda und ihre Gespräche über die entweihte griechische Erde, aber vor allem seine entrückte Liebe zu Diotima machten die Sublimierung unserer eigenen Situation aus. Hyperions Briefe an Bellarmin waren wohlthuend frei von politischen Beiklängen oder, wo sie sich mit Staat und Politik beschäftigten, waren sie direkt polemisch gegen den Preussen-Geist, der zu Hölderlins und Schillers Zeit ebenso lastend war wie in der unsrigen.“ Man hatte schon ein Titelblatt entworfen, hatte den Germanisten Carl Roos als Verfasser eines Vorwortes gewonnen, die Einladungen zur Subskription waren ausgeschickt, aber die deutsche Besetzung verhinderte genügendes Interesse beim Publikum. Man ließ die Sache fallen; aber das Interesse für Hölderlin lebte bei Ole Wivel und seinen Dichterfreunden weiter.

Wivel arbeitete beim Roten Kreuz und gewann dadurch engen Kontakt mit der Widerstandsbewegung. Er gibt eine tragikomische Episode aus dem Frühjahr 1945 wieder. In einer Dachwohnung hatte man einen Widerstandskämpfer mit einem Radiosender untergebracht; die Lage war gefährlich; denn die Peilwagen der Gestapo waren ihnen auf der Spur. Wivel erzählt: „Und hier [in der Dachwohnung] erlebte ich einen merkwürdigen Kurzschluß im Bewußtsein, als ich entdeckte, daß Joseph als Unterlage für seinen Sender die Bücherkiste benutzte. Die leisen Schwingungen des arbeitenden Sendeknopfs verpflanzten sich auf den Inhalt der Kiste: die große sechsbändige Ausgabe von Hölderlins Werken, die

Monographien des George-Kreises, Herder in 24 Bänden, Goethe und Nietzsche. Ich erinnerte mich der strengen Strophe von George mit der Anfangszeile: 'Eine kleine schar zieht stille bahnen' – die vom Meister ausgeschickte kleine Schar, die allmählich Deutschland zu einer Nation von Idealisten reinen Herzens verwandeln sollte. Hier zog eine andere Schar dahin ... um die Besatzungsmacht in Dänemark zu zerstören.“

Einen direkten Einfluß Hölderlins merkt man in Wivels Lyrik kaum, wohl aber Georges und Rilkes – Wivel hat eine Preisabhandlung und mehrere Aufsätze über George geschrieben. Auch kein anderer dänischer Dichter hat versucht, Hölderlin nachzuahmen, auch Bjørnvig nicht, oder hat Gedichte an Hölderlin geschrieben. Die Worte Paul la Cours, von Hölderlin könne man als Dichter „nichts lernen, sondern sich nur stärken“, scheinen sich hier bestätigt zu haben.

Hans Magnus Enzensberger schreibt in seinem Aufsatz über die dänische Lyrik der Nachkriegszeit 'Gulliver in Kopenhagen', daß „es bis tief in die vierziger Jahre gedauert [hat], bis die dänische Dichtung, unter dem schockartigen Eindruck des Krieges und der Okkupation, sich tastend und zögernd ihrer Kraft versichert hat und eigentlich ins zwanzigste Jahrhundert eingetreten ist“⁸. Und das ist auch wahr – wenn man von dem dänischen Expressionismus der frühen zwanziger Jahre absieht, dessen bedeutendster Vertreter, der große Lyriker und Prosaist Tom Kristensen (1893–1974), mehrmals seine Liebe zur Dichtung Hölderlins bezeugt hat.

Jedenfalls bricht ein dänischer Modernismus nach dem Zweiten Weltkrieg stark durch, und unter den jungen Schriftstellern findet auch die Dichtung Hölderlins ihren Platz. In seiner Abhandlung über Rilke, die im letzten Kriegsjahr geschrieben wurde, sagt Bjørnvig: „In Hölderlin begegnet [Rilke] einem Menschen, der die nicht zu bewältigenden Wirklichkeiten bewältigt hat, der im Kontakt mit dem Numinosen gewesen ist, und gesprochen hat.“

Und eben diese Bedeutung bekam Hölderlin für viele in der jungen dänischen Dichter-Generation. Für sie galt es auch, die nicht zu bewältigenden Wirklichkeiten zu bewältigen. Ein literarisches Forum für dieses Bestreben wurde mit der Zeitschrift 'Heretica' 1948 geschaffen; man hoffte, sich im Medium der Poesie einen Zugang zum verlorengegangenen Zusammenhang zu verschaffen. „Als Heretica sich 1948 als die Zeitschrift

⁸ Akzente 10, 1963, S. 635. In diesem Aufsatz ist auch eine Übersetzung von Bjørnvigs großem Gedicht 'Die Ballade von Great Eastern' von Enzensberger abgedruckt.



„Das aber ist der Stachel des Gottes“
Blatt Nr. 10 aus der ‚Chiron-Serie‘ von Arne Kildebæk

der Generation anbot, war man sich, quer durch alle Sonderansichten, zweifellos über eines einig: daß es dem Kampf um die poetische Wiedereroberung der ganzen Wirklichkeit von Anfang bis Ende galt“, so Ole Wivel in einem Vortrag 1952. Bald aber spalteten sich die Meinungen der Autoren, aber die Zeitschrift erschien bis 1954⁹. Hier publizierte Bjørnvig seine ersten Hölderlin-Übersetzungen. Und was Hölderlin für diese Dichtergeneration bedeutete, gibt eine Passage aus einem Brief des Prosa-Schriftstellers und Kritikers Tage Skou-Hansen (geb. 1925) vom 5. Mai 1975 an mich wieder. „Hölderlin war der schönste und einzig wahre Ausdruck für die Kulturkrisen-Philosophie, die uns Vilhelm Grønbech eingeschärft hatte. Die Einheitskulturen, die einmal waren, die Götter, die auf der Erde gingen, die uns aber verlassen haben. Unser Elend, Heimweh und Frustration ohne sie.“ Auch das Folgende trifft später mehr oder weniger auf die anderen Häretiker zu: „Ich wurde der Ansicht, daß dies Gerede von der Kulturkrise Lüge und versteckte Verzärtelung und Impotenz bei allen anderen außer eben bei Hölderlin war. Ich wurde politisch, kann man vielleicht sagen . . .“ Tage Skou-Hansens Interesse für Hölderlin hat einen dichterischen Niederschlag in seiner Novelle 'Kjeld' gefunden, die freilich Hölderlins Namen nicht nennt, aber die Gestalt des Dichters ins Gegenwärtige transponiert. An einer Stelle wird von der Hauptperson gesagt: „Er konnte sich öffnen und öffnen, aber niemand war da, ihn zu empfangen. Der Himmel war leer.“ Skou-Hansen versuchte sich auch 1950 an einer Übersetzung des 'Hyperion'. Sie wurde nie fertig; aber was er über diesen Versuch schreibt, ist doch interessant: „Mein Hauptgedanke war, [den Roman] herunterzuschalten, so nüchtern wie möglich zu übersetzen, überall das Tatsächliche, Konkrete, das meistens hinter seiner Rhetorik lag, zu finden und zu gebrauchen, um so das Buch modernen Lesern zu vermitteln. Aber es wurde nicht Hölderlin. Der Rhythmus und die Kadenz in der Sprache, der Aufschwung im Ton und Gefühl kamen nicht mit. Und wenn ich dann hölderlinisch ohne Kürzung und ohne Hemmungen dem Pathetischen gegenüber übersetzte, wurde es nicht lesenswert. Sibberns 'Gabrielis Briefe' war die einzige dänische Parallele, sonst gab es Prosa dieser Art bei uns nicht¹⁰. Ich bekam Ziehen in der Brust und verlor den Grund unter

⁹ Zur Heretica-Gruppe gehörte auch der deutsche Germanist und Skandinavist Heinrich Fauteck, der als deutscher Lektor von 1941–47 an der Universität Århus das Hölderlin-Interesse u. a. Bjørnvigs entscheidend beeinflusste.

¹⁰ Frederik Christian Sibbern (1785–1872). Dänischer Dichter und Philosoph (Lehrer Kierkegaards). Der Briefroman 'Nachgelassene Briefe von Gabrielis' (1815–16 geschrieben, 1826 erschienen) ist ein dänisches Pendant zu Goethes 'Werther'.

den Füßen. Ich versuchte also auf zwei Arten und fühlte, daß Hölderlin die Sprache sprengte. Immer wieder wurde ich über die Konventionen hinausgezwungen. Mein Sinn für normales Dänisch und dafür, was sich auf Dänisch sagen ließ, war aufgehoben oder abgestumpft, wenn ich mich mit ihm einige Stunden beschäftigt hatte. Er war so fantastisch unzeitgemäß, daß man eine neue Sprache hätte machen müssen, um ihn auszudrücken.“ Und doch heißt es einige Zeilen später: „Vielleicht wäre doch die Aufgabe nicht unmöglich gewesen, wenn man ein paar Jahre darauf verwendet hätte. War es aber der Mühe wert? War es nicht wichtiger, daß die Gedichte erschienen?“ (Gemeint sind die Übersetzungen von Bjørnvig.)

Gleichzeitig mit Skou-Hansen, aber unabhängig von ihm, versuchte sich ein anderer Prosa-Schriftsteller, Peter Seeberg (geb. 1925), mit einer Hyperion-Übersetzung, „die nie richtig fertig wurde“, wie Seeberg in einem Brief an mich vom 6. Juni 1975 schreibt. „In meiner frühen Jugend habe ich von Hölderlin stark inspiriert geschrieben, sonst hat er keinen Einfluß auf meine literarische Arbeit gehabt. Ich habe anderswo anknüpfen müssen. Was ich am meisten an Hölderlin bewundere, ist sein souveräner Versuch, die Syntax umzubauen, um dadurch eine archaische Un-Poesie zu erreichen, die mittlerweile eben eigentliche poetische Lawinen auslöst.“

Also sind drei Versuche gemacht worden, den 'Hyperion' ins Dänische zu übertragen. Am 'Empedokles' hat man sich – abgesehen von übersetzten Zitaten bei Bjørnvig in seinen Essays – nicht versucht. Es war wohl wichtiger, wie Tage Skou-Hansen meint, daß die Gedichte erschienen, aber es scheint doch wohl „der Mühe wert“, eine Hyperion-Übersetzung folgen zu lassen, um so mehr als die Manuskripte noch in den Schubladen liegen. Und wenn man bedenkt, daß es fünf dänische Werther-Übersetzungen gibt, scheint es besonders ungerecht, daß es nicht einmal *eine* dänische Übertragung des Romans von Hölderlin gibt.

Die fünfte Werther-Übersetzung ist 1972 von Frank Jäger gemacht worden. Frank Jäger (geb. 1926) ist ein ausgesprochen 'naiver' Dichtertyp, sehr produktiv und ein mitreißender Lyriker von sehr hohem Niveau. Durch Bjørnvigs Übersetzungen ist er auf Hölderlin aufmerksam geworden. Ein schönes Beispiel für seine Beschäftigung mit Hölderlin ist seine poetische Danksagung bei der Preisverleihung der 'Goldenen Lorbeeren' 1959. Das große Gedicht mit versteckten Zitaten und Anspielungen heißt 'Zu sein, und zu fühlen, und zu hoffen' und handelt von der Arbeit des Dichters im Bild des Landmanns. Bewußt verwendet Jäger Stilmischung. Der erste Teil des dreiteiligen Gedichts fängt an: „Wie wenn

am Werktag, nach dem Mittagsschlaf, / ein Landmann fährt hinaus zum Felde wieder . . .“ Im zweiten und dritten Teil werden die Anfangszeilen variiert: „Wie wenn am Feiertage der Bauer geht . . .“ und „Wie wenn am Frühlingstage, bevor die Knospen / bersten . . .“ Auch das Thema der Dichter seit Hölderlin – 'wozu Dichter in dürftiger Zeit' – spricht Frank Jäger an, und zwar bezieht er sich auch hier auf 'Wie wenn am Feiertage . . .'

So kennt auch Ihr, die nicht von *inem* Dienstherrn,
von Göttern aber auferzogen worden,
das Kühlen der Begeist'ung, guter Willen
Schwamm und Fäulnis und das Entsetzliche,
das Welken hin des Glaubens, zerstört sind jedes
Wort und Saatkorn, jede erste Zeile:
Ihr kennt das Dunkel der vereisten Erde
Und wißt, man überwunden fragt das Dunkel:
What am I here for? Ich hab Dunkel selbst!
Wie ein längst gelebter Lenz, vom Auge
noch erinnert, hier, wo der Mut versagt
und Dunkel steht, tut weh: zu sein ein Dichter.

Auf ganz andere Weise als in diesem Beispiel spürt man die Wirkung Hölderlins im Werk des Lyrikers Jørgen Gustava Brandt (geb. 1928). In einem Zeitungsaufsatz, 'Der Dichter der Dichter. Friedrich Hölderlin und das Wesen der Dichtung' von 1962 erzählt er, wie er, kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, als Soldat im alliierten Dienst, in Lübeck in einer Bücherkiste mit antiquarischen Büchern auf ein Heftchen Hölderlin-Gedichte stieß. „In der seltsamen Ruinenzeit, in einer Ecke von jenem Babel . . . las ich. . . In Hölderlins Gedichten begegnete mir eine jungfräuliche Erde, eine neuerstiegene Welt. Seine Gedichte kamen mir zuweilen wirklicher als die Wirklichkeit vor.“

Wie sein Aufsatz die Fähigkeit der dichterischen Sprache – am Beispiel Hölderlins –, die Wirklichkeit zu erfassen, diskutiert, kreist die Dichtung Gustava Brandts um die Frage nach einer dauerhaften Erfassung der Welt als einer wirklichen. „Erst die Sprache bietet dem Menschen die Möglichkeit des historischen Daseins“, des verantwortlichen Daseins, sagt er im Hölderlin-Aufsatz, aber eben diese historische Dimension der dichterischen, erinnernden Sprache droht dem 'dichterisch wohnenden Menschen' (Hölderlin wird zitiert) mit dem Verlust an Wirklichkeit hier und jetzt. Nicht zufällig nennt Gustava Brandt in einem Brief an mich vom 22. 9. 1975 „Griechenland I und II und – selbstverständlich – Mnemosyne“

die größten Erlebnisse seiner Hölderlin-Lektüre. Sein Gedicht 'Fragment von morgen' (aus der Sammlung dieses Titels von 1960) fängt an:

Du lebst
jenseits der Herbstnacht Fall,
der Reise der Reisen,
des Satzes der Früchte und des Todes.

Doch: stets wohnen in der Schrift
die in Verbannung Gefallenen,
verbitterter Heimatloser Routen und trauervolle Daten.

Man würde hier vielleicht auf den Gedanken 'Mnemosyne' kommen. Aber nicht so sehr motivisch als vielmehr syntaktisch korrespondiert die Dichtersprache Gustava Brandts mit derjenigen Hölderlins; so hier aus dem gleichen Gedicht:

Ohne die Welt in der Welt
Weißt du den Fruchtgarten – Äpfel fallen – angstlos,
und ein tägliches Meer. Und einige haben
gesehen mit Göttern. Sie wußten *das*,
die, welche selbst sprachen mit
den Göttern. Draußen. Du bist vom gleichen Ort.¹¹

„Für mich“, schreibt Gustava Brandt in dem erwähnten Brief, „hat Hölderlins Stil, seine Hör- und Anschauungsweise viel bedeutet . . . Eine sehr frappante Beschäftigung wurde für mich in den frühen fünfziger Jahren die Konfrontation mit Hölderlins eigenartigen, genauen poetischen Stenogrammen. Ich habe bei Ekelöf¹² eine Anmerkung post scriptum, Hölderlins Telegrammstil betreffend, gesehen. Sie erinnerte mich gleichzeitig an 'reine' Inspiration – und an enorm handwerksmäßige Arbeit.“ Und noch einmal bestätigt ein moderner Lyriker den Eindruck, daß Hölderlins Kunst eines der großen Vorbilder der echt dichterischen Sprache unserer Zeit ist: „Er scheint mir einer der allerstärksten und grenzsetzenden Bahnbrecher der ganzen Entwicklung, die man später als

¹¹ Nach Vorlage dieser Übersetzung schrieb mir am 29. 11. 1975 Gustava Brandt: „Ich freue mich über Ihre Umpflanzung ins Deutsche. Aber ich muß gestehen, daß ich ganz nachdenklich darüber wurde, *wie* nah an Hölderlin es klingt! Es war doch, als ich es schrieb, für mich ein sehr persönliches Erlebnis! Aber es ist irgendwie richtig. Daß es so nah an Hölderlin ist, zeigt mir, daß das Erlebnis im Grunde ein großes Gemeinsames ist und Anonymos zugehört!“

¹² Gunnar Ekelöf (1907–68). Einer der bedeutendsten modernen schwedischen Lyriker. Gustava Brandt bezieht sich wahrscheinlich auf die Anmerkung Ekelöfs zu dessen Griechenland-Übersetzungen in: 'Valfrändskaber' (Wahlverwandtschaften), Stockholm 1960, S. 120 f.

den internationalen 'Modernismus' bezeichnet hat. – Seine ganze Haltung zur Poesie, seine 'Anlage' des Poetischen . . . ist jetzt das entscheidend Typische für den wesentlichsten poetischen Einsatz dieses Jahrhunderts.“

Bjørnvijs Übersetzungen von fünf Hölderlin-Gedichten erschienen 1953 in 'Heretica'. Bjørnvijs erzählt in seinem Erinnerungsbuch über Karen Blixen, wie der Name Hölderlins sich in ihren Gesprächen und Symposien zu zweit einwob. Den Eindruck, den die Gedichte 'An die Parzen', 'Der Abschied', 'Menons Klagen', 'Wie wenn am Feiertage...' und 'Hälfte des Lebens' in seiner Übertragung auf Karen Blixen machten, gibt ein Brief an ihn vom 4. Okt. 1953 wieder; sie schreibt: „Ich kann die Worte nicht finden, die ich brauchen würde, um Ihnen zu sagen, wie die Gedichte mich ergriffen und bewegt haben, so gewaltig, mit Schmerz und großer Freude, ein Bogen wurde über alle Saiten in mir geführt. Das war der Wellenschlag alter Tage. 'Quel bonheur, quel bonheur.' Ich habe nicht geschlafen, aber es war eine schöne Nacht. Es tönt noch so stark in mir, deshalb schreibe ich (in großer Eile, da ich Gäste zum Lunch erwarte).“ Der Titel des Buches 'Der Pakt' deutet auf einen geistigen Vertrag zwischen ihnen. Karen Blixen setzte sogar – mehr im Ernst als im Spiel, scheint es mir – eine schriftliche Urkunde für ihren Schüler und, wie sie im eigentlichen Sinne des Wortes meinte, geistigen Erben auf, worin sie sich auf Bjørnvijs geistige Gefährten mit der Zauberformel berief: „So wahr mir Goethe, Rilke und Hölderlin helfen.“ Die Eigenwilligkeit der Dichterin führte jedoch zuletzt so weit, daß der Pakt widerrufen werden mußte.

Dagegen bestand die Freundschaft Bjørnvijs mit dem bedeutenden Dichter Martin A. Hansen (1909–55) fort. Und auch in diesem Verhältnis spielte Hölderlin eine Rolle, nämlich in der Auseinandersetzung zwischen den Anschauungen der beiden über die Bedeutung des Dichters. Bjørnvijs glaubte an die Offenbarungsnatur der Poesie, Martin A. Hansen aber wehrte sich dagegen. Als ein Argument für seine Auffassung führte Bjørnvijs Hölderlins Dichtung und Schicksal an. In einem Brief an mich vom 9. Dez. 1974 schreibt er: „Ich hatte [Martin A. Hansen] oft von Hölderlin erzählt und . . . seine Liebesgeschichte mit Susette Gontard mit Grundtvigs Liebe zu Constance Leth, und überhaupt die beiden sonst so verschiedenen prophetischen Dichter verglichen¹³. Ich hatte einmal die

¹³ Nikolej Frederik Severin Grundtvig (1783–1872). Dichter, Pädagoge, Theologe und Geschichtsphilosoph. Begründer der dänischen Volkshochschule. Seine Ideen haben das dänische kulturelle und politische Leben bis heute entscheidend beeinflusst. Heute mehrfache Versuche, seine Ideen mit denjenigen des Marxismus zu kombinieren.

'Zeilen aus 'Brod und Wein': 'Dorther kommt und zurück deutet der kommende Gott 'auf einen Zettel geschrieben, den ich später mit einer Heftzwecke an einer Regalkante über seinem Schreibtisch befestigt fand.' Welche tiefe Spuren Hölderlins Dichtung in Martin A. Hansens Bewußtsein gezogen hat, gibt eine Notiz vom 15. Juni 1955 aus seinem Tagebuch kurz vor seinem Tod wieder: „Ich werde genötigt, meine sonst so feste Behauptung, daß die Dichtung nicht offenbarend ist und nicht sein soll, zu revidieren. Ich muß glauben, daß das Gedichtete zuweilen verwirklicht wird, so daß die Illusionen vorausgingen als ein prophetisches Phänomen. Es kann doch selten so einfach ausgedrückt werden . . . und ich glaube keinen Augenblick weder daran, daß es etwas Allgemeines an der Dichtung ist, noch, daß eine poetisch-theologische Lehre, die auf jener reichen Erfahrung baut, möglich für uns ist. – Aber ich nehme in diesem Wissen die Gottheit Hölderlins wahr, die erscheint. Es würde mich nicht wundern, wenn neue Seiten des Göttlichen darin erkannt werden könnten.“

'Brod und Wein' übersetzte Bjørnvig für Martin A. Hansen, als dieser im Sterben lag. Diese Übersetzung erschien zusammen mit der dritten Fassung von 'Mnemosyne' und einer Einleitung zu den beiden Gedichten 1955 in 'Die Windrose', „eine der besten und aktuellsten Literaturzeitschriften Europas“, wie Enzensberger sie 1963 im schon erwähnten Aufsatz bezeichnete. In seiner Einleitung kritisiert Bjørnvig die Hölderlin-Auffassung des obengenannten Per Lange, wie sie aus dessen Essay 'Zwei Dichter' hervorgeht¹⁴. Per Lange war damals 52 Jahre alt, und man merkt hier bei seiner sonstigen Bewunderung für Hölderlin eine leicht distanzierte Resignation. Lange zitiert die von Waiblinger überlieferte Antwort Hölderlins auf die Frage, wie alt er sei: „Siebzehn Jahre, Herr Baron“, und er kommentiert: „Vielleicht ahnte er hinter den Mauern des Wahnsinns, daß sein Schicksal mit seiner fehlenden Fähigkeit zum Altern zusammenhing. . . . Er verstand es nicht, wie seine Landsleute, einen modus vivendi mit dem Ideal zu finden, um es neben irdischeren Unternehmungen zu pflegen.“ Das scheint mir eine legitime Ansicht zu sein; und man soll sich hüten, sich vorschnell über sie lustig zu machen. Aber Bjørnvig griff hart an; hauptsächlich weil er meinte, daß Lange Hölderlin nicht ernst nahm: „Es gehört mehr dazu, zu glauben und ernst zu nehmen, als Per Lange sich vorstellt.“ Es entspann sich eine scharfe Polemik zwischen den beiden Dichtern in 'Die Windrose' 1956. Man wird wohl Bjørnvig in seiner Kritik recht geben müssen, wenn man seine auf Sach-

¹⁴ Der andere Dichter ist Mörike. Der Essay ist abgedruckt in Per Langes Buch 'Spejlinger' (Spiegelungen), Kopenhagen 1953.

lichkeit und Wissen fundierte Widerlegung von Langes Darstellung liest. Bjørnvig zeigt hier, wie auch sonst, seine gleichzeitige Denkschärfe und Naivität, die es ihm ermöglicht, eine Lebenshaltung wie die Hölderlins ernst zu nehmen. In einem Rundfunkinterview 1971 anlässlich des Erscheinens von 'Brød og vin' charakterisierte er Hölderlin u. a. als „eine seltene Mischung aus sehr großer Klugheit und sehr großer Unschuld“. Bjørnvig selbst ist eine solche Mischung. Deshalb hat er auch Hölderlins Lyrik in eine andere Sprache übertragen können, wie er es getan hat: mit Präzision, Begeisterung und sprachlicher Meisterschaft.

In der Einleitung zu 'Brød og vin' legt Bjørnvig keine Rechenschaft über Prinzipien seiner Übersetzungsweise ab. In dem erwähnten Rundfunkinterview geht er kurz darauf ein und sagt, er nehme keine pädagogischen Rücksichten, wenn dadurch vital poetische oder visionäre Interessen verletzt würden. Weder unangebracht pädagogisch noch eigenwillig 'poetisch' verfährt er beim Übersetzen; er überträgt Hölderlin so wortgetreu und einverstanden, daß es einem manchmal vorkommt, als hätte Hölderlin auf dänisch gedichtet. Das mag übertrieben klingen, es ist nichtsdestoweniger der Fall.

Zwei Proben aus den beiden Elegien 'Menons Klagen' und 'Brod und Wein' mögen diese Behauptung unterstützen¹⁵. Die erste Strophe von 'Menons Klagen um Diotima' lautet in der Bjørnvigschen Übertragung:

Stadig vandrer jeg ud, og søger hver dag noget andet
 udspurgt har jeg forlængst landets stier, hver een,
 højderne har jeg besøgt og alle de svale skygger,
 kilderne også, min ånd flakker snart op, snart ned,
 tigger om ro; ja sådan flygter det anskudte vildt, som
 ellers hviler i grønt halvmørke trygt i sin skov,
 udsat i solheden; aldrig forfrisker dets leje mer hjærtet,
 klagende, uden søvn driver brodden det om.
 Lysets varme så lidt som nattens kølighed hjælper
 og i den plaskende strøm sænker det ulægt sit sår.
 Ligesom jorden forgæves rækker det urten som heler,
 ingen vestenvind mer stiller det brændende blod,
 således går det for mig, og ingen kan stryge fra panden,
 ingen, den sorgfulde drøm, som jeg må vandre i.

¹⁵ Einige Hinweise zur dänischen Aussprache. æ und ø entsprechen deutschem ä und ö; å (früher auch aa geschrieben) wird gewöhnlich wie offenes o, d. h. ɔ ausgesprochen (Kierkegaard heißt also nicht: kerkøga:rd, sondern: kerkøgør); wie in diesem Beispiel ist d oft stumm, und zwischen Vokalen und im Auslaut nach Vokal wird d wie englisches th, d. h. ð ausgesprochen; zwischen Vokalen und im Auslaut nach Vokal wird g als j ausgesprochen; v wird wie deutsches w ausgesprochen.

Wie es wohl, auch für des Dänischen Unkundige, deutlich wird, ist das elegische Versmaß *ohne jede Einschränkung* beibehalten – und dies gilt für das *ganze* Gedicht sowie für die ganze andere übersetzte Elegie 'Brod und Wein'.

Die erste Zeile lautet bei Hölderlin:

Täglich geh ich hinaus, und such ein Anderes immer.
Ständig wandre ich hinaus, und suche jeden Tag etwas anderes,

heißt es bei Bjørnvg in wortwörtlicher Rückübersetzung. Bjørnvg hätte das „Täglich“ mit 'Daglig' übersetzen können, unterläßt es aber und sicher aus stilistischen Gründen; das „Täglich“ geht aber nicht verloren, da es in der zweiten Vershälfte durch „hver dag“ (jeden Tag) erhalten bleibt. Ähnlich verfährt er in der zweiten Zeile bei dem Wort „alle“, das am Ende des Verses mit „hver een“ (jeden einzelnen) übersetzt wird. Wo er sich vom Wortsinn der Vorlage mehr entfernen muß, tut er es wie in der dritten Zeile; die heißt bei Hölderlin:

Droben die kühlenden Höhn, die Schatten alle besuch ich,

Bjørnvg gibt sie wieder:

die Höhen hab ich besucht und alle die kühlen Schatten.

Hier wird das Attribut zu „Höhn“ den „Schatten“ zugeteilt; denn obwohl sie ja ohnehin kühl sind, muß das Wort „kühl“ als Gegensatz zur Hitze des Mittags beibehalten werden; und wenn Bjørnvg „um Mittag“ (V. 6) leicht verstärkt mit „i solheden“ (in der Sonnenhitze) übersetzt, zeigt er sein genaues Wissen darüber, wie Kühle und Hitze bei Hölderlin als Gegensatzpaar auftreten. Es kommt selten vor, daß der Übersetzer ein mythologisches Wort wie „Zephyre“ hier im Vers 12 durch ein gewöhnlicheres, hier „vestenvind“ (Westwind), wiedergibt. Im einzelnen Fall mag er sich für eine gewöhnlichere Vokabel entscheiden, im ganzen besteht aber keine solche Tendenz.

Die moderne dänische Sprache kennt nur zwei Genera: *genus commune* und *genus neutrum*. Freilich gibt es innerhalb des *genus commune* bei den Personalpronomina sowohl *er* als auch *sie* (dän: *han, hun*), aber diese geschlechtsspezifischen Formen werden nur in Verbindung mit *Personen* verwendet. Die Nacht z. B., die auf dänisch *genus commune* ist (*eine* Nacht = *en* nat, *die* Nacht = *natten*, *diese* Nacht = *den* nat) kann deshalb nur durch das sächliche Pronomen *den* vertreten werden. Wenn Bjørnvg aber in den ersten beiden Strophen von 'Brod und Wein' die Personalpronomina *sie* und *die*, die auf *Nacht* verweisen, doch mit *hun* (Nom.) oder *hende* (Akk. u. Dat.), also personenspezifisch übersetzt,

wirkt das im Kontext keineswegs störend – er kann sich übrigens auf eine gelegentlich von den dänischen Romantikern geübte Praxis berufen –, oder jedenfalls nicht störender, als zur Belebung des Begriffes 'Nacht' nötig ist. Ähnlich verfährt er in 'Patmos', wo das Pronomen des natürlichen Geschlechts für die Insel verwendet wird.

Wie Bjørnvg ein Crescendo Hölderlins übersetzend mitvollzieht, zeigen die folgenden Verse 47–58 aus 'Brod und Wein':

Derfor! og lad kun det jublende afsind med spot ramme spotten,
når det den hellige nat griber sin sanger med eet,
derfor kom da til Istmos, hen hvor det åbne hav bruser
nær ved Parnassos og sne skinner om Delfis fjeld,
dér i Olympus land, ja, dér på Citærons højder,
dér, hvor gran står ved gran, under de druer hvorfra
Thebe nedbruser og Ismenos strømmer i Kadmos land, thi
derfra kommer og bagud peger den kommende gud.

Salige Grækenland! du hus for den himmelske, altså
er det dog sandt hvad vi engang i vor ungdom har hørt?
Festlige sal! havet er gulv! og bjergene borde,
bygget i ældgammel tid sandelig kun til eet brug!

Diese Stelle – wie die Übertragung des ganzen Gedichts – ist ein Wunder der Übersetzungskunst. Hier ist der Geist Hölderlins in einer Weise anwesend, daß man versucht wird, an Palingenese zu glauben. Der Übersetzer scheint Hölderlins Glauben und Hoffnung ohne jeden Vorbehalt zu teilen. Und doch hat ihn diese Begeisterung nicht daran gehindert, den Text mit der strengsten Akribie zu behandeln. Es hat keinen Zweck, dies durch eine Rückübersetzung zu belegen; denn diese würde fast mit Hölderlins Text identisch sein. Um es doch nicht bei der bloßen Behauptung bewenden zu lassen, führe ich die wenigen Abweichungen der zitierten Stelle an. Bei Hölderlin heißt es im Vers 48 „Sänger“, Bjørnvg übersetzt im Singular; Vers 51 „die Höhe“ übersetzt Bjørnvg im Plural; „die Fichten“ Vers 53 wird 'Fichte an Fichte' übersetzt; das „alle“ im Vers 55 fällt bei Bjørnvg aus; im Vers 56 schiebt er dagegen ein 'doch' nach „Also ist“ ein. Rhythmisch-dynamisch finden fast keine Verschiebungen statt. Den pulsenden Rhythmus des Originals behält die Nachdichtung bei; Hölderlins pochende „Drum“, „dorthier“, „dort“ werden durch „Derfor“, „derfra“, „der“ wiedergegeben. Auch die Steigerung durch die erste Strophen-Triade hindurch – am rapidesten am Ende der dritten Strophe – bis zur ruhig-verklärten Klimax am Anfang der zweiten Triade macht die Übersetzung in genauer Abstufung durch.

Eine ähnliche Steigerung gelingt in 'Patmos' beim 'Brückebauen' von der zweiten zur dritten Strophe:

... I tasmørke
henlå, da jeg gik,
den skyggefulde skov
og hjemmets længselsfulde
bække; aldrig kendte jeg landene;
dog snart, i frisk glans,
hemmelighedsfuldt
i gylden røgdis blomstrede
hurtigtopvokset
med skridt som solen,
duftende, med tusind toppe

Asien op for mig og blændet søgte
jeg et eller andet, jeg kendte (Vers 20–32)

Freilich ist es Bjørnvig nicht ganz gelungen, den Schwebezustand vor dem mächtigen Aufblenden, das mit der zweiten Verssilbe der dritten Strophe: „Asia“ eintritt, genau so wie im Original wiederzugeben. Er hat bloß eine Senkung („toppe“) vor „Asien“, das Original hat zwei („duftend/Mir“). Hätte er aber die Wortstellung des Originals beibehalten (also: 'med tusind toppe, duftende'), wäre es vielleicht besser gelungen, wenn auch der Dativ „Mir“ (V. 31) – die zweite Senkung vor „Asia“ und die erste Senkung der neuen Strophe, die den Zeilensprung weich aufnimmt, und dieses weiche Aufnehmen scheint mir wichtig zur Erklärung der Wirkung dieser Stelle – in diesem Fall auf dänisch nur mit einer Präposition übersetzt werden kann: „for mig“. Bei Bjørnvig wirkt der Übergang jähler als im Original, weil er „Asien“ als erstes Wort der dritten Strophe setzt. Dies sind Details, wenn auch wichtige; das mächtige Auf und Ab im Bau der Patmos-Hymne hat er aber meisterlich wiederzugeben vermocht.

Auch Hölderlins Komposita hat er mit beherrschter Kühnheit im Dänischen wiedererstehen lassen. So z. B. den unvergleichlichen Zungenbrecher „bratnedbrækket“ (bradnedbrægød) für „schroffabbrechend“ (Patmos, Vers 114), oder „tavstlysende“ ('schweigendleuchtend') für „still-leuchtend“ (Patmos, Vers 194, siehe Kontext!), oder „råtbefamlende“ für „rauhbetastend“ in Vers 60 seiner schönen Friedensfeier-Übersetzung. Auch ein Wort wie „unstädtisch“ (Chiron, Vers 47), das auf dänisch, würde man meinen, nur mit 'landlig' ('ländlich') wiedergegeben werden könnte, hat er durch „ubyvant“ ('unstadtgewöhnt') sinngemäß wiedergegeben. Altertümliche Formen von Adverbien und Konjunktionen bei

Hölderlin sind durch entsprechende dänische wiedergegeben, ohne daß sie dadurch weniger modern als im Original wirken.

Problematischer dagegen wirkt es, wenn Bjørnvig das deutsche Reflexivpronomen *sich* durch das entsprechende dänische *sig*, auch wo das nicht üblich ist, aus rhythmischen Gründen übersetzt, so z. B. im Vers 83 von 'Friedensfeier':

*Schiksaalgesez ist diß, daß Alle sich erfahren,
Skæbnelov er dette, at alle erfarer sig,*

– hier müßte es eigentlich heißen: 'erfarer *hinanden*' (einander), also reziprokes statt reflexives Pronomen. Aber Hölderlins Sprache ist nun einmal ungewöhnlich, und gelingt es dem Übersetzer, diese Ungewöhnlichkeit weder durch Über- noch durch Untertreibung, sondern durch Genauigkeit adäquat wiederzugeben, dann nimmt man auch gerne eine solche Ungewöhnlichkeit wie diese hin – zumal man beim andauernden Lesen der übersetzten Gedichte diese Abweichung von der Sprachnorm als selbstverständlich und dazugehörig empfindet.

Bjørnvigs Übersetzungsbuch enthält 18 von Hölderlins Oden, darunter auch lange wie 'Der Frieden' und 'Stimme des Volks'. Es ist ihm selten gelungen, das Odenschema genau einzuhalten. Bei der Wiedergabe der asklepiadeischen Ode sind die wenigsten Abweichungen zu vermerken, aber in den Übertragungen der alkäischen Ode verstößt er meistens gegen das metrische Schema.

Wie schwierig die Übertragung der alkäischen Ode in eine skandinavische Sprache sein muß, zeigt indirekt die der dänischen entsprechende schwedische Auswahl von Erik Blomberg¹⁶, die von 48 Gedichten und Gedichtproben nur 10 alkäische Strophen enthält – die dann allerdings auch alle das alkäische Schema genau einhalten. Bjørnvigs 44 Übersetzungen enthalten dagegen 116 alkäische Strophen. Die Schwierigkeit der Wiedergabe des steigenden alkäischen Rhythmus in einer skandinavischen Sprache könnte u. a. darauf beruhen, daß der bestimmte Artikel beim Substantiv – ohne attributives Adjektiv – nachgehängt wird, so (dänische Beispiele): 'Schatten' (Plural) = 'skygger', 'die Schatten' = 'skyggerne', und da die Betonung, wie im Deutschen, meist auf der ersten Silbe liegt, entsteht dann bei zweisilbiger Grundform die dreisilbige Form: – x x; außerdem werden Partizip-Perfekt-Formen ohne das unbetonte 'ge-' gebildet; und ferner sind die skandinavischen Sprachen mit ihrem analytischeren Sprachbau enger an die Normalwortstellung gebunden.

¹⁶ Hölderlin. Ett lyriskt urval i tolkning av Erik Blomberg. Stockholm 1960.

Wie Bjørnvig bei der Übersetzung der alkäischen Strophe verfährt, soll am Beispiel der letzten eineinhalb Strophen von 'An die Parzen' gezeigt werden:

...
dog er éngang det hellige, det som
tynger mit hjerte, er digtet fuldført
Velkommen da, o stilhed hos skyggerne.
Følger mit spil mig end ikke med derved,
er jeg tilfreds, thi een gang har jeg
levet som guder, mer ønsker jeg ikke.

Wortwörtliche Rückübersetzung:

doch ist einmal das Heilige, das was
lastet (auf) meinem Herzen, ist das Gedicht gelungen,
Willkommen dann, o Stille bei den Schatten.
Folgt mein Spiel mir auch nicht mit hinunter,
bin ich (doch) zufrieden, denn ein Mal habe ich
gelebt wie Götter, mehr wünsche ich nicht.

Ohne Tonbeugung kommt die Übersetzung nicht aus, aber störend wirkt sie in der ganzen Ode nur im Vers 10: „Følger“ (folgt) sollte eigentlich – x gelesen werden, muß aber hier – – betont werden. Der letzte Vers hat eine Silbe zuviel und besteht aus drei Daktylen, gefolgt von einem Trochäus (statt aus zwei Daktylen und zwei Trochäen). Dadurch geht beinahe die bremsend-fallende Bewegung verloren. Der Übersetzer befindet sich in einem Dilemma: er hätte das Schema einhalten können, wenn er das einsilbige 'vil' (will) statt des zweisilbigen „ønsker“ (wünsche) gesetzt hätte; das tut er aber nicht – und zu Recht; denn ein Wollen hier den Parzen gegenüber würde gegen den Sinn der Ode verstoßen. Bjørnvig wählt, wenn es sein muß – und das gilt generell für seine Art zu übersetzen – das sinngemäßere Wort auf Kosten des richtigen Rhythmus. Das soll natürlich nicht heißen, daß er den Rhythmus nicht berücksichtigt oder daß er wenig Sinn für rhythmische Nuancen hat; er zeigt, auch in seiner eigenen Lyrik, ein hochentwickeltes Gespür für rhythmische Qualitäten, und ohne diesen Rhythmus-Sinn hätte er nicht das sehr hohe Niveau dieser Übersetzungen erreichen können.

Die Gliederung von 'Brød og vin' folgt im großen und ganzen derjenigen der Stuttgarter Ausgabe. Nach der 24 Seiten langen Einleitung werden die Gedichte in die folgenden Gruppen eingeordnet: 8 Gedichte aus

der Frankfurter Zeit; 7 Gedichte, darunter 4 Distichen, aus der Homburger Zeit; 8 Oden; die 2 besprochenen Elegien; 4 Gedichte aus der Gruppe 'Einzelne Formen'; 5 der Vaterländischen Gesänge (außer den schon besprochenen: 'Der Einzige', ein wundervolles 'Andenken' und die 3. Fassung von 'Mnemosyne'); 7 hymnische Entwürfe und 3 der spätesten Gedichte. Alle Gedichte sind vollständig übersetzt.

Bjørnvigs Einleitung ist inspiriert, zuverlässig und pädagogisch. Er geht von einem Vergleich mit Beethoven aus, stellt Hölderlin als Modernen dar, betont, daß Hölderlins Dichtung schwierig ist – sie muß auch intellektuell verstanden werden, „erst dann macht sich ihr enorm geladener Kern zu unmittelbarer Wirkung frei. Außer seiner großen Fähigkeit zur Begeisterung besaß Hölderlin, wie alle großen Hymniker, wie Pindar und wie Ewald, einen leuchtenden Intellekt, und will man sich einen Begriff davon machen, was Hölderlin in der deutschen Dichtung bedeutet, müssen wir hierzulande eben an Johannes Ewald denken“¹⁷. Bjørnvig bespricht dann Hölderlins Aufnahme in Deutschland, wie man erst durch Hellingraths Arbeit auf den überragenden Wert seiner Dichtung aufmerksam wurde, erwähnt Beißners philologische Leistung und die Stuttgarter Ausgabe. Man merkt, wie er sich bemüht, dem dänischen Leser zu zeigen, wie lohnend es ist, sich mit Hölderlins Dichtung, trotz ihrer Schwierigkeit, einzulassen. Er erzählt Hölderlins Lebenslauf in kurzen Zügen und charakterisiert Stil und Themen der verschiedenen Stufen, wichtige Gedichte werden kurz, aber treffend interpretiert. Typisch für Thorkild Bjørnvigs ansteckendes Engagement ist eine Passage wie die folgende: „Dies ist, was rein erläuternd [von 'Chiron'] gesagt werden kann – aber wie diese fernen, labyrinthischen Themen so anwesend, so magisch und herzergreifend sich haben vergegenwärtigen lassen, das ist Hölderlins Sache.“

So gut, kenntnisreich und echt vermittelnd Bjørnvigs Einleitung auch ist, es fehlt doch m. E. hinten im Buch ein Teil mit Erläuterungen zu jedem einzelnen Gedicht. Es ist schwierig zu sagen, ob ein solcher 'wissenschaftlicher' Teil mit den Zielsetzungen des exklusiven Kopenhagener Verlags

¹⁷ Johannes Ewald (1743–81). Einer der größten dänischen Lyriker; seine religiösen, von der Spannung zwischen pietistischer Demut und genialischem Selbstbewußtsein hervorgegangenen 'späten' Gedichte gehören zum Besten in der skandinavischen Literatur. Er lernte Klopstock während dessen Kopenhagener Aufenthalt kennen und empfing starke Impulse von ihm, schrieb auch Tragödien, Komödien, Kleinerepen und Erzählungen. Seine fragmentarische Selbstbiographie 'Leben und Meinungen' gehört wegen ihrer wunderbar rhythmisch-sinnlichen Sprache, ihres übersprudelnden Humors und ihrer tiefen Verzweigung zur eindrucksvollsten dänischen Prosa.

Brøndum unvereinbar gewesen wäre. 'Brød og vin' ist ein schönes Buch; die großen, reinen, „festen“ Typen stehen auf gutem Papier im Format 19 x 25 cm mit viel Raum um den Text.

Alle Bücher vom Verlag Brøndum sind illustriert, und so auch dieses. Der bekannte Künstler Søren Hjorth Nielsen hat 7 Holzschnitte für das Buch gestaltet. Der beste ist die Illustration zu 'Wie wenn am Feiertage...', die auch den Umschlag schmückt; aber der Künstler scheint doch Hölderlins Gedichten ziemlich ratlos gegenüberzustehen; es fehlt seinen Bildern an Raum und Dynamik, vor allem fehlt es ihnen an Ausdruck, an Aussagekraft, und die meisten Schnitte verraten Gelegenheits-, wenn nicht Verlegenheitsarbeit.

Dagegen haben die Gedichte Hölderlins in der Bjørnvigschen Übersetzung einen starken Niederschlag in der Kunst des ungewöhnlichen Graphikers Arne Kildebæk gefunden. Die Chiron-Ode hat ihn zu einer Serie von 14 schwarz-weißen Linolschnitten im Format 25 x 35 cm inspiriert. Weiter liegen vier Vorarbeiten zu 'Der Rhein' – in einer nicht veröffentlichten Übersetzung Bjørnvigs – vor. Die Arbeit des Künstlers am Hölderlinschen 'Chiron', die 1971 anfang, hat seitdem eine Menge anderer Kentauren-Bilder in seiner Produktion hervorgebracht.

Arne Kildebæk hat sich mehrmals von literarischen Vorlagen inspirieren lassen; so von Shakespeares 'Hamlet', von Bjørnvigs 'Der Rabe', vom Volksbuch 'Vildering Königssohn' (mit wundervollen Variationen über das Kentauren-Motiv); gegenwärtig arbeitet er an einer graphischen Gegenüberstellung von Goethes Ganymed- und Prometheus-Gestalten: der der Götter und der Natur bedürftige und ihnen gegenüber aufgeschlossene Mensch auf der einen und der selbstgenügsame und trotzig Homo Faber auf der anderen Seite.

Wenn Kildebæks Kunst um Gestalten wie Chiron, Ganymed, Prometheus und auch Vildering Königssohn kreist, ist es, weil er in solchen mythischen Wesen den sinnlichen Ausdruck für Probleme findet, die seiner Meinung nach in eminentem Grade Probleme unseres Kulturkreises sind: das verdrängte oder ungeschickte Verhältnis zum Numinosen, das sich bei Kildebæk selbst vor allem in der Natur direkt offenbart. Seine Serie 'Heidnische Landschaften' vermittelt gewaltsam seine Begegnung mit gefährlichen und heilsamen Mächten des Naturhaften. In vielem erinnert die Naturdarstellung dieser Bilder an diejenige der späten Gedichte Hölderlins: rau, sinnlich, wild, und doch eingeordnet.

Kildebæks Bilder zeigen seine dynamische und metamorphosenartige Erlebnisweise – schon daß er meistens mit Serien arbeitet, bezeugt dies.

Er arbeitet figurativ mit Neigung zur Ornamentik; seine erregbare und ungestüme Phantasie wird durch präzise Linienführung und sicheres Gespür für rhythmische und plastische Wirkungsmittel gebändigt. In seiner Chiron-Serie bedient er sich überwiegend einer zackigen Linienzeichnung und einer harten Schwarz-Weiß-Kontrastierung, um die Pein der im Dunkel lebenden, nach Licht und Erlösung sich sehnenen Halbmenschen darzustellen. Das erste der hier wiedergegebenen Bilder, Nr. 10, zeigt, links nach unten gerichtet, den „Stachel des Gottes“, wie er Chiron Leid zufügt und doch gleichzeitig den Gott und den Halbmenschen als zwei sich gegenseitig eröffnende Kreisbewegungen verbindet. Das zweite Bild, das letzte der Serie, stellt die Rückkehr des Herakles dar. Aus dem Totenkopf des erlösten Chiron steigt, links im Bilde, eine neue Schöpfung – eigentlich eine doppelte – hervor. Rechts in der Bildfläche verblaßt die Gestalt des Herakles mit dem Speer – er scheint indes in der Fötus-Gestalt, in der oberen linken Bildecke, wiedergeboren zu sein: die beiden Gestalten verbindet die Figur einer abnehmenden Mondsichel, die auf den kommenden „Tag“ deutet.

Kildebæks starkes Engagement für die Kunst Hölderlins hat ihn in nahen Kontakt mit Bjørnvig gebracht. Gemeinsam haben die beiden direkt und indirekt durch kombinierte Ausstellungen und Vorträge in verschiedenen dänischen Städten – übrigens auch einmal in Flensburg – auf Hölderlins Werk hingewiesen.

Eine andere breitere direkte Wirkung des Erscheinens von 'Brød og vin' war – außer dem schon erwähnten Rundfunkinterview mit Bjørnvig und verschiedenen Rezensionen und Feuilletons in Zeitungen – eine Rundfunksendung, betitelt 'Wozu Dichter in dürftiger Zeit', wo auf einen Essay dieses Titels des Kopenhagener Germanisten Per Ørngaard eine Diskussion zwischen mehreren Teilnehmern, darunter Bjørnvig, folgte. Einer der Teilnehmer stellte die gute rhetorische Frage: „Ist das Schwierige bei Hölderlin in der Tat nicht dies, daß er so konkret und daß wir in Wirklichkeit so phantastisch abstrakt sind?“

Als 1974 das Hölderlin-Stück von Peter Weiss in Odense aufgeführt wurde, schrieb Bjørnvig die Geleitworte im Programm. 1971 wohnte er der Vorstellung im Schauspielhaus Hamburg bei; seine Eindrücke und Reflexionen bei dieser Gelegenheit hat er in einem vorzüglichen – und Peter Weiss gegenüber verständnisvollen, aber dennoch sehr kritischen – Essay '„Hölderlin“ und Hölderlin' veröffentlicht. Mit einem Auszug aus dieser Stellungnahme des dänischen Hölderlin-Deuters und -Vermittlers

par excellence schließt diese Darstellung. Die im engeren Sinne skandinavischen Länder haben jetzt, mit Erik Blombergs 'Ett lyrisk urval' in Schweden (hinzu kommt, daß viele Finnen schwedisch sprechen) und Thorkild Bjørnvigs 'Brød og vin' in Dänemark und Norwegen (denn vier Fünftel aller Norweger lesen Dänisch ohne Schwierigkeiten) die Möglichkeit, Hölderlins Lyrik in guter bis vorzüglicher Übersetzung und in leicht zugänglichen Publikationen sich anzueignen. Für das letzte Fünftel der Norweger ist in dieser Beziehung auch gesorgt: Der norwegische Lyriker Olav H. Hauge hat 8 Gedichte Hölderlins in seinem vornehmen kleinen Band 'Ausländische Gedichte' (1967) ins Nynorsk ('Neunorwegisch') – sofern ich als Däne urteilen kann – vortrefflich übersetzt¹⁸.

Gegen Ende des erwähnten Essays schreibt Bjørnvig: „Und dies [ob Hölderlin den Rhein als Abwasser oder ob er Zwangseinweisung in Sowjetrußland vorgezogen hätte] führt zu einer letzten Frage, wenn die Rede von Hölderlin, Revolution und Sozialismus ist. Sein Verhältnis zu Landschaften und Flüssen, zum Meer und Himmelsraum und die bewegendende Reinheit und Klarheit, die er von ihnen unmittelbar erfuhr – erfuhr und Götter nannte – war *nicht* leere und verschrobene Metaphysik, sondern eine ungeheure Realität und das Motiv seines Lebens – und dies wiederum nicht weniger als die Revolution. Und dieses Motiv kommt in dem Stück von Weiss über Hölderlin überhaupt nicht in Betracht. Es bedarf einer radikalen Umwälzung, darüber besteht kein Zweifel, wenn das Leben des Menschengeschlechts fort dauern soll, aber in Peter Weiss' Stück, wie überhaupt in revolutionären Utopien, wird nur in sozialen und gesellschaftlichen Kategorien und Perspektiven gedacht; es handelt sich dort um die absolute und umfassende Änderung der sozialen Ungerechtigkeit in soziale Gerechtigkeit, um die große Umwälzung und vielleicht notwendige Zerstörung, damit von Grund auf ein ganz neues Milieu geschaffen werden kann: eine fanatische Polemik dagegen, daß der Mensch notwendigerweise zuerst verändert werden muß, bevor man zur Veränderung des Milieus schreitet. Doch – jede Milieu-Theorie müßte, wenn sie konsequent sein will, im Kosmos enden. Das tut, soweit ich sehe, bis heute keine. Die einzige Stelle, wo ich einen Ansatz finde, ist bei Walter Benjamin.“

¹⁸ Utanlandske dikt. Umsette av Olav H. Hauge, Oslo 1967. Das Buch enthält folgende Gedichte Hölderlins: An die Parzen; Empedokles; Die Kürze; Lebenslauf; Da ich ein Knabe war; Hälfte des Lebens; Mnemosyne, 1. Strophe der 2. Fssg. und die ganze 3. Fssg.



„Herakles Rückkehr“
Blatt Nr. 14 aus der ‚Chiron-Serie‘ von Arne Kildebæk

Tübingen lernte sie Werner Bauer kennen, dessen Freundschaft ihr Leben bis an sein Ende begleitete. In Heidelberg hörte sie Gundolf, dessen persönliche Bekanntschaft sie im Juli 1919 machte. In diesem Jahr begann sie ihre Studien zum Thema „Hölderlin und die Antike“, die ihre Form zunächst in der Staatsexamensarbeit fanden. Gundolf förderte diese Studien in mehreren Gesprächen und Briefen. 1922 bestand I. M. R. das Staatsexamen und beschloß auf den Rat ihrer Lehrer hin, ihre Hölderlinarbeit zur Dissertation zu erweitern. Die Eindringlichkeit ihrer Forschung wurde dem Kampf mit der finanziellen Not, die sie zur Unterrichtstätigkeit zwang, und mit der beginnenden Krankheit abgerungen. Im gleichen Jahr (1923), in dem die Dissertation 'Der antike Gehalt in Hölderlins Empedokles' eingereicht werden konnte, brach eine schwere Tuberkulose aus, und I. M. R. mußte sich in eine Frankfurter Klinik begeben, wo Gundolf sie häufig besuchte. Nach einer Notprüfung im Krankenhaus wurde sie am 16. 11. 1923 promoviert. Im März 1924 traf sie in Davos ein, zu einer Kur, die ihr die Fürsorge Gundolfs und anderer ihrer Universitätslehrer ermöglicht hatte. Bereits um diese Zeit begannen die von Gundolf unterstützten Bemühungen um eine Drucklegung der Dissertation, die indes nie erreicht wurde. Als I. M. R. im September 1925 nach Frankfurt zurückkehrte, stand sie vor großen finanziellen Schwierigkeiten. Eine Zeitlang fand sie Arbeit an der Universität Frankfurt als wissenschaftliche Hilfskraft, die für Karl Reinhardt und sein Seminar tätig war. In den folgenden Jahren – in denen immer erneute Kuren, meist in Königfeld im Schwarzwald, nötig wurden – beschäftigte sie sich mit Vorarbeiten zu einem umfassenden Hölderlin-Werk, das den Arbeitstitel trug 'Zur Erkenntnis des Hölderlinschen Geistes'. Zugleich wandte sie sich der Nietzsche-Forschung zu. Im April 1929 zog sie nach Berlin, wo ihr Freund W. Bauer lebte. Während sie ihren Lebensunterhalt durch Bibliothekstätigkeit verdiente, versuchte sie immer wieder, Zeit und Kraft für das Zentrum ihres Lebens, die Hölderlinforschung, zu gewinnen. Doch alle Bemühungen um Forschungsstipendien scheiterten. Im August 1937 brach die Krankheit erneut aus, und selbst ein Kuraufenthalt wurde von den Gesundheitsbehörden verweigert, da keine Aussicht auf Heilung mehr bestand. Ida Maria Ruppel starb am 23. 9. 1937 in einer Klinik in Berlin-Lichterfelde.

(Diese Angaben beruhen auf Notizen W. Bauers, die sich im Hölderlin-Archiv befinden.)

Brief Nr. 1

Sehr geehrtes Fräulein:

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre Briefe¹. Ich hätte sie lang beantwortet, war aber auf Reisen und dann durch gehäufte Arbeit in Anspruch genommen.

Mit Ihrer Arbeit sind Sie, soweit das mir übersandte Bruchstück erkennen lässt, auf dem rechten Weg und besonders freut mich die gewissenhafte und ernstliche Art wie sie (sic) mit dem Rohstoff ringen, ohne sich auf die verführerischen Gedankenflüge zu verlassen². Ich freu mich auf den Fortgang Ihrer Untersuchung und wünsche Ihnen Glück dazu: fruchtbare Einfälle und aufschlussreiche Sachfunde.

Vielleicht ist es gut, wenn Sie Ihr Augenmerk auch auf Hoelderlins etwaige Äusserungen über Pythagoras richten: die Empedokles-gestalt ist ein Abglanz dieses mythischen Stifters³.

Haben Sie Dank für Ihre Teilnahme an meinem Befinden: ich arbeite und das ist das Beste dran: jetzt gehe ich das Werk von Görres durch.

Mit den besten Wünschen

grüßt Sie

Ihr

ergebener

Friedrich Gundolf

Wolfratshausen

Villa Georg

1. II. 1921

¹ I. M. R. (= Ida Maria Ruppel) hatte Gundolf am 9. VII. 1919 während eines Studienaufenthaltes in Heidelberg persönlich kennengelernt und ihn um Rat gebeten für ihre Forschungen zum Thema 'Der antike Gehalt in Hölderlins Empedokles', die sie zunächst mit dem Ziel einer Staatsexamensarbeit betrieb. Der Gedankenaustausch mit der Frankfurter Studentin I. M. R. fand in den folgenden Jahren vornehmlich in Briefen, auch in einigen persönlichen Begegnungen statt.

² Gundolf wurde zum privaten Mentor I. M. R.s., zumal sie mit dem ihr zugeteilten Berater an der Frankfurter Universität, Karl Viëtor, keinen echten Kontakt finden konnte.

³ In ihrer Dissertation, der Erweiterung ihrer Staatsexamensarbeit, versucht I. M. R. den Einfluß der Pythagoreischen Lehre auf Empedokles ebenso nachzuweisen wie die Idee, daß Hölderlin seinem Empedokles pythagoreischen Geist verliehen habe. Vgl. I. M. R., Der antike Gehalt in Hölderlins Empedokles. Frankfurt 1925. Unveröffentlichte masch. Diss. (davon ein nur schwer lesbarer Mikrofilm im Hölderlin-Archiv der Württ. Landesbibliothek Stuttgart). Zur Empedokles-Pythagoras-These s. bes. die Seiten 8 ff., 23, 24, 60 ff. und 105, 106. Die Forschungen I. M. R.s. zu dieser Frage zeigen den Einfluß Erwin Rohdes, vor allem des Werkes 'Psyche', bes. von II, 175, wo Rohde das Empedokles-Fragment 129 (Diels) auf Pythagoras bezogen interpretiert.

Sehr geehrtes Fräulein Ruppel:

Mit Freude und herzlicher Anteilnahme höre ich von dem Fortgang Ihrer Arbeit und verspreche mir reiche Ergebnisse von dem Eifer und Umblick womit Sie die Sache anfassen.

Was die Empedokles-Pythagorasfrage angeht, so wird Hoelderlin wohl von der Hypothese betreffs der Verfasserschaft des *carmen aureum* gewusst haben¹. Sein Handexemplar des Diogenes Laertius enthält keinen Eintrag darüber von ihm — ich hab es gesehn². Von den Hellingrathschen Erben ist keine Auskunft zu erwarten, da sie sich gänzlich zurückgezogen haben, und von den Hölderlindingen nichts wissen wollen³. Den Hemsterhuis dürfte Hoelderlin gekannt haben — er war ein Liebling der Romantiker, und sicher ist ihm Fr. Schlegels Gesinnung zugekommen⁴.

Ich bin gegenwärtig sehr mit Arbeiten überhäuft — ich lese meine angekündigte Vorlesung über das 19. Jahrhundert und noch einstündig über Luther, dabei habe ich wieder am letzten Shakespeareband⁵ zu tun, und

¹ Beim *carmen aureum* handelt es sich um eine griechische Versdichtung, die Lebens- und Verhaltensregeln enthält, welche Affinität mit der Lebensform der pythagoreischen Schülergemeinschaft aufweisen; deshalb ist von manchen Forschern Pythagoras als Autor postuliert worden, andere schrieben Verse daraus dem Empedokles zu. Die Quellen zum *carmen aureum* wurden jedenfalls zu Hölderlins Zeit wissenschaftlich diskutiert.

² Gundolf meint wohl, Hölderlin habe in seinem Handexemplar vielleicht aus Kenntnis der damaligen Forschungslage bei Diogenes unter Pythagoras überlieferte Verse als von Empedokles stammend identifiziert und diese Erkenntnis angemerkt haben können. — Das Handexemplar, das Gundolf als das Hölderlinische gesehen hat, war nicht das des Dichters. Vgl. dazu StA IV 1, 330 f.

³ Vgl. ebenfalls StA IV 1, 330 f. — Hellingraths Erben waren selbstverständlich keine Hölderlin-Forscher. Gundolfs Meinung ist völlig subjektiv. I. M. R. hat später durchaus guten Kontakt zur Familie Hellingrath gehabt.

⁴ Der holländische Platoniker Hemsterhuis (1722–1790) war Hölderlin bekannt, was wir aus brieflicher Erwähnung wissen (StA VI 1, Nr. 62, dazu die Erl. z. St. von Adolf Beck StA VI 2, 629). I. M. R. versucht in ihrer Dissertation darzustellen, daß Hölderlin auch die Schrift 'Lettre sur l'homme et ses rapports' von Hemsterhuis gekannt haben könnte und überhaupt Ideen des 18. Jahrhunderts die Hölderlinsche Empedoklesgestalt über die Angaben der Quellen hinaus geprägt haben mußten. Vor allem habe der Hölderlinsche Empedokles „Ähnlichkeit mit der Schilderung des Pythagoras von Hemsterhuis“ im genannten Aufsatz (I. M. R., Diss., a.a.O., S. 60 f.).

⁵ VI. Band der sechsbändigen, 1922 erschienenen Ausgabe, die Gundolf aus seiner zehnbändigen früheren gefertigt hatte. Er hatte im VI. Band Neuübersetzungen der Versepen 'Venus und Adonis' und 'Lucretia' hinzugefügt.

Korrekturen zu besorgen. Wenn ich nach Frankfurt kommen kann werde ich Sie gerne besuchen.

Meine herzlichen Wünsche für Ihre Arbeit und Ihre Gesundheit begleiten Sie, liebes Fräulein Ruppel, und die freundschaftlichen Grüsse

Ihres
Friedrich Gundolf

5/V/1921

Brief Nr. 3

Achensee, Seehof

13/8/1921

Verehrtes Fräulein Ruppel:

Es hat mich sehr gefreut von Ihrer sommerlichen Erholung und zugleich von Ihrer Arbeit zu hören — sie ist mir gerade dieser Tage oft in den Sinn gekommen, da ich mir den Empedokles Hoelderlins mitgenommen habe und über dies Griechische darin viel nachgedacht: es ist freilich kein Hellenisieren, sondern bei ihm wie bei den Alten die nackte Nähe der gestaltigen Lebenskräfte und -gesetze, beide gleichsam von verschiedenen Seiten angeschaut: die Alten von einem heidnischen Boden aus, Hölderlin vom christlichen . . . aber dieselben Götter sind.

Besonders wichtig erschien mir diesmal das Gespräch mit dem Alten (Manes): die Sühnopferidee ist darin fast bis auf den Begriff deutlich gemacht: eine Idee dieses Dramas.

Den Hölderlinfunden seh ich mit Spannung entgegen . . . es ist jetzt sein Tag und alles was von ihm kommt, erhält jetzt erst sein Licht, darum ist es kein Zufall daß lang daliegendes jetzt erst sichtbar wird.

Den Vergleich der letzten Hoelderlinhymnen mit dem Barock find ich das Anfechtbarste oder vielmehr das allein Anfechtbare in Hellingraths schöner Rede — es hat denn auch gleich den Beifall der Geniesser, z. B. Hermann Bahrs gefunden¹ — ein sicheres Zeichen, daß es nur eine modische Wahrheit hat. Barock ist Mode und so sieht man es heut überall wo man

¹ Hellingrath, Hölderlin. Zwei Vorträge: Hölderlin und die Deutschen — Hölderlins Wahnsinn. München 1921. Der von Gundolf gemeinte Passus stammt aus dem zweiten Vortrag, S. 66–70. — Die Vorträge sind 1921 nach dem Tode ihres Autors erschienen und somit freilich im Gespräch gewesen. Wie Gundolf Hermann Bahrs Meinung zu Ohren gekommen ist, läßt sich kaum ermitteln; daß Bahr von Hellingraths Reden und besonders von jenem Barock-Vergleich beeindruckt war, zeigen die erst 1925 erschienenen Tagebücher von 1921–23 deutlich: Liebe der Lebenden. Tagebücher 1921–23, 1. Bd., S. 242–246, unter dem Datum des 24. Juli 1921. Bahr könnte um diese Tage eine Rezension der Reden verfaßt haben, die Gundolf gelesen haben mag, ehe er am 13. 8. 21 diesen Brief an I. M. R. schrieb.

einen Eindruck empfängt . . wenn man nicht jede Steigerung **Barock** nennen will, so sagt jener Vergleich nichts oder etwas Selbstverständliches.

Ich bin noch etwa 8–10 Tage am Achensee und kehre dann wohl heim nach Darmstadt.

Mit den besten Wünschen bleib ich
Ihr ergebener Friedrich Gundolf

Brief Nr. 4

Verehrtes Fräulein Ruppel:

Dank für Ihre Briefe . . haben Sie Nachsicht mit mir daß ich Ihnen nicht reichlicher antworte – ich bin gegenwärtig durch Reisen und dann folgende gestaute Arbeit sehr in Anspruch genommen: die Fertigstellung des VI. Shakespearebandes, mit zwei völligen Neuübertragungen¹, die Vorbereitung meines Winterkollegs und einige Vorträge zu denen ich mich habe bereden lassen. Eben komme ich aus Bonn und morgen fahre ich in die Schweiz. Nehmen Sie einstweilen als Zeichen meiner freundschaftlichen Teilnahme ein Büchlein das dieser Tage erscheint² . . ich schicke es Ihnen morgen von Heidelberg aus.

An der Sammlung für das Hölderlinhaus werde ich mich mit einer Lesung von Gedichten oder einem Vortrag beteiligen dessen Ertrag ihr zugut kommt, ausserdem unmittelbar an die Frankfurter Zeitung eine Summe schicken³.

Es bedurfte freilich Ihrer Mahnung, um mir die Sache lebendig zu machen, einer persönlichen Schilderung der Lage . . denn ich habe für Häuser und Zimmerreliquienkult nicht viel übrig, es sei denn bei Menschen deren Heim zu ihrem Werk gehört wie bei Goethe. Alle andern wohnen in ihrem ewigen Wort und Bild.

Ich bin von Herzen froh über jeden Ruck Ihrer Arbeit und grüsse Sie freundschaftlich mit allen guten Wünschen

Ihr
Friedrich Gundolf

Darmstadt
20/X/1921

¹ Vgl. Brief Nr. 2 dieser Auswahl, Anm. 5.

² Dichter und Helden, Heidelberg 1921, worin die Aufsätze 'Hölderlins Archipelagus', 'Dichter und Helden', 'Stefan George in unserer Zeit' vereint sind.

³ In der Frankfurter Zeitung wie in anderen Blättern wurde damals, im Oktober 1921, ein Aufruf erlassen, der Mittel zur Erwerbung des Hölderlin-Hauses in Tübingen

Brief Nr. 5

Verehrtes Fräulein Ruppel:

Ich danke Ihnen für Ihren Brief und beglückwünsche Sie zu den bestandenen Prüfungen mit meinem herzlichen Daumenhalten zu den noch bevorstehenden¹. Vielleicht beruhigt es Sie zu hören daß das Examen für mich keine geringere Qual war als für Sie, und daß das gewaltsame Einpauken von Kenntnissen für eine bestimmte Gelegenheit die Widernatur ist, aber wie so manche staatliche und gesellschaftliche Zwangseinrichtungen um der Zahl und Masse willen schwer zu vermeiden ist. Keinesfalls brauchen Sie darunter zu leiden daß Sie daran leiden: es ist ein richtiges Gefühl. Doch auch diese Plage wird hoffentlich vorübergehn.

An ihrer Hölderlin-arbeit hab ich bisher nur nippen können², da ich durch meine Semesterpflichten in Anspruch genommen war und sie ziemliche Anforderungen stellt: den außerordentlichen Fleiß und das gedankliche hohe Niveau kann ich aber schon jetzt darin spüren.

Es freut mich daß Sie den Weg über die „Drei Gesänge“ gefunden haben³ . . ich hoffe, es wird Ihnen in dieser Welt noch manches aufgehn was Sie erheben und stärken wird.

Ich gedenke Ihrer in freundschaftlicher Teilnahme und grüsse Sie herzlich

als Ihr ergebener
Friedrich Gundolf

Heidelberg 12/II/1922

Brief Nr. 6

Liebes Fräulein Ruppel:

Eben komme ich erst von einer längeren Ferienwanderung zurück, während deren Ihr lieber Brief vom 20. IV. ohne Antwort bleiben mußte . . ich war im Schwarzwald, im Kaiserstuhl und im fränkischen Obermaintal. Zunächst meine herzlichsten Glückwünsche zum bestandenen Examen¹. Ihre Arbeit hab ich inzwischen durchgelesen und mich an der Gedanken-

zusammenbringen sollte, das die Stadt Tübingen schließlich kaufte. Nicht nur die mit Gundolf bekannte Großnichte Hölderlins, Frida Arnold, bemühte sich in dieser Sache,

¹ Teilprüfungen des Staatsexamens.

² An der fertigen Staatsexamensarbeit.

sondern auch der Tübinger Student Werner Bauer, der Freund I. M. R.s.

³ Stefan George, Drei Gesänge. 1921. Darin: An die Toten, Der Dichter in Zeiten der Wirren, Einem jungen Führer im ersten Weltkrieg.

¹ Dem Staatsexamen.

fülle und der beherrschten Stoffmenge gleich gefreut .. an der Gesinnung, an der Begabung und am Fleiss. Manches ist nicht ganz übersichtlich, doch lässt sich das schwer ändern.. Was den eigentlichen Wert der Arbeit ausmacht, wird, fürchte ich, der Hauptreferent², der ein ziemlich subalterner Durchschnittskopf ist, kaum zu würdigen wissen, und ich habe Bedenken Ihnen Änderungen vorzuschlagen: stilistisch rate ich Ihnen überall wie es ja meist schon ist, äusserste Einfachheit, Gleichnislosigkeit an.. Sachlich wüsste ich kaum etwas gegen Ihre Darstellung und Ihre Ergebnisse vorzubringen und möchte es auch nicht, da Ihre Referenten wesentlich andre Maßstäbe und Forderungen haben.

Morgen beginnen meine Vorlesungen wieder – vielleicht kommen Sie im Semester einmal herüber oder ich fahre am Wochenend gelegentlich einmal nach Frankfurt – mündlich ist es leichter die Arbeit durchzugehen.

Meine herzlichen Wünsche begleiten Sie.

Auf gutes Wiedersehn

Ihr

Friedrich Gundolf

30/IV/1922

Darmstadt

Brief Nr. 7

[vor Pfingsten 1923]

Liebes Fräulein Ruppel:

Zu Pfingsten möchte ich Ihnen doch, mit den herzlichsten Wünschen für Ihre Gesundheit, sagen wie sehr ich teilnehme an dem Ausgang Ihres Examens¹ für das ich mich ein wenig mitverantwortlich fühle – Sie wissen schon in welchem Sinn. Ich hoffe aber Ihre Leistung und nicht Ihre „Richtung“ wird Ihnen zum Erfolg verhelfen den Sie unter jedem Gesichtspunkt verdienen.

Reinhardt kenne ich – er ist ein scharfer, kühner, vielleicht allzu kühner Kopf und ein wohlwollender Mensch – ich glaube nicht daß Sie von ihm Neben- oder Hintergefühle zu befürchten haben Ihrer Arbeit gegenüber:

² Franz Schultz, 1877–1950, Literaturhistoriker. Seit 1921 o. Prof. für neuere dt. Lit. an der Universität Frankfurt a. M. Als Hauptwerk gilt 'Klassik und Romantik der Deutschen', 2 Bd. 1935–40.

¹ Das Staatsexamen I. M. R. s war bereits am 1. Juni 1922 abgeschlossen. In den darauffolgenden Monaten hat I. M. R. ihre Arbeit zur Dissertation umgearbeitet und auch in dieser Zeit einige Briefe mit Gundolf gewechselt. In diesem Pfingstbrief bezieht sich Gundolf auf die Gesamtheit des Examens, das die bevorstehende Promotion einschließt.

Sie können ihm schon sagen daß Sie meine Schülerin und persönliche Bekannte sind: *hier* schadet es Ihnen sicher nicht .. bei Schultz und Otto bin ich nicht sicher².

Ich bewundere die Spannkraft die Sie bei dem körperlichen und Ex-
amensdruck bewahren und ich möchte Ihnen meine Teilnahme mit einem Zeichen beweisen: Greta St.³ soll Ihnen den neuen Empedoklesband der Hellingrath Pigenotausgabe Hölderlins als Pfingstangebinde mitbringen .. er liegt hier mit Ihrem Namen drin. Vielleicht komm ich selbst nächste Woche.

Ich arbeite an einem Werk über Shakespeare⁴ .. ein Aufsatz über Grimmelshausen⁵ soll demnächst erscheinen.

Also: ein gutes Fest, Verehrte, und
freundschaftliches Gedenken

Ihres

Friedrich Gundolf

Brief Nr. 8

Verehrte: ich höre mit Schmerz dass es Ihnen nicht gut geht und daß Sie die Kosten für das Examen nicht aufbringen können¹. Ich bitte Sie einstweilen beiliegenden Scheck zu benutzen und mich womöglich wissen zu

² Die Referenten und Prüfer im Promotionsverfahren I. M. R. s, das am 16. November 1923 (Tag der mündlichen Prüfung) abgeschlossen wurde, waren neben dem Hauptreferenten Franz Schultz (vgl. Brief Nr. 6, Anm. 2) Karl Reinhardt und Walter F. Otto. Reinhardt, 1886–1958, seit 1923 o. Prof. für klass. Philologie an der Frankfurter Universität, muß dem wissenschaftlichen Anliegen I. M. R. s durch seine Forschungen zur Vorsokratik (Parmenides und die Gesch. d. griech. Philosophie, 1916) nahegestanden haben; Otto, 1874–1958, seit 1914 o. Prof. für Klass. Philologie in Frankfurt, war durch das Zentrum seines Denkens, das der Mythos ausmachte, ohnehin Hölderlins Bezug zur Antike verbunden, was sich in mehreren seiner Schriften ausdrückt (z. B. Der Dichter und die alten Götter, 1942).

³ Greta St. (= Stange), Schülerin und Freundin Gundolfs, die wohl häufig von Heidelberg nach Frankfurt reiste und Kontakt mit der kranken I. M. R. hielt. Zum Verhältnis Greta Stange – Gundolf vgl. auch den Brief Gundolfs in: Gundolf, Briefe, Neue Folge. Castrum Peregrini Presse. Amsterdam 1965, S. 200 f.

⁴ Am 1928 erschienenen 'Shakespeare. Sein Wesen und Werk'.

⁵ Grimmelshausen und der Simplicissimus. Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte I, 3 (1923).

¹ I. M. R. war bereits seit April 1923 in gesundheitlich angegriffenem Zustand, zudem wirtschaftlich in prekärer Situation. Ihre Dissertation hatte sie am 23. Mai 1923 eingereicht, sie war am 23. Juni von der Fakultät angenommen worden. I. M. R. bereitete sich also in diesen Monaten auf das bevorstehende Rigorosum vor.

lassen ob und wieviel Sie mehr brauchen – ich hoffe Ihnen das baldigst zu beschaffen. Haben Sie keine Bedenken und betrachten Sie als meine Pflicht und als meine Freude einem Wesen wie Ihnen nach Kräften Hindernisse zu beseitigen – ich wollte nur, ich vermöchte noch mehr.

Mit den herzlichsten Wünschen
bleib ich

Ihr ergebener

Friedrich Gundolf

Heidelberg, 15. Juli 1923

Brief Nr. 9

[Juli 1923]

Verehrte, liebe Freundin:

Wenn mich etwas über die erschreckende Nachricht von Ihrer schweren Erkrankung¹ beruhigen kann, ist es die grosse und freie Art wie Sie selbst Ihr Schicksal nehmen. Wirklich, es ist ein Hauch von Hölderlins Gesinnung in Ihnen, und das darf Ihnen in aller Not ein Gefühl von Stolz und Frieden geben .. ich weiß wohl was ich damit sage und sage es nicht leichtthin.

In den ersten Augusttagen hoffe ich Sie besuchen zu können, vorher ist mir kaum möglich hier abzukommen. Ich sende Ihnen Pigenots Buch über Hölderlin², falls Sie es schon haben, so legen Sie es mir zurecht.

Machen Sie sich wegen der Zukunft jetzt keine äussere Sorgen .. und wenden Sie sich jederzeit mit dem lieben Vertrauen das Ihren Brief erfüllt an mich, in jeder Sache wozu Sie mir den Willen zutrauen können, der Weg wird sich dann schon finden.

Meine herzlichen Wünsche sind bei Ihnen, und ich küsse Ihnen die Hände.

Ihr Friedrich Gundolf

¹ Mitte Juli 1923 war die Tuberkulose I. M. R.s offen ausgebrochen, und I. M. R. wurde in die Klinik des Vaters einer Freundin in Frankfurt gebracht, wo sich ihr Zustand erst besserte, sich Ende Juli 1923 jedoch wieder verschlechterte.

² Ludwig v. Pigenot, Hölderlin. Das Wesen und die Schau. Ein Versuch. München 1923.

Brief Nr. 10

Villa St. Georg
Wolfratshausen i. Isartal
Bayern.

[Vermerk der Empfängerin:
am 3. Sept. 1923 erhalten
mit Gedicht II]¹

[gedruckter Briefkopf]

Liebe Freundin:

Ihre Briefe hab ich alle bekommen, nehmen Sie meine Säumigkeit im Danken nicht als ein Zeichen mangelnder Anteilnahme oder gar als eine Empfindlichkeit². Selbst *wenn* Sie mir verletzende Dinge sagten, würde ich sie von Ihnen hinnehmen als von einem Wesen das mich zurechtweisen darf, aus seiner Hoheit und Reinheit des Herzens heraus .. aber ich habe von Ihnen nur so liebe, so holde, so zart rührende Worte empfangen! Nein, Liebe, die Besorgnis dürfen Sie nicht hegen. Auch ist es meine Art nicht, jemandem zu verschweigen wann er mir zu nah tritt .. ich sag es ihm dann ehrlich, und bleibe meinen Freunden freund, solange sie mich wollen, unbeirrt durch einzelne Worte oder Taten.

Schreiben Sie mir, wenn es Sie nicht anstrengt, wie es Ihnen weiter geht und was Sie von mir wünschen; sobald ich die Adresse und die Art der Leipziger Hilfsstelle kenne werd ich mich dort verwenden³.

Denken Sie nicht mehr als für das Nächste not tut an die Zukunft. Wenn irgend ein Dasein einen deutlichen Stern für seine Seligkeit und seine Lei-

¹ Das Gedicht lautet:

Nur mit Scheu vermag ich dir zu nahn,
Möchte mich vertraun und doch verschweigen
Mich dir ganz und nur mein Gutes zeigen
Nicht wie ich voll Schwachheit bin und Wahn.
Denn du bist ein Kind: so unversehrt
Von dem Gift und Staub der argen Tage
Daß dir keiner der dich liebhat sage
Wieviel Gift und Staub an ihm gezehrt.
Doch dein weises Herz fühlt durch den Rauch
Nur das Licht und deine heilige Seele
Fordert daß man nichts vor ihr verhehle
Weil sie heilen kann mit ihrem Hauch.

² Dieser Brief ist der erste nach Gundolfs Besuchen bei I. M. R. am Krankenbett in der ersten Augushälfte 1923.

³ Die Leipziger Hilfsstelle ist, soweit ermittelbar, die Dachorganisation des damaligen akademischen Gesundheitsdienstes, der aus studentischer Initiative zu einer Sozialversorgung der Studierenden herausgewachsen war. Gundolf wollte sich für die Finanzierung einer Kur I. M. R.s einsetzen und trat zu dieser Zeit mit der genannten Stelle in Kontakt.

den hat, so ist das Ihre, und was Sie auch als Opfer erdulden, Sie empfangen es zurück als Weihe.

Brief Nr. 11

[Mitte September 1923]

Liebe Freundin:

Von der Leipziger Fürsorgestelle hab ich leider noch keinen Bescheid¹ .. so bleibt auch hier nichts als hoffen .. und darüber hinaus der Glaube dass Ihnen nichts Fremdes und Sinnloses geschieht, wenn auch manch Bitteres und Schweres: denen die Gott recht dienen gereicht selbst das Böse zum Heil, und zu denen gehören Sie, Ida Maria.

Werden Sie nur nicht ungeduldig .. doch ist es freilich leichter von aussen zu trösten, wenn man das Schöne Ihres Duldens sieht, als von innen zu tragen, wenn man das Duldende ist. Sehen ist leichter als sein .. nur sollen Sie wenigstens wissen wie Sie erscheinen.

Ich bleibe wohl noch einige Zeit hier², in die schwäbische Alb komme ich leider nicht und auch die Reise in die Schweiz ist fraglich geworden.

Den allgemeinen Notstand unsres Volks und des Zeitalters erträgt man heute vielleicht fast eher wenn man durch Krankheit etwas entrückt ist und den Blick für den gegenwärtigen Jammer heilt durch den auf die Ewigkeit: ich glaube, Sie haben dazu eine natürliche Anlage, die durch Ihre Krankheit gesteigert worden ist.

Für heute genug!

ich gedenke Ihrer in Freundschaft und Verehrung
und bleibe

Ihr

Friedrich Gundolf

¹ Vgl. Brief Nr. 10, Anm. 3.

² In Wolfratshausen im Hause der Familie des Literaturhistorikers Erich von Kahler, dessen Frau Fine, geb. Sobotka, Gundolf vor ihrer Heirat mit Kahler verehrt und um die er sogar geworben hatte.

Brief Nr. 12

[vermutlich Sept. 1923]

Villa St. Georg
Wolfratshausen i. Isartal
Bayern.

[gedruckter Briefkopf]

Von mir will ich Ihnen heute nur erzählen – weil Sie so lieb um mein Befinden besorgt sind – daß es mir gut geht, bei guten Freundin (sic), in ländlicher Ruhe und grüner Musse. Hie und da fahr ich herein nach München und pflücke Bücher .. zum Beispiel das „Irdische Vergnügen in Gott“¹, ein frommes Garten- und Wiesengereime aus der Barockzeit, das erste Augenöffnen der Landschaft seit dem Mittelalter in deutscher Lyrik.

Ich küsse Ihre Hände in

herzlicher Verehrung und bleibe

Ihr ergebener

Gundolf

Brief Nr. 13

München 29. 9. 23

Liebe Freundin: ich war einige Tage unterwegs (Elisabeth Salomon ist aus dem Süden kurze Zeit hier) und konnte Ihnen nicht schreiben: Eben bekomme ich Ihren Brief. Lindenfels kenne ich – es ist der schönste Platz im Odenwald .. das Sanatorium kenne ich freilich nicht. Mir schien doch daß die Leipziger Fürsorge bereit und fähig sei Sie im Schwarzwald zu versorgen¹? Was in meinen Kräften steht etwas für Ihre Heilung beizutragen steht Ihnen zur Verfügung. Momentan bin ich (wie alle Welt) noch im Ungewissen was meine Einkünfte im Winter erlauben werden². Ende Oktober komm ich nach Heidelberg zurück .. Sobald ich Zeit habe, besuche ich Sie, in Lindenfels oder in Frankfurt. Halten Sie mich, soweit es Sie nicht ermüdet, stets auf dem Laufenden .. und werden Sie nicht unruhig oder ungeduldig, wenn ich manchmal mit der Antwort säume – ich bin oft mit einer wahren Schreibfurcht heimgesucht.

Eines dürfen Sie, über alle guten und bösen Tage hinweg sicher wissen:

¹ Hauptwerk des Hamburger Dichters Barthold Hinrich Brockes (1680–1747), erschienen zwischen 1721 und 1748.

² Lindenfels wird wohl als Kurort für I. M. R. in Aussicht genommen worden sein aufgrund noch anderer Bemühungen als der Gundolfs in Leipzig.

³ Der Brief stammt aus den Monaten, als die Inflation ihren Gipfel erreicht hatte.

daß ich an Ihrem Dasein mit der Ehrfurcht vor einem hohen Schicksal, der Zärtlichkeit eines Freundes und der Hoffnung auf Ihr schönes Leben teilnehme.

Fürchten Sie den Tod nicht, niemand ist reiner und frommer vorbereitet, aber glauben Sie an Ihr Leben, weil man Sie lieben und verehren wird.. Stets Ihr

herzlich ergebener Gundolf

Brief Nr. 14

Verehrte liebe Freundin:

Mit herzlicher Freude und Erleichterung hab ich die Nachricht vom Abschluß Ihres Examens bekommen¹ und wünsche Ihnen Glück dazu. Alles Weitere was mir auf dem Herzen liegt verspare ich auf das Wiedersehen in den Weihnachtsferien .. ich bleibe wohl in der Gegend und komme nach Frankfurt. Zur Zeit bin ich durch Arbeit in Anspruch genommen und durch missliche Aussendinge etwas bedrückt, doch hoffe ich auch das wird vorbei gehn. Meine Arbeit führt mich in die deutschen Aneignungsversuche des klassischen Redeschatzes und Stoffvorrats im 16. Jahrhundert, die Bemühung unsres Volkes aus der Barbarei heraus zu kommen und die kindliche Bewährung dieser Barbarei eben durch diese Versuche. Es ist die unerquicklichste deutsche Litteratur früherer Zeit, nur stofflich und philisterhaft ohne einen geistigen Funken. Doch mit dem Blick auf das Ganze des deutschen Daseins keineswegs langweilig und unfruchtbar zu behandeln. Ihre Arbeit werde ich Fräulein Arnold² geben.

Meine herzlichen Wünsche und Gedanken sind bei Ihnen,
liebe Ida Maria, und ich bleibe in
treuer Freundschaft

Ihr
Friedrich Gundolf

10/XII. [1923]

¹ Die Promotion I. M. R.s, die sich durch deren schwere Erkrankung verzögert hatte, wurde auf Anraten der Ärzte und des Hauptreferenten Schultz in Form einer Notprüfung am 16. November 1923 abgenommen – die Notprüfung muß in der Klinik stattgefunden haben, in der I. M. R. noch immer fest in stationärer Behandlung sein mußte.

² Frida Arnold (1849–1940) (vgl. auch Brief Nr. 4, Anm. 3) war Hölderlins Größnichte und eine Heidelberger Bekannte Gundolfs. Sie lebte als Schriftstellerin in Heidelberg und wurde durch Mitarbeit an verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften bekannt, vor allem aber, als sie die Briefe Diotimas gemeinsam mit Karl Viëtor 1921 herausgab, die in ihrem Besitz waren. Vgl. auch Adolf Beck's Erläuterung StA VII 3, Nr. 530.

Brief Nr. 15

Liebe Freundin:

Gerade wollte ich Ihnen wegen Ihrer Arbeit schreiben. Rothacker will Ihre Abhandlung gerne im Romantikerheft der Vierteljahrsschrift für Geistesgeschichte¹ abdrucken, möchte sie aber gern gekürzt sehen, obwohl er sie sehr gut findet: da er aber sogar Geheimräten Streichungen zugemutet hat bei geringerem Umfang, so kann er bei einer Erstlingsschrift nicht gut eine Ausnahme machen. Das Beste wäre nun, wenn Sie selbst diese Kürzungen vornähmen, (besonders im ersten Teil .. auch die Anmerkungen können fast alle wegbleiben). Wenn Ihre Gesundheit das nicht erlaubt, so wäre ich im Notfall bereit die Arbeit für den Druck herzurichten .. aber freilich nur im Notfall: denn es ist eine heikle Aufgabe .. und ich traue an sich Ihnen die grössere Freiheit dafür zu. Bis Ende März ist Redaktionsschluß. Falls Sie diese Änderungen machen können, schicke ich Ihnen nächster Tage das Mskr. Der andre Redactor Kluckhohn muß auch noch zustimmen, aber ist erst die Arbeit gekürzt, so wird er keine Einwände haben.

Es würde mich freuen, neben Ihnen in diesem Hefte zu stehen: von mir soll der „Schleiermacher“ abgedruckt werden.

Von Herzen erfreut mich die Nachricht von Ihrer Erholungsstätte und der Beschleunigung². Hoffentlich kann ich Sie noch sehen vor Ihrer Abreise: freilich kann ich nicht vor 14 Tagen kommen. Sollten Sie vorher reisen, so bitte ich Sie mir Tag und Stunde rechtzeitig mitzuteilen, damit ich wenigstens an den Zug kann.

Meine herzlichen Wünsche, liebe Ida Maria,
mein treues Gedenken!

Immer Ihr
F Gundolf

Heidelberg, 4. 1. 1924

¹ Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Hrsg. von Erich Rothacker und Paul Kluckhohn.

² Zu Beginn des Jahres 1924 wurde I. M. R. wahrscheinlich überraschend davon in Kenntnis gesetzt, daß ihr eine Kur in Davos ermöglicht werden könne. Es ist nicht mehr zu ermitteln, aufgrund welcher Bemühungen diese Kur im Deutschen Kriegerkurhaus Davos zustande kam; sicher ist, daß die Prüfer I. M. R.s an der Frankfurter Universität – namentlich die Familien Walter F. Ottos und Karl Reinhardts – eine Devisensammlung für I. M. R. veranstaltet haben, mit deren Hilfe die Schweizer Kur auf 4 Monate gesichert war.

Brief Nr. 16

Verehrte Freundin:

Durch Abreisetrübel komme ich erst heute dazu Ihnen zu schreiben. Zunächst das Wichtigste: Ihre Hölderlinarbeit kann ungekürzt in der Schriftenreihe der Zeitschrift für Geistesgeschichte gedruckt werden¹ .. das Nähere wollte Rothacker noch mit Kluckhohn, dem andren Herausgeber besprechen .. Datum etc. Es freut mich sehr dass sie ganz erscheinen darf.

Ich war in Breslau und habe dort über Büchner gesprochen, wie es scheint auch zur Zufriedenheit der vielen Hörer.

Bis Ende März will ich hier bleiben. Hoffentlich höre ich bald Gutes von Ihnen, liebe Ida Maria.

Mit herzlichen Freundesgedanken
bleib ich stets Ihr ergebner
Friedrich Gundolf

9. III. 1924
Berlin W. 30
Gleditschstr. 9^{III}

Brief Nr. 17

Liebe Freundin:

In aller Eile vor der Abreise, (erst nach Breslau, dann nach Italien) nur die Nachricht die ich Ihnen schon vor drei Wochen nach Davos geschickt¹: daß Rothacker sich bereit erklärt hat Ihre Arbeit ungekürzt in seine Schriftenreihe aufzunehmen. Dies scheint mir wohl die beste Lösung. Doch ist es jedenfalls erfreulich noch einen andren Rückhalt² zu wissen für den Fall daß sich zuletzt bei der Drucklegung (wie jetzt so oft) technische oder materielle Schwierigkeiten ergeben.

¹ Zur genannten Deutschen Vierteljahrsschrift erschien seit 1925 parallel eine Schriftenreihe, in die größere Abhandlungen zur geisteswissenschaftlichen Forschung aufgenommen wurden.

¹ Vgl. Brief Nr. 16 vom 9. III. 1924. – I. M. R. war Ende März 1924 in Davos eingetroffen, wo sie Gundolfs Brief vom 9. III. bereits vorgefunden haben dürfte.

² Der Rückhalt ist Pigenots Angebot an I. M. R., ihre Dissertation gemeinsam mit seiner eigenen Empedokles-Arbeit ('Hölderlins Grund zum Empedokles') nebst zwei anderen Dissertationen zu publizieren. – Zu Pigenot war I. M. R. wohl bereits Ende 1922 in brieflichen Kontakt getreten, vielleicht auf Gundolfs Anregung hin. Er war nach Hellingsraths Tod sozusagen Sachwalter der Ausgabe und eine wesentliche Instanz innerhalb der Hölderlin-Forschung. Der Kontakt zu Pigenot nahm dauerhafte und freundschaftliche Gestalt an und erhielt sich bis zum Tode I. M. R.s.

In Breslau halte ich noch einen zweiten Vortrag, weil der erste zu Gunsten der Studentenhilfe so ausserordentlichen Zudrang fand.

Und dann nach Rom.

Am Shakespeare hab ich hier viel gearbeitet³ und das ist mir lieb.

Könnt ich bald hören daß Sie in Davos, genesend und froh sind, liebe Ida Maria.

Meine Freundesgedanken suchen Sie oft und wenn mir trüb zu mut ist denk ich Ihrer beflügelnden Wünsche und des freundlichen Heilmittels das Sie mir nennen.

Liebe Seele, ich grüsse Sie herzlich und hoffe
auf ein frohes Wiedersehn.

Ihr ergebner

Friedrich Gundolf

24. III. 1924

Brief Nr. 18

[vermutlich April 1924]¹

Verehrte Freundin:

Rothacker schreibt mir eben dass sich gegen den Druck Ihrer Empedoklesarbeit in der Schriften Reihe unerwartete Bedenken erhoben haben, wie es scheint von Seiten des andren Herausgebers². Es tue ihm sehr leid usw.

Dies teile ich Ihnen gleich mit damit Sie Pigenot verständigen: hoffentlich ist seine Veröffentlichungsabsicht inzwischen nicht auch erkaltet oder verbaut.

Mir ist es sehr unlieb Ihnen eine vergebliche Hoffnung gemacht zu haben .. aber die erste Zusage R''s³ war bestimmt.

Wie geht es Ihnen, Liebe?

ich bin froh in Italien, zu bewegt und unterwegs um Ihnen genaues beschreiben zu können. Davon so Gott will bald einmal mündlich.

³ Wiederum 'Shakespeare. Sein Wesen und Werk'. Berlin 1928.

¹ Werner Bauer, der die Briefe I. M. R.s sammelte, setzt diesen Brief wohl irrtümlich in das Jahr 1925. Er muß jedoch 1924 geschrieben worden sein, da Pigenot nachweislich seine Herausgabe der Arbeit I. M. R.s für Beginn des Jahres 1925 zugesichert hatte und alle folgenden Briefe Gundolfs auch nur noch von der gesicherten Herausgabe der Arbeit I. M. R.s durch Pigenot sprechen.

² Kluckhohns.

³ R''s = Rothackers.

In herzlicher Freundschaft küsse ich Ihre lieben Hände und grüsse Sie als Ihr

ergebner

Friedrich Gundolf

Roma, Via dei Bergamaschi 58_{IV}

presso Menicucci..

(doch bin ich bald in Neapel

wo ich noch keine Adresse weiß.)

Brief Nr. 19:

Liebe Freundin:

ich bin aus Italien wieder zurück – es war schön und gut und ich habe sehr viel gearbeitet: in Rom, Neapel und Capri .. zwischen Trümmern, Meer, Blumen und dem festlichen Lärm einer Menge die minder leidet als wir Deutschen mit dem schweren Gewissen und dem strengeren Schicksal.

Ich bete für Ihre Gesundung und warte auf ein gutes Wiedersehen.

Gedulden Sie sich, wenn ich nächster Zeit wenig an Sie schreibe. Die Arbeit, die ich im Süden begonnen und mitgebracht habe, hält mich noch so völlig im Bann, daß sich jede andre Aufgabe, auch die liebe Korrespondenz, ein wenig ducken muß, bis die Geister beschworen sind, die mich bedrängen: es ist eine Geschichte von Caesars Nachleben, möglichst bei allen Völkern bis zu unsren Tagen .. das Altertum hab ich bald so weit .. aber das ist noch kein Drittel¹.

Jede Zeile von Ihnen die mir Ihre freudige und erhobene Seele zuträgt findet mich offen und dankbar, auch wenn ich nicht gleich erwidere und Sie müssen fühlen, liebe verehrte Ida Maria, daß ich Sie sehe und spüre mit einem freundschaftlichen Gemüt, Ihren Träumen gehorsam.

Ich küsse Ihre Hände und bleibe

Ihr ergebner

Friedrich Gundolf

Heidelberg, 9. V. 1925 [1924]²

¹ Gundolf arbeitete an seinem späteren Buch 'Caesar. Geschichte seines Ruhms'. Das Werk erschien bei Bondi. Berlin 1924.

² Ein ungewöhnliches Schreibversehen läßt Gundolf seinen Brief auf 1925 vordatieren: die Handschrift zeigt einigermaßen deutlich das Datum 9. V. 1925. Daß es sich um das Jahr 1924 handeln muß, ergibt sich einmal daraus, daß Gundolfs Caesar-Buch bereits im Winter 1924 erschien, sein zweites Caesar-Werk von 1926, 'Caesar im 19. Jahrhundert',

Brief Nr. 20

[Juli 1924]

Liebe Freundin:

Heut nur herzlichen Dank für Ihren erfreulichen Bericht, ich sehe Ihrer Genesung mit Ungeduld doch Zuversicht entgegen.

Mein Caesarbuch¹ nähert sich jetzt dem Ende und ich hoffe es mit diesem Monat abschliessen zu können, die stoffreichste, vielleicht auch die gehaltreichste meiner Arbeiten. Es wäre mir eine der grössten Freuden, wenn ich es Weihnachten Ihnen als einer ganz Gesunden fertig gebunden auf den Gabentisch legen könnte!

Da ich sehr wild und zäh, seit einem Vierteljahr ohne auch nur einen Tag auszusetzen, und meist 6 bis 7 Stunden konzentriert gearbeitet habe, ausser meinen Vorlesungen und vielen Besuchen bin ich jetzt ziemlich angegriffen, doch erwart ich im August Ruhe und Erholung .. wo: noch ungewiss, schwerlich in der Schweiz².

Statt eines langen Briefs möchte ich Ihnen endlich den „Schleiermacher“ schicken und ein Bändchen „Reden“ „Hutten, Arndt, Klopstock“³.

Das Exemplar Ihres Hölderlin Empedokles steht Ihnen jederzeit zu Druckzwecken zur Verfügung.

Liebe Ida Maria,

ich grüsse Sie in treuer

Erinnerung und Hoffnung

immer Ihr

Friedrich Gundolf

nur als ein Nachtrag zum ersten verstanden werden, die hier gemachte Äußerung sich also darauf kaum beziehen kann. Zudem weist ein Brief Gundolfs vom 18. Mai 1924 an Wilhelm Stein ganz ähnliche Formulierungen und Informationen auf wie dieser Brief an I. M. R. Vgl. Gundolf: Briefe, Neue Folge. Castrum Peregrini Presse. Amsterdam 1965, S. 196 f.

¹ Caesar. Geschichte seines Ruhms. Berlin 1924. Dazu als Ergänzung 1926: Caesar im 19. Jahrhundert.

² I. M. R. hatte vielleicht einen Besuch Gundolfs in Davos erhofft.

³ Der Aufsatz 'Schleiermachers Romantik' war in der Deutschen Vierteljahrsschrift für Literatur- und Geistesgeschichte II, Heft 2 (1924), erschienen, das Bändchen 'Reden. Hutten, Arndt, Klopstock'. Heidelberg 1924.

Wolfratshausen, Villa Georg
4. IX. 1924

Liebe Freundin:

Es bedarf keinerlei Beunruhigung wegen meines Zustandes und noch weniger wegen meiner Gesinnung gegen Sie: ich fühle mit Dank und Freude Ihre Wünsche und Gebete, und bin glücklich daß solch ein holdes und hohes Herz mich betreut wie das Ihre. Manchmal erschrecke ich ein wenig vom Sausen Ihrer Engelsflügel und möchte Sie der Erde näher sehen: doch macht das mehr die Ferne und Stille Ihrer jetzigen Stätte¹.

Wenn ich Ihnen in der letzten Zeit selten schrieb, so hat die gehäufte Arbeit daran die Schuld .. aber Arbeit ist mir noch nie schlecht bekommen .. sie gibt mir erst das nötige Gegengewicht gegen mein allzuwaches Sinnen.

Das Cäsarbuch ist jetzt fertig gesetzt, 17 Druckbogen: hoffentlich kann ich es Ihnen bis zum November fertig geben .. ich glaube, es wird Sie freuen².

Was macht Ihre Hölderlin-arbeit? ich hatte sie an Pigenot geschickt und nehme an daß sie auch im Druck ist³.

Ich ruhe hier im Isartal von den Schwellungen des Sommers aus mit dem Blick über wald- und fluss-durchzogene Ebenen. Hier schicke ich Ihnen ein Hölderlinbuch, das ein junger Freund und Schüler von mir geschrieben – es ist sein Erstling, voll hoher Gedanken und schönen Gesinnungsflugs⁴.

Alle treuen Wünsche von Ihrem ergebenen
Friedrich Gundolf

Brief Nr. 22

Liebe Freundin:

ich sende Ihnen anbei das Fürwort das Sie dem Doktor¹, dessen Adresse und Titel ich nicht genau weiß übermitteln wollen: evtl. schreiben Sie die

¹ Noch immer Davos.

² Im November wurde möglicherweise I. M. R.s Rückkehr nach Frankfurt erwartet, ab August 1924 hatte sie einen Freiplatz im Sanatorium zu Davos für weitere 4 Monate.

³ Gundolf hatte für die Druckzwecke Pigenot sein Exemplar der Dissertation I. M. R.s noch zur Verfügung gestellt.

⁴ Erich Aron, Hölderlin. Der ewige und der deutsche Jüngling. München 1924.

¹ Gundolf setzt sich für die weitere Verlängerung der Kur I. M. R.s ein, die dann bis ins Jahr 1925 hinein andauerte.

Adresse um, oder lassen sie durch Maschine schreiben. Falls es so nicht recht ist, bitte ich um Nachricht nach Berlin W. 30 Gleditschstrasse 9^{III} (bei Waetzoldt) dort fahre ich jetzt auf etwa 14 Tage hin.

Es freut mich daß Ihnen das Hölderlinbuch² gefallen hat: aber mißachten Sie nicht neben der Gesinnungs Rede die forschende Abhandlung – Ihre eigene schöne und wahre Arbeit: sie ist in ihrer nicht geringeren Gattung so gut geglückt wie die andre.

Wenn Sie mir sie widmen wollen so werde ich diese Ehrung mit freudigem Dank annehmen: verderben Sie sich nur die Carrière bei etwaigen Bonzen nicht damit, denen ich widrig bin!

Mein Caesarbuch ist fertig gesetzt und wird hoffentlich in zwei Monaten erscheinen.

Ich bin in Abreiseunrast und schliesse daher meinen Brief mit den herzlichsten Wünschen und Hoffnungen für die liebe Freundin.

Unwandelbar Ihr
Friedrich Gundolf

[Vermerk der Empfängerin:
Empfangen am 23. Sept. 1924]

Brief Nr. 23

5. 11. 1924

Liebe Freundin:

Eben von Hamburg zurück wo ich Vorträge hielt, finde ich Ihren Brief vor .. Zunächst freue ich mich dass die Verlängerung Ihrer Kur gesichert ist¹. Sobald mir etwas begegnet was als Beruf für Sie in Frage kommt will ich Ihrer gedenken.

Die Besserungen die Pigenot für nötig hält beim Druck Ihrer Arbeit würde ich ihm ruhig überlassen. Ich bin zur Zeit so sehr durch eigne Sachen in Anspruch genommen dass ich von einer erneuten Durchsicht Ihrer Arbeit und der Herausgeberarbeit darein lieber absehen möchte: man darf zu Pigenot das Vertrauen haben dass er nur philologische Einzelheiten mit Zartgefühl ändert. Würde ich da oder dort nicht mit ihm einverstanden sein, so käme es mir doch nicht zu mit ihm als Herausgeber zu rechten. Auch wäre es eine Art Misstrauenszeichen wollten Sie ihn durch mich kontrollieren lassen.

² Aron, Hölderlin ..., s. Brief Nr. 21, Anm. 4.

¹ Vgl. Brief Nr. 22, Anm. 1.

Ob Sie selber die Arbeit nochmals durchlesen sollen, das hängt von Ihrer Gesundheit ab – wenn Sie wirkliche Bedenken haben gegen Eingriffe Pigenots würde ich Ihnen raten sie zu äussern, sonst aber liesse ich ihn, nachdem ich ihm schon meine Arbeit anvertraut, als „Schicksal“ walten. Es ist schon ein günstiger Fall daß Doctorarbeiten von Anfängern überhaupt solch wohlwollende und verständige Einbegleiter finden wie P.²

Mein „Caesar“ ist durch den Buchbinderstreik verzögert . . hoffentlich erscheint er noch in diesem Monat.

Ich will jetzt wieder an meinem Shakespeare weiterarbeiten.

Mit der Widmung neben Reinhardt und Otto bin ich einverstanden.

Meine herzlichsten Wünsche begleiten Sie,
liebe Ida Maria . . immer Ihr
F Gundolf

Brief Nr. 24

Liebe Freundin:

Ich schweige ja nicht, und auch meine Verse¹ sollten Ihnen, dichter als ein Brief, sagen, dass ich mich Ihnen herzlich nah und auch in Ihrer Schuld fühle: es schmerzt mich, wenn Sie nicht mit sich oder mit mir zufrieden waren neulich: ich war froh in Ihrer Nähe und die Unrast meines Wesens müssen Sie nicht deuten aus einer von Ihnen bewirkten oder veranlassten Stimmung². Ich bin immer so, und wenn Sie mich deswegen bedauern, so

² P = Pigenot.

¹ Gundolf hatte I. M. R. folgendes Gedicht gesandt:

Für Ida Maria
zum 17. 8. 1925
Nicht zu wenig spendest du
Mir dem unrastvollen Sinner –
Mich beschämt die fromme Ruh
Unerreichlich dem Entrinner.
Mir, nicht dir gib stets die Schuld,
Wenn ich selbst an deiner Seite
Mich mit bleicher Ungeduld
Von dir weg ins Andre breite.
Niemals fängt mich ganz der Nu
Und der schönste ist nur Winken
Einem Drohn und Locken zu
Einem fernen Graun und Blinken . .

bedenken Sie auch daß das weswegen man mich beneidet aus demselben Grunde stammt, meine Flügel und ihre Schwünge . . Feuer und Luft sind nun einmal meine Elemente.

Haben Sie Dank für den lieben Brief von Frl. Arnold, den ich hier rücksende. Doch macht mich solches Lob erröten und ich meine immer, ich muß für die Überschätzung büßen³. Von denen die mich kennen will ich mit meinen Schwächen geduldet und geliebt werden, doch ängstigt mich eine Bewunderung von Gaben die mir fehlen, und meine Ausdrucksfähigkeit verführt manche leicht dazu in mir zu suchen was nicht in mir ist.

Doch genug von Bekenntnissen!

Liebe Ida Maria, ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen daß Sie heil und froh nach Italien können⁴ – niemand ist würdiger und hätte mehr davon . . . Aber wie Sie auch sind und wo: das Beste haben Sie, ein reines hohes Herz und die Kraft die Liebe erweckt und bewahrt!

Ich küsse Ihre Hände und bleibe Ihr
treuer Friedrich Gundolf

[Vermerk der Empfängerin:
22. Aug. 1925/accepi.]

Brief Nr. 25

Heidelberg 4. 7. 1926

Liebe Freundin:

Der Macbethvortrag ist nach Wunsch verlaufen, doch frei bin ich noch nicht, da ich am grossen Shakespearewerk¹ weiter arbeiten muß, überdies

Aber schau ich dann zurück
Auf den blumenüberwehten
Uferweg, so bleibt ein Glück,
Süsser Dank und treues Beten.

² Angespült ist möglicherweise auf eine Begegnung Gundolfs mit I. M. R. in der Schweiz, als sie zur Nachkur im Frühjahr und Sommer 1925 in Wald bei Zürich weilte und Gundolf gemeinsam mit ihr einen Ausflug auf die Insel Ufenau im Zürichsee gemacht hatte.

³ Frida Arnold (vgl. auch Briefe Nr. 4, Anm. 3 und Nr. 14, Anm. 2) mag sich vielleicht allzu hymnisch über Gundolf geäußert haben.

⁴ I. M. R. ist wahrscheinlich im Anschluß an ihre Nachkur in Wald bei Zürich im September 1925 nach Italien gereist – gewiß auf Anraten Gundolfs und von seiner Italienliebe beflügelt.

¹ Vgl. Brief Nr. 7, Anm. 4.

für die Ausländerferienkurse im Juli Vorlesungen über Shakespeare halte und daneben zwei Kollegs – bei der Hitze alles recht belastend. Doch geht es mir körperlich gut.

Im Herbst will ich endlich, nach manchen Hemmnissen, meine seit Jahren geliebte und verehrte Freundin Elisabeth Salomon heiraten, ohne die mir das Leben nimmer lebenswert scheint, sodaß ich auch die Ehe wage trotz allem was ich dawider weiß – doch wo Herz und Gewissen befehlen soll man folgen².

Sobald ich etwas Luft schnappen kann komme ich einmal zu Ihnen.
Den Brief an Frida Arnold hab ich eingeworfen.

Von Herzen stets Ihr
Gundolf

Brief Nr. 26

Verehrte!

Vielen Dank für Ihren lieben Brief . . Sie müssen ein reines und schlichtes, wenn auch nicht immer leichtes Leben dort oben führen! Überhaupt ist es als wenn die Dinge in Ihren Händen lauter und leiser würden.

Ihr Freund, der meinen Vortrag über „Antonius und Cleopatra“ reicher findet als das Werk selbst, soll es einmal richtig lesen. Solch ein Lob ist eine Blasphemie, denn jeder Vers zeigt dem Einsichtigen die Unzulänglichkeit auch der reichsten Deutung vor dem unmittelbaren Gesicht. Es ist wie der Barometerstand neben dem Wetter – aber freilich ist Barometer fasslicher als Wetter.

Ich arbeite fleissig am „Shakespeare“ weiter und nähere mich jetzt dem Ende von „Heinrich IV“ woran ich schon allzulang geweilt. Das was noch vor mir liegt ist unüberschaubar, wie ein (sic) Besteigung des Gaurisankar¹ oder ein Schwimmen übers Weltmeer . . nur von Tag zu Tag lässt sich ausdenken, nicht das Ganze.

Ostern will ich nach Wien, einen Vortrag halten, doch nur kurz . . dann will ich hier oder in der Nähe bleiben mit meiner Frau.

² Vgl. Briefwechsel zwischen Stefan George und Friedrich Gundolf. München und Düsseldorf 1962, S. 371 f., wo der Beschluß, Elisabeth Salomon zu heiraten, gleichfalls mit dem Ausdruck „wie Herz und Gewissen mir befiehlt“ angekündigt wird (am 21. 6. 1926). Über die hier erwähnten „Hemmnisse“ vgl. den genannten Briefwechsel.

¹ Gipfel im Himalajagebirge.

Ich denke oft an Sie mit verehrenden Wünschen und der Hoffnung baldigen Wiedersehens

Immer Ihr treuergebner
Friedrich Gundolf

Vermerk der Empfängerin:
rec.[epi] 12. II. 27

Brief Nr. 27

21. Juni 1931

Liebe Freundin:

Für Ihr gutes Gedenken zu meinem Geburtstag¹ danke ich Ihnen bestens.

Mit Betrübniß höre ich dass Ihre äussere Lage und die Ihres Freundes noch immer drückend ist, und freue mich der bewundernswerten Helle und Stäte womit Sie der Mühsal begegnen.

Hoffentlich begegnen wir uns bald wieder.

Nehmen Sie als kleines Zeichen meines Erinnerns, mit meinen treuen Wünschen, zwei kürzlich veröffentlichte Hefte.

Von Herzen immer Ihr
Friedrich Gundolf

¹ Am 20. 6. (1880).

Hölderlin im Juni 1802 in Frankfurt?

Zur Frage seiner Rückkehr von Bordeaux

Von

Adolf Beck

Der Verfasser dieses examen critique bedauert, wiederum gegen den so einfallsreichen wie geistvollen französischen Kollegen, mit dem er gewiß die Suche nach der Wahrheit in Hölderlins Leben gemein hat, in die Schranken treten zu müssen¹. Die „rhetorische Brillanz“, die dem Vortrag nachgerühmt wurde, ist ihm versagt. Er wird sich möglicher Nüchternheit befleißigen. Mag der Leser entscheiden, ob etwas von „heiliger Nüchternheit“ in der Untersuchung ist. – Der Verfasser bedauert ebenso, dem Leser, der das Hölderlin-Jahrbuch 1950 oder die Texte 271–279 von Band 7, 2 kennt, öfters durch notgedrungene Vergegenwärtigung und Wiederholung vielleicht beschwerlich zu fallen. Es gilt aber hier den Versuch, das dort Verstreute zusammenzufassen, der (vom Verfasser öfters beklagten) Trümmer- und Lückenhaftigkeit der Überlieferung nach Möglichkeit aufzuhelfen, über die Lücken – man erlaube das Klangspiel – Notbrücken zu schlagen. Dafür ist immer wieder Kombination und Ergänzung des Gegebenen, dazu Einfühlung – und gezügelte Phantasie, Absage an Wunschvorstellungen vonnöten; nur allzu oft ist ein „vielleicht“ oder „wohl“ am Platze.

Wenn Bertaux' Vortrag, wie ein Journalist von Ruf meinte, ein „Durchbruch“ war, so möchte das Folgende – um die Sprache des Krieges aufzunehmen – als „umfassender Gegenstoß“ gelten, der sich partienweise fast ganz vom Gegner löst.

I

Der erste Hauptteil des Vortrags kreist um drei Brennpunkte:

1. die These, Hölderlin sei von Kehl zuerst nach Frankfurt gegangen, sei „in den letzten Wochen Susette Gontards irgendwo in ihrer Nähe“ gewesen und habe „ihren Todeskampf miterlebt“;

¹ Bertaux' Vortrag hat Walter Hof sofort in einer Zuschrift an die FAZ (26. 6.) kenntnisreich und einsichtsvoll kritisiert.

2. die These, bald nach Hölderlins Heimkunft sei infolge eines bestimmten Vorkommnisses ein lang nachwirkender „Bruch der Bindung zur Mutter“ eingetreten;

3. eine Interpretation von v. 30–32 des Gedichtes 'Andenken'.

Der zweite Hauptteil – Erörterung der Krankheit und der Zeit ihres Ausbruchs – bleibt, da noch nicht mitgedruckt – (vorläufig) außer genauem Betracht.

Für die Wochen der Heimkehr und die erste Zeit danach gibt es vier unangreifbare Fixpunkte: den Bordeleser Paß vom 10. Mai – das Straßburger Visum vom 7. Juni, „pour passer le pont de Kehl“ – Sinclairs Brief an Hölderlin, Homburg, 30. Juni – Landauers Brief an Karl Gok, Stuttgart, 3. Juli².

Am 10. Mai mit Paß versehen, mag Hölderlin zwischen dem 11. und dem 15. das elegante Hôtel Meyer in den Allées de Tourny verlassen haben. Er durfte, anders als bei der Herreise, „librement circuler“. Er folgte aber wohl der Route nationale, nach Paris, das ihm damals, entgegen seinem Wunsch, verwehrt worden war. Ein Aufenthalt in der Hauptstadt ist bezweifelt worden; Bertaux hält ihn für möglich, ja wahrscheinlich, aber nicht zu seinem Thema gehörig. Wirklich nicht? Es wird sich zeigen. Jedenfalls geht die Skepsis an klaren Indizien und Zeugnissen vorbei.

„auf feuchter Wiese der Charente“: so in einem nach-bordeleser Bruchstück³. Die Prägung kann nur auf Augenschein beruhen: ein Beispiel für „den Sehenden“, wie Bertaux den Dichter eingangs feiert. Die Charente fließt etwa 110 km – zu weit für flüchtigen Ausflug – nordnordöstlich von Bordeaux an Angoulême vorbei und kreuzt dort die Route nationale nach Paris.

„Daß H. in Paris war, erfuhr erst kürzlich Schwabs Sohn ... von ihm“: so Gustav Schlesier nach Unterredung mit dem Vater. Der Sohn erfuhr das von dem Kranken „in einer guten Stunde“. Das Doppelzeugnis ist nicht anzufechten⁴.

Endlich eigene Zeugnisse. „Der Anblick der Antiquen“: so an Böhlendorff im November 1802. „Die Antiquen in Paris haben besonders mir ein eigentliches Interesse für die Kunst gegeben“: so an Seckendorf am

² StA. Bd. 7, 2: LD 271; Bd. 7, 1: Ba 95; Bd. 7, 2: LD 276. – Zitiert wird nach Nummern und, wo nötig, Zeilen; verwendet werden die Siglen der biographischen Bände: B = Briefe H.s; Ba = Briefe an H.; LD = Dokumente; RW = Rezensionen und Würdigungen.

³ 'Das Nächste Beste...', 1. F. V. 28 (Bd. 2, 233).

⁴ LD 595, 19 f.; Christoph Schwab, Sämtliche Werke, 1846, Bd. II, 328.

12. März 1804⁵. Warum dieses Zeugnis abstumpfen und abbiegen? Hölderlin schied klaren Geistes von Bordeaux: warum sollte er nicht für seinen weiten Heimweg die beste Straße – die durch die ihn stark berührenden „Gegenden, die an die Vendée gränzen“, führte – wählen, um die Metropole und in ihr die „Antiquen“ zu sehen? Es war eine Zeit, in der die Aufregung über die Entführung zahlloser Kunstwerke von Italien nach Paris und das Interesse für diese groß war⁶. (Will man dann einfühlsamer Phantasie Lauf lassen, so mag man sich vorstellen, wie er mit Wehmut der „wahrhaft glücklichen Tage“ dachte, die ihm „die Gemädegalerie und einige Statuen im Museum machten“⁷: vor bald sechs Jahren, in Kassel, – in Gemeinschaft mit Susette Gontard.)

Wie lange der Dichter in Paris weilte, darauf gibt es nur die vage Auskunft: so lange, daß er dort „ein eigentliches Interesse für die Kunst“ faßte. Dann hat er sich aber mit der Rückkehr auf deutschen Boden nicht allzu sehr beeilt. Es rief und trieb ihn ja nichts. Nach Bertaux aber trieb ihn sehr wohl etwas zur Eile. Denn: „wahrscheinlich erhielt er“ (vor seinem Aufbruch von Bordeaux, der in dem Zeugnis fälschlich auf Ende Juli gelegt ist) „von dem Gegenstande seiner Verehrung, seiner Diotima, ... ein Schreiben worin sie ihm von einer schweren Krankheit Nachricht gab, und mit einer Vorahnung ihres nahen Todes noch auf ewig von ihm Abschied nahm“⁸.

Das ist von Karl Gok, aus den „Materialien von dem Lebens-Abriß“ seines Bruders, die er im April 1841 Gustav Schwab zur Verfügung stellte. Er hatte sie aber stark vorgeformt zu einem „Aufsaze“, und an diese Vorform waren Vater und Sohn Schwab weitgehend gebunden. So geistert auch Goks zitierte Mitteilung durch ihre, und nicht nur ihre, Arbeiten. „Wie es scheint“, schreibt der Vater, „hatte er noch in Bordeaux Nachricht von der Krankheit Diotima's ... vernommen“. Ähnlich der Sohn 1846: „Es ist nicht unwahrscheinlich, ...“⁹. Weder der Vater noch der Sohn – das ist wohl beachtenswert – sagt ausdrücklich, daß die böse Nachricht von Diotima kam; „vernommen“ spricht eher dagegen; Gok schrieb „erhielt“. Und bei keinem, auch bei Gok nicht, steht, daß Hölderlin daraufhin geradenwegs nach Frankfurt aufbrach. Darüber gleich nachher.

Mehrmals direkte oder indirekte Abhängigkeit von Gok, aber auch Beherzigung seines Wörtchens „wahrscheinlich“. Für Bertaux dagegen ist

⁵ B 240, 28; 244, 17 f.

⁶ Material darüber sammelt Maria Kohler im Hölderlin-Archiv.

⁷ B 125, 52 f.

⁸ Zit. in der Erl. zu LD 272, 10–14.

⁹ G. und Chr. Schwab, Lebensumstände des Dichters S. 12 f. (vor der Gedichtausgabe 1826); Chr. Schwab (s. Anm. 4), Bd. II, 309. Ferner B. Hain, Nekrolog auf Hölderlin (RW 49, 147): „Man erzählt ...“; K. G. Helbig, Rezension der SW (RW 19 d, 121 f.).

Goks Satz Kronzeuge seiner These, daß Hölderlin auf Diotimas Nachricht von ihrer schweren Krankheit hin, wohl überstürzt, von Bordeaux heimwärts aufbrach, von Kehl aus aber sich nach Frankfurt wandte, dort „irgendwo in ihrer Nähe war und ihren Todeskampf miterlebte“. Der französische Kollege macht sich den ersten Teil von Goks Satz zu eigen; da er aber Hölderlin nach Frankfurt gehen lassen will, muß er sich hinwegsetzen über die unmittelbare Fortsetzung des Gokschen Satzes: „und ohne Zweifel erreichte ihn noch auf der Reise ein Schreiben von seinem Freunde Sinclair vom 30. Juni worin er ihm die traurige Nachricht gab daß seine Diotima am 22. d. M. gestorben sey“¹⁰. Die sekundären Gewährsmänner übernahmen auch die Version, der Dichter habe – so Gustav Schwab – „schon auf der Reise die Kunde von ihrem Tode vernommen“. Was Gok als „ohne Zweifel“ wahr ausgab, war keinesfalls wahr, hätte aber, wenn wahr, den Gang nach Frankfurt hinfällig gemacht. Geht es aber an, den ersten Teil des Satzes als entscheidendes Zeugnis vorzulegen, den zweiten, der nicht ins Konzept paßt, zu verschweigen?

II

Immerhin, wenn der Dichter Diotimas „Todeskampf miterlebte“: welch ergreifende Vorstellung! Sogleich aber drängt sich die Frage auf: Wie hat man sich das vorzustellen? Eine nüchterne, inquisitorische, ja banausische, aber unausweichliche, mehrfältige Frage. Frau Gontard litt und starb sicher in ihrer Wohnung im Weißen Hirsch. Fand der in scharfem Unfrieden mit seinem Brotherrn geschiedene Hofmeister Eingang in den von dem Ehepaar bewohnten, ihm wohlbekanntem Trakt des weitläufigen Anwesens? Hatte nicht Diotima nach seinem Abschied auf größte Heimlichkeit der Verbindung gedrungen? Riskierte er eine Begegnung mit dem Ehemann, der doch sicher – Geschäfte hin, Geschäfte her – oft am Krankenbett seiner Frau weilte, an der er trotz allem hing¹¹? Drang er gar ans Kranken-, sogar ans Sterbelager Diotimas vor, an der er sich ja, wie uns der einfallsreiche Gelehrte sagt, schuldig fühlte? Man male sich die Szene aus – und denke an die in Waiblingers ‚Phaethon‘, wo der wirklich schuldige Held am Sterbelager seiner Geliebten Atalanta vernichtet hinsinkt. Das alles ist undenkbar, mit dem „Miterleben“ wohl kaum gemeint. Wie aber dann? Wer mochte vermitteln? Hegel war nicht mehr da. Bat Hölderlin den großen Sömmering, der ihm bekannt und Susette Gontards – nach kritischem Bericht falsch – behandelnder Arzt, also sicherer Gewährsmann

¹⁰ Zit. am Schluß der Erl. zu LD 272, 10–14.

¹¹ S. LD 274 c, 16–24; d, 13.

war, um Berichte? Zur Not denkbar, aber bei dem konventionellen Verhältnis sehr unwahrscheinlich. So läßt sich nach Bertaux – Sinclair scheidet aus, darüber später – nur an den befreundeten Ebel denken, der unlängst von Paris zurückgekehrt war. Vermittlung Ebels wird aber durch den Schluß von Sinclairs Brief vom 30. Juni, der Hölderlin zweierlei Neues mitteilt, strikt ausgeschlossen: „Freund Ebel läßt Dich grüßen, er ist seit dem Januar in Frankfurt. Er war bei der G. in ihrer Krankheit, und ihr Trost in ihren letzten Stunden.“¹² Unmöglich konnte Ebel mit Hölderlin zusammensein, ohne ihm, was erst Sinclair tat, von seiner Rückkehr vor einigen Monaten, und ohne Sinclair von Hölderlins Besuch zu sagen. Bertaux läßt in dem Zitat den Mittelsatz aus. – Genug der Frage-Litanei. Kurz: Jede mögliche Erwägung führt zur Spekulation, führt ins Abenteuerliche.

Nach Christoph Schwab traf Hölderlin „Anfang Juli's ... plötzlich bei seiner Mutter in Nürtingen“ ein¹³. Schwab kannte das Visum vom 7. Juni nicht, brauchte also die lange Zeitspanne für den Weg von Kehl (über Stuttgart) nach Nürtingen nicht auffällig zu finden. Sie ist es in hohem Maß, und Bertaux weist mit Recht die Erwägung, „er sei im Schwarzwald dreieinhalb Wochen lang ziellos umhergestreift“, als „romantische Vorstellung“ zurück. Des Rätsels Lösung findet er eben in dem Gang nach Frankfurt und im Aufenthalt dort, „in den letzten Wochen Susette Gontards“. Beck, so erklärt er, „weist diese Vermutung ... zurück, ohne Argument: er glaubt es einfach nicht (StA VII, 2, S. 223)“. Wirklich „ohne Argument“? Die Erläuterung, die Bertaux meint, ist ohne Beleg. Aber sonst?

„H.s Zustand werde allmählig ruhiger, und er sei lebhaft überzeugt, daß er sich schnell vollends bessern werde“¹⁴.

Das ist von Landauer in Stuttgart, aus einem nur im Auszug erhaltenen Brief an Karl Gok in Nürtingen, der sich vermutlich, auch namens der Mutter, nach Hölderlins Befinden erkundigt hatte. Der Brief ist vom 3. Juli. Bertaux nimmt ihn nicht in Rücksicht.

In der Auswertung sei bis zur Pedanterie umständlich vorgegangen. Es gibt zwei Möglichkeiten. Die eine – hier tritt ein Fürsprecher für Bertaux auf –: Hölderlin kommt Ende Juni, nach Diotimas Tod, von Frankfurt her nach Stuttgart, erschüttert, aufgewühlt, erschöpft. Die erschreckten Freunde, besonders Landauer, halten ihn zurück, geben aber den Seinigen

¹² Ba 95, 45–47.

¹³ LD 275, 3 f.

¹⁴ LD 276, 1 f. (Das „Argument“ ist schon im HJb 1950, S. 90–93, ausführlich vorgetragen.)

Nachricht; diese, ebenso erschreckt und beunruhigt, erkundigen sich, und Landauer gibt den beruhigenden Bescheid. Doch diese Version ist unannehmbar, aus verschiedenen Gründen, unter anderem deshalb, weil die Freunde eigenmächtig, ohne die Mutter zu fragen, nach demselben Brief erwägen, Hölderlin „zu dem Pfarrer von Bothnang, einem trefflichen Mann, zu bringen“. Sie konnten das schwerlich tun, ohne ihn vorher nach Hause gehen zu lassen, wo er ja, dieser Version nach, noch gar nicht gewesen war. Oder fürchtete Landauer, Nürtingen könne seinen „Zustand“ wieder verschlimmern? Das konnte er wohl nur besorgen, wenn er wußte, daß Hölderlin schon zu Hause gewesen und was ihm dort begegnet war. (Darüber später.)

Die andere Möglichkeit: Landauers Mitteilung besagt zwingend zweierlei. Erstens: Landauer muß seinen (wieder bei ihm wohnenden) Freund in andrem „Zustand“ erlebt und die allmähliche Beruhigung eine Zeitlang beobachtet haben. (Dazu trug vielleicht – das ist nur Erwägung – das Wiedersehen mit den „Damen“ des Hauses, bei denen er von Hauptwil aus „in gutem Angedenken erhalten“ zu bleiben wünschte, und die Wirkung der „goldnen Stunden der Musik“ dort bei.^{14a}) Zweitens: Hölderlin muß, eh er zu Landauer ging, eine Zeitlang, in beunruhigendem Zustand, bei der Mutter gewesen sein. Daran ist später anzuknüpfen. Nimmt man an – genaue Rechnung geht da nicht an –, daß er insgesamt ungefähr drei Wochen daheim und – bis zu Landauers Brief – in Stuttgart weilte, so ergeben sich für die Wanderung von Kehl nach Nürtingen – mit dem wohlbezeugten, nicht unbeträchtlichen Umweg über Stuttgart – höchstens fünf Tage. Wo bleibt da Raum für einen Gang von Kehl nach Frankfurt, für einen Aufenthalt dort bis zu Diotimas Tod, für den Heimweg?

III

Die „schwere Krankheit“, durch die Frau Gontard Hölderlin angeblich in Bordeaux alarmierte, war neuerem Fund zufolge Schwindsucht¹⁵. Es ist aber fraglich, ob sie, wie Bertaux meint, „eigentlich nicht an Röteln, sondern an Schwindsucht gestorben ist“. Allerdings waren die Röteln nur der letzte Angriff, der zerbrach, was an sich schon zart und seit längerem zermürbt war – zermürbt durch zehrende Krankheit, aber auch durch „gänzliche Einsamkeit“, durch das Gefühl, das sie Hölderlin bekannte: „daß ohne Dich mein Leben hinwelkt und langsam stirbt“¹⁶. Solche

^{14a} B 229, 63–68.

¹⁵ S. LD 274 c, 13–16.

¹⁶ Erl. zu LD 274 b, 4–16; Ba 47, 28 f.

Stimmung spricht auch aus ihrem letzten Brief, vom 7. April 1802, an ihre frühere Hausgenossin, Marie Freifrau Rüdts von Collenberg. Der Brief, sagt diese, „trug ganz das gepräge einer wehmüthig betäubten Seele die wenig mehr an dieser Welt hängt“; seit dem Tod ihrer Freundin Sömmerring sei Susette „sehr niedergeschlagen und melancholisch“ gewesen. Susette selbst nennt diesen Tod einen „unersetzlichen Verlust“; von dem Umzug in den von ihrem Mann ererbten Garten erhofft sie „nach so manchen Gemüthsbewegungen“ heilende Wirkung, schweigt jedoch von ihrem Leiden und schreibt: „im Ganzen ist aber meine Gesundheit viel dauerhafter geworden, sonst hätte ich so vieles nicht aushalten können ohne selbst krank zu werden“¹⁷.

Dies am 7. April. Am 10. Mai oder kurz danach brach Hölderlin auf. Der Brief über schwere Krankheit mußte ihn kurz zuvor erreicht haben und mußte bald nach dem an Freifrau Rüdts geschrieben worden sein. Wie aber reimen sich die Mitteilung an diese über viel dauerhaftere Gesundheit und die von Gok vermutete?^{17a}

Dazu noch ein wichtiges Argument. Susettens Nichte, Maria Belli-Gontard, erzählt:

„Im Juni gaben meine Eltern ein großes Diner. Frau Gontard-Borkenstein, meine Tante, war auch anwesend; nie erschien sie mir so reizend..; noch weis ich ihre Kleidung..; Hals, Arme, Brust und Gesicht so weiß wie Alabaster; sie trug keinen Schmuck. Die anwesenden Herren umgaben sie unaufhörlich.“¹⁸

Maria Belli verdient hier Glauben, zumal sie Susettens Abendkleid detailliert zu beschreiben weiß (hier ausgelassen). Sie war „die Königin des Festes“. „Wenige Tage darauf“ legte sich die Nichte mit heftiger Erkältung, die Tante besuchte sie, „da es schon besser ging.. Am folgenden Tage brachen bei ihren Kindern die Rötheln aus, sie pflegte sie, ward angesteckt und starb, ein Opfer ihrer mütterlichen Pflicht“.

„Im Juni“ also das Fest, „wenige Tage darauf“ Marias Erkrankung, etwas später, „da es schon besser ging“, Susettens Besuch, tags darauf die Erkrankung der Kinder, schließlich – wohl nicht sofort – die Ansteckung der Mutter. Trotz ihrer Gefährdung also von der Lunge her trat sie in großer Gesellschaft auf, kümmerte sich um die Nichte, pflegte die Kinder und

¹⁷ LD 274 d, 6–9; Erl. zu Z. 8 dort.

^{17a} Sie reimen sich nur, wenn man annimmt, der Arzt habe Frau Gontard bald nach ihrem Brief an Marie von Rüdts über die Schwere ihrer Krankheit aufgeklärt. Das wäre jedoch eine Notausflucht.

¹⁸ LD 274 a.

legte sich erst, als sie selbst von den Röteln befallen wurde. Dann erlag sie nach zehn Tagen.

IV

Haben die Liebenden nach Hölderlins Weggang von Homburg noch in wenn auch loser Verbindung gestanden, direkter oder indirekter? In dem von Gok „wahrscheinlich“ behaupteten Briefe vermutet Bertaux einen der mindestens vier oder fünf Briefe, die nach Isbergs genauer Analyse fehlen. Aber Isberg meinte – sein Doktorvater muß das wissen – nicht Briefe, die Susette Gontard dem Dichter nach der Trennung geschrieben haben könnte, sondern solche, die zwischen den erhaltenen, bis Mai 1800, fehlen. Darauf ist also nichts zu bauen.

Damit ist aber die Frage nicht entschieden. Es gibt allerdings nur schwache Indizien für und wider. Da ist der ergreifende Schluß des letzten Teils von Diotimas letztem Brief, „Donnerstag Morgen“, 7. Mai 1800, flüchtig und nervös mit Blei geschrieben:

„und am Ende müssen wir doch wieder ruhig werden, drum laß uns mit Zuversicht unsern Weg gehen und uns in unsern Schmerz noch glücklich fühlen und wünschen daß er lange noch für uns bleiben möge weil wir darinn vollkommen Edel fühlen und gestärkt

Leb wohl! Leb wohl! der Segen sey mit Dir“¹⁹.

Das klingt nach Abschied auf immer, ohne Wiedersehen, ohne Zeichen des Gedenkens. Aber Liebe ist inkonsequent; wer vermöchte zu sagen, ob Diotima den Segen als ihren letzten meinte! Denn gerade im Hauptteil des Briefes glaubt sie bestimmt: „Einmal kömst Du mir gewiß. Ich werde Dich wiedersehen!“²⁰

Mehrmals in ihren letzten Briefen sinnt sie einer wenigstens losen Verbindung nach, damit sie füreinander nicht ganz verschollen seien. Sie denkt an Landauer, der oft zur Messe kam: „ob wir künftig im Nothfall nicht durch den Herrn Landauer Nachricht von einander bekommen könnten“. Aus den folgenden Sätzen spricht Elend verängstiger Liebe. Landauer soll „mit der äußersten Vorsicht“ Nachricht von Hölderlin geben, und dieser soll ihn „fühlen machen“, daß er ihn nur unter vier Augen erwähne. „Er ist Dein Freund“, sagt Susette, aber sie ist zu verschwiegen und behutsam, um zu wünschen, er möge Briefe hin und her übermitteln, und selbst mündliche Übermittlung von Nachrichten stellt sie dem Gutdünken des Scheidenden anheim²¹.

Mit dieser Erwägung Susettens hängt wohl bei Hölderlin der Schluß

¹⁹ Ba 53, 63–69.

²⁰ Ebda., Z. 19.

²¹ Ba 51, 26–36.

des zweiten, in ratlos-düsterer Stimmung – „Sage mir, ist's Seegen oder Fluch, diß Einsamseyn“ – geschriebnen Hauptwiler Briefs an Landauer zusammen: „wenn Du nach Frankfurt kommst, so denk an mich!“²². Diskreter konnte auch er, dem Freunde gegenüber, sich nicht ausdrücken. Zwischen den Zeilen gelesen: Wenn Du zur nahen Messe nach Frankfurt und ins Haus Gontard kommst, gib meiner „edlen Freundin“ – so an Ebel im November 1799 – Nachricht von mir.

Auch hier keine Rede von schriftlichem Verkehr. Beachtenswert ist aber eine Stelle im Hauptteil von Susettens letztem Briefe: „ich hatte auch schon im Sinne Dir zu sagen daß wir nur alle halbe Jahr durch den Briefträger unsere Papiere austauschen wollten“²³.

An sich sollte man denken, daß die Post, auch die private, durch den Briefträger oder einen Diener, der sie holte, an das Geschäftshaus der Gontards, das Große Kaufhaus ging; aber gegen die Wendung „durch den Briefträger“ – direkt an Frau Gontard im Weißen Hirsch – gibt es keine Berufung. Aber hat Hölderlin – der ja auf Susettens letzten Brief keine Antwort mehr durch die Hecke am Adlerflychtschen Hofe reichen konnte – Susettens Anregung angenommen? War sie ihm annehmbar? Die Beschränkung „nur alle halbe Jahre“ war hart, wenn auch versüßt durch den folgenden Vorschlag einer Art Tagebuchs, das immer „eine glücklich fühlende Minute“ fürs andere festhalten sollte. Wir wissen nichts von solchem Verfahren. Daß es aber ein Notbehelf sei, um aus der monatlich wiederkehrenden Angst herauszukommen, empfand Susette selbst: sie wußte, daß sie beide nicht mehr „alle Monathe“ Nachricht voneinander hätten haben können. War aber durch den Weg der Zustellung die so sehr gefürchtete Gefahr der Entdeckung gebannt? Und wirkt nicht der Vorschlag fast wie ein verzweifelter Griff der in „gänzliche Einsamkeit“ Versinkenden nach einem Trümmerstück des Trostes, des zerbrechenden Glückes?

Außer der wertlosen Vermutung Goks gibt es also keine sichere Spur eines Briefwechsels vom Sommer 1800 bis zu Diotimas Tod. Jene Bitte Hölderlins an Landauer spricht dagegen. – Warum sollten auch die erhaltenen Briefe Susettens, zwischen denen vier oder fünf verloren scheinen, gerade mit ihrem Abschiedsbrief aufhören, ihre Briefe an den fernen Geliebten aber alle verschollen sein? Das Wahrscheinliche, wenn auch nicht Beweisbare ist, daß die beiden, jedes für sich, allein das Leid ihrer Trennung tragen mußten^{23a}.

²² B 230, 11 und 15 f.

²³ Ba 53, 12–17.

^{23a} Diotima, soweit sie nicht in ihren Kindern aufging, fügte sich den Erfordernissen ihrer Stellung, den Konventionen der Gesellschaft; sie suchte wohl gar hie und da ge-

Am 30. Juni teilte Sinclair Hölderlin, den er in Bordeaux glaubte, Diotimas zweifache Krankheit und ihren Tod mit, über den er ergreifende Worte fand²⁴. Er lud den Freund nach Homburg ein und erbot sich, ihn in Bordeaux abzuholen: er dachte sich wohl seine Erschütterung. Von einem kürzlichen Wiedersehen kein Wort. Bertaux, der den Dichter „verschwiegen“ nennt, fragt: „Warum hätte er Sinclair informieren sollen?“ Ebenso wohl könnte man fragen: Warum hätte er ihn, wenn er in Frankfurt war, nicht informieren und sehen sollen? Einen Grund könnte es geben. Die Verbindung zwischen den Freunden seit Hölderlins Weggang muß sehr lose gewesen sein. Daß Hölderlin nach Bordeaux gehe, erfuhr Sinclair aus dessen verlorenem Brief vom 11. Dezember 1801: ein Abschiedsbrief, eh er sich unter „bittern Thränen“ genötigt sah, sein „Vaterland noch jezt zu verlassen“ – wohl ähnlichen Tones wie acht Tage zuvor der ergreifende Schluß des Briefes an Böhlendorff²⁵. Sonst ist 1800–1802 kein Brief bezeugt. Ein Grund für dieses Schweigen, auch in Frankfurt, wenn er dort war, könnte sein – doch das ist nur Erwägung –, daß ihr Zusammenleben 1798–1800 nicht ohne Spannungen war, die aus der Verschiedenheit ihres Wesens und Wollens kamen. „Du kennst alle meine Fehler“, so Sinclair, „keiner soll mehr eine Mißhelligkeit zwischen uns hervorbringen“²⁶. – Am 20. Juli schrieb Sinclair, von Landauer unterrichtet, daß Hölderlin in Nürtingen sei, ungeduldig teilnehmend an ihn und bat zugleich seine Mutter „um Nachricht über seinen Aufenthalt u.

flissentlich „Gesellschaften“ auf, in denen sie einen Abglanz des Zaubers erfahren konnte, von dem Maria Belli berichtet, des Zaubers, der ihren Dichter betroffen hatte. So mochte sie für Stunden ihre „gänzliche Einsamkeit“ vergessen, ohne sie je zu überwinden. Wie schwer ihr das Leben fern vom Dichter, wie stark daher in ihr zeitweilig das Bedürfnis nach Zerstreung und Gesellschaft wurde, schreibt sie ihm im Februar/März 1799 (Ba 41, 159–165): „oftt habe ich Tage, wo ich ganz aus dem Gleichgewichte binn, nur bey den Gedanken an Dich, stürzen Tränen mir aus den Augen, ich muß mich zwingen, und suchte Gesellschaft, um daß ich gehalten werde, ich habe den ganzen Winter mir selbst zur Last herum geschwärmt, aber, das muß jetzt anders werden“. – Hölderlin seinerseits schuf nach der Trennung nach und neben in jedem Vers geformten und beseelten Diotima-Gedichten wie 'Menons Klagen', 'Die Liebe', 'Der Abschied' im „Einsamseyn“, jedoch in einem Aufschwung sondergleichen seine größten Gesänge. Da ist Diotima als reale oder mythische Gestalt nicht mehr drin; aber die Begegnung mit ihr und die Trennung von ihr haben ihn – so Ludwig Achim von Arnim – zum „größten aller elegischen Dichter der Deutschen“ werden lassen.

²⁴ Ba 95.

²⁵ S. die Liste der beschlagnahmten Papiere Sinclairs, LD 333, 18; B 236, 83–85.

²⁶ Ba 95, 32–34.

sein Befinden“²⁷. Die Mutter antwortete erst später, der Sohn schon am 2. August²⁸. Das ist bemerkenswert, der Verlust des Briefes besonders mißlich. Ob er dem Schmerz um Diotima Worte gab: wir wissen es nicht; doch wohl mehr Worte als ein Vierteljahr später gegenüber Böhlendorff, der doch seit dem Zusammenleben in Homburg von seiner Liebe wußte^{28a}.

Daß der Dichter „verschwiegen“ war, ist feinsinnig bemerkt. Daß er im Juni 1802 in Frankfurt war, brauchte er niemand zu verschweigen. Denn er war nicht dort. Seine Tragödie 1802 vollzog sich anders als Bertaux es darstellt. Auch daran allerdings hatte Diotimas Tod starken Anteil. Welchen?

Der Heimkehr 1. Akt. Hölderlin ging, wie wohlbezeugt, über Stuttgart heim. Vielleicht wollte er Landauer fragen, ob er im Sommer wieder bei ihm wohnen dürfe. Er zeigte sich „flüchtig seinen Freunden“, darunter Matthisson. Der war also – das ist bedeutsam – nicht der einzige, dem er sich zeigte, aber der erste und einzige, der den Besuch schilderte: dem jungen Waiblinger, der dann den Bericht in seinen Hölderlin-Aufsatz aufnahm.

„Herr von Matthisson erzählte mir einmal, daß er ruhig in seinem Zimmer gesessen, als sich die Thüre geöffnet, und ein Mann hereingetreten, den er nicht gekannt. Er war leichenblaß, abgemagert, von hohlem wildem Auge, langem Haar und Bart, und gekleidet wie ein Bettler. Erschrocken hebt sich Herr von Matthisson auf, das schreckliche Bild anstarrend, das eine Zeitlang verweilt, ohne zu sprechen, sich ihm sodann nähert, sich über den Tisch hinüberneigt, häßliche ungeschnittene Nägel an den Fingern zeigt, und mit dumpfer geisterhafter Stimme murmelt: Hölderlin. Und sogleich ist die Erscheinung fort.“²⁹

Wahrhaft ein „schaudernder Eindruck, den die zerstörte Gestalt... machte“: so Christoph Schwab. Ist der Heimkehrende „seinen Freunden“ ebenfalls so erschienen? Ignoramus. Matthisson schilderte ihn Waiblinger so rund zwanzig Jahre später, dieser nochmals ein paar Jahre danach. Ist die Schilderung getreu, ungefärbt von Phantasie und Sensation? Wird es nun der Leser als ungetreue, glättende Phantasie empfinden, wenn die Szene versuchsweise rekonstruiert wird? Etwa so: Der Dichter tritt unangemeldet bei Matthisson ein – „abgerissen“, abgemagert von langer Reise, mit „langem Haar und Bart“, den er sich unterwegs hat wachsen lassen. Der soignierte Herr, der ihn vielleicht vor neun Jahren, im Stift, ein einziges Mal gesehen hat, erkennt ihn nicht und ruft ihm unwillig entgegen: Wer

²⁷ Ba 96.

^{28a} S. LD 285, 25–30.

²⁸ S. Anm. 25: Z. 14.

²⁹ LD 499, 356–365.

sind Sie, was wollen Sie hier? Der Besucher, eingeschüchtert, enttäuscht, aber auch verletzt in seinem Stolz, nennt seinen Namen und geht.

Sei die Rekonstruktion triftig oder nicht: das Vorspiel der Heimkehr war nicht eben glücklich. Nun ging es Nürtingen, der Heimat, der Mutter zu, die seit dem Briefe vom Karfreitag, 16. April, ohne Nachricht war. Nun kam er selbst: nach sechs Monaten der Abwesenheit, nach knapp vier-einhalb der Hofmeisterei. Hölderlin war kein leichtfertiger, in den Tag hineinlebender Mensch. Er war auch nicht ohne Ehrgeiz und Verantwortungsgefühl der Mutter gegenüber. So mag er sich unterwegs selbst gefragt haben, was nun aus ihm werden, was er nun beginnen solle, um nicht seiner Mutter ständig auf der Tasche zu liegen oder sein väterliches Erbteil von ihr zu fordern und anzubrechen. Aus solcher Verlegenheit hatte er sich vor einem Jahr an Schiller und Niethammer in Jena mit dem Wunsche nach einer Privatdozentur gewandt. – Die Mutter war von seiner Rückkehr völlig überrascht. Wieso kam er schon wieder heim? Und nun: Ist es nicht denkbar, daß sie, bei aller Liebe, bald nach dem Empfang zu peinlichen, vorwurfsvollen Fragen übergang, die gleichsam Widerhall seiner inneren Stimme waren: Was soll aus dir werden? Warum gehst du nicht ein sicheres Verhältnis ein? Du bist zweiunddreißig; von deinen Klosterkameraden sind viele schon in Amt und Würden, und du? Und dein Dichten, was hats dir eingebracht? Ist es dann nicht weiterhin denkbar, daß solche Vorhaltungen, nicht zuletzt der Hinweis auf erfolgreiche „arrivierte“, ja gar schon berühmte Stiftskameraden, den Dichter, der sich gedemütigt fühlte, in sinnlose Erregung und Wut versetzten? Fragen ohne sichere Antwort; doch scheint es nicht ganz abwegig, sich etwa so den zweiten Akt der Heimkehr vorzustellen. Sie ist dann anders als bei Schwab, nach dem Hölderlin in Nürtingen schon von Anfang an „erschien mit verwirrten Mienen und tobenden Geberden, im Zustande des verzweifeltsten Irrsinnes“ – und auch bei Waiblinger: „bey seiner Mutter angelangt, jagte er sie und sämtliche Hausbewohner in der Raserey aus dem Hause“³⁰. Ist das wahr, so dürfte eben etwas vorhergegangen sein, sei es der skizzierte Vorgang oder ein anderer, über den noch zu sprechen sein wird.

Der 3. Akt. Wie erwähnt, war Hölderlin am 3. Juli, und schon die Tage vorher, bei Landauer, wo er „allmählig ruhiger“ wurde. Er muß gegen Ende Juni nach Stuttgart gegangen sein, sei es, um der Mutter aus dem bekümmerten Gesicht zu kommen, sei es in der Hoffnung, wie im vorletzten, fruchtbaren Sommer und Herbst in der geliebten „Fürstin der Heimath“ sein „Geschäft“ aufnehmen zu können. Am 20. Juli nun schrieb Sinclair

³⁰ LD 275, 4–6; 499, 366–368.

dem Dichter, seinen (nach Bordeaux gerichteten) Brief mit der Todesnachricht habe er „an Landauer eingeschlossen. Dieser schrieb mir indeß, daß Du von Bourdeaux zurück in Nürtingen wärest. Seitdem wartete ich auf Briefe von Dir.“³¹ Landauer muß also diese Auskunft schon einige Zeit vor dem 20. Juli gegeben haben, Hölderlin noch etwas früher wieder heimgegangen sein. Was war geschehen?

Die Todesnachricht ist vom 30. Juni. Am 3. Juli, als Landauer von Beruhigung schrieb, war sie noch nicht da, muß aber sehr bald danach eingetroffen sein. Es gibt kein direktes Zeugnis ihrer Wirkung auf den an sich schon Verstörbaren. Sie mag ihn aber, wie wohl denkbar, noch tiefer verstört, noch stärker erschüttert haben. Und sie war es wohl, die ihn so bald aus dem Hause des Freundes ins Haus der Mutter, das er kürzlich, vielleicht in Mißstimmung, verlassen hatte, zurücktrieb. „Sichre Grenzen“ hatte er zwei Jahre zuvor, bei der Heimkehr von Homburg, in „der Mutter Haus“ begrüßt und liebende Bindung von den Verwandten erhofft: „Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.“ Derart „sichre Grenzen“ suchte er auch jetzt. Aber wenn er damals wußte: „Der Liebe Laid, diß heilet so bald mir nicht“, so konnte es jetzt heißen: „Des Todes Laid . . .“³².

In diesem Versuch einer Rekonstruktion des Dramas der Heimkehr mag manches Konstruktion sein. Was der Wahrheit näherkommt, die Tragik dieser Heimkehr oder die von Bertaux konstruierte, das zu entscheiden ist Sache des aufmerksamen Lesers.

VI

Der scharfsinnige Gelehrte hat aber, wenn das Bild erlaubt ist, noch einen Schuß im Rohr, einen wirkungs- und effektvollen. Er stellt eine Entfremdung Hölderlins von seiner Mutter, ja einen „Bruch der Bindung zur Mutter“ fest und begründet das mit dem Schweigen, das er in Homburg 1804–06 ihr gegenüber zu ihrem Schmerze wahrte und erst in Tübingen durch seine stereotypen, zeremoniösen Briefchen brach. Bertaux erklärt das Zerwürfnis durch folgenden Vorfall:

„Hölderlin's Familie wußte von der Hölderlin'schen Liebschaft in Frankfurt nichts; erst als die Mutter den ihm von Frankreich nachgeschickten Koffer öffnete, fand sie in einem geheimen Behälter desselben diese Briefschaften.“³³

So Hölderlins Neffe Fritz Breunlin in einem mündlichen Bericht am 31. Juli 1856. Der Bericht ist ohne Zweifel wahr. Man kann sich den Choc

der frommen, streng bürgerlich-moralischen Frau vorstellen, aber auch den Choc und die Erregung des – wenn er zugegen war – zur Rede gestellten, mit Vorwürfen überschütteten, wohl gar als verkommen gescholtnen Sohnes, dessen heiligstes Geheimnis in grelles Licht gezerrt wurde.

Wann aber fiel die Sache vor? Landauer verzeichnete in seiner Auslagenrechnung unter dem 3. Juli – dem Tag, an dem er von Beruhigung schrieb –: „Fracht von seinen Effecten von ebendaher“ (von Straßburg) „fl. 30.12“³⁴. Ob der Tag der Ankunft des Gepäcks mit der Notierung der Frachtgebühr zusammenfiel, steht dahin; jedenfalls gingen die „Effecten“ nach Stuttgart. Gab es von Straßburg nach dem kleinen Nürtingen keine direkte Spedition – oder hatte der Dichter selbst sein Gepäck vorsorglich nach Stuttgart, das er ja berühren wollte, dirigiert, weil er, wie oben erwogen, sich dort wieder einrichten zu können hoffte? Ist es so, dann kam das Gepäck mit oder nach seiner fluchtartigen Rückkehr auf die Todesnachricht hin nach Nürtingen. Die Wirkung des Vorfalls bleibt dann die gleiche, sie wird wohl gar verschärft, weil er tief verstört zurückkam. Auf jeden Fall ist es sehr verdienstlich, daß Bertaux jene böse Entdeckung der Mutter in die Erörterung der Heimkehr eingebracht hat.

Aber „Bruch der Bindung zur Mutter“? Es sei zunächst von ihr die Rede, bei der Bertaux mit Recht keine Entfremdung erblickt. Sie wartet und wartet, sie klagt in ihren Briefen an Sinclair schmerzlich über das Schweigen des Sohnes, sie fürchtet „das schlimmste“ daraus: „daß sein langes Stillschweigen ein trauriger Beweis ist, daß seine Gemüths Stimmung sich noch nicht gebesert hat“. Schließlich kommt doch ein Brief, aber sie ist tief enttäuscht von dessen Inhalt und Verworrenheit und „wegen sein traurigen Gemüthszustand um nichts beruhigter“. Es ist ihr vermutlich absolut letzter Brief an Sinclair, dessen Behelligung sie rührend entschuldigt: „was thut . . . eine, vor ein Kind besorgte Mutter nicht“. Schmerzlich-innig, geradezu demütig ihr Brief an den Sohn vom 29. Oktober 1805, seltsamerweise der einzige aufbewahrte. Bertaux zitiert daraus Hauptteile. Ergreifend, wie die alternde Frau einer möglichen Schuld – ohne ihr „Wissen, u. Willen“ – an seinem Schweigen bei sich selber nachsinnt. Wie sicher andre Briefe zeugt dieser nur von mütterlicher Liebe und Sorge, Sorge auch um das Seelenheil des Sohnes³⁵. Keinerlei Anspielung auf den Vorfall im Juli 1802, den sie doch kaum vergessen haben kann, wie sie auch – das ist wohl der Beachtung wert – in ihren neun Briefen an Sinclair, in denen so manches über Hölderlin berichtet ist, nicht die leiseste Andeutung macht.

³¹ Ba 96.

³² 'Die Heimath' V. 13–18.

³³ LD 240, 3–6.

³⁴ LD 279, 24.

³⁵ LD 313, 23 f.; 322, 17–19 und 14 f.; Ba 106.

Und der Sohn? Gewiß, er schweigt fast völlig. Was ergibt sich daraus für seine Empfindungen, seine Einstellung der Mutter gegenüber? Am 27. August kann sie sein Schweigen kaum erklären: „da er mich mit so zärtlichen Gesinnungen verließ, u. gewiß versprach mir bald zu schreiben“³⁶. Der Brief blieb aus, aber die „so zärtlichen Gesinnungen“, wenn auch Ausdruck einer Abschiedsstunde, dürfen keinesfalls ignoriert werden.

Ferner: nachweisbare Briefe Hölderlins aus Nürtingen, wo er ja bei der Mutter war? Es sind zehn, darunter hochbedeutende. Aus Homburg? Keiner. Nichts an Bruder, Schwester, Landauer, den damals nächst Sinclair treuesten und tätigsten Freund, der sich schon am 8. Februar 1803 beklagte.

Die Mutter war also nicht allein von seinem Schweigen betroffen; am schmerzlichsten war es freilich für sie. Daß er ihr „nicht einmal schrieb, ... das ist auf den Auftritt in Nürtingen ... zurückzuführen, dessen Konsequenzen tief greifen“: so Bertaux selbstsicher. Die Wirkung des Vorfalles soll nicht verharmlost werden. Ist aber nach dem Dargelegten die Meinung des scharfsinnigen Analytikers voll aufrechtzuerhalten?

Eher scheint es so, daß sich Hölderlin schon in Nürtingen, wo er sich allem Verkehr verschloß, und vollends in Homburg in sich selbst zurückzog. In seinem letzten Bordeleser Brief, anlässlich des Todes der Großmutter, hatte er geschrieben: „ich muß mein so lange nun geprüftes Gemüth bewahren und halten...“. Das ist wie ein leiser Vorklang seines künftigen Verstummens (man verzeihe das Oxymoron). Das Verstummen mag – wer weiß es! – mit dem Gefühl zusammenhängen, daß er, was er zu sagen habe, nur als Dichter sagen könne, als solcher aber sagen müsse. Das schließt nicht aus, daß ihm jener Rückzug gelegentlich als zwar schicksalhafter, doch leidvoller Zwang bewußt wurde. Aus Nürtingen und Homburg gibt es dafür kein Zeugnis; aus Hauptwil aber schrieb er Landauer: „Sage mir, ists Seegen oder Fluch, diß Einsamseyn, zu dem ich durch meine Natur bestimmt und .. nur immer unwiderstehlicher zurückgedrängt bin!“

Bertaux nennt die Wirkung jenes Vorfalles, wie dargetan, „Bruch der Bindung zur Mutter“, fast im gleichen Atemzug aber „Nervenzusammenbruch“. An sich ist das nicht unvereinbar. Nun sind die Briefe der Mutter an Sinclair vornehmlich – nebst demütigem Dank an ihn – Berichte über Hölderlins physisches Befinden und seinen „Gemüthszustand“. Sie sind von Anfang bis Ende trostlos. Am 20. Dezember 1802: Die Hoffnung der Mutter sinkt, „da er sich durch Arbeiten öfters sehr anstrengt u. wenig sich Bewegung macht, auch auf das dringende Freundschaft einladen seiner

³⁶ LD 316, 9f.

Freunde mit niemand keinen Umgang hat“: da auch Nürtinger Freunde gemeint sind, ist diese Zurückgezogenheit ein Gegenstück zum Verstummen in Briefen. Am 22. Januar 1804: „Laidier haben sich seine Gemüthsumstände noch nicht gebessert aber etwas verändert. Die Heftigkeit die ihm so oft befallen, hat sich Gott seye Dank beynahe ganz verlohren.“ Gemeint sind wohl Paroxysmen, wie sie in den ersten Tübinger Jahren den Kranken heimsuchten. Der Eindruck leichter Besserung wird immer bald zunichte. Einmal meint die Mutter, daß „sein trauriger zustand mehr Schwachmuth“ sei – was versteht sie darunter, etwa Depression? –; dann schreibt sie, er habe durch angestregtes Arbeiten „beynahe seine Besinnungskraft verlohren“. In dem erwähnten Brief aber, den sie endlich erhielt, bemerkt sie „genug Spuhren“ einer „Zerüthung seines Verstandes“³⁷.

Das sind, in Auswahl, trostlose Äußerungen über zwei Jahre hin. Wie lang aber währt ein „Nervenzusammenbruch“, mag er auch „eine so zarte, feinfühligte Natur“ treffen?

Doch diese Frage führt, wie die Berichte der Mutter, schon hinüber in das weite Feld, das erst ein andermal betreten werden soll.

VII

*Nicht ist es gut,
Seellos von sterblichen
Gedanken zu seyn. Doch gut...*

Diese Verse (30–32) des Gedichtes ‘Andenken’, das wohl im Frühjahr 1803, rund ein Jahr nach Diotimas Tod, entstand, sucht Bertaux im Zusammenhang mit diesem neu zu verstehen und zu Anfang gegen die bisherigen Interpretationen abzugrenzen. Ihre Deutung könnte, wie wohl jede Interpretation, entweder „absolut“ sein, beschränkt auf diese Verse, oder „kohärent“, ihren Zusammenhang heranholend. Bertaux’ Deutung ist ganz absolut.

Was besagt die Wendung: „von sterblichen Gedanken“? Bertaux lehnt, mit Recht, die Erklärung: „Gedanken, wie sie Sterblichen anstehen“, als „fad“ ab und setzt dagegen: „Gedanken, die sich mit dem Tod .. befassen ..; Gedanken, von denen man ‘seellos’, entseelt werden kann“. Aus den Versen, in denen etwas „verschlüsselt“, ein „Palimpsest“ verborgen ist, spricht „heiliges Angedenken an das Denken damals in Bordeaux ..; Denken an ‘das große Geheimniß’ von Leben und Tod in einer konkreten Situation, Leben und Tod der Liebenden“. Das Denken gilt Diotima.

³⁷ LD 284, 37–40; 294, 33–35, 36 f., 68; 322, 21, 23.

Zwei Einwände drängen sich auf. Bertaux spricht von Gedanken an Tod und Sterben, „wie sie Hölderlin in Bordeaux, im Frühjahr 1802, nicht losließen“. Woher dies Wissen? Gedichte geben nichts her. Soll man als Zeugen den Brief am Tag der Ankunft in Bordeaux heranholen, worin er die „Lebensgefahren“ unterwegs streift und des Dankes an den „Herrn des Lebens und des Todes“ eingedenk sein will? Doch wohl zu weit hergeholt. Eher mag man an den Karfreitagsbrief der Teilnahme am Tod der Großmutter denken, worin er schreibt: „für meinen Bruder und mich ist wohl auch ein edler Tod, ein sicherer Fortgang vom Leben ins Leben aufbehalten“³⁸. Am nächsten liegt das Gedenken an die Sterbenskrankheit Diotimas, die er angeblich von ihr mitgeteilt erhielt. Wenn er sie aber erhielt, so brach er ja fast sofort auf. Wie läßt sich also von Gedanken reden, die ihn „in Bordeaux, im Frühjahr 1802, nicht losließen“? (Vorahnung wird man nicht unterschieben wollen.)

Der andere Einwand ist sprachlicher Art. Es scheint unmöglich, „sterblich“ wie Bertaux zu verstehen: als Sterbe- oder Todesgedanken, von denen man „entseelt“ werden kann, was nicht „gut“ ist. Die Gedanken sind nicht mit dem Sterben befaßt, sie sind selber sterblich. Es sei eine schlichte Deutung versucht, frei von Spekulation. „Sterbliche Gedanken“ sind vergängliche Gedanken, – vergänglich, weil sie an Vergänglichem, Nichtigem haften, Nur-Irdischem nachsinnen. Derart ans Irdische gebundnes Denken droht den Menschen, der darin befangen ist, „seellos“ zu machen; das bedeutet nicht „entseelt“, sondern „seelenlos“, der Seele verlustig, ohne die kein wahres Leben ist, und darum „fühllos“. Man mag an das Matthäus-Wort denken (16–26)³⁹. „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ – Der Satz ist Sentenz, als solche tiefenst, vielleicht einem Wissen um eigne Gefährdung entspringend, doch ohne unmittelbaren Bezug, ohne verdecktes „Palimpsest“.

Ist an dieser Deutung etwas dran, so erleichtert sie das Verständnis der Antithese: „Nicht ist es gut ... Doch gut ...“ und den Übergang zum Preise von Elementen des Lebens, die „gut“ sind. „Gespräch“ hat, wie seit langem gesehen, bei Hölderlin besondern Sinn: Ausdruck einer Gemeinschaft im Geiste, Gewißheit eines „höheren Lebens im Glauben und im Schauen“⁴⁰. In solchem „Gespräch“ kann „des Herzens Meinung“ zu

Worte kommen: eine Meinung, die vom Herzen, nicht vom bloßen Verstande bestimmt ist.

Damit ist aber die Grenze der Betrachtung des Satzes von den „sterblichen Gedanken“ überschritten. Zweifellos hätte der eigenwillige, tief-schürfende französische Gelehrte bei einer umfassenderen Interpretation jenen Übergang nachvollzogen. Auf jeden Fall ist es zu begrüßen, daß er den Deutschen, deren Gebrauchssprache mit der Sprache der Dichtung formell gefährlich identisch ist, jene Wendung kräftig „aufgerauht“ hat.

³⁸ B 238, 2–18; 239, 16–18.

³⁹ Der Hinweis meint nicht Reminiszenz.

⁴⁰ B 231, 10f. Es wäre lohnend zu prüfen, ob und wie die schwer zu verstehenden Gedanken des ersten Briefteils den Worten: „seellos von sterblichen Gedanken“ nahe stehen.

Zur editorischen Praxis im Einleitungsband der Frankfurter Hölderlinausgabe

Von

Gerlinde Wellmann-Bretzighaimer

Der Wert der Frankfurter Ausgabe und ihr Vorteil gegenüber der Stuttgarter besteht – darüber dürfte wohl Einstimmigkeit herrschen – in der Reproduktion und Transkription der Handschriften. Dieser Dokumentationsteil darf als Gewinn für den wissenschaftlich interessierten Leser bezeichnet werden, da er einen Eindruck von der Arbeitsweise des Dichters gibt, Einblick in den Überlieferungsbefund der Handschriften ermöglicht und zugleich eine Überprüfung des Editionsverfahrens gewährt. Für eine streng wissenschaftliche Arbeit reicht leider – dessen ist sich Sattler nach eigener Aussage¹ bewußt – die mangelhafte Qualität der Faksimiles im Einleitungsband nicht aus.

Ungeschmälerte Bewunderung verdient die Tatsache, daß ein literaturbegeisterter Mann außerhalb aller Wissenschaftsinstitutionen sein Leben der Beschäftigung mit einem der schwierigsten Schöpfer deutscher Sprachkunstwerke widmet, und zumal daß er sich in das trockenste, entsagungsreichste und mühevollste Gebiet der Literaturwissenschaft, die Edition, begibt.

Vielleicht resultiert gerade aus diesem Schritt die Problematik des Unterfangens. Auf der einen Seite der gleichsam seherische Enthusiasmus einer höchst individuellen Persönlichkeit, welche die Berufung fühlt, ihren Dichter aus der Verkennung ins rechte Licht rücken zu müssen, auf der anderen Seite der rauhe Anspruch einer hist.-krit. Edition an den Editor, ausschließlich der Sache zu dienen und das eigene ideenreiche Ich ganz zurückzudrängen.

Diese Antinomie sollte offenbar mit der Paarung von objektivem Dokumentationsmaterial (Faksimiles) und einem Höchstmaß an subjektiver Ausdeutung gelöst werden. Doch das subjektive Moment, das man je nach Standort Genialität, Spekulation, Willkür oder Unverfrorenheit nennen mag und das Sattler selbst als „divinatorisches Moment“ bezeichnet², ent-

¹ In seinem Vortrag auf der Hölderlintagung in Bad Homburg; s. in diesem Jahrbuch S. 126.

² S. in diesem Jahrbuch S. 120.

wickelt eine allzu mächtige Dominanz. Der Wille zum großen Wurf stürmt oft hinweg über die geradezu pedantische Akribie erfordernden Details, die einer hist.-krit. Ausgabe ihre Standfestigkeit und Legitimation verleihen.

Daraus, so scheint mir, entspringt eine Reihe von Mängeln, die einer hist.-krit. Werkausgabe heutzutage nicht anhaften darf, zumal diese nicht nur in Konkurrenz zur Großen Stuttgarter Ausgabe treten will, sondern sich ihr gegenüber sogar als Notwendigkeit und Korrektiv versteht.

Im folgenden wird zunächst auf die immanenten Schwächen der Ausgabe hingewiesen, die von schlichten Sachfehlern bis zu versteckter, wir wollen annehmen, unbewußter Täuschung des Lesers reichen. Danach soll der methodische Ansatz selbst an einigen Punkten in Frage gestellt werden.

Wenn die Untersuchung unter bestimmten Gesichtspunkten vorgenommen und die Kritik an verschiedenen Beispielen demonstriert wird, so durchaus im Bewußtsein, daß der Vorteil dieses Verfahrens, die größere Übersichtlichkeit, durch Nachteile erkaufte wird. Zum einen sind Überschneidungen unvermeidbar; so hätten z. B. manche Exempla auch unter einem anderen Kapitel (z. B. unter *Mangel an Transparenz* statt unter *Scheinobjektivität*) aufgeführt werden können, da ihnen oft gleichzeitig mehrere Schwächen anhaften. Außerdem wird die Akkumulation der Mängel pro Zeile oder Seite verwischt und damit gleichsam gemildert, da diese dissoziiert und unter getrennten Aspekten beleuchtet werden.

Da der Einleitungsband als Proband dazu dienen soll, das Urteil des Publikums auf den Plan zu rufen – ein erfreuliches Novum in der Wissenschaftspraxis –, sieht sich der Kritiker in der glücklichen Lage, dem Herausgeber um so mehr entgegenzukommen, je eingehender und detaillierter er den Band unter die Lupe nimmt, und um so konstruktiver wirken zu können, je schonungsloser er auf wunde Punkte zeigt.

Unsorgfältigkeit

Der Hinweis auf eine große Anzahl von Einzelfehlern entspringt nicht hämischer Beckmesserei. Daß so viele Versehen stehengeblieben sind – es gibt kaum eine Seite mit nur einem, geschweige denn gar keinem Fehler –, dürfte symptomatisch für die Arbeitsweise des Herausgebers sein. Die Kleinigkeiten verlieren wohl deshalb ihre Bedeutung, weil das Ich nicht hinter, sondern vor der Sache steht.

Ungenauigkeiten sind in allen Teilen der Ausgabe zu finden. Am peinlichsten berührt, daß nahezu kein Abdruck der Texte aus der

Stuttgarter Ausgabe fehlerlos erscheint, wo diese doch gerade aufgeführt sind, um Beißner zu disqualifizieren. In der Wiedergabe von Beißners Lesetexten begegnen neben einer Anzahl von Interpunktionsfehlern³ auch Wort-⁴ und sogar Satzfehler (ein und dasselbe Wort wird doppelt gedruckt, nämlich jeweils am Zeilenende und am folgenden Zeilenanfang)⁵, so daß Beißners Text töricht wirken muß. Beim Abdruck seiner Anmerkungen schleichen sich verschiedentlich Fehler dadurch ein, daß die Zitate, die in der Stuttgarter Ausgabe recte erscheinen, in Anführungszeichen gesetzt werden; durch fehlende oder fälschlich gedruckte Anführungszeichen werden so Zitate in Beißnerschen Kommentartext umgemünzt, und umgekehrt⁶. Neben auch hier vorkommenden Orthographie-, Interpunktions- und Wortfehlern sind zudem teils sinnstörende, teils unmerkliche Textauslassungen unterlaufen⁷.

Unstimmigkeiten zwischen Transkription und Phasenanalyse erstrecken sich auf Groß- und Kleinschreibung von Korrekturen (häufig bei Zeilenbeginn oder nach Satzzeichen), auf Orthographie⁸, auf Interpunktion⁹ und auf den Wortlaut¹⁰.

³ Z. B. Der Adler, S. 50, Komma vergessen nach v. 2 *Flüsse* und v. 5 *Schnee*; Mnemosyne, S. 70, Komma statt Punkt nach v. 7 der dritten Fassung *Tageszeichen*, Komma vergessen nach v. 26 *Fremd*; ebenso Bruchstück 74, S. 90 nach v. 7 *Füßen*.

⁴ Z. B. Der Winkel von Hahrdr, S. 40 v. 7 *dem Fußtritt* statt *den Fußtritt*; Der Adler, S. 50 v. 16 *Königs* statt *Königes*.

⁵ Bruchstück 71, S. 90 v. 15 f. *die Rede*; Vom Abgrund nemlich..., S. 91 v. 27 f. *gegeben*.

⁶ Z. B. im Kommentar zu Das Nächste Beste, S. 35, Z. 1 *Gebirg* (die Anmerkung steht nicht, wie verzeichnet, auf S. 873 f., sondern auf S. 871 f.); zu Mnemosyne, S. 89, Z. 2 *des Jahrs Vollendung*, Z. 5 *Sonnenschein am Boden ... und trokenen Staub*, Z. 6 *See, hohe Straß*, Z. 8 *Mnemosyne*.

⁷ Z. B. im Kommentar zu Das Nächste Beste, S. 35, Z. 1 die Wörter *wie eine Rüstung*, Z. 12 die Stellenangabe *Der Rhein v. 34–37*, Z. 19 das Wort *Burg*.

⁸ Z. B. 307/92, S. 61. 65 v. 13 *Fernahnend* / *Fern abnend*; 339/4, S. 57. 63 v. 23 *Himmlischen* / *Himmlischen*; 307/78, S. 97. 108 v. 7 *vieleicht* / *vielleicht*.

⁹ Z. B. in Transkription Komma, in Phasenanalyse nicht nach 307/74, v. 29 *dich* (S. 25. 27), v. 68 *Vergessenheit* (S. 25. 28), 339/4 v. 30 *sehen* (S. 57. 62), 307/92 v. 4 *da* (S. 61. 65), 307/90 v. 12 *Prophetisch* (S. 73. 78); 307/76 v. 21 nach *schuldig* Punkt in Transkription (S. 77), in Phasenanalyse (S. 79) nicht, nach *Kreuz* in Phasenanalyse (S. 80) Punkt, in Transkription (S. 77) nicht; 339/4 v. 34 nach *Rauche* in Transkription (S. 57) Komma, in Phasenanalyse (S. 62) Strichpunkt; in Transkription kein Komma, in Phasenanalyse Komma nach 307/91 v. 34 *Seyn* (S. 58. 63), 307/92 v. 19 *Bächen* (S. 61. 64), v. 33 *Gezungen* (ib.), 307/76 v. 20 *Die* (S. 77. 80), v. 22 *Bein* (ib.), 307/75 v. 42 *Korall* (S. 74. 81), v. 49 *Stadt* (S. 74. 82), v. 56 *Gott* (S. 74. 83), 307/79 v. 10 *Gloke* (S. 98. 108), v. 19 *herein* (S. 98. 109), v. 28 *gestalte* (ib.), v. 29 *Augen* (ib.), 339/2 v. 10 *Hämos* (S. 43. 46 Phase I).

¹⁰ Z. B. 307/74 v. 33 *wo Knaben*] recte: *wo die Knaben* (S. 25. 27; Text links der

Schwerwiegender als die Unstimmigkeiten zwischen zwei Abdrucken derselben Phase¹¹ und zwischen Transkription und Faksimile¹² sind die Fehler im Lesetext, sowohl Interpunktionsfehler¹³ als auch Wortfehler¹⁴.

Für manche der Satzzeichendivergenzen dürfte nicht nur Unsorgfältigkeit, sondern das Bestreben des Herausgebers, einen zusammenlesbaren Text zu erzeugen, verantwortlich sein. Dies ist aus einigen Stellen zu schließen, an denen Sattler seine Eingriffe kundtut:

In der Transkription zu 307/73 z. B. wird v. 42 hinter „Stein“ der Handschrift gemäß ein Komma verzeichnet (S. 22), in der Phasenanalyse dagegen (S. 27) weggelassen, ebenfalls im Lesetext konjizierend getilgt (S. 33, Anm. zu 25); die Konjekture hat also bis in die Phasenanalyse zurückgewirkt. Ebenso bei 307/79 v. 6: Hand- und Umschrift lesen „Von wengen geringe Dinge“ (S. 99. 98), die Phasenanalyse dagegen (S. 108) analog der Konjekture zum edierten Text (S. 117 Anm. zu 51) „Von wengen geringen Dingen“. In der Phasenanalyse selbst wird beidemal der Eingriff des Herausgebers nicht kenntlich gemacht, etwa im Gegensatz zu S. 28, Phase XII v. 42. 41, wo eckige Klammern die Herkunft der Satzzeichen signalisieren.

Nicht mehr statthaft scheint mir dieses Verfahren zu sein, wo es sich sogar auf die Transkription selbst auswirkt. So steht bereits in ihr etwa 307/91 v. 17 nach „Monde“ kein Komma (S. 58) und 307/92 v. 40 nach „Gleich“ kein Punkt (S. 61), weil beidemal der Herausgeber die Satzzeichen für seine Textbildung wegkonjiziert (S. 68. 69).

Daß ein Autodidakt offenkundig des Griechischen nicht mächtig ist, wird ihm niemand übelnehmen¹⁵; doch sollte er sich dann nicht in Fan-

Klammer aus Transkription, rechts davon aus Phasenanalyse), 339/4 v. 56 recte: *Gestorbnen*] *Gestorbenen* (S. 57. 62), recte: *Wandersmann*] *Wandermann* (ib.), 307/92 v. 6 recte: *hältig*] *hälftig* (S. 61. 65), 307/91 v. 29 *und die Schrift tönt E(ch)s*] *und die Schrift tönt Echo* (S. 58. 64), 307/79 v. 8 *von*] recte: *vom* (S. 98. 108).

¹¹ Z. B. 307/73 v. 19, S. 26 nach *Freudengeschrei* Phase I Komma, Phase III nicht.

¹² Z. B. 307/92 v. 36, S. 61 *Die Seele schonend sich über* statt unter v. 37; 307/90 v. 35, S. 73 *ist* nicht in Handschrift; 307/75 v. 3, S. 74 *Über* statt *über*.

¹³ Z. B. Kolomb, S. 113 fehlendes Komma nach *maison* (v. 48) und *zornig* (v. 53); jenes auch in Phasenanalyse, dieses in Transkription und Phasenanalyse fehlend).

¹⁴ Z. B. Der Winkel von Hahrdr, S. 39 v. 9 *am übrigen Orte* statt *an übrigem Orte*; Der Adler, S. 48 v. 15 *Königs* statt *Königes*, nach v. 10 fehlt das Wort *Starkduftenden*; Kolomb S. 112 f. v. 41 *singet* ohne Komma statt *singt* mit Komma, v. 47 *Schiffe* statt *Schiff*, v. 52 *ward* statt *war*; Das Nächste Beste, S. 31 v. 55 *Länge nach* statt *Länge lang*.

¹⁵ In dem kurzen Zitat S. 103 sind alle Sigma-Auslaute im Gegensatz zur Handschrift mit der falschen Type gesetzt, dazu ist durch die Wahl eines falschen Buchstabens aus dem Genitiv *πλουτου* der grammatikalisch sinnlose Akkusativ *πλουτον* geworden; die Göttin *Θεμις* wird zu *Θημις* verfremdet.

tasiebildungen oder -übersetzungen wie ge gone „gebährende Erde“ und charis entos „In liebenswürdiger Fremde“ (S. 32) versuchen.

Nachlässigkeit waltet auch im rein technischen Detail. Verwiesen sei nur auf sinnstörende Fehler, auf die Unstimmigkeit einiger Phasennummern¹⁶ und den Gebrauch der Pfeile. Von ihnen werden im Zeichenverzeichnis (S. 20) zwei Arten aufgeführt, ein nach unten gewendeter Pfeil hinter dem Text und ein nach oben gewendeter Pfeil vor dem Text. Verwendet dagegen werden auch nach unten gewendete Pfeile vor dem Text¹⁷ und nach oben gewendete Pfeile hinter dem Text¹⁸ – vielleicht ein Versehen, vielleicht neue, nicht vorgestellte Siglen. Verwirrung entsteht, wenn in der Phasenanalyse die verschiedenen Satztypen unkorrekt sind, so daß man ins Schwanken gerät, welcher Text in welcher Phase neu entstanden ist¹⁹.

Solche Mängel sind für eine hist-krit. Ausgabe nicht gerade erfreulich, ja in den Augen maßgeblicher Editoren gewiß untragbar. Sie werden das Vertrauen des Lesers erschüttern, auch wenn sie sein Verständnis nicht beeinträchtigen. Bleibt zu hoffen, daß sie in den endgültigen Bänden durch vermehrte Sorgfalt bei den Korrekturvorgängen vermieden werden.

Problematischer erscheinen die Fehler, die nicht nur mechanischer Art sind und sich deshalb auch einem verbesserten Kollationierungsverfahren entzögen; ich meine etwa die Inkonsequenz bei der Handhabung der Drucktypen in der Transkription.

(Zuvor noch ein Wort über die Drucktypen als solche. Es ist schade, daß Sattler, der doch verschiedene Typen verwendet, um unter anderem dem Leser die Übersicht zu erleichtern, dabei innerhalb ein und derselben Schriftgattung, der Grotesk, bleibt, so daß die einzelnen Typen optisch nicht bequem auseinanderzuhalten sind. Besonders die Unterscheidung der Grotesk mager und normal sowie die der Grotesk fett und der schmalen Grotesk fett erfordern bisweilen mühsame Kontrollen. Mit einer abstechenden Kontrastschrift, z. B. einer Kursive, wäre dem Leser weit besser gedient²⁰.)

¹⁶ Z. B. S. 38 bei Bemerkung zu Phase IV sollte es heißen: Phase XIII statt VIII, S. 47 bei Phase VI: *Anderung in V* statt IV und S. 29 wahrscheinlich auch Phase XVIII statt VIII.

¹⁷ Z. B. S. 107, Phase VI, Z. 13, Phase XI, Z. 7.

¹⁸ Z. B. S. 107, Phase IX, Z. 43.

¹⁹ Z. B. 339/2, S. 46, Phase II v. 10 und *Hämos* fett statt normal; ebenso 307/91, S. 65 Phase XII v. 10 *nemlich*, wobei zudem entweder die Versangabe oder das Wort nicht stimmt; 307/75, S. 82, Phase XIII v. 45 *Aus denen* normal statt fett.

²⁰ Schwer fällt die Unterscheidung zwischen Grotesk fett und schmaler Grotesk fett z. B. 307/74, S. 25, Z. 1 f. und 307/77, S. 94, Z. 1 f.; besonders dick erscheint die Grotesk

Von der mageren, normalen und fetten Grotesk-Type, die nach Sattlers Angabe eine „früheste“, „mittlere“ und „spätere Entwurfsschicht“ voneinander abheben sollen, habe ich wegen der leichteren Lesbarkeit nur die fette kontrolliert. Gemäß der (S. 18) vorgestellten Methode, nach der die Transkription sozusagen einen dreistufigen chronologischen Grobraster, die Phasenanalyse einen Feinraster anlegt, müßten in der Transkription diejenigen Textteile fett erscheinen, die in der Phasenanalyse auf die hinteren, da chronologisch letzten Plätze verwiesen werden. Außerdem sollte man meinen, daß die gesamten Textelemente ein und derselben Phase, die doch laut Definition in einem Zug entstanden sind, auch in der Transkription in sich gleichartig gedruckt sein müßten. Beides ist fast durchgehend nicht der Fall.

307/74 (S. 25) erscheinen die Verse der Phase XIII (S. 28 f.) in der Umschrift teils in normaler Type, teils in fetter, werden also, obwohl in der Phasenanalyse einer Phase zugeordnet, in der Transkription aufgeteilt zwischen mittlere und spätere Entwurfsschicht. Während der zweite Teil dieser Phase XIII in der Umschrift bereits zur späteren Entwurfsschicht gerechnet wird, ist Phase XIV, die doch noch später anzusetzen wäre, dort wieder in die mittlere Entwurfsschicht (durch normale Type) verwiesen. 339/4 (S. 57) werden mitten aus der sonst normal gedruckten Phase III (S. 62) die Teile „wo (es sie) / (bedeutend), mit / glänzet auf“ (v. 43–45) fett hervorgehoben, obwohl in der Phasenanalyse die Wörter „es sie bedeutend / auf“ mit dünnem Druck sogar als innerhalb der Phase „aufgegebener Text“, also nicht einmal als der phasenimmanent späteste qualifiziert werden. Fett gedruckt sind ebenso 307/91 (S. 58) die Wörter „Am Himmel, und gewaltige“ (v. 11) gegenüber ihrem normal gedruckten Kontext der Phase IX (S. 64), während auf derselben Seite die Bestandteile „so erkrank(t)et“ v. 20 und „sich suchen.“ (v. 22) aus Phase XII (S. 65 f.) im Gegensatz zu ihrem fetten Kontext normal erscheinen gleich wie der Text aus Phase IX. Beim Seitenwechsel (307/91 → 307/92; S. 58 → 61) bricht mitten in derselben Phase XI (S. 65) der Fettdruck in Normaldruck um. 307/75 (S. 74) wird die nur auf Interpretation beruhende Kombination²¹ „zu reden / Nicht umsonst / nationell“ (v. 26. 27. 31) fett hervorgehoben gegenüber dem ebenfalls Phase X zugewiesenen v. 29 (S. 81 f.), außerdem werden von den folgenden Phasen XI–XX nur XIII und XVIII mit der Grotesk fett gedruckt (nicht auch etwa XII, XVI, XIX), XV und XX teils mit der normalen, teils mit der fetten. 307/76 (S. 77) werden Phase IX und X (S. 80) als spätere Schicht gesetzt, Phase XI dagegen als mittlere. 307/79 (S. 98) ist das französische Zitat aus Phase XV (S. 108) mit normaler Type

normal 307/92, S. 61; 307/82, S. 103, Z. 3 ist der Titel des Pindar-Zitats mit einer nicht verzeichneten Type gesetzt.

²¹ S. unten S. 486 ff.

verzeichnet, v. 35 der gleichen Phase mit fetter; Phase XVI und die ersten Wörter der Phase XVII erscheinen normal, der Rest derselben Phase und die folgende fett.

Ob dem Herausgeber diese Inkonsequenzen der Typenverwendung, die entweder den Handschriftenbefund verfälschen oder die Anordnung in der Phasenanalyse fraglich machen müssen, bewußt waren, läßt sich nicht klären. Als Gründe jedenfalls sind neben Nachlässigkeit weitere ersichtlich: der Primat der subjektiven Deutung vor der schlichten Dokumentation, etwa im Beispiel „zu reden / Nicht umsonst / nationell“, in dem offenbar die kühne Textsynthese bereits dem Leser der Transkription ins Auge stechen soll; eine Verwischung der Definition, bei der anscheinend die Vorstellung von der letztgültigen Lesart die gegebene Bestimmung der „späteren Entwurfsschicht“ überlagert hat, etwa wenn 307/74 (S. 25) die Wörter „hatt / Sehn lassen und das Eingeweid / Der Erde“ (v. 57. 59. 62) als Phase XIV (S. 29) im Gegensatz zum Ende der Phase XIII in normaler Type gedruckt sind, wohl weil sie in der nächsten Phase als neuer Eintrag wiederholt werden; schließlich eine Crux im editorischen System²², deren Auswirkung sich in solchen Formalia kundtut.

Mangel an Transparenz

Schwerwiegend ist in meinen Augen der permanente Mangel an Transparenz, an Information, warum sich der Herausgeber bei Fragen der Ein- und Anordnung gerade so und nicht anders entschieden hat. Einerseits zwar nimmt Sattler Zellers Postulat, der Schatten des Herausgebers müsse sichtbar sein, für sich in Anspruch²³, andererseits aber sträubt er sich dagegen, seine editorischen Entscheide mitzuteilen. Er legitimiert seine Kargheit an Information mit der Komplexität oder Evidenz der Sache und der Mündigkeit seiner Leser²⁴. Kritische Selbsttätigkeit des Benutzers ist aber stets nur möglich, wenn er die Argumente des Herausgebers kennt. Informationsentzug hilft nicht aus Unmündigkeit, sondern führt entweder zu Abhängigkeit oder zu Ablehnung. Am bedenklichsten ist die Undurchsichtigkeit bei der phasenanalytischen Aufschlüsselung der Texte. Häufig wird die Anordnung der Phasen durch die Zusätze „vermutlich“ oder „möglicherweise“ relativiert, ohne daß dem Leser angedeutet wird, welcher Grund zu dieser Annahme geführt hat. Indes, meine Kritik richtet

²² S. unten S. 500.

²³ S. in diesem Jahrbuch S. 119.

²⁴ S. in diesem Jahrbuch S. 128.

sich weniger auf diese Hypothesen – sind doch durch sie wenigstens gewisse Unsicherheitszeichen gesetzt – als vielmehr auf das gegenteilige Prinzip, weitgehend auf solche Einschränkungen zu verzichten und damit derartige Einteilungen offenbar im Gegensatz zu den Relativierungen als zweifelsfreie Tatsachen, nicht etwa nur als Vorschläge auszugeben. Doch oft bleibt es dem Leser verborgen, warum die vorliegende Reihenfolge gewählt ist.

Nach welchen Kriterien z. B. sind in der Handschrift 'Kolomb' die Phasen II und III (307/77, S. 106) ausgerechnet in dieser Abfolge angesetzt? Beides sind Notate, keine Textbestände, II wird in der Ausgabe „Randnotiz“ genannt, III „Plan zu einem Gesang mit der Überschrift 'Kaiser Heinrich'“. Aus dem Schriftcharakter läßt sich offenbar keine unmittelbare gegenseitige Einstufung der beiden Einträge ableiten, Beißner wenigstens umgeht eine solche und setzt beide nur in Relation zur ersten Niederschrift. Ob Sattler einen höheren Grad der Erkenntnis gewonnen hat oder Beißners bewußt offene Angabe in diesem Sinne interpretiert oder aufs Geratewohl seinen Entscheid fällt, kann der Leser nicht kontrollieren. Ähnlich ergeht es ihm bei der nächsten Phase (IV): „Nachtrag zu III am rechten oberen Seitenrand“ (S. 106). Vorausgesetzt, es handelt sich um einen Nachtrag²⁵: Woher die Gewißheit, daß er nach Beendigung der Phase III erfolgt ist? Der Schriftduktus oder der Ort des Eintrags (am oberen Rand, wobei auch unter und neben III noch Platz gewesen wäre) waren für diesen Schluß wohl nicht maßgeblich. Oder, um ein weiteres einfaches Beispiel aufzugreifen: Woher nimmt der Herausgeber beim Entwurf 'Das Nächste Beste' die Sicherheit, daß die Überschrift der vierte Texteintrag war (S. 26)? Liegt hier vielleicht eine verfälschende Nachahmung Beißners vor, der den Titel der zweiten Schicht zuordnet? (Seine erste Schicht figuriert bei Sattler in den Phasen I–III.) Allerdings gibt Beißner innerhalb dieser zweiten Schicht keine bestimmte Reihenfolge von Überschrift und Text an. Oder weshalb soll im gleichen Entwurf die „Randbemerkung“ „Theresienstraß,“ als Phase XVII (S. 29) erst nach dem Schluß des Gedichts geschrieben sein?

Möglicherweise verdächtigt der Skeptiker nun zu Unrecht zahlreiche in Wirklichkeit stichhaltige Entscheidungen als vage Vermutungen. Doch dieser Argwohn geht zu Lasten des Editors, der mit keinem Hinweis seine Ergebnisse transparent macht, so daß dem kritischen Benutzer der Ausgabe in beängstigender Häufung Frage auf Frage unbeantwortet bleibt. Platzmangel kann dafür nicht als Entschuldigung gelten; ein Stichwort hätte genügt (z. B. Tintenfarbe, Schrift, Position des Eintrags), so daß in den meisten Fällen nicht einmal eine zusätzliche Zeile notwendig geworden wäre.

²⁵ Zu dieser Bezeichnung kommt Sattler wohl deshalb, weil er im Gegensatz zu Beißner „Kaiser Heinrich.“ als Titel auffaßt.

Doch beschränkt sich der Mangel an Information nicht nur auf die Stellen, an denen der Herausgeber auf eine Erklärung verzichtet, sondern herrscht selbst dort, wo er sie gibt, wie etwa im Kapitel der 'Konjekturen', das eher 'Konjekturbegründungen' lauten müsste; ohnehin problematisch ist für die von Sattler vorgenommenen Eingriffe der Terminus „Konjektur“. Meist wird die Knappheit zur Undurchsichtigkeit, der Leser, und vornehmlich der Laie, dem die Ausgabe neu den Zugang zu Hölderlin öffnen will, wird mit einer ihn überraschenden oder ihm unverständlichen Auffassung konfrontiert, ohne daß sie ihm einsichtig gemacht wird.

So bleibt z. B. die Angabe zu 'Das Nächste Beste' (S. 33 zu 63–68) orakelhaft: „Die Reden vom 'Nachtgeist' am Anfang und die von dessen 'Anhang', am Ende des Gesangs, heißen, vmtl. in Anklang an die Redeweise der Propheten, 'Ufer zorniger Greise' (vgl. Dan. 12, 5–10).“ An der zitierten Stelle des Alten Testaments wird Daniel Zeuge, wie zwei Männer, einer an diesem, der andere an jenem Ufer eines Flusses, Frage und Antwort über die Zeit der Erfüllung austauschen. Wo steckt hier das tertium comparationis?

Sibyllinisch auch zu 'Apriorität des Individuellen' die Begründung für den Ersatz einer Variante durch eine andere (S. 88 zu 19–22): „Der versetzt notierte Satzschluß ‚des Menschen / Herz betrüblich‘ ist nicht nur inhaltlich mit der antiken Chiffre ‚Nabel dieser Erde‘ (für das delphische Heiligtum Apollons) identisch, sondern auch rhythmisch.“²⁶ Für die rhythmische Gleichheit müßte wenigstens noch der Artikel vor „Nabel“ mit einbezogen werden. Was aber bedeutet eine inhaltliche Identität zwischen dem Omphalos in Delphi und dem betrüblichen Herzen des Menschen? Non liquet.

Ebensowenig dürfte der Leser imstande sein, aus dem beim Gedicht 'Der Winkel von Hahrdt' zitierten Brief an Wilmans (S. 38) zu ersehen, weshalb die Zeile „Nicht gar unmündig“ erst in der Überarbeitung für den Druck eingefügt worden sein sollte. Hier wird verkannt, daß für eine philologische Möglichkeit ein bloßer Einfall eines Interpreten nicht genügt, sondern ein gewisser Grad objektiver Wahrscheinlichkeit nötig ist; sonst wird der Benutzer den Gedankengang nicht nachvollziehen können.

Selbst an einer Stelle, an der für die Erläuterung einiger Verse über eine halbe Seite aufgewendet wird ('Das Nächste Beste', S. 33 zu 57–62 und 63–68), werden eher Probleme geweckt als gelöst. Die elliptischen Schlußverse des Entwurfs²⁷ betrachtet Sattler ihrer Funktion nach als Kommentar für die Struktur des Gedichts. Verschwiegen ist, woraus diese Deutung abgeleitet wird. Unklar ist dabei die Verwendung des Begriffs Struktur, abgesehen davon, daß die Lesung des Wortes, auf das sich die gesamte Interpretation stützt, nämlich

²⁶ Orthographiefehler in den Errata verbessert.

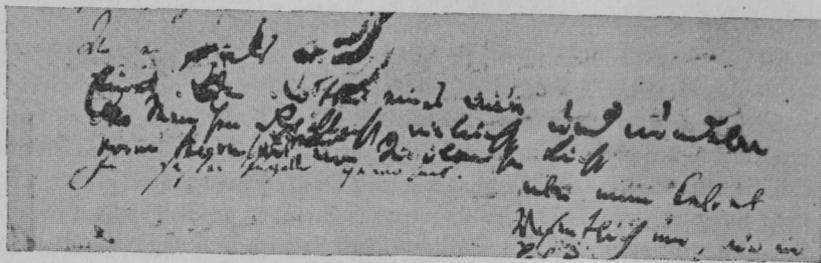
²⁷ Unverständlich ist mir die Relation zwischen den Benennungen „Entwurf der Schlußverse“ (Phase X, S. 28) und „Erster Ansatz zum Schluß“ (Phase XIV, S. 29).

„der Geist“ (zumal als Nominativ), äußerst fraglich ist. Verstehe ich die kurzgehaltene, zum Teil nur rätselhaft andeutende Anmerkung zu 57–62 richtig, so ist dort gemeint, „Neben“ sei lokal als Gedichtanfang und -schluß aufzufassen, offenbar als die Teile, die neben „der ‚Mitte‘ des Gesanges“ (Anmerkung zu 63–68) stehen. Dann bliebe offen, auf welchen Teil des Gedichts sich die erste Ellipse („Bei Iliion aber auch / Das Licht der Adler“) bezöge. In der Anmerkung zu 63–68 wird dagegen mit Struktur anscheinend ein inhaltliches Moment apostrophiert, nämlich – nach Sattlers Deutung – die drei Erscheinungsformen des Geistes: Weissagung (1. Ellipse), Erkenntnis (2. Ellipse), Entscheidung (3. Ellipse). Erkenntnis wird im Mittelteil des Gedichts thematisiert. Welchem Gedichtteil die Entscheidung zuzuordnen ist, wird nicht mehr *expressis verbis* gesagt, doch muß man aus der vorhergehenden Anmerkung auf den Anfang und das Ende (57–62) schließen. Weissagung wird mit dem Gebirgsmotiv in Beziehung gesetzt, ohne daß klar wird, weshalb dies „prophetisch“ ist. Oder wird es nur deshalb „prophetisch“ genannt, damit die Weissagung nicht als Leerstelle übrigbleibt? Eingefügt ist das Gebirgsmotiv allerdings zwischen Mitte und Schluß des Gedichts, so daß jedenfalls die Reihenfolge der „Ellipsen“ nicht der Reihenfolge der Textteile entspräche. Die Rechnung geht nicht auf, der Leser gewinnt keine Einsicht.

Scheinobjektivität und Mangel an Wissenschaftlichkeit

Das Unbehagen, das der Benutzer an den vielen Stellen verspürt, an denen er sich vom Herausgeber verlassen fühlt, schlägt mindestens dort in Mißtrauen um, wo er glaubt, das Verfahren an Hand des beigefügten Dokumentationsmaterials nachprüfen zu können. Wiederum gerät dabei an erster Stelle die Phasenanalyse ins Kreuzfeuer, und zwar sowohl die Art und die Legitimierung der Phasenbildung als auch die Verknüpfung verschiedener Phasen. Die 'Editorische Notiz' verspricht: „die Kriterien, an welcher Stelle eine Phase endet, an welcher der Entwurf neu ansetzt, sind aus den Indizien des Textbefunds (Anordnung der Textsegmente, Streichungen, Schriftduktus usw.) abgeleitet“ (S. 18). Mit der in Klammer angefügten Erklärung will Sattler offenbar anzeigen, daß er den Begriff „Textbefund“ im Sinne eines graphischen Befundes versteht, sich also möglichst objektiver Kriterien bediene.

Eine Variante, die selbst für das Auge eines Laien graphisch ganz eindeutig vom Kolumnentext abgesetzt ist, findet sich in der Handschrift 'Kolomb' (307/78, S. 96): „und wunderbar / Licht“. Durch Federstärke, Schriftgröße und -duktus bilden die Wörter eine graphische Einheit, das deutliche Spatium gegenüber dem links daneben stehenden Text weist sie als Zufügung am Rand aus, der Inhalt widerspricht ihrer Zusammengehörigkeit nicht.



Die Umschrift dagegen mißachtet den Zwischenraum und schiebt die Randnotiz an bzw. in den Text zur Linken:

Wo er, als wen

Ein(e)s (Gö)der Götter eines wäre

und wunderbar

Der Menschen Geschlecht, vielleicht
(sitzend)

Licht

Vorm Kornhaus, von Sicilien her

In süßer Jugend gewohnt.

aber man kehret

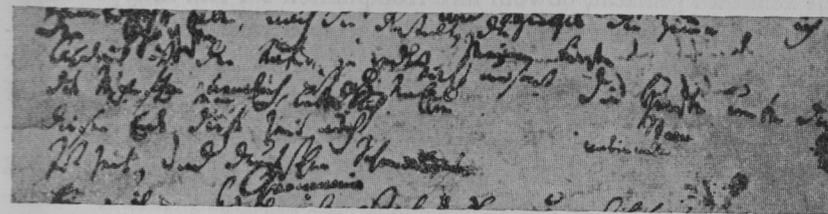
Wesentlich um, wie ein

Die Phasenanalyse gar trennt die Wörter gemäß dem Alinea und schreibt „und wunderbar“ der Phase XI, „Licht“ der Phase XII zu (S. 107). Es fehlt ein Hinweis des Herausgebers, warum er hier gegen sein angekündigtes Prinzip gelesen habe. Vielleicht wurden inhaltliche Kriterien maßgeblich, obwohl sie dem schlichten Leser verborgen bleiben. Denn die Kola „als wenn / Eins der Götter eines wäre / Der Menschen Geschlecht“ sowie „und wunderbar / Licht“ sind in sich durchaus verständlich, während Sattlers Textkompilation wohl nicht nur mir Schwierigkeiten bereitet:

Und hin nach Genua will ich
Zu erfragen Kolombos Haus
Wo er, als wenn
Eins der Götter eines wäre und wunderbar
Der Menschen Geschlecht,
In süßer Jugend gewohnt. Licht
Aber man kehret
Wesentlich um, wie ein
Bildermann, der stehet
Vorm Kornhaus, von Sicilien her vielleicht
Und die Bilder weiset der Länder
Der Großen auch
Und singet der Welt Pracht, (S. 112).

Das indirekte Bekenntnis, daß die Phasenanalyse sich nicht (überall) nach den in der 'Editorischen Notiz' einzig und allein genannten graphi-

schen Kriterien richtet, gibt der Herausgeber oder Verleger an einer anderen Stelle selbst, an der bereits erwähnten Phasenfügung „zu reden / Nicht umsonst / nationell“ (307/75, S. 75).



Der Schöpfer

Meinem Fürsten

Abdruck ist der Natur, zu reden

Nicht umsonst

De(r)s Menschen nemlich, ist der Nabel

Die Hüfte unter dem

ist des Menschen betrüblich. Aber

Dieser Erde, diese Zeit auch

Stern

Ist Zeit, und deutschen Schmelzes.

nationell

Germania

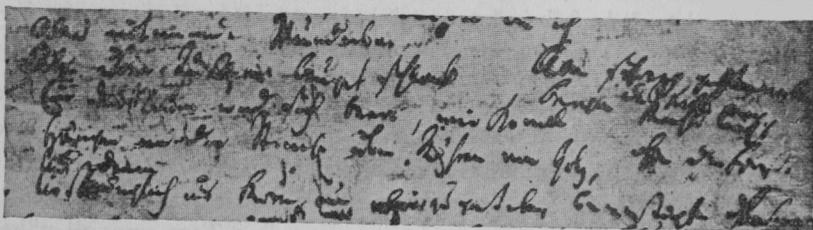
Das Kolon ist aus drei in der Handschrift gesonderten Einträgen zusammengesetzt, wobei „Nicht umsonst“ graphisch in nächster Nähe zu dem Infinitiv „zu reden“ steht, während „nationell“ für sich in einigem Abstand weiter unten am rechten Rand eingetragen ist – übrigens weiter rechts, als die Umschrift vorgibt. „Nationell“ könnte ein Stichwort sein, vielleicht in Relation zum Text im Umkreis, zum Adjektiv „deutsch“ oder zum Substantiv „Germania“ stehen. Jedenfalls ist es unmöglich, aus graphischen Indizien seine Zusammengehörigkeit mit „zu reden / Nicht umsonst“ herzuleiten.

Der Almanach 75/76 des Verlags Roter Stern wählt ausgerechnet diese Stelle als Werbung für die Ausgabe (S. 52/53) und verweist dabei auf die programmatische Absicht des Einleitungsbandes: „Für bisher als Bruchstücke oder Lesarten edierte Textteile ergeben sich neue Zusammenhänge... Wir meinen, daß unsere Lesung versucht, dem Text sinnvoll näher zu kommen“ (S. 53). Zugleich wird eingeräumt: „Trotzdem will diese Ausgabe nicht behaupten, daß ihre Lesart endgültig oder unbezweifelbar sei“ (S. 53). „Auch in der typographischen Umschrift werden wir, deutlicher als bisher nur in den Konjunkturbegründungen, durch einfache Symbole auf problematische oder zweifelhafte Lesungen aufmerksam machen“ (S. 52). So löblich das Vorhaben ist, es entlarvt, daß der Editor bei seiner Arbeit nicht so vorgegangen ist, wie er es in der 'Editorischen Notiz' angekündigt hat. Beziehen sich doch die Relativierungen, die im Almanach gegeben werden, auf die abgebildete Umschrift, die gemäß der Phasenbildung nach rein graphischen Gesichtspunkten erfolgen sollte.

Schon in dieser Transkription werden durch den gleichen fetten Druck, eine Type, die außerdem, wie oben (S. 481 f.) gezeigt, an dieser Stelle inkonsequent angewendet ist, die drei Wortgruppen hervorgehoben und als Einheit kenntlich gemacht, obwohl ihre Kompilation ein rein interpretatorischer Entscheid und zudem noch ein zugegebenermaßen unsicherer ist. Damit ist erwiesen, daß hier eine Phaseneinheit auf Grund einer vorgefaßten Deutung hergestellt wird, so daß derselbe Vorwurf auf die Frankfurter Ausgabe zurückfallen muß, den diese gegen die Stuttgarter erhebt: „Nicht selten führt eine vorgefaßte Interpretationsmeinung zu falschen Entzifferungen und Textzusammenstellungen“ (S. 17). Offenbar hat sich nur der Maßstab gewandelt, nach dem entschieden wird, was richtig oder falsch ist. Hätte der Herausgeber seiner angegebenen Methode Folge geleistet, so hätte er in Umschrift und Phasenanalyse die Wortblöcke isoliert und undeterminiert belassen müssen.

Daß es sich nicht um einen zufälligen Lapsus handelt, beweist hinlänglich eine Anzahl weiterer Beispiele allein auf dieser selben Handschriften-seite, von denen vier vorgeführt werden sollen.

Wie Phase XIII (S. 82) „Aber schwer geht neben Bergen der Frohe weg / Aus denen“²⁸ entstanden ist, verrät die Konjektur (S. 88 zu 25): „Zu ergänzen ist der am rechten Rand notierte Text ‚Aber schwer geht neben Bergen der Frohe weg‘ durch ‚Aus denen‘, das ohne erkennbaren Zusammenhang in der Textkolonne steht.“



Alles miteinander. Wunderbar

Aber über Quellen beuget schlank

Ein Nußbaum und sich Beere, wie Korall

Hängen an dem Strauche über Röhren von Holz,

Aus denen

Ursprünglich aus Korn, nun aber zu gestehen, bevestigter Gesang

Aber schwe(g)r ge(ben)ht neben

Bergen der Frohe weg

Rechts liegt

aber der Forst.

Nicht die Position der Wörter in der Handschrift, sondern ein unterschobener möglicher Gedankenzusammenhang zwischen beiden Textteilen, der aus der

²⁸ *Aus denen* erscheint fälschlich in der Phasenanalyse in normalem Druck; s. Anmerkung 19.

Interpretation des Umfeldes resultiert, wurde maßgeblich für die Konstituierung der Phase. Ein inhaltliches Kriterium wird nicht zur Stützung, sondern im Gegenteil zur Eliminierung des graphischen verwendet: Deutung contra Textbefund siegt. Dabei verbietet die Syntax keineswegs, die beiden Wörter an dem Platz zu belassen, den ihnen ihr Standort zuweist; „denen“ könnte sich als Relativpronomen auf „Röhren“ beziehen. Bezeichnend ist, daß diese Möglichkeit, die bei Beißner als Text erscheint, nicht einmal diskutiert wird. Dagegen wird „Aus denen“ in gedanklichen Bezug zu „Höhlungen“ gesetzt (offenbar zu dem Ausdruck „Löcher des Felses“, hinter dem Sattler die Phase XIII einordnet) und als ein Demonstrativpronomen angesehen, wenngleich in der Anmerkung entgegen allen grammatikalischen Regeln als „reflexive Wendung“ kategorisiert. Damit „Aus denen“ zu einem hinweisenden Pronomen am Satzende werden kann, wird dahinter vom Herausgeber in der Phasenanalyse und im Lesetext eigenmächtig und stillschweigend ein Punkt gesetzt.

Bei den drei anderen Beispielen geht es um Kompilationen zwischen Wörtern auf dieser und der nächsten Seite (307/75 und 307/76). Bildet man eine Phase aus Bestandteilen verschiedener Seiten, so ist gegenüber dem Terminus „Indizien des Textbefunds“ (sofern diese mit graphischen Kriterien definiert werden) von vornherein ein Vorbehalt am Platz; hier müßte die Ein- oder Zuweisung durch ganz besonders deutliche Zeichen erfolgen.

Bei Phase XI (S. 82) nimmt sich das folgendermaßen aus: Aus der Wortgleichheit in „ist des Menschen betrüblich. Aber“ (307/75 v. 29, S. 74) und „Herz betrüblich. / Des Menschen“ (am unteren Rand der Rückseite 307/76, S. 77) wird gefolgert, daß beide Teile folgendermaßen ineinander zu verfugen sind: „ist des Menschen Herz betrüblich“. Ferner wird angenommen, daß der 307/76 rechts neben den genannten Wörtern stehende Text anzuschließen ist. Nicht nur diese beiden Verknüpfungen, sondern auch der Wortlaut des Anschlußtextes sind Ergebnisse der Interpretation. Dieser nämlich beruht auf einem Zirkelschluß, der seinerseits auf einem fehlenden Wort aufbaut (S. 88 zu 19–22). Es wird vorausgesetzt, das Nomen „Das Schiksaal“ wäre am Phasende wiederholt worden, hätte nicht Platzmangel daran gehindert. Aus dieser Hypothese wird ein dreistufiger Entstehungsprozeß des Textes abgeleitet und demzufolge entschieden, welche Textteile als überholt, welche als gültig zu betrachten sind. Zuerst sei der abstrakte Begriff „Schiksaal“ gesetzt, dann durch eine Metapher erhellt, schließlich aus dieser Metapher wieder der Begriff „Schiksaal“ erklärt worden, wobei dieser, da fehlend, eben vom Herausgeber konjiziert wird. Wohl um die „Analyse“ mit etwas modernistisch wissenschaftlicher Patina zu verbrämen, wird der Ausdruck „der Sonne Peitsch und Zügel“ „dialektisches Bild“ genannt.

Ein Produkt des Herausgebers ist ebenfalls Phase XIV (S. 82): Da die Verse 38. 40. 42. 44 „Wunderbar / Aber über Quellen beuget schlank / Ein Nußbaum

und sich Beere, wie Korall / Hängen an dem Strauche“ keinen bruchlosen Text ergeben, nimmt Sattler nach Beißners Vorbild hinter „und“ eine Lücke an, füllt sie aber mit einer eigenen Erfindung. Er identifiziert den Strauch gemäß der Beschreibung als „Holunder“, liest die Silbe „Ho“ in der Mitte der nächsten Seite als Ansatz zu diesem Wort und schiebt es hinter „und“ ein. Der Grund zu dem Eingriff war der Herausgeberwille, die „unvollständige Aussage“ (S. 88 zu 29) zu ergänzen. Damit tut Sattler gerade das, was er sonst an Beißner kritisiert. Während er ihm vorwirft, daß er aus „Vorliebe fürs ‚Vollendete‘ ... eliminiert, was den formalen Eindruck stört“ (S. 17), fügt er ein „, was ihm für sein Formgefühl notwendig erscheint. Der Zusatz „Mglw.“, durch den er seinem Verfahren in der Phasenbildung (S. 82) und der Konjekturebegründung (S. 88 zu 29) eine Einschränkung auferlegt, beweist außerdem, daß hier ein rein interpretatorischer Entscheid vorliegt. Makaber wird dieser – das sei nebenbei erwähnt –, weil „Holunder“ in den Lesetext aufgenommen und mit einer schillernden Theorie untermauert wird. Es wird angenommen, „Holunder“ sei „etymologisches Synonym“ (!) für Hölderlins Namen, diese Hypothese wird bestätigt gesehen durch den folgenden Text, genauer gesagt, durch Sattlers Interpretation des folgenden Textes, die auf dem Umweg über ein herangezogenes Klopstock-Zitat (dort werden die Wörter „Garben“ und „Halme“ als Metaphern für den Zuwachs an Kenntnissen verwendet) die Begriffe „Korn“ und „Blumen“ als „Bildungskomponenten“ ausweisen will, da die Wendung „Neue Bildung“ als pädagogischer Begriff verstanden wird. Schließlich wird ebenfalls „Nußbaum“ als Deckname für eine historische Persönlichkeit geltend gemacht, den „Quellen“ auch philologische Bedeutung unterlegt.

Nicht weniger fantastisch ist die Schöpfung der Phase XX (S. 83) aus den letzten Zeilen auf 307/75 (endend mit den Worten „wenn Deutschland“) und dem Eintrag „Und gehet / Beim Hochzeit/reigen und Wan-/derstraus.“ im unteren Drittel der folgenden Seite²⁹. Die Konjekturebegründung (S. 89 zu 41) wirft wieder ein Schlaglicht auf das editorische Verfahren: „Mglw. ist die durch Papierverlust am unteren Blattrand unlesbare Verbform grammatikalisch aus dem verso notierten „gehete“, funktional durch Zuordnung zu den gleichfalls notierten Dativobjekten „Hochzeitreigen und Wanderstraus“ zu erschließen; wie „gehete“ zu „Wanderstraus“ gehört das verlorene Wort zu „Hochzeitreigen“. Zur Kontamination des aus Platzmangel rückseitig notierten Schlusses berechtigt neben der evidenten Funktionalität der Aussage auch ein textkritisches Moment: beide Texte sind mit gleicher sperriger Feder geschrieben.“ Das im Gegensatz zur Ankündigung in der 'Editorischen Notiz' nur als sekundär behandelte „textkritische Moment“ der sperrigen Feder verfängt nicht, da auch andere Einträge auf beiden Seiten mit sperriger Feder erfolgt sind (nach Sattler selbst die Phasen XVII–XXI), auffälligerweise auch die als Holunder

²⁹ Ob nicht an eine Beziehung von *Und gehet* zu dem Präpositionalausdruck, über dem es steht, *Mit getreuem Rücken* zu denken wäre, erwägt Sattler nicht.

gedeutete Silbe Ho. Die Ausführungen zum inhaltlichen Kriterium lassen sich nur als Verhöhnung des Lesers empfinden. Dieses wird zunächst in Form einer Hypothese eingeführt; d. h. als Möglichkeit wird eine grammatikalische und funktionale Zuordnung eines verlorenen Wortes zu einem Eintrag auf der nächsten Seite erwogen. Als Gewißheit wird beansprucht, daß das Unleserliche ein Wort, und zwar ein Verbum ist, wohingegen Beißner³⁰ von „mutmaßlich zwei Wörtern“ spricht im Hinblick auf die noch erhaltenen Oberlängen. Nun ordnet Sattler das erfundene Verbum „funktional“ den „Dativobjekten“ „Hochzeitreigen und Wanderstraus“ zu; ich nehme an, er meine, das verlorene Verbum erfordere eine Dativergänzung. Allerdings handelt es sich bei den beiden Substantiven gar nicht um Dativobjekte, sondern um Präpositionalausdrücke, also um Präpositionalobjekte oder Adverbialien: „Beim Hochzeitreigen und Wanderstraus“. Im ersten Satz der Konjektur also wird etwas Nichtexistentes (Verbum) als gesichert behauptet, daran eine Hypothese geknüpft und diese auf einem grammatikalischen Fehlverständnis aufgebaut. Der Satz hinter dem Strichpunkt enthält in der Aussageweise einer Behauptung eine durch nichts begründbare Fiktion, die logisch unmöglich ist. (Es kann nicht paarweise je eines von zwei Verben zu je einem von zwei Präpositionalausdrücken gehören.) Im nächsten Satz schließlich wird das reine Fantasieprodukt „evidente Funktionalität der Aussage“ getauft.

Vergewissert man sich in der Abteilung 'Konjekturen', nach welchen Kriterien der Herausgeber die Verknüpfung zwischen verschiedenen Phasen vorgenommen hat, wie er also die Nahtstelle bestimmt hat, an der z. B. ein Eintrag am Rand in den Kolumnentext einzufügen sei, so findet man graphische und inhaltliche Argumente.

Die Untersuchung der graphischen Indizien ergibt, daß Sattler offenbar Tintenzeichen je nach Ermessen zu diesem oder jenem Einweiszeichen erklärt, so daß hier nur Pseudoindizien vorliegen.

Bei 'Das Nächste Beste' (307/73, S. 22) werden als textkritische Anhaltspunkte Zeichen hinter „Olivenland“ und „Fremde“ geltend gemacht (S. 32 zu 11. 12), welche die Fugstellen markieren sollen. Nicht nur der Leser würde diese für Kommata halten, sondern auch Sattler verzeichnet sie in seiner Transkription als solche, d. h. er deutet dieselben Striche okkasionell je nach Bedarf anders.

Unerwiesen, da unbelegt, bleibt die Auslegung des Schrägstrichs über dem letzten Vers des Entwurfs 'Der Adler' (339/3, S. 45), der als Tilgung dieser „syntaktisch unvollständigen Zeile“ (S. 49) aufgefaßt wird, so daß diese nicht im Lesetext erscheint. Tut sich da nicht etwa auch die an Beißner getadelte „Vorliebe fürs ‚Vollendete‘“ kund?

Bei 'Kolomb' (307/77, S. 95) wird eine undefinierbare Tintenspur über dem Beginn des Artikels „ein“ (v. 43) als Zeichen für die Verschiebung des Aus-

³⁰ St. A. II 2, S. 888.

drucks „ein Menschenbild“ in die vorhergehende Zeile gedeutet (S. 116 zu 17), wobei aus der Streichung des Adjektivs „wohlgestimmt“ geschlossen wird, der gesamte Ausdruck „Als auf dem wohlgestimmten Saitenspiel“ werde damit getilgt.

Bei dem zweiten unter dem Titel 'Apriorität des Individuellen' gedruckten Text (307/76, S. 76) werden zur Verknüpfung der Phasen II/III mit VI/VII (S. 79) inhaltliche Erwägungen mit einer Interpunktionsvariante verquickt (S. 85 zu 1–4 und 4). Eine Satzzeichenänderung hinter „Ein linkisches“ (Komma statt Punkt), die in der Transkription nicht aufgeführt ist (dort steht lediglich ein Punkt), wird als Indiz dafür gewertet, daß die Wörter an die Stelle von „Jo Bacche“ rücken, offenbar deshalb, weil nach dem Ausruf auch ein Komma steht. Das Argument ist weder be- noch widerlegbar, es ist schlechterdings nichtig. Nicht anders verhält es sich mit dem inhaltlichen Schluß, zwischen den beiden Notizen „Heidnisches“ und „ein linkisches“ bestehe eine Korrespondenz. Sollte diese im normalen Sprachgebrauch nicht ersichtliche Zuordnung bei Hölderlin am Platze sein, so wäre wieder eine Klärung mit einigen Belegen vonnöten. Weshalb ist außerdem die Tilgung mit dem Bacchus-Anruf zu beenden, während der anschließende Text weiterzugelten hat? Offensichtlich stellt doch dieser Eintrag eine Anspielung auf die 'Bacchen' des Euripides dar, so daß die Motive Bacchus-Anruf, „der Hände Geschick“ und „Rache“ unbedingt zusammengehören. Bei der Rache, die Agaue und der Schwarm der Bacchantinnen an Pentheus ausüben, wird als Besonderheit hervorgehoben, daß die Frauen ohne Waffen mit bloßen Händen den Feind gefangen und zerfleischt haben³¹.

Zu 307/75 (S. 75) wird die Einordnung des am rechten Seitenrand notierten Satzes „Rechts liegt / aber der Forst.“, der als „Texterweiterung“ interpretiert wird, mit der Bemerkung gestützt: „Ein unter ‚Allda‘ gesetzter, kräftiger Punkt bezeichnet mglw. die Textbeziehung“ (S. 88 zu 27). Beim Blick auf die Handschriftenreproduktion jedoch kann man nicht umhin, den angeblichen Punkt für einen Tintenklecks zu halten, der nicht der einzige auf dieser Seite sowie auf anderen ist.

Dasselbe Verfahren, nur im umgekehrten Sinn, wiederholt sich bei 'Kolomb' (307/81, S. 101). Ein als Punkt gedeuteter Klecks unter der französischen Randnotiz (S. 117 zu 90) soll diese als Fortsetzung der rechts danebenstehenden Zeilen ausweisen. Nicht nur daß an den zahlreichen übrigen Stellen, an denen Sattler eine Umfunktionierung nicht brauchen kann, Tintenflecken keine Textfunktion erhalten: woher weiß er bei nur einem einzigen Zeichen (gewöhnlich benötigten Einweisungen eine Korrespondenz), welche Randnotiz einer „bepunkteten“ Stelle zugewiesen oder wohin eine solche verpflanzt werden soll?

Wiederum auf der Seite 307/75 (S. 75) – sie ist fast Zeile für Zeile problema-

³¹ Eurip. Bacch. 1202–1210; zum dominierenden Motiv der Hände in dieser Tragödie s. 736. 738. 745. 941–944. 949. 1053. 1109. 1125. 1135 f. 1140. 1237. 1245.

tisch – wird die Angliederung der Phase XVI (S. 82) „und kehre' in Hahnenschrei / den Augenblick des Triumphs“ an einen Eintrag auf der rechten Seitenpalte durch einen doppelten Ausweis dem Scheine nach hinreichend legitimiert: „Für die Anfügung des später über dem Entwurfsbeginn notierten Satzeschlusses ... spricht, neben dem antithetischen Sinnzusammenhang, auch die grammatikalische Korrespondenz zwischen ‚Richt‘ und ‚kehr‘; deren gemeinsames Subjekt das unten stehende ‚ich‘ ist.“ (S. 88 zu 14.) Zunächst ist zu fragen, was die Notiz am oberen Rand als Satzschluß ausweist. (Der in der Phase und im Lesetext gesetzte Punkt ist konjiziert.) Wahrscheinlich habe nicht nur ich Mühe, überhaupt einen Sinnzusammenhang, geschweige denn einen antithetischen, zwischen den beiden nunmehr verkoppelten Sätzen zu finden:

Indessen aber an meinem Schatten

Richt' ich und Spiegel die Zinne

Meinem Fürsten

Die Hüfte unter dem Stern und kehre' in Hahnenschrei

Den Augenblick des Triumphs. (S. 86.)

Hier ruft die ängstliche Andeutung nach einer Erklärung des Herausgebers. Das grammatikalische Argument ist bedenklich: Nur weil „kehr“ apostrophiert ist, wird es in Zusammenhang gebracht mit dem zweiten apostrophierten Verbum „richt“ auf derselben Seite. Eine erste Person „ich“ als Subjekt zu „kehr“ zu fordern, ist nicht zwingend, eine dritte (im Konjunktiv Präsens) sowie eine zweite im Imperativ wären grammatikalisch ebenso gerechtfertigt. Nach Reißner stünde sogar die dritte Person im Satz, da er „der Augenblick“, nicht „den Augenblick“ liest. Gerade weil die Endung des Artikels in der Handschrift zweideutig geschrieben ist, wäre besondere Vorsicht geboten. Doch billigen wir den Akkusativ zu, nehmen wir an, „kehr“ sei eine 1. Person: welcher großzügiger Spielraum für Kombinationen, wenn bereits die gleiche Verbform genügt, um zwei eine halbe Seite weit voneinander getrennte Verben miteinander in Relation zu setzen! Als eine Vermutung wäre diese Verbindung akzeptabel; indes wird ihr so große Wahrscheinlichkeit zugebilligt, daß sie sogar in den Lesetext Eingang findet.

Derartige Prinzipien der Textverknüpfung gelten nicht nur im kleinen für Einzelphasen. Ganze Gedichttexte werden auf diese Weise miteinander in genetische Beziehung gebracht.

So besagt zu dem Gedicht 'Lebensalter', das nur als Druckfassung im 'Taschenbuch für das Jahr 1805' erhalten ist, die Anmerkung zu 1–4 (S. 53): „Die Übereinstimmung der Diktion in der Rede der vor der Sintflut geretteten Tiere in ‚Der Adler‘ V. 22: ‚Wo wollen wir bleiben?‘ mit der Anrufung der verwüsteten Städte zu Beginn des gedruckten Fragments legt einen ursprünglichen Textzusammenhang nahe (vgl. ‚Der Adler‘ Ph. A. III).“ Die Anfangsverse von Lebensalter lauten:

„Ihr Städte des Euphraths!
Ihr Gassen von Palmyra!
Ihr Säulenwälder in der Ebne der Wüste,
Was seid ihr?“

Die Frage in dem Entwurf 'Der Adler' wird mit der elegischen Klage in einem ganz anderen Gedicht nur auf Grund der Diktion in Zusammenhang gebracht, ohne daß untersucht wird, ob der eine Text auch inhaltlich seinen Platz im anderen haben könnte. Die erste Folgerung besteht in der Rekonstruktion der Entstehungsgeschichte von 'Lebensalter', nämlich der Bestimmung des (nicht erhaltenen) Blatts mit dem (nicht erhaltenen) Entwurf: „Textentwurf auf einem mglw. dem Doppelblatt 339³² beigelegten Blatt“ (S. 52 als I. Phase verzeichnet). Der archivalische Befund zeigt keine Spur solcher beigelegten Blätter. Als zweite Folgerung wird aus dieser Hypothese abgeleitet, daß die Überschrift 'Lebensalter' ein Synonym für Adler(?) sei und eine „Chiffre des wandernden Weltgeists“ (Fortsetzung der Anmerkung S. 53) und damit, daß sie sekundär, in der zweiten Phase hinzugefügt worden sei. Als weitere Konsequenz muß die These über die Gedichtgenese auch in die Phasenanalyse des Entwurfs 'Der Adler' eingehen, so daß dort noch einmal die Kommentare erscheinen: „Vmtl. Fortsetzung auf einem separaten, zwischen 339/2 und 3 liegenden Blatt.“ (S. 46 zu Phase II) und: „Vmtl. Entwurf des später mit der Überschrift 'Lebensalter' gedruckten Textes.“ (Zu Phase III.) Mit dem Einbezug des oben auf 339/3 (S. 45) stehenden Wortes „Reh“ hängt sich ein neues Glied einer Vermutung ein: „Die Notiz ‚Reh‘ ist jedoch auch textkonzipierend für den dann erst nach Ph. IV entstandenen Entwurf 'Lebensalter' aufzufassen. Das Wort ‚Reh‘ erscheint im hymnischen Spätwerk nur an diesen beiden Stellen.“ (Zu Phase IV.) Hier wird also eine Theorie, die immerhin nicht weniger als die Entstehungsgeschichte zweier Gedichte umfaßt, auf einem Fundament von Mutmaßungen aufgebaut, das nicht einmal durch ein einziges stichhaltiges philologisches Argument gestützt ist. (Unglücklicherweise ist das einzige philologische Mittel, das eingesetzt wird, nämlich die Wortstatistik, gerade unzutreffend angewandt. Wenn ein Wort nur zweimal in einem gewissen Zeitraum verwendet wird, heißt das nicht, daß beide Stellen genetisch zusammengehören.) Vermutungen werden weder durch affirmativen Stil noch durch Akkumulation zu Tatsachen.

Dieselbe wissenschaftliche Unbefangenheit erlaubt es dem Herausgeber, das Wort „Germania“ (307/75, S. 75) kurzerhand als „Ansatz zu 'Germanien'“ zu deuten (S. 80 zu Phase I), vielleicht nur auf Grund der Wortähnlichkeit, sie erlaubt ebenso die Hypothese, besagtes Stichwort „Reh“ könne der Titel eines selbständigen Entwurfs sein (S. 46), und die These, das Gedicht 'Der Winkel von Hahrdr' sei aus dem Entwurf 'Das Nächste Beste' abzuleiten (S. 38)³³.

³² Blatt mit dem Entwurf 'Der Adler'.

³³ S. W. Binder, Votum zur Diskussion der Frankfurter Hölderlin-Ausgabe, in diesem Jahrbuch S. 515.

Nach solchen Kunststücken scheint es kaum noch verwunderlich, daß eine Phasenbildung, die doch angeblich nur den „Indizien des Textbefunds“ folgt, auch für Gedichte hergestellt werden kann, von denen keine einzige Handschrift existiert, sondern die nur im Druck überliefert sind. Ein groteskes Beispiel dafür bietet die detaillierte fünfphasige Aufschlüsselung des Gedichts 'Der Winkel von Hahrdr' (S. 38). Es mag amüsant sein, die Mutmaßungen des Herausgebers über die Genesis eines Gedichts zu beobachten; diese aber in einer hist.-krit. Ausgabe unter dem Terminus Phasenanalyse, der als objektiv und wissenschaftlich eingeführt ist, zu präsentieren, zeugt von reichlichem Selbstvertrauen.

Ob Sattler inzwischen sein Konzept der Phasenanalyse dahingehend geändert hat, daß er noch mehr Subjektivität einbringen will, oder ob er nunmehr nur das schon im Einleitungsband eingeschlagene Verfahren offen beim Namen nennt, ist mir nicht ganz klar. Jedenfalls weist er jetzt die Phasenanalyse dem „interpretativen Teil der Ausgabe“ zu, der „lediglich als Leitfaden in einem Möglichkeitslabyrinth mit mehreren Ausgängen“ diene³⁴.

*

Fassen wir die Mängel zusammen, die uns beim Blick auf die Arbeitsweise des Herausgebers gestört haben:

1. Unexaktheit;
2. beschränkte Kontrollierbarkeit wegen Informationslücken;
3. Diskrepanz zwischen Programm und Verwirklichung der Editions-methode;
4. Primat der Fantasie vor der Philologie;
5. Verschleierung des Subjektivismus.

Sattler ist sich des hohen Grades seiner Subjektivität durchaus bewußt, hält diese aber für legitimiert wegen der Beigabe der Faksimiles³⁵. Im Unterschied dazu bin ich der Auffassung, daß Reproduktionen den Editor nicht der Pflicht entheben, sich philologischer Sachlichkeit, Klarheit und Genauigkeit zu bedienen und angesichts der höchst diffizilen Handschriftenlage seine Entscheide möglichst transparent zu machen. Anderenfalls entwickelt sich eine Pseudoobjektivität, die nur von einer winzigen Schicht von Benutzern, wohl in der Regel von Fachleuten, entlarvt werden kann, während der editorisch weniger versierte Leser in Verwirrung oder eher in Abhängigkeit gerät.

Im folgenden soll nunmehr die Editions-methode als solche ins Auge gefaßt, ihre Relevanz und logische Schlüssigkeit untersucht werden.

³⁴ S. in diesem Jahrbuch S. 120 und 128.

³⁵ S. in diesem Jahrbuch S. 120.

Die Phasenanalyse ist nicht etwa nur, wie man beim Blättern meinen könnte, ein Bestandteil neben anderen, sondern das zentrale Herzstück der gesamten Ausgabe. Ihre Aufgabe besteht bei jedem Gedicht darin, der Genese aller handschriftlichen Textteile eine relative Chronologie zu verleihen, „eine zeitlich lineare Struktur“ eines Textes zu liefern, wie der Editor schreibt (S. 18). Damit aber wird sie auch zur Basis der Transkription, in der durch Typenunterschied ebenfalls zeitlich verschiedene Textstufen evident gemacht werden sollen, sowie zur Grundlage für den vom Herausgeber konstituierten Text, der sich aus den jeweils letztgültigen Lesarten zusammensetzt; sie wird also zur maßgeblichen Instanz der gesamten Edition. Untersucht man die Phasenanalyse genau, so zeigt sich, daß sie sich insgesamt drei Aufgaben gestellt hat:

1. die Bildung einer Phase, die durch „Entwirrung“ verschiedener an einem Ort eingetragener Textteile, also durch Analyse, erfolgen kann oder durch Synthese verschiedener in der Handschrift an unterschiedlichen Orten stehender Elemente;
2. die Anordnung der Phasen gemäß ihrer chronologischen Entstehung, beginnend mit der frühesten, endend mit der spätesten;
3. die inhaltliche Verknüpfung der Phasen als Textänderungen oder Texterweiterungen unabhängig von der Zeit ihrer Entstehung.

Gegenüber jedem Punkt eines solchen theoretischen Konzepts erheben sich prinzipielle Bedenken:

1. Erlaubt die Handschrift eine eindeutige Phasenbildung?
2. Ist es überhaupt möglich, bei einem längeren, gar mehrseitigen Gedicht eine fundierte zeitliche Relation zwischen den Änderungen herzustellen, die an unterschiedlichen Orten oder auf verschiedenen Seiten stehen?
3. Gewährleistet die Handschrift eine objektive Verknüpfung der Phasen zu einem fortlaufenden Text z. B. auch für Einträge an den Seitenrändern?

Ein Entscheid auf diese Fragen läßt sich nur individuell für jeden Schriftsteller gesondert fällen je nach seinen Schreibgewohnheiten. Eine sichere Phaseinteilung gelingt dann, wenn in einer Handschrift hinreichende graphische Unterscheidungsmerkmale vorliegen. Eine zeitliche Staffelung von Korrekturen ist vollziehbar, sofern diese einzeln durch graphische Unterschiede oder durch eindeutige inhaltliche Bezüge (Konsequenzänderungen) datierbar sind. Eine zuverlässige Phasenverknüpfung ist gewährleistet, wenn die Nahtstellen zwischen Urtext und Varianten (auch den Einträgen an den Seitenrändern) durch Hinweiszeichen markiert sind.

Die Handschriften des Homburger Folioheftes erfüllen diese drei Anforderungen in hohem Maße nicht, so daß die Adäquatheit der Methode für diese Blätter in Frage gestellt werden muß.

Gewiß ist Sattlers Grundidee ausgezeichnet, den Entstehungsprozeß eines Gedichts gleichsam Wort für Wort nachzuvollziehen, statt – wie es Beißner tut – bestimmte Stadien der Genese als erste, zweite oder dritte Fassung festzuhalten und damit zu versteinern, die Restbestände aber auszugliedern³⁶. Doch die konkrete Verwirklichung muß um so mehr scheitern, je mehr sie ins Detail geht. Je größer die Vollkommenheit einer Phasenanalyse vorliegender Prägung scheint, desto kleiner muß sie sein. Ob aufs Ganze gesehen Beißners Methode, nur im groben graphisch unterscheidbare Schichten voneinander zu trennen, mehr Fehler birgt als Sattlers Versuch, die Genese in allen Einzelheiten zu rekonstruieren, bliebe zu untersuchen.

Jeder Nachvollzug einer Textgenese ist naturgemäß an die Subjektivität des Editors gebunden. Doch den Hölderlinschen Entwürfen fehlen zu viele Eindeutigkeiten, als daß man auf weite Strecken anders als durch bloße Vermutungen und Spekulationen eine Theorie der Genese bilden könnte. So vermochte Sattler seine Idee nur dadurch zu „retten“, daß er das mit den üblichen philologischen Mitteln nicht Durchführbare durch ein reiches Maß an Inspiration und Divination zu erzwingen suchte.

Daß die Phasenbildung sowohl bei analytischem als auch bei synthetischem Vorgehen vielerorts nicht nach graphischen Indizien hergestellt wurde, weil sie nach ihnen gar nicht hergestellt werden kann, haben wir gesehen. Die Definition, welche Varianten und Randnotizen Texterweiterungen oder Textänderungen sind, und die Bestimmung, wo Notate in den Text einzufügen sind, muß bei vorliegendem Handschriftenmaterial weitgehend Interpretation bleiben. Wie es sogar um die Beweiskraft der an einigen Stellen angeblich in der Handschrift gelieferten Markierungen steht, wurde gezeigt. Nicht weniger verbietet oft der undeutliche graphische Befund die zeitliche Einordnung der Phasen, zumal eine chronologische Zuordnung von Einträgen auf verschiedenen Handschriftenseiten.

Diese Crux hat in der Edition zu Widersprüchen geführt. Während die 'Editorische Notiz' erwarten läßt, daß alle Phasen eines Gedichts fortlaufend in chronologischer Reihenfolge durchgezählt werden, ist der Herausgeber bei der zeitlichen Ortung der Zusätze und Einträge meist seitenweise vorgegangen. Der offensichtliche Behelf setzt die bewußte oder un-

³⁶ Daß man an Hölderlins Spätwerk nur mit einem Konzept, welches das Prozessuale einfängt, herangehen kann, weiß man schon seit langem, besonders seit W. Binders und A. Kellerlats Edition der 'Friedensfeier' und ihrer Vorstufen.

bewußte Überzeugung voraus, der Dichter habe seine Entwürfe sukzessive von vorne nach hinten überarbeitet. Ist ein solches Korrekturvorgehen schon für die Interlinearbearbeitung eines mehrseitigen Entwurfs fraglich, um wieviel mehr bei Einträgen und Notaten am Seitenrand, die nicht als Varianten oder Korrekturen, sondern z. B. als technische Anweisungen, als Fixierungen pro memoria, als Keimwörter für künftige Bearbeitungen zu gelten haben. Hier suggeriert die Editions-methode eine Arbeitsmethode des Dichters Hölderlin, die nicht nur unbeweisbar, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach sogar falsch ist.

Daß eine Durchnummerierung der Phasen bei großenteils seitenweiser Behandlung der Korrekturen oft nicht die tatsächliche Chronologie der Einträge wiedergeben kann, ist selbstverständlich. Darüber hinaus offenbaren gerade die Relativierungen, die auch für den Herausgeber vielfach nötig werden, die mangelnde Logik des Systems.

So wird etwa im Entwurf 'Kolomb' das griechische Pindarzitāt als letzte Phase, als Phase XXI (S. 110) beziffert, weil es ein Eintrag auf der letzten Seite ist, während ein Zusatz besagt: „vmtl. später als der linksbündig notierte Entwurf aus Phase I“. Die Nummer wäre also zwischen II und XXI austauschbar, ist damit an sich irrelevant. Ähnlich, um nur noch eine der zahlreichen Stellen zu nennen, bei dem Gedicht 'Das Nächste Beste', wenn zwei Einträge, die sich durch gleichartige Federdicke von der übrigen Schrift abheben und als möglicherweise gleichzeitig zu erkennen geben, einmal als Phase VIII (S. 27), zum anderen als letzte Phase (ausgedruckt VIII, recte wohl XVIII, S. 29) erscheinen, nur weil sie auf verschiedenen Manuskriptseiten stehen, wobei ihre Zusammengehörigkeit durch Zusätze kenntlich gemacht werden muß (bei VIII: „vmtl. noch nach XVI“; bei recte XVIII: „im Duktus der letzten Erweiterungen Phase VIII“), oder wenn zu Phase IX, der Grundschicht auf der zweiten Seite (307/74), erwogen wird: „mglw. noch vor Ph. IV–VI der vorherigen Seite notiert.“ (S. 27.)

Wie dieser Schwierigkeit zu begegnen wäre, sollte neu überdacht werden. Eine durchlaufende Zählung, die chronologische Signifikanz beansprucht, wird sich immer als problematisch erweisen. Zudem wird die Gefahr einer Verfälschung oder subjektiven Ausdeutung um so größer, je detaillierter die Einordnung vorgenommen wird. Den Gegebenheiten angemessener wäre es gewiß, auf die Einordnung aller Phasen zu verzichten und nur diejenigen in eine relative Chronologie zu setzen, bei denen es graphische oder inhaltliche Kriterien eindeutig erlauben.

Wenn nunmehr, wie zitiert, Sattler selbst den Zuverlässigkeitsgrad seiner Analysen derart relativiert, daß er in ihnen nicht mehr als einen Vorschlag unter verschiedenen möglichen sieht (wobei wir jetzt dahingestellt

sein lassen, ob die vorgeschlagenen Lösungen an zahlreichen Stellen überhaupt ernsthaft zu erwägende Möglichkeiten sind), so drängt sich die Frage auf, warum er sie dann in einer hist.-krit. Ausgabe präsentiert, die doch naturgemäß den höchstmöglichen wissenschaftlichen Anspruch erhebt, warum er sich nicht mit den Umschriften bescheidet, um seinen Lesern noch mehr Freiheit für eigenständige Denkprozesse zu gewähren.

Transkription

Selbst die Qualität der Transkription scheint mir gerade dadurch gemindert, daß sie möglichst viele Aufgaben erfüllen will. Zwar behauptet Sattler³⁷, daß aus ihr die Deutung weitgehend ferngehalten sei, aber der Proband vermittelt einen anderen Eindruck. Wird die Umschrift als Umsetzung der schwer lesbaren Handschrift in Druck zum Abbild, so leistet sie daneben durch die typographisch unterschiedenen Schichten, welche einerseits drei zeitlich verschiedene Textstufen verdeutlichen, andererseits zugehörigen von nicht zugehörigem Text trennen, eine Interpretation der Gedichtgenese sowie des Textbestandes.

Die chronologische Einordnung der Textteile gründet zum Teil auf der Phasenanalyse, die, wie gesehen, eben nicht nur graphischen Kriterien folgt. Dies bedeutet, daß sich mögliche Fehler in der Phasenanalyse auch auf die Transkription auswirken können. Als Derivat der Phasenanalyse kann die Umschrift in diesen Fällen keine Kontrollfunktion über diese übernehmen. So besteht die Gefahr, daß sich der Leser irreführen läßt. Bei dem oben genannten Beispiel etwa „zu reden / Nicht umsonst / nationell“ könnte er dem Fettdruck der Transkription vertrauen, der die Wörter einander zuweist, im Glauben, allein die Qualität der Reproduktion hindere ihn, auch seinerseits diese Wörter als graphische Einheit (z. B. durch Tintenfärbung) zu erkennen. Er kann sich dann überzeugen, daß in der Phasenanalyse der Editor gemäß Umschrift „richtig“ gelesen hat, und mag zufrieden sein, daß der konstituierte Lesetext diese aus der Handschrift evident gewordene Sachlage wiedergibt. Daß es sich indes genau umgekehrt verhält, die Deutung am Anfang stand und die Phase Produkt der Einbildungskraft des Herausgebers ist, haben wir gesehen.

Indes, die chronologische Schichtung der Transkription hängt eben nur teilweise von der Phasenanalyse ab, oder anders ausgedrückt, sie stimmt nur zu einem Teil mit ihr überein, zu einem anderen Teil aber ent-

³⁷ S. in diesem Jahrbuch S. 126.

wickelt sie sich selbständig bzw. geradezu im Widerspruch zu ihr. Daß der theoretische Ansatz „Die schon in der Umschrift durch unterschiedliche Type bezeichneten Entwurfsschichten sind zumeist nochmals in Einzelphasen aufgelöst“ (S. 18, gemeint in der Phasenanalyse) in der Praxis nicht durchgehalten worden ist, habe ich eingangs (S. 481 f.) anhand der dritten Entwurfsschicht nachgewiesen.

Die methodische Crux wurzelt darin, daß Sattler nicht definiert, welche Bezugsgröße er für seine drei Entwurfsschichten der Transkription ansetzt: eine Zeile, eine Seite, die Gesamtheit eines Entwurfs? Aus der Angabe in der 'Editorischen Notiz' wäre am ehesten auf ein seitenweises Vorgehen zu schließen, das als solches bereits problematisch sein müßte. Sie lautet: „Dem Faksimile der Handschrift steht eine typographische Umschrift gegenüber. Diese unterscheidet die wichtigsten Textstufen durch unterschiedliche Schriftarten, und zwar so, daß die früheste Textphase in magerer, die späteste in fetter Type erscheint“ (S. 18). Die seitenweise Neuansetzung der drei Schichten steht offenbar dahinter, wenn beim Übergang von 307/91 (S. 59) zu 307/92 (S. 60) innerhalb der gleichen Phase die Type gewechselt wird (S. 58/61). Doch diesem Prinzip widerspricht die Behandlung verschiedener anderer Stellen, z. B. gleich auf derselben Seite (307/91) die der Wörter „so erkrank(t)et“ (v. 20) in Normaldruck, wo doch der Eintrag mit Sicherheit im Zusammenhang mit der von Hölderlin durch senkrechte Striche abgeteilten rechten Kolumne erfolgt ist und auch von Sattler in der Phasenanalyse (S. 65 f.) so qualifiziert wird. An dieser Stelle scheint der Bezugspunkt der Schichten eine Zeile bzw. der Eintrag am rechten Rand zu sein. Offenbar wurde überhaupt kein einheitliches Prinzip durchgehalten, sondern auf verschiedenen Seiten, ja selbst an verschiedenen Einzelstellen verschieden verfahren.

Diese Divergenzen, die sich bereits zwischen den verschiedenen Umschriftenseiten auf Grund der uneinheitlichen Methode ergeben, potenzieren sich dadurch, daß eine derartige in sich variante Transkription in chronologische Korrespondenz zu einer Phasenanalyse gesetzt wird, welche die Änderungen unter dem Blickpunkt der inhaltlichen Entwicklung in der Regel seitenweise verfolgt.

Dem kann nur durch saubere Definition abgeholfen werden. Erstens dürfte ein einheitlicher Maßstab für die drei Entwurfsschichten der Umschrift unumgänglich sein. Zweitens sollte entweder, wie angekündigt, der Bezug von Transkription und Phasenanalyse im Sinne eines chronologischen Grob- und Feinrasters durchgehend exakt gewahrt bleiben, oder beide Teile müßten streng voneinander getrennt und nach jeweils neu bestimmten Kriterien gesondert behandelt werden (z. B. die Transkription

nach Seiten, die Phasenanalyse nach dem gesamten Textbestand eines Entwurfs).

Ebenfalls bedenklich scheint die Absonderung „nicht zugehöriger“ Texte. Schon der Terminus „nicht zugehörig“ ist wenig glücklich, da er als solcher offenläßt, wozu der jeweilige Text nicht gehört. Die 'Editorische Notiz' präzisiert: „Schmallaufende Schrift kennzeichnet nicht zum jeweils edierten Entwurf gehörenden Text.“ (S. 18) Ist damit der Text gemeint, der nicht in Sattlers Lesetext eingegangen ist? Offenbar nicht, denn einerseits gehören zu den Elementen, die nicht in den konstituierten Text integriert sind, auch Passagen, die in der Transkription der frühesten und mittleren Entwurfsschicht zugewiesen werden, andererseits ist schmallaufender Text auch in den Lesetext eingegangen³⁸. Oder ist Text gemeint, der als bloßes Notat nicht Bestandteil der poetischen Textur sein kann? Doch wird schmallaufende Schrift der Transkription in der Phasenanalyse durchaus in die Textgenese einbezogen. Textelemente, die in der Umschrift in schmaler Grotesk normal erscheinen, werden in der Gedichtentwicklung z. B. als „Erstes Konzept“ oder „Entwurf“ einer Stelle eingestuft³⁹, Zeilen, die in der Transkription durch schmale Grotesk fett abgesetzt sind, z. B. als „Texterweiterung“ oder „Schluß“⁴⁰. Wieder eine Unstimmigkeit zwischen Programm und Ausführung.

Eine Kontrolle der mit schmaler Type gedruckten Bestandteile ergibt, daß sie sowohl Notate sein können, die nicht Elemente der Gedichttextur sind⁴¹, als insbesondere Textbestände, die zwar zum poetischen Text gehören, aber nicht zur umliegenden Schicht gerechnet werden. In den meisten Fällen einer solchen schmalen Grotesk-Type ist die Transkription nicht aus sich heraus verständlich, sondern es kann nur mit Hilfe der Erläuterung in der Phasenanalyse herausgefunden werden, ob sich die Nichtzugehörigkeit auf das Gedicht als Ganzes bezieht oder nur auf eine bestimmte Schicht innerhalb des Gedichts, und auch da ist noch zu untersuchen, ob auf die früheste, die mittlere oder spätere Entwurfsschicht.

Ist der Begriff der Zugehörigkeit als solcher schon nicht sauber definiert, so bleibt es oft rätselhaft, nach welchem Kriterium er verliehen wird.

³⁸ Z. B. 307/76, S. 76 und 77 die als Phase XI (S. 82) bezeichneten Verse und ebenda aus Phase XX (S. 83) der Ausdruck „Und gehet / Beim Hochzeit/reigen und Wan-/derstraus.“

³⁹ 307/74, S. 24 und 25 die als Phase IX und X (S. 27 f.) bezeichneten Verse.

⁴⁰ 307/76, Phase XI (S. 82) und Phase XX (S. 83 zu v. 27, 29–31).

⁴¹ Z. B. 307/74, S. 24 und 25 späterer Eintrag am oberen Rand, Phase recte XVIII, S. 29; 307/77, S. 94 und 95 Einträge am rechten Rand, Phase III–V, S. 106; 307/90, S. 72 und 73 Text auf der linken Spalte, von Sattler als offenbar eigenes Gedichtfragment ausgesondert (S. 78).

Plausibel ist es, wenn etwa die Fügung „Die apriorität des Individuellen / Über das Ganze“ (307/75, S. 74) als „Bemerkung zur poetischen Struktur des Entwurfs“ (S. 81, Phase VII) von der Textur ausgeklammert und durch schmale Grotteske als „nicht zugehörig“ qualifiziert wird. (Ein Wagnis allerdings, sie in Abkürzung zum Titel einer Fragmentkompilation zu erheben!) Weshalb aber wird beim Entwurf 'Kolomb' (307/77, S. 94) die Notiz „Flibustiers, Entdecksreisen / als Versuche den (orbis) hesperischen / orbis, im (Gegensatz) gegen den / o(b)rbis der Alten zu bestimmen.“, die doch gleichermaßen als Bemerkung zur poetischen Struktur verstanden werden muß und auch in der Phasenanalyse als „Randnotiz“ (S. 106, Phase II) bezeichnet ist, in die mittlere Entwurfsschicht aufgenommen, ja sogar, wenn auch nur in Klammern, in den Lesetext versetzt (S. 111)? Weshalb werden auf der übernächsten Seite (307/79, S. 98) die französischen Zitate ebenfalls in die mittlere Entwurfsschicht und den Lesetext (S. 113) erhoben, weshalb das Stichwort „apocalyptic“ (307/81, S. 100) in die spätere Entwurfsschicht und den Lesetext (S. 114) gesetzt, indem es als Fortsetzung des davorstehenden Satzes „Das bist du ganz in deiner Schönheit“ gewertet wird, obwohl dieser als Zeileneinheit bereits den Abschluß der vorhergehenden Seite bildet (307/79)? Weshalb werden die Anweisungen „Hyostasierung des vorigen / orbis“ und „Naitevete der Wissenscha“ (307/81, S. 100, beidemal in der Handschrift eine Verschreibung) als spätere Entwurfsschicht qualifiziert und in den konstituierten Text (S. 114) aufgenommen?

Je befremdender das Verfahren des Editors anmutet, desto drängender wird der Wunsch des Lesers, die Umschrift frei von Interpretation zu sehen. Da in der Phasenanalyse ohnehin die Deutung des Herausgebers zum Ausdruck kommt, wäre es ein Gewinn, wenn sich die Umschrift auf die Abbildfunktion beschränkte. Die Bedeutung verschiedener Typen sollte sich damit bescheiden, graphische Unterschiede zu signalisieren, sollte auf die chronologische Unterscheidung verschiedener Entwurfsschichten und die zweifelhafte Differenzierung zwischen zugehörig und nicht zugehörig verzichten. Der Leser könnte freier an den Text herangehen und müßte nicht erst den vorgeprägten Raster überwinden, bevor er sich zu einer eigenen Ansicht durchringen kann.

Lesetext

Der Editor rühmt: „Die Textsynthese darf um so kühner sein, je offener sie sich der Kritik stellt.“ (S. 19) Zunächst läßt sich voll unterstreichen, daß verschiedentlich die Charakterisierung „kühn“ nur allzu treffend ist. Zu nennen wären etwa die soeben aufgeführten Stellen, an denen Rand-

glossen in den Lesetext integriert wurden. Wer den konstituierten Text 'Kolomb' oder Teile des sogenannten Entwurfs 'Apriorität des Individuellen' (S. 86 f.) liest in der Meinung, diese Fassung sei von Hölderlin je so beabsichtigt gewesen, muß überzeugt sein, ein Dokument für die geistige Umnachtung des Dichters vor sich zu haben. Von einer „Schärfe der Bewußtheit“ in Hölderlins Werk, „die nicht umsonst in Deutschland weitgehend unverstanden blieb“, wie es auf dem Umschlag des Bandes heißt, ist hier nichts zu spüren. An solchen Stellen ist zu bezweifeln, daß der Herausgeber dem Benutzer der Ausgabe überhaupt Kommunikation, geschweige denn Verständnis ermöglicht hat. Er hätte zumindest seine Deutung in Anmerkung mitliefern müssen, damit der Leser herausfinden kann, welche ihm unverständlichen Sattler/Hölderlin-Verse den neu entdeckten Geist erkennen lassen.

Sattlers unbefangene Kühnheit, die ängstliche Texte hervorzaubert, beruht meiner Meinung nach unter anderem auf einem folgenschweren begrifflichen Mißverständnis. Die 'Editorische Notiz' besagt: „Wo ein Text nicht in Reinschrift oder im Druck überliefert ist, gibt der konstituierte Text die letzte Intention des Entwurfs wieder“ (S. 19). Damit greift der Herausgeber ein Prinzip auf, das in der Editionstheorie Schule gemacht hat und für eine Reihe von Schriftstellern völlig adäquat ist. Wenn etwa C. F. Meyer eine Handschrift überarbeitet, so stellt die neu gewonnene Fassung in der Regel die derzeit letztgültige dar, sie repräsentiert also einen jeweiligen Endstand, die jeweils letzte Intention des Dichters.

Völlig anders ist das bei der Arbeitsweise des späten Hölderlin. Wenn der Dichter z. B. als Erinnerungsstütze für eine künftige Bearbeitung an den Rand eines Blattes schreibt „Hy<p>ostasierung des vorigen/orbis“ (307/81, S. 101), so wird es doch niemals seine Intention gewesen sein, diesen Wortlaut so in einen poetischen Kontext aufzunehmen.

Bei Handschriftenbefunden wie denen des Homburger Folioheftes einen Lesetext herzustellen, ist an sich problematisch; es durch eine Mixtur der verschiedenartigsten Einträge zu versuchen, scheint geradezu absurd. Denn erstens läßt es sich an vielen Stellen nicht klären, ob die Notate bereits ausformulierter Gedichttext oder nur poetologische Bemerkungen sind. Zweitens bleibt es äußerst fraglich, ob bei einer Einarbeitung der späteren Einträge in den früheren Text dieser auch tatsächlich seinen ursprünglichen und auf dem Blatt noch fixierten Wortlaut behalten hätte, ob also eine bloße Verschmelzung der verschiedenen Phasen im vorliegenden Wortlaut überhaupt eine Intention des Dichters war.

Ein Entwurf Hölderlins zeigt keinen für die vorliegende Stufe in sich abgeschlossenen, zusammenlesbaren, also letztgültigen Text, höchstens

eine Textur, die aus der Vergangenheit stammende Elemente und für die Zukunft gedachte Hinweise enthält, damit keine präsentisch letzte, sondern bestenfalls eine futurische, d. h. sich erst in Zukunft verwirklichende Intention.

Es bleibt die Frage, warum Sattler überhaupt einen Lesetext hergestellt hat, obwohl diese Fixierung doch streng genommen seinem begrüßenswerten System, gerade das Prozessuale und nicht Endgültige bei Hölderlin aufzudecken, zuwiderläuft. Inzwischen hat er offenbar selbst die Problematik seiner konstituierten Texte eingesehen und deshalb angekündigt, im weiteren würden als Lesetexte nur noch von Hölderlin selber abgeschlossene Werkkomplexe ediert⁴². Dies wäre, wissenschaftlich betrachtet, eine wesentliche Verbesserung gegenüber dem Probeband. Doch fragt es sich, ob dieser gute Vorsatz mit dem Ziel einer Volksausgabe zu vereinbaren ist, bei der doch der Leser, der Laie, einen Anspruch auf einen lesbaren Text erhebt. Denn ein neuer Lesertyp dürfte auch durch die Frankfurter Ausgabe kaum erschaffen werden.

Der Gegenentwurf zur Stuttgarter Ausgabe

Das Anliegen des Einleitungsbandes der Frankfurter Ausgabe ist es, nicht nur die neue Edition vorzustellen, sondern auch ihre Notwendigkeit gegenüber der Stuttgarter zu erweisen. Bei der Beschäftigung mit dem Band stellt es sich allerdings – welch tragische Ironie! – heraus, daß gerade durch die Frankfurter Ausgabe die Stuttgarter einen neuen Stellenwert, eine neue Berechtigung erhält. Sieht sich doch der Benutzer, vor allem der Wissenschaftler, bei seinen Aporien fortlaufend gezwungen, zur Reißnerschen Ausgabe zu greifen, um sich dort Rat und Rückendeckung in seinen Zweifeln zu holen.

Sattlers Kritik an Reißner in seiner 'Editorischen Notiz' (S. 17) ist zum Teil gewiß berechtigt. „Die Trennung von Text und Lesarten“, die „Form der Textzergliederung“, der Abdruck einzelner „Textvorstufen“ als „Fassungen“ sind in der Tat Editionsprinzipien, die – darüber ist sich die Fachwelt heute einig – den Hölderlinschen Handschriften oft nicht gerecht werden. Inwieweit Sattlers Methode und die Art ihrer Ausführung demgegenüber eine Verbesserung bedeuten, bleibe dem eigenen Urteil eines jeden anheimgestellt.

Die beiden weiteren Vorwürfe, die durch scharfe Diktion besonders

profiliert sind, fallen auf Sattler selbst zurück. Wenn Reißner bei der Herstellung des Lesetexts die Einträge in die Lesarten verbannt oder als eigene Bruchstücke abdruckt, die sich in den Kontext nicht einfügen lassen, so geht durch diese Dissoziierung sowohl der Prozeßcharakter der Genese als auch eine vorhandene gegenseitige Relation der Textteile verloren. Wenn dagegen Sattler versucht, so viele Textbestandteile wie nur möglich gewaltsam aneinanderzupressen, so leistet er damit dem Dichter Hölderlin keinen Dienst. Amorphität gepaart mit Obskurität als Gegenentwurf zu einem angeblich „nachklassischen Formidol“ ist vielleicht als Reaktion des Neuerers Sattler erklärbar, aber als Ausweis der Intention Hölderlins nicht vertretbar.

Der letzte Angriff, der Reißner einer „vorgefaßten Interpretationsmeinung“ zeiht, ihm also damit nichts anderes als Manipulation vorwirft, kehrt sich gerade bei dem vorgeführten Beispiel – eine groteske Situation! – gegen Sattler selbst. Kann man doch für seine neue Textverknüpfung, welche Reißners angebliche Textentstellung korrigieren soll, beim besten Willen kein wissenschaftliches Kriterium finden. Aus dem Schriftbild des reproduzierten Textausschnitts ist nicht ersichtlich, daß „Wissenschaft“ als ‚verlorne Liebe‘ apostrophiert“ wird. Sattler will offenbar durch die Beigabe des Faksimiles von vornherein beim Leser jeden Verdacht, hier könne nicht mit höchster Sorgfalt und Objektivität verfahren sein, ausschalten. Die Behandlung des Textes aber, die sich unter dem Alibi, das die Reproduktion gewähren soll, vollzieht, ist beispiellos.

Das Zeichen vor „Wissenschaft“, das Reißner als Komma liest und das jeder unvoreingenommene Betrachter, auch nach Prüfung der Hölderlinschen Schreibgewohnheiten, als ein (wenn auch sperrig geratenes) Komma akzeptieren würde, ist von Sattler zu einem „gegen den Duktus geneigten Strich“ umfunktioniert worden. Reißners Wiedergabe wird als „scheinbar geringfügige Fehlesung“ gezeißelt, während es völlig evident ist, daß das Zeichen, mag es sein, was es will, jedenfalls kein „gegen den Duktus geneigter Strich“ sein kann, der eine Trennwand zwischen „Ein alter Gedanke“ und „Wissenschaft“ bilden sollte. Doch selbst wenn es ein trennender Schrägstrich wäre, wäre dann dieser bereits ein hinreichendes Kriterium, mit dem sich die Zusammengehörigkeit der beiden räumlich distanzierten Textteile legitimieren ließe?

Zur Umdeutung kommt außerdem eine Unterschlagung hinzu: Daß nämlich der Ausschnitt noch zwei weitere, vielleicht gedanklich aufeinander bezogene Einträge enthält („Der Turniere“, „Rosse, scheu und feucht“), übergeht Sattler, da diese Fügungen seine Behauptung in Frage stellen könnten. Indes ist Reißners vorgeschlagene Kombination des Aus-

⁴² S. in diesem Jahrbuch S. 127.

drucks „und verlorne Liebe“, der auch nach Sattler der ersten Schicht dieses Passus angehört, mit dem Genitivattribut „Der Turniere“, das innerhalb der nachfolgenden zweiten Zeile den ersten Eintrag darstellt, durchaus wenigstens einer Erwägung wert⁴³.

Schließlich stellt Sattler die These auf, in dem Entwurf „Und mitzufühlen das Leben...“, dem die vorgeführte Stelle entstammt, sei zuvor „der Gegensatz von szientifischer und poetischer Erkenntnis“ „entfaltet“. Diese These, die auch bei gründlichem Studium des Entwurfs nicht nachvollziehbar ist, aber von Sattler in apodiktischer Selbstverständlichkeit vorgetragen wird, hätte wahrlich einer detaillierten Erläuterung bedurft. Es läßt sich der Verdacht nicht unterdrücken, daß Sattlers Deutung aus einem Vorverständnis, in unserem Fall einem ideologischen Vorverständnis, hervorgeht und daß Hölderlins Worte zu Garanten für Sattlers Hölderlinverständnis gemacht werden.

Allein die Tatsache, daß Sattler einem bekannten Forscher Unwissenschaftlichkeit vorwirft und ihn damit schwerstens beschuldigt, es aber gleichzeitig nicht der Mühe wert erachtet, seine Anklage und Gegenthese zu fundieren, ja es wagt, den Leser zum Zeugen eines solchen Verfahrens zu machen, gibt eine erschreckende Einsicht in die Methoden, mit denen hier Wissenschaft betrieben wird. Soll sich so das Pindarwort bewahrheiten, das der Editor sich im Einleitungsband zum Motto setzt: „Gegen den Feindlichen / Als Feind seiend, des Wolfs Recht sez ich mir vor, / Anders anderswo wandelnd, auf krummen⁴⁴ Pfaden.“?

Leider vollzieht sich insgesamt die Auseinandersetzung mit Beißner eher nach dem Ritus politischer Verunglimpfung als nach der philologischen Notwendigkeit wissenschaftlicher Sachlichkeit. Wird Beißner in der 'Editorischen Notiz' durch literarhistorische Klassifizierung zum ideologischen Feind abgestempelt, so soll seine Arbeit durch die Diktion disqualifiziert statt durch Argumente widerlegt werden. Wem nützt es, wenn Sattler fast eine Seite lang Beißners Anmerkung zu 'Das Nächste Beste' (fehlerhaft) zitiert mit dem zynischen Hinweis: „Wie weit sich die Erläuterungen der St.A. vom Text entfernen, soll der zusammenhängende Abdruck der Ausdeutung des Schlußteils von 'Das Nächste Beste' belegen“ (S. 35 f.), wenn er aber mit keinem einzigen Wort erklärt, weshalb und worin Beißner unrecht habe, wenn Sattler keinen einzigen Gegenbeweis antritt, es sei denn, er werte seine eigenen dunklen Anmerkungen (S. 33 zu 57–62,

⁴³ St.A. II 1, S. 249.

⁴⁴ In „krumm“ (σκολιός) steckt auch im Griechischen in solchem Zusammenhang zugleich der übertragene Sinn „ungerecht“.

63–68, siehe oben S. 484 f.) als einen solchen. Wenn er bei 'Kolomb' die Frage, weshalb Beißner sich auf den Abdruck der Grundschicht beschränkt, überhaupt nicht diskutiert, will er damit offensichtlich Beißners Vorgehen, für dessen Vorsicht der Leser des Sattler-Textes dankbar ist, als indiskutabel bloßstellen (S. 117).

Nach den triumphalen Ankündigungen auf dem Einbanddeckel erwartet man neue scharfsinnige Lesungen, die eine noch unbekannte Seite Hölderlins und neue Dokumente für seine „Schärfe der Bewußtheit“ offenbaren. Von den unter fünf Titeln aufgeführten Entwürfen ('Das Nächste Beste', 'Der Adler', 'Mnemosyne', 'Apriorität des Individuellen', 'Kolomb') bieten die als 'Apriorität des Individuellen' betitelten Texte 2 (S. 84 f.) und 3 (S. 86 f.) und 'Kolomb' (S. 111–115) extrem neue Kombinationen, wenn auch nicht neue Lesarten, bei den übrigen Texten sind die Wortdifferenzen zu Beißners edierten Texten eher bescheiden. Klarheit und Aufschluß erhält der Leser bei kaum einer der neuen Kombinationen; den meisten sieht er sich mit dem Gefühl der Unsicherheit, der Ablehnung oder Verärgerung gegenüber, auf die neu entstandenen Lesetexte hätte er gerne verzichtet. Wie sich das Neuartige in den folgenden Bänden ausnehmen und welchen Stellenwert es beanspruchen wird, nachdem Sattler nunmehr bei Entwürfen auf seine Konstituierung eines Lesetextes verzichten will, bleibt abzuwarten.

Zu den unglücklichsten Entscheidungen des Herausgebers gehört es, dadurch Aufsehen erregen und damit die Notwendigkeit seiner Ausgabe legitimieren zu wollen, daß er Hölderlin zum Revolutionär stilisiert. Am Ende einer eingehenden Prüfung aller Abweichungen zwischen den von Sattler und von Beißner konstituierten Texten steht die Frage: Wo ist der neue, der revolutionäre Hölderlin? Wird er geboren durch Sattlers Konjektur: „Vorwärts wogend (statt *Hs* wiegend) aber und rückwärts wollen wir / Nicht sehn.“ (S. 84)? Zumindest die im Einleitungsband edierten Texte geben so gut wie nichts für eine politische Ausdeutung her. Wenn Sattler zu der kontextlosen Randnotiz „Theresienstraß“ bei 'Das Nächste Beste' bemerkt: „Mglw. zielt die Notiz politisch-sarkastisch auf die Donauebene als österreichische Heerstraße, zuletzt in den Koalitionskriegen gegen Frankreich.“ (S. 29), wenn er beim Gedicht 'Der Winkel von Hahrdt' die Wendung „Nicht gar unmündig“ auf die Kultur der Zeit beziehen möchte (S. 38), wenn er bei 'Apriorität des Individuellen' versucht, das Notat „Werber! keine Polaken sind wir“ „mit den Teilungen Polens“ und „dem Usurpator Napoleon“ in Zusammenhang zu bringen (S. 83), so mögen diese Deutungen anfechtbar sein; doch selbst wenn man

sie zubilligt, was wird dadurch erreicht? Läßt sich damit Hölderlin zum politischen Akteur, zum Genossen stempeln?

Welche Anstrengungen nötig sind, politisch Revolutionäres aus Hölderlin heraus- oder in ihn hineinzulesen, zeigt gerade die eine Stelle, an der Sattler seine Interpretation demonstrieren will, der Schluß der 'Editorischen Notiz' – ein wahrer Paukenschlag (in Normaldruck mit weitem Zeilenabstand im Gegensatz zu dem vorhergehenden Kleindruck). Es geht um das Wort „Die apriorität des Individuellen / über das Ganze“, das in der Konjektur zur Stelle noch politisch indifferent gedeutet wird mit den Worten „das individuelle Schicksal steht bezeichnend für das Allgemeine“ (S. 87), wobei dem Begriff „Apriorität“ offenbar eine Sinnfärbung in Richtung auf Abbildcharakter verliehen wird. Im Vorwort dagegen, in dem Hölderlin politische Relevanz erhalten soll, heißt es: „Hölderlins späte Notiz 'Die Apriorität des Individuellen über das Ganze' umreißt einen revolutionären Zusammenhang: das Individuelle spiegelt nicht nur das Ganze, es behauptet seine Autonomie gegen den Herrschaftsanspruch des Allgemeinen. Das Heilige mit all seinen Namen, das Hölderlins Gesang dem Mißbrauch entwindet, steht für jene Freiheit. Die Schwierigkeit, die Hölderlins Texte dem Verständnis entgegensetzen, entspricht der Schwierigkeit, Zwang und Normen abzuwerfen. Die Mühe Hölderlin zu verstehen, gleicht darum jener, die keiner schon hinter sich hat.“ (S. 19).

Überdenken wir die Sätze, falls es für einen Leser ohne divinatorisches Talent möglich ist, sich ihnen zu nähern! Der philosophische Begriff Apriorität hat weder etwas mit Spiegelung zu tun noch mit Autonomie oder Freiheit. Nur mit Hilfe solcher Begriffsverschiebungen aber vermag Sattler den Satz zum Fundament der neuen Theorie zu verwerten. Außerdem setzt er dabei stillschweigend voraus, daß das Notat auf dem Handschriftenblatt als eine Behauptung und normative, allgemein gültige Auffassung Hölderlins zu beurteilen ist⁴⁵. In der 'Biographischen Übersicht' gar macht er ein Eintreten Hölderlins für den „individuellen Widerstand gegen die Herrschaft allgemeiner Verblendung“ geltend (S. 11). Ist diese Formulierung – sie erscheint ebenso ohne Stellennachweis wie die wörtlichen Hölderlin-Zitate dieses Kapitels – eine neue Ausprägung besagter Notiz? Wenn dem so ist, wird im Handumdrehen „apriorität“ zu „Widerstand“ (man beachte die Wandlung von Spiegelung über Autonomie zu Widerstand!), der undeterminierte Begriff „das Ganze“ wird spezifiziert

⁴⁵ Zu Hölderlins Gedanken über das Verhältnis zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen vgl. seinen Brief an Isaak von Sinclair vom 24. Dez. 1798, St.A. VI 1, S. 300, Z. 41 ff.

zu „allgemeiner Verblendung“, ein Kunststück, das dann tatsächlich nur durch Verzicht auf einen Quellennachweis geliefert werden könnte.

Um noch kurz die beiden letzten Sätze des Zitats zu streifen: Gewiß rührt die Schwierigkeit des Hölderlinverständnisses von dem alle Normen sprengenden poetischen Verfahren des Dichters her. Nur gelingt das Verständnis leider nicht mit dem einfachen Mittel, „Zwang und Normen abzuwerfen“. Denn Hölderlins Eigenart liegt gerade nicht im Abschütteln und Negieren der Tradition und des historisch Gewachsenen, sondern in der höchst eigentümlichen Art der Aneignung und Anverwandlung, in der Selbstfindung auf dem Weg über das Fremde, wie die Forschung hinlänglich gezeigt hat.

Poetisch mutet der unverbindliche Vergleich im letzten Satz an. (Sattler beherrscht in seinem Vorwort meisterhaft die Kunst, Formulierungen zu schöpfen, die sich, da vage, schillernd, unkonkret und unpräzis, auch der Festlegbarkeit entziehen.) Der Vergleich spielt offenbar auf Brechts Gedicht 'Wahrnehmung' (v. 4 f.) an: „Die Mühen der Gebirge liegen hinter uns / Vor uns liegen die Mühen der Ebenen.“ – Zeilen, die ihrerseits wieder dem bekannten Revolutions-Gleichnis Lenins vom Besteigen hoher Berge⁴⁶ verpflichtet sind. Doch was will dieser Satz besagen? Sollte die Mühe, Hölderlin verstehen zu können, der eines revolutionären Umsturzes gleichen, so wird sie doch dadurch nicht einfacher werden. Weder bahnt eine politische oder eine kulturelle Revolution einen leichteren Weg zu Hölderlin noch bahnt ein besseres Hölderlinverständnis einen leichteren Weg zur Revolution. Gewiß unterzöge sich Sattler nicht der Fron der Editionsarbeit, wenn ihn nicht enthusiastische Hoffnungen beflügelten, die er selbst mit der Emphase eines neuen vates verkündet: „Wenn wahr ist, was Hölderlin sagt: wenn sein Gesang nicht irgend etwas von dem Stromgeist hat und wenn dieses Land einem Gewässer gleicht, weder Land noch Wasser, das stagniert und fault, dann wollen wir diesem in Sümpfen steigenden Strom ein Bett graben und warten, was geschieht.“⁴⁷ Sollte das Warten vergeblich sein, dieses Ziel der Frankfurter Ausgabe eine Utopie?

⁴⁶ Lenin, Werke, ins Deutsche übertragen nach der 4. russischen Ausgabe, besorgt vom Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED, Berlin, Bd. 31, 1959, S. 56 und Bd. 33, 1962, S. 188–190.

⁴⁷ S. in diesem Jahrbuch S. 122.

Votum zur Diskussion der Frankfurter Hölderlin-Ausgabe¹

Von

Wolfgang Binder

Seit einigen Jahrzehnten ist man sich darüber im klaren, daß der Herausgeber neuerer Texte vor einer anderen Aufgabe steht als der Herausgeber antiker oder mittelalterlicher Texte. Er hat nicht aus einer mehr oder weniger breit gefächerten Überlieferung rückwärts einen verlorenen Urtext zu rekonstruieren, sondern er hat den Entstehungsprozeß einer Dichtung vorwärts zu konstruieren, dann jedenfalls, wenn sich Vorstufen dieser Dichtung oder andere Spuren ihrer Entstehung erhalten haben.

Dieser Erkenntnis konsequent Rechnung zu tragen, war eines der Verdienste der Großen Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe. Bisher hatte man die Vorstufen eines endgültigen Textes nach klassisch-philologischem Vorbild in Fußnoten zu jeder einzelnen Stelle mitgeteilt, man hatte sie in Hunderte von Einzelaktionen aufgelöst. Welche Lesarten jedoch sachlich und zeitlich zusammengehören, also eine Konzeptionsstufe innerhalb des Entstehungsprozesses bilden, mußte sich der Leser anhand der Sigla, der Herkunftszeichen der einzelnen Varianten, selber zurechtlegen. Zu voller Sicherheit kam er desto weniger, je verwickelter die Verhältnisse lagen, und ein Bild des Entstehungsvorgangs im ganzen zu gewinnen, war ohne Wegleitung des Herausgebers bisweilen unmöglich. Aus dieser Verlegenheit befreite ihn die Stuttgarter Ausgabe (StA); sie stellt in ihrem Apparat den Entstehungsprozeß einer Dichtung lückenlos und optisch einprägsam dar.

Indessen haften ihrem Verfahren bestimmte Mängel an, von denen drei genannt seien. Sie gibt nicht den handschriftlichen Befund, sondern vom Herausgeber aus dem Befund erschlossene Textstufen wieder, die häufig nicht erkennen lassen, was in der Handschrift steht. Dieser Fall tritt namentlich dann ein, wenn bei Änderungen nicht nur die geänderten Wörter, sondern der schon bestehende Kontext mitgeteilt wird, dem sie eingefügt worden sind. Dann erscheint dieser Kontext, weil er bereits für eine frühere Textstufe notiert war, zweimal, obwohl er nur einmal in der

¹ Vorgetragen in einer von den Studenten der Germanistik in Zürich am 13. Februar 1976 veranstalteten Präsentation der Frankfurter Ausgabe durch ihren Herausgeber. Das Votum ist auf Wunsch der Studenten ausgearbeitet worden.

Handschrift steht. Da aber solche rein editorischen Wiederholungen nicht als Wiederholungen kenntlich gemacht sind, kann man nicht feststellen, ob sie vom Herausgeber oder vielleicht doch vom Autor stammen. Mit anderen Worten: im Apparat der StA kann, je nach der Anzahl der Varianten in seiner Nachbarschaft, ein Wort, das Hölderlin nur einmal niedergeschrieben hat, drei-, vier- und fünfmal auftauchen. Das erleichtert das Lesen, verdeckt aber den Sachverhalt, aus dem der Leser vielleicht andere Schlüsse zöge und dessen editorische Verwertung er jedenfalls möchte nachprüfen können.

Ein zweites Bedenken richtet sich gegen die Feststellung autorisierter Textfassungen in Vorstufen. Zu Hölderlins Eigenarten gehört nämlich, daß er für ein Wort oder eine Wendung, die ihm nicht gefällt, oft nicht nur eine, sondern mehrere Ersatzwendungen notiert, keine aber als die gültige kennzeichnet. Sie bleiben gleichberechtigt nebeneinander stehen und dienen offenbar als Auswahlmöglichkeiten für eine spätere Bearbeitung der Partie, wie denn auch mehrmals aus einer solchen hervorgeht. Die StA hingegen entscheidet sich stets für eine Möglichkeit, und zwar für die zuletzt niedergeschriebene – aus ihrer Stelle auf dem Blatt läßt sich die Reihenfolge der Varianten meist unschwer erkennen –, weil sie das Prinzip verfolgt, auch Vorstufen zu lesbaren Texten abzurunden. Damit verdeckt sie die grundsätzliche Offenheit Hölderlinischer Entwürfe, sie autorisiert die Wendung, die Hölderlin zufällig zuletzt eingefallen ist und keinen Vorrang vor den anderen besitzt.

Damit hängt drittens und im großen die Konstruktion von Fassungen zusammen. Zu einer Fassung gehört, nach dem Wortverstand, eine Konzeption und eine sprachlich-poetische Realisierung dieser Konzeption, die ein Gedicht als Gedicht erkennen lassen. Nehmen Textlücken oder andere Unfertigkeiten ein Außmaß an, das Sinn und Gestalt des Gedichts nicht mehr erkennen läßt, dann kann man rechtens auch nicht von einer Fassung sprechen. Nun gibt es in Hölderlins Werk echte Fassungen, z. B. 'Elegie' – 'Menons Klagen' oder 'Der gefesselte Strom' – 'Ganymed'. Aber die Mehrzahl der von der StA „Fassung“ genannten Texte sind keine solchen, sondern aus einem permanenten Entstehungs- und Umwandlungsprozeß künstlich ausgegliederte Zwischenbilanzen, deren innere Zusammengehörigkeit manchmal fraglich und deren Bestand im Augenblick der Fixierung durch den Herausgeber schon überholt ist. Die StA wird dem „panta rhei“ der Hölderlinischen Entwurfsarbeit nicht gerecht, sie verwandelt in abgeschlossene Stufen, was in Wahrheit ständige Metamorphose fließender Substanzen ist.

Aus diesen kritischen Überlegungen ergibt sich: Ehe man den Entste-

lungsvorgang eines Textes darstellt, muß man die Handschrift abbilden. Man muß eine Umschrift, einen diplomatischen Abdruck herstellen, der Wörter, Lücken, Streichungen, Änderungen in ihrer räumlichen Verteilung auf der handschriftlichen Seite so genau wiedergibt, als dies im Druck möglich ist. Es empfiehlt sich, eine Photographie der Handschrift beizugeben, damit der Leser gegebenenfalls die Umschrift prüfen kann. Aus diesem handschriftlichen Befund ist dann, in einem zweiten Schritt, die Entstehung des Gedichts zu entwickeln. Welches Verfahren man dazu wählt, hängt vom Aussehen der Handschrift und auch von der Erfindungsgabe des Herausgebers ab; ohne gelegentliche Beschreibung mit Worten zur Ergänzung des graphischen Systems wird es, jedenfalls bei verwickelten Befunden, kaum abgehen. Und schließlich wird der Herausgeber gegen sein natürliches Bedürfnis oft darauf verzichten müssen, in Vorstufen gültige Lesungen und abgeschlossene Fassungen zu fixieren.

Nach diesen Grundsätzen haben Alfred Kellertat und ich 1959 die 'Friedensfeier' und ihre Vorstufen herausgegeben (Schriften der Hölderlin-Gesellschaft, Band 2): Photographie, Umschrift, Darstellung des Entstehungsvorgangs in der Form der Beschreibung und eines graphischen Schemas. Dasselbe habe ich 1962 in Ergänzung eines Aufsatzes von Werner Kirchner mit der Ode 'Der Frieden' noch einmal versucht (Hölderlin-Jahrbuch, Band 12); die Umschrift konnte aus finanziellen Gründen nicht gedruckt werden, indessen ist die Photographie der Handschrift leicht zu lesen.

Dieser Methode folgt prinzipiell auch die Frankfurter Ausgabe, von der bisher der Einleitungsband, hg. von D. E. Sattler 1975, vorliegt. Man hätte von einer Ausgabe, die sich eine historisch-kritische nennt, erwarten können, daß sie ihre methodische Anregung erwähnt und sich nicht den Anschein gibt, ihr Verfahren aus dem Nichts entwickelt zu haben.

Was nun ihre Umschriften betrifft, so haben sie den Vorzug, mit mehr als zwei Schrifttypen zu arbeiten, mit denen sich die 'Friedensfeier'-Edition behelfen mußte; auf diese Weise lassen sich die Schichten der Niederschrift besser sondern (die verwendeten Schrifttypen stimmen nicht durchweg mit der Liste der Schrifttypen auf S. 20 überein). Die Photographien sind jedoch so beschaffen, daß man sie an schwierigen Stellen nicht lesen kann und blindlings der Umschrift vertrauen muß. Zur Kontrolle kann man dann nur die StA heranziehen, in der man aber, ihres Systems wegen, die Stelle mühsam suchen muß. Den Entstehungsprozeß eines Gedichts stellt die Frankfurter Ausgabe anders als die 'Friedensfeier'-Edition dar: nicht beschreibend, sondern durch Textdruck, gegliedert nach Stufen, innerhalb deren wieder Früheres und Spä-

teres unterschieden werden können. Diese Stufen oder Phasen fassen im allgemeinen mehr zusammen als die der StA, die oft nur einen oder zwei Verse samt ihren Änderungen mitteilt. Man ist dann häufig im Zweifel, ob eine Änderung in einer Partie mit einer solchen in der nächsten etwas zu tun hat oder eine Sache für sich ist. Die Großgliederung in Fassungen behebt diesen Übelstand nur teilweise. In dieser Hinsicht scheint das Verfahren der Frankfurter Ausgabe günstiger. Was jedoch zu Beginn einer Phase erläuternd gesagt wird, ist in den meisten Fällen so knapp ausgedrückt, daß man das Argument des Herausgebers nicht erkennt. Ein Satz z. B. wie „Fortsetzung im Anschluß an Phase VII“ genügt nicht. Man schaut sich die Handschrift an, hat man Glück, so versteht man, warum der Herausgeber diesen Anschluß herstellt, oft denkt man: es könnte auch anders sein. In solchen Fällen hilft nur eine ausführlichere Darlegung, die klar sagt, warum so und nicht anders. Was in der Abteilung „Konjekturen“ mitgeteilt wird, trägt bisweilen die vermißte Erläuterung nach, meistens muß man dem Herausgeber auf Treu und Glauben folgen. Es käme aber darauf an, den Entstehungsprozeß eines Textes in allen Teilen nachprüfbar darzustellen; nur so würde ein wirklicher Fortschritt gegenüber der StA erzielt.

Auf Photographie, Umschrift und Phasenanalyse folgt dann ein Klar-
text, der Lesetext genannt wird. Da es sich in den meisten Gedichten des Einleitungsbandes um Entwürfe handelt, gibt dieser Lesetext, wie es heißt, die „letzte Intention des Entwurfs“ und seine „letzte Bearbeitung“ wieder. Angenommen nun, aus dem handschriftlichen Material dieser oft wirr durcheinander geschriebenen Entwürfe lasse sich wirklich ein letzter und letztgemeinter Zustand zweifelsfrei eruieren – in manchen Fällen ist dies durchaus nicht sicher – so konstituiert dieser Lesetext nur wieder eine Fassung nach Art der StA, von deren Fragwürdigkeit soeben die Rede war. Es wird die Existenz eines Resultates suggeriert, das beim ständigen Fluß der Hölderlinischen Entwurfsarbeit kein Resultat sein kann und nur so erscheint, weil Hölderlin den Entwurf weggelegt oder weil seine Weiterarbeit sich nicht erhalten hat. Die Ausgabe widerspricht ihrer eigenen Intention, Texte im „prozessualen Zusammenhang“ ihrer Entstehung darzubieten, wenn sie den Prozeß zuletzt zu einem Lesetext gerinnen läßt. Aus diesem Grund hatte die 'Friedensfeier'-Edition auf eine Lesetextfassung der Vorstufen verzichtet. – Schließlich folgt ein Textvergleich mit der StA, der Abweichungen von dieser notiert.

Es empfiehlt sich nun, die Edition eines bestimmten Gedichtes anzusehen, weil man dabei von der Lesung des einzelnen Wortes bis zur Re-

konstruktion des gesamten Textes und allfälligen Interpretationen einen Querschnitt durch das Verfahren und die Absichten der Frankfurter Ausgabe erhält. Ein möglichst einfacher Fall eignet sich hierzu am besten; die Wahl ist auf das Gedicht 'Der Winkel von Hahrdt' gefallen, S. 37 bis 40 der Frankfurter Ausgabe. Vorauszuschicken ist, daß von diesem Gedicht keine Handschrift existiert; es ist nur aus seinem Erstdruck in einem Taschenbuch von 1805 bekannt.

Zunächst ist festzustellen, daß Klartext und Textvergleich mit der StA Fehler enthalten. Von diesen ist vermutlich einer ein Druckfehler, obwohl er in der Liste der Errata nicht aufgeführt ist (Punkt statt Komma in V. 5 des Textvergleichs). Die anderen sind folgende: in Klartext und Textvergleich „sinnt, über dem“ statt „über den Fußtritt“, im Klartext „Bereit, am übrigen“ statt „an übrigem Orte“. Hierbei muß es sich um Lesefehler des Herausgebers handeln; denn sie ergeben keinen Unsinn wie Druckfehler, sondern sie setzen Hölderlins eigenartigen Wortlaut in konventionelles Deutsch um und verändern damit den Sinn seiner Aussagen. „Über dem Fußtritt“ ist eine bloße Ortsangabe, „über den Fußtritt“ macht den Fußtritt zum Objekt des Sinnens. Und die mit gutem Grund unbestimmte Ortsangabe „an übrigem Orte“ wird durch „am übrigen Orte“ in eine bestimmte verwandelt, wie sie der Sprachgebrauch erwartet, aber der Sinnzusammenhang des Gedichts verbietet. Es stellt sich die Frage, welches Zutrauen man zu einer kritischen Ausgabe haben kann, die nicht imstande ist, ein kurzes Gedicht von 9 Versen aus einer gedruckten Vorlage richtig abzdrukken; denn eine Handschrift existiert, wie gesagt, nicht².

Ferner überträgt der Klartext zwei Wörter des Erstdrucks in die gewöhnliche Schreibweise Hölderlins (nemlich, Schiksaal) und notiert diese als Konjekturen, zwei andere schreibt er jedoch gegen diese in der Schreibweise der StA (Fußtritt, groß statt Fustritt, gross). Warum diese Inkonsequenz? Entweder rekonstruiert man die vermutlich originale Schreibweise ganz oder gar nicht, und richtiger wäre: gar nicht. Wenn keine Handschrift vorliegt, gibt der Herausgeber den Erstdruck buchstaben genau wieder und teilt alles, was nach seiner Meinung in der Handschrift anders gestanden haben muß, im Apparat mit. Es könnte ja noch mehr im Erstdruck nicht stimmen, das sich seiner Kenntnis entzieht. Was die Frankfurter Ausgabe druckt, ist ein mixtum compositum aus

² In der Diskussion wies der Herausgeber auf Zeitdruck und Nacharbeit hin. Diese Leistung mag anerkennenswert sein, solange er seinen Band „historisch-kritische Ausgabe“ nennt, wird er am Maßstab einer solchen gemessen. Er selbst billigt ändern, denen er glaubt Fehler nachweisen zu können, auch keine mildernden Umstände zu.

einem handschriftlich nicht zu sichernden Text und einer mutmaßlich originalen Schreibweise, die aber nur halb durchgeführt wird.

Dann die Phasenanalyse. Da keine handschriftlichen Vorstufen des Gedichts erhalten sind, steht man vor der Frage, mit welchen Mitteln eine Entstehungsgeschichte erstellt werden soll. Der Herausgeber unterscheidet fünf Phasen.

Die erste Phase bilden fünf Satzfragmente aus dem Entwurf 'Das Nächste Beste', die als „Konzept“ des 'Winkels von Hahrdt' bezeichnet werden. Worin ihre Beziehung zu diesem besteht, wird nicht gesagt. Einzusehen ist sie bei zweien, bei den Wörtern „der Winkel“ und bei der Wortgruppe „und wo die Knaben gespielt“. Den „Winkel“ hatte schon Beißner auf den 'Winkel von Hahrdt' bezogen. Daß der Herausgeber bei den spielenden Knaben jenen Brief Hölderlins an den Bruder von 1796 im Auge hat, worin er ihn daran erinnert, wie sie auf dem Ulrichstein, dem „Winkel“, zusammen die Klopstockische 'Hermannsschlacht' lasen, geht aus einer Anmerkung S. 33 hervor. Was die drei übrigen Satzfragmente mit dem Gedicht zu tun haben, ist nicht einzusehen; keines ihrer Wörter oder Motive taucht im 'Winkel von Hahrdt' wieder auf. Ohne Erläuterungen bleibt die Maßnahme des Herausgebers unverständlich.

Setzt man nun voraus, die eben genannten Beziehungen – Winkel und spielende Knaben – stimmten, was veranlaßt den Herausgeber, diese Wörter aus dem 'Nächsten Besten' das „Konzept“ des 'Winkels von Hahrdt' zu nennen? Ein Motiv taucht in einem ganz anderen Zusammenhang wieder auf: wieso ist dann die erste Stelle das Konzept der zweiten und wird in deren Entstehungsgeschichte eingebaut? Mit diesem Argument wäre z. B. auch die „reisende Zeit“ im 'Archipelagus' das Konzept der „reisenden Zeit“ im Entwurf 'Wenn aber die Himmlischen haben gebaut', und Hunderte von Motivanalogien müßten so gedeutet werden. Ohne handschriftlich nachweisbaren Zusammenhang ist ein solches Verfahren Willkür.

Diesen Zusammenhang stellt die zweite Phase her, die aus dem Herausgebersatz besteht: „Vermutliche Vorstufe des überlieferten Textes auf einem beigelegten Blatt“. Der Herausgeber vermutet also, eine Vorstufe des 'Winkels von Hahrdt' sei auf einem besonderen Blatt dem Komplex 'Das Nächste Beste' beigelegt gewesen. Wie wird hier argumentiert? Ein nicht vorhandener handschriftlicher Zusammenhang wird durch ein nicht-existentes Blatt hergestellt, damit aus einer Motivähnlichkeit, wie sie hundertmal vorkommt, ein realer Entstehungsprozeß konstruiert werden kann. Was bewiesen werden müßte – der handschriftliche Zusammen-

hang –, wird als Beweisgrund benützt; in der Logik nennt man das eine *petitio principii*.

Zur ersten Phase ist noch etwas nachzutragen. Die Wörter „der Winkel“ und der Satz „und wo die Knaben gespielt“ stehen im ‚Nächsten Besten‘ nicht nebeneinander, sondern sind durch zwei Zeilen getrennt, die offensichtlich später zwischen sie geschrieben worden sind. (In der Transkription dieser vier Zeilen finden sich Fehler und Unklarheiten. S. 25 steht ein „und“ – „und der Winkel“ –, das S. 27 als getilgt bezeichnet wird. S. 25 fehlt das „die“ – „und wo die Knaben gespielt“. Und das Wort „Theresienstrass“ ist wieder gegen die Handschrift mit ß geschrieben.) Wenn nun Hölderlin neuen Text zwischen den alten und auch darüber und darunter geschrieben hat, so muß man nach einer möglichen Beziehung zwischen Neu und Alt zum mindesten fragen. Im neuen Text steht eine Zeile über dem alten „Vom Oberlande biegt sich das Gebirg“ und zwei Zeilen unter ihm „Umsonst nicht hat Seitwärts gebogen Einer von Bergen der Jugend das Gebirg“. Gemeint ist, wie aus dem Kontext hervorgeht, der Winkel zwischen der West–Ost-Richtung der Alpen oder der Schwäbischen Alb und der Süd–Nord-Richtung der östlichen Mittelgebirge. Also kann sich der Winkel im ‚Nächsten Besten‘ auch auf diesen Landschaftswinkel beziehen. Ebenso der an derselben Stelle genannte „spitze Winkel“, über dem „frohlokende Bäume“ rauschen; denn Alpen und Böhmerwald bilden einen spitzen Winkel.

Verhält es sich so, dann springt Hölderlin, wie er das oft tut, vom Kleinsten zum Größten über, vom Ulrichstein, „wo die Knaben gespielt“, zum großen Landschaftswinkel, der in seiner Geographie eine wichtige Rolle spielt. Darauf müßte aber hingewiesen werden, wenn man, wie in Phase drei und vier geschieht, den ganzen Komplex abdruckt. Verzichtet man auf jede Erläuterung, dann steht der Leser, der diese Zusammenhänge im allgemeinen nicht kennt, vor der Frage, warum Phase drei und vier so viel Text zitieren und was dieser Text eigentlich mit dem ‚Winkel von Hahrdt‘ zu tun hat; denn in ihm ist von der großen Landschaftsform mit keinem Wort die Rede.

Nun werden diese beiden Phasen aber nicht nur inhaltlich auf das Gedicht bezogen, sondern seinem realen Entstehungsprozeß eingegliedert, und zwar folgendermaßen: Phase vier – wie gesagt, ein Textstück aus dem ‚Nächsten Besten‘ – endet mit den Wörtern „Dort aber“, mit denen auch in der Handschrift der Satz abbricht. An dieses „Dort aber“ fügt der Herausgeber – als „mögliche Überleitung“ zu der von ihm angenommenen Vorstufe auf jenem nicht vorhandenen Blatt – den Beginn des ‚Winkels von Hahrdt‘ an. Die Stelle lautet bei ihm:

Dort aber [wo hinunter sinket der Wald]

Nun beginnt der ‚Winkel von Hahrdt‘ aber mit dem Satz „Hinunter sinket der Wald“. D.h. der Herausgeber fügt ein „wo“ hinzu, das nirgends steht, und macht aus dem Hauptsatz „Hinunter sinket der Wald“ einen Nebensatz „wo hinunter sinket der Wald“. Wie er sich den Hauptsatz denkt, der logischerweise auf diesen Nebensatz folgen und das „Dort aber“ fortsetzen müßte, sagt er nicht. Im Gedicht folgt natürlich kein Hauptsatz, weil „Hinunter sinket der Wald“ schon der Hauptsatz ist. Es gibt viele abbrechende Sätze in Hölderlins späten Entwürfen, an die man irgendwelche anderen Sätze anhängen könnte, und wenn man gar noch Wörter hinzudichtet, dann läßt sich jeder beliebige Zusammenhang herstellen.

Die fünfte und letzte Phase beginnt: „Überarbeitung von II für den Druck. Überschrift: Der Winkel von Hahrdt“. (II ist jenes angenommene Blatt.) Warum die Überschrift erst zuletzt hinzugekommen ist, wird nicht gesagt. Man kann erraten, daß die eben geschilderte „mögliche Überleitung“ den Herausgeber zu dieser Annahme gezwungen hat. Aber drei Phasen vorher soll ja die Vorstufe des Gedichts schon auf jenem Blatt gestanden haben, warum also nicht auch der Titel, wie in vielen anderen Fällen? Oder soll das ominöse Blatt zuerst nur ein Zusatz zum ‚Nächsten Besten‘ gewesen sein? Aber dann könnte es nicht heißen: „Überarbeitung für den Druck“, sondern müßte lauten: Herauslösung aus dem Komplex ‚Das Nächste Beste‘ und Bearbeitung zum selbständigen Gedicht. Man kann der Phasenanalyse nicht entnehmen, wann der ‚Winkel von Hahrdt‘ als Gedicht konzipiert worden ist, ob schon in der ersten, als „Konzept“ bezeichneten Phase oder erst in der letzten oder irgendwann dazwischen. Der Leser einer kritischen Ausgabe ist übel daran, wenn er dergestalt raten muß, was der Herausgeber gemeint haben könnte.

Zuletzt heißt es in Phase fünf: „möglichlicherweise hinzugefügt: Nicht gar unmündig“. Das ist der mittlere Vers des Gedichts, der im Kontext lautet:

denen (den Blättern an den Bäumen)
Blüht unten auf ein Grund,
Nicht gar unmündig
Da nämlich ist Ulrich
Gegangen;

Streicht man diesen Mittelvers für die angenommene Vorstufe, dann wird deren Text unverständlich: denen blüht unten auf ein Grund, da nämlich ist Ulrich gegangen. Wieso: nämlich? „Nämlich“ bezieht sich auf

„unmündig“: weil Ulrich da gegangen ist, darum ist der Grund, der Erdboden an dieser Stelle, nicht mehr unmündig, nicht mehr geschichtslos und, nach Hölderlins Etymologie: nicht mehr sprachlos. Wenn es also einen Vers gibt, der nicht erst am Ende hinzugekommen sein kann, dann ist es der zentrale Vers „Nicht gar unmündig“. Der Herausgeber scheint ihn allerdings, des nach „unmündig“ fehlenden Satzzeichens wegen, auf Ulrich zu beziehen. Ob jedoch das Fehlen eines Satzzeichens dem Druck oder Hölderlins schwankender Interpunktion zuzuschreiben ist, diese Beziehung ergibt keinen Sinn. Der Herzog Ulrich war nicht erst nach der Schlacht von Esslingen nicht mehr ganz unmündig, und warum der Grund heute aufblüht, weil er vor 300 Jahren diese Stelle betrat, das müßte doch wohl erläutert und durch entsprechende Vorstellungen Hölderlins gestützt werden. Ebenso unverständlich bleibt der sibyllinische Hinweis des Herausgebers auf „unsere noch kinderähnliche Kultur“ in Hölderlins Brief an Wilmans von 1803. Offenbar sieht er eine reine Wortbeziehung zwischen „nicht gar unmündig“ und „noch kinderähnlich“, die indessen nur durch gänzliche Mißachtung der Kontexte in Brief und Gedicht herzustellen ist.

Schließlich wird das Gedicht als „hymnisches Fragment“ bezeichnet. Warum, erfährt man nicht. Hölderlin jedenfalls hat es nicht als Fragment gedruckt, sondern als vollständiges Gedicht, wie 'Lebensalter' und 'Hälfte des Lebens', die im Druck neben ihm stehen.

Das Beispiel, das hier zu besprechen war, hat ein negatives Ergebnis erbracht: eine in allen ihren Teilen völlig ungesicherte und im ganzen gegenstandslose Entstehungsgeschichte und ein Klartext samt Textvergleich, die Fehler enthalten. Eine kritische Ausgabe besteht nun einmal aus Tausenden von Einzelheiten. Wenn diese Einzelheiten auf Schritt und Tritt nicht Stich halten, dann ist es schlecht um ihren Wert bestellt, und die beste Methode wiegt solche Mängel nicht auf.

Der Wanderer

Anmerkungen zum Erstling der Frankfurter Hölderlin-Ausgabe

Von

Dietrich Uffhausen

Kaum eineinhalb Jahre nach Erscheinen des schmalen, Aufsehen erregenden Einleitungsbandes liegt jetzt, seit Dezember 1976, der erste ordentliche und mit 321 Seiten recht umfangreiche Band vor. Nach dem Plan der Ausgabe ist es der sechste in der Reihe von insgesamt zwanzig vorgesehenen Bänden, und er enthält, zunächst unter rein formalen Gesichtspunkten zusammengefaßt und dann chronologisch geordnet, die *Elegien und Epigramme*.

Mit diesem Band – kurz 'Elegien-Band' genannt – legen die Herausgeber, D. E. Sattler und Wolfram Groddeck, die ersten gültigen Resultate ihrer editorischen Tätigkeit der interessierten Öffentlichkeit vor und schaffen damit die feste Grundlage für eine gegründete Kritik, die nun nicht mehr dem naheliegenden Einwand zu begegnen braucht, im Hinblick auf den 'Probekband', also auf etwas nur Vorläufiges, eben auch nur mit Vor-Urteilen reagieren zu können.

Die folgenden Ausführungen, ausgehend von Sattlers Kritik an der Stuttgarter Ausgabe, beabsichtigen, die Editions-methode der Frankfurter Ausgabe, vorgestellt im Einleitungsband, verbessert ausgeführt im Elegien-Band, in den einzelnen Arbeitsphasen zu prüfen und zu überdenken, die vorgefundene editorische Praxis am eigenen Anspruch zu messen und schließlich, mit einer Reihe von praktischen Vorschlägen, darauf hinzuwirken, daß bestehende offenkundige Mängel künftig behoben und die noch ausstehenden Bände dem angestrebten Ziel tatsächlich angenähert werden können, dem Ziel, höchst komplizierte Handschriften übersichtlich und zugleich werkgetreu darzustellen. Denn nur, wenn die Methode auch weiterhin verbesserungsfähig bleibt und sich nicht schon jetzt (mit urheberrechtlichem Schutz) doktrinär als ‚fertiggestellt‘ betrachtet, besteht Aussicht, daß am Ende doch ein akzeptables Gesamtergebnis steht, das den ungeheueren Aufwand eines solchen Unternehmens erneut lohnt und rechtfertigt.

Die Kritik Sattlers an der Großen Stuttgarter Ausgabe, zusammengezogen zu dem Verdikt, sie sei „in mehrfacher Hinsicht unzulänglich“¹, im Verein mit der lauthals geäußerten Behauptung, „die erste vollkommen werkgetreue Edition Hölderlins ... herauszubringen“², muß manch einem anfangs nur ziemlich arrogant erschienen sein, auch wenn die einzelnen Argumente, mit denen die Notwendigkeit des neuen Projekts begründet wurde, durchaus bedenkenswert und, in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Beißners genetischer Methode³, allesamt längst bekannt sein mochten. Neu war da lediglich die geballte Form und der aggressive Ton; doch hatten sie die Wirkung von Posaunenstößen, durch die einerseits die neue Frankfurter Ausgabe angekündigt und andererseits die Autorität der Stuttgarter Ausgabe erschüttert wurde. Hauptangriffspunkte der Polemik:

1. Die traditionelle Trennung von Text und Lesarten, die sich angesichts der besonderen Textentstehung und Textüberlieferung bei Hölderlin als unangebracht erweist.
2. Die rein genetisch ausgerichtete „treppenförmige“ Darstellung der Varianten, die nur unzureichende Rückschlüsse auf den tatsächlichen handschriftlichen Befund zuläßt.
3. Das der direkten Überprüfung sich entziehende und damit der Gefahr unbemerkter Kontamination sich aussetzende Verfahren, das, aufgrund unzutreffender Deutung oder Entzifferung, nicht gefeit ist gegen falsche Textzusammenschlüsse.
4. Die Praxis, aus einzelnen Entwicklungsstufen einer einheitlichen Textvorlage „eigenständige Fassungen“ herauszuheben; und, im Zusammenhang damit, schließlich:
5. Das Verlangen nach „zweifelsfreier Zitierfähigkeit“, im Namen dubioser ästhetischer Normen, das, in seiner „Vorliebe fürs Vollendete“, sich zu Ergänzungen verführen läßt auch da, wo nur Fragmentarisches vorliegt⁴.

Wie gesagt, alle diese Einwände sind nicht neu; neu hingegen ist, daß sie im Rahmen eines eigenwilligen, auf Verwirklichung drängenden Gesamt-

¹ FHA, Einleitung, S. 17.

² S. Karl Korn in der FAZ vom 14. Juni 1976.

³ Angefangen mit Hans Pyritz: DVj 21 (1943), S. 88–123, und HJb 1953, S. 80–105, über H. O. Burger: DVj 30 (1956), S. 329–366, bis zu H. W. Seiffert: Untersuchungen zur Methode der Herausgabe Deutscher Texte, 1963, S. 141–156, um nur sie unter einer Vielzahl anderer zu nennen.

⁴ Vgl. FHA, Einleitung, S. 17.

konzepts vorgetragen werden, eines Konzeptes, das mit Hilfe der heute gebotenen Möglichkeiten technischer Reproduzierbarkeit das ganze Editionsverfahren auf eine neue Grundlage stellt und mit diesem Rückgriff auf das abgelichtete Original z. B. von vornherein alles deskriptiv ausgerichtete, die Darstellung stark belastende Bemühen um mögliche Rekonstruktion der Handschrift zum anachronistischen Dekor und, ohne Einbuße an Deutlichkeit, entbehrlich macht. Die Konsequenzen der Faksimilierung, da sie sich auf die gesamte Ausgabe erstrecken, müssen für den Herausgeber ebenso wie für den Leser von größter Bedeutung sein. Was der Editor, indem er seine Entscheidungen auf Schritt und Tritt der Kritik ausgesetzt sieht, an selbtherrlicher Verve einbüßen mag, kommt der Redlichkeit und Anschaulichkeit seines Tuns zugute und wird wettgemacht durch die anspornende Resonanz unmittelbar aus der urteilsfähigen Leserschaft. Und der Leser, in die Lage versetzt, die Phasen editorischer Tätigkeit prüfend nachzuvollziehen, wird, wenn er die Mühe des Einlesens nicht scheut, in den Bann einer Lektüre geraten, die noch überall Entdeckerfreude bereithält. Im Hinblick auf die Kopien des Elegien-Bandes, die in der Qualität derart verbessert worden sind, daß sie nun wirklich als Arbeitsgrundlage taugen, sei es selbst Skeptikern gesagt: auf diese Art Hölderlin neu zu lesen, ist eine Lust! Die folgende Kritik, scheinbar in Widerspruch dazu, mag diese Aussage, rechtverstanden, doch auch bestätigen.

II

Das Frankfurter Modell stellt den Herausgeber in allen drei Arbeitsphasen, also bei der diplomatischen Umschrift des Textzeugen, bei der linearen Darstellung der Textentwicklung und bei der Verfertigung des „differenzierten“, „konstituierten“ oder „emendierten“ Textes, vor eine Reihe neuartiger Probleme, für die es bislang nirgendwo Patentrezepte gibt, wohl aber zahlreiche Vorschläge zu mehr oder weniger akzeptablen Lösungen. So kommt es, daß die von Sattler und Groddeck im Elegien-Band vorgelegten Ergebnisse zu einem guten Teil annehmbar, zu einem anderen Teil aber fragwürdig erscheinen, was meint, daß sie teils verbesserungsfähig, teils verbesserungsbedürftig sind. Das ließe sich nun vielfältig und nahezu auf jeder Seite demonstrieren, soll hier aber auf ein paar grundsätzliche Erwägungen beschränkt bleiben, ausgehend von der Art, diakritische Zeichen so zu verwenden, als wären sie gerade erst für die Frankfurter Ausgabe erdacht worden, bis hin zu Bedenklichkeiten der Textkonstitution und dem doch wohl schwerwiegenden Nachweis von Unzulänglichkeiten der praktizierten Methode.

1. Zur Verwendung diakritischer Zeichen

Der seltsame Ehrgeiz vieler Editoren, die glauben, für ihre Ausgaben jeweils ein ganz eigenes Zeichensystem austüfteln zu müssen – sei es, um die Besonderheiten ihres Autors nur ja genügend zur Geltung zu bringen, sei es, um sich selber deutlich, und je mehr desto besser, von anderen Herausgebern zu unterscheiden – hat mit dazu beigetragen, daß der Umgang mit historisch-kritischen Ausgaben gerade neuzeitlicher Autoren zu einer recht komplizierten, verwirrenden und für viele über Gebühr beschwerlichen Angelegenheit geworden ist. Muß das auch weiterhin so bleiben? Wird auch in Zukunft der Leser, Fachmann wie Laie, mit der Zumutung konfrontiert sein, zu jeder neuen Ausgabe eine eigens ersonnene oder doch wenigstens eigenwillig umgemodelte Zeichensprache erlernen zu müssen, also gleichsam für ein Spiel, das doch – bei allen möglichen Unterschiedlichkeiten im Verlauf und Ergebnis – im Grunde das gleiche bleibt, ständig wechselnde Spielregeln beachten zu müssen?

Mit der Stuttgarter Ausgabe hatte Reißner begonnen, diesem mißlichen Zustand auf editorischem Gebiet abzuweichen, und viele, die von der Praxis her die Notwendigkeit einer Vereinheitlichung der Zeichensysteme einsehen konnten, haben diese Bemühungen seither begrüßt. Zu einer allgemein verbindlichen Regelung freilich hat man sich bis zu diesem Tag nicht durchringen können; und doch ist zu beobachten, daß seit geraumer Zeit sich inoffiziell und lediglich durch Gebrauch eine Art ‚kleiner Kanon für die editorische Praxis‘ herausgebildet hat, der, vielfach bewährt, ohne Zwang, aber aus Einsicht, zunehmend Gültigkeit erlangt.

Unbekümmert um diese erfreuliche Tendenz hat Sattler es für richtig gehalten, für die Frankfurter Ausgabe ein Sammelsurium an Zeichen sich zurechtzulegen, in dem nur eine Tendenz zu erkennen ist, nämlich die: nach Kräften, wiewohl ohne Not, sich von den Gepflogenheiten der Stuttgarter Ausgabe zu distanzieren und auch sonst von allem Üblichen abzuweichen. Wurden bisher z. B. Tilgungen des Autors fast durchwegs in eckige Klammern gesetzt, so erscheinen sie jetzt bei Sattler in runden; Ergänzungen des Editors, bisher meist durch spitze Klammern gekennzeichnet, werden bei Sattler mit eckigen Klammern umgeben; und der vom Autor rund eingeklammerte Text muß bei Sattler, aus genanntem Grund, in spitzen Klammern erscheinen. Zu dieser Art von Eigenmächtigkeit kommt für den Leser weiter erschwerend hinzu, daß die verwendeten Zeichen (und Schriften) in den verschiedenen Darstellungsbereichen ganz unterschiedliche oder nur eben abgewandelte Funktionen haben können. So kennzeichnen z. B. eckige Klammern in der Umschrift entweder nicht entzifferten Text oder Textverlust oder unsichere Textentzifferung; in der

linearen Textdarstellung aber konjizierte Streichung (für die es ein längst eingebürgertes Zeichen, nämlich die schräggestellte eckige Klammer gibt) oder aber editorische Ergänzung oder auch Wiederholung eines in der Handschrift nur einmal stehenden Textsegments; schließlich innerhalb der Textkonstitution, bei der Wiedergabe eines redigierten Druckes: „abweichende Zeichen“, womit abweichende Buchstaben und Interpunktionen gemeint sind. Dies wenige mag genügen, um deutlich zu machen, wie mißlich diese Art von Originalität ist auf einem Gebiet, auf dem es primär darauf ankäme, Bestehendes gut zu bedenken und in angemessener Weise anzuwenden.

2. Zur diplomatischen Umschrift

Seit Georg Witkowski⁵ im Jahre 1924 die Ansicht vertrat, all die beim Edieren von Handschriften aufgeworfenen textkritischen Fragen wären besser, als mit Hilfe eines kritischen Apparats, durch Faksimilierung der Handschriften zu beantworten, hat es eine Anzahl Publikationen dieser Art gegeben, jedoch vornehmlich aus bibliophilen Gründen. So ist es unzweifelhaft ein Verdienst von Sattler, das Faksimile tatsächlich zum konstituierenden Element einer Gesamtausgabe zu machen.

Die Anregungen dazu hat er, aller Wahrscheinlichkeit nach, durch eine Arbeit erhalten, die im Jahre 1959 – zum erstenmal in der Hölderlin-Philologie – die Vorstufe eines größeren Gedichts vollständig in Handschrift wiedergab. Gemeint ist der von Wolfgang Binder und Alfred Kelleat herausgegebene diplomatische Abdruck der ‚Friedensfeier‘, der – bewußt auf jeden Versuch textkritischer Darstellung verzichtend – allein durch die behutsame und sorgfältige Deutung des handschriftlichen Befundes und durch die Beschränkung aufs unbedingt Erforderliche vorbildlich ist.

Vergleicht man Sattler/Groddeck mit Binder/Kelleat, so ist ihnen das Bemühen gemeinsam, der Handschrift einfach durch den „situationsgerechten Abdruck zu entsprechen, der den jeweiligen Augenblick des Entstehungsvorgangs genau notiert und Veränderungen und Umstellungen zugunsten vorausgesetzter Zusammenhänge, insbesondere Entscheidungen, die über den Schriftbefund hinausgehen, vermeidet.“⁶ Sehr unterschiedlich jedoch fallen die vorgelegten Ergebnisse aus. Der Hauptunterschied besteht darin, daß bei Binder/Kelleat die Grundschrift der Handschrift dominant im Druck erscheint und alle nachträglichen Veränderungen (Hinzufügen-

⁵ Textkritik und Editionstechnik neuerer Schriftwerke, Leipzig 1924.

⁶ Hölderlin: Friedensfeier. Lichtdrucke ihrer Reinschrift und ihrer Vorstufen. Hrsg. von W. Binder und A. Kelleat, Tübingen 1959, S. 28.

gen, Varianten) in kleiner unaufdringlicher Schrift gesetzt sind, während bei Sattler/Groddeck gerade die Grundschicht unauffällig bleibt und die sie umgebenden, teils überwuchernden Varianten dominieren. Die Folge ist, daß bei den einen, gefördert durch eine großzügige Raumaufteilung, die Sinnbezüge in Wort- und Versfolge allenthalben mühelos erfaßt werden können, selbst da, wo sie, entsprechend der Vorlage, nicht unmittelbar linear aufeinander folgen; bei den anderen aber, durch unnötig enges Zusammenrücken der Zeilen und gleichzeitig durch Zerdehnen bestehender Zusammenhänge, zusätzlich durch die teils fehlende, teils fehlleitende Abstufung der Schrifttypen verstärkt, nicht selten ein solches Durcheinander falscher oder gekappter Sinnbezüge entsteht, daß in derartigen Fällen sich das Paradox ergibt, daß die genaue Wiedergabe, indem sie die Vorlage „positionsgerecht“ exakt nachzuvollziehen gedenkt, ungewollt Verwirrung stiftet, also Probleme schafft, wo in der sonst durchaus problematischen Handschrift, wegen der Prädominanz der Grundschicht, meist gar keine vorhanden sind. Nur im Rückgriff aufs Faksimile lassen sich dann die vorhandenen Beziehungen wieder klären, was allerdings einige Vertrautheit mit Hölderlins Handschrift voraussetzt. Wem die fehlt, dem wird auch die Umschrift vielfach nicht weiterhelfen, deren Aufgabe doch eigentlich hätte sein sollen, die Handschrift derart zu verdeutlichen, daß dem Benutzer das Lesen erleichtert wird.

Drei beliebig gewählte Beispiele mögen das Gesagte veranschaulichen, selbst auf die Gefahr hin, daß ich ein wenig ausführlich werden muß. Sie alle sind der Elegie 'Der Wanderer' entnommen; doch wäre jede andere Elegie in gleicher Weise geeignet gewesen, ähnliche Beispiele in großer Anzahl zu bieten. Zunächst aus der Umschrift der I. Fassung des 'Wanderers' die Zeilen 25–43 (FHA, Bd. 6, S. 20).

25	Seeliges Land! kein (Ekchen) Hügel in dir (ist) dürftig (!)gelassen lebt ohne den schwellende Herbste Weinstok, Nieder ins (üppige) Gras reegnet im (Garten) das Obst
30	Fröhlich baden im Strome den Fuß die (fruchtbaren) die (geal) glühenden Berge (Berge) alten (Gebirge)
35	Kränze von Zweigen und (Lau)Moos kühles ihr (heiliges) soniges
	Und wie die Kinder hinauf zur blauen Schulter des (scherzenden) dunkeln (traulichen)
40	Steigen am grünen Gebirg Vesten und Hütten Ahnherrn (Hirten und) Heerden hinauf.

Dieser kleine Ausschnitt zeigt bereits, was auf die ganze erste Niederschrift des Gedichts zutrifft, daß in der Umschrift alle Schichten im Einerlei einer einzigen Schrifttype dargeboten werden, obwohl im Vorspann (Bd. 6, S. 8) die Absicht ausgesprochen ist, verschiedene Schichten der Niederschrift durch abgestufte Schrifttypen voneinander abzuheben. Wäre dies in geeigneter Weise geschehen, hätten Unklarheiten vermieden und Zusammenhänge, aufgrund des Schriftbefunds, erhalten werden können. So aber wird gleich zu Beginn des Beispiels die Variante zum Vers „Seeliges Land! kein Hügel in dir ... lebt ohne den“ sinnstörend durch das dazwischengeschobene Wort „Herbste“ unterbrochen, obwohl die Variante „lebt ohne den/Weinstok,“ vor dem folgenden Vers und seinen Varianten niedergeschrieben ist und von diesen in seiner Sinn- und typographischen Einheit nicht gestört wird. Weshalb also das Wort „Herbste“ nicht gleich an die Stelle setzen, an die es vom Schriftbefund her hingehört, dicht über das getilgte Wort „Garten“; ebenso „schwellende“ dicht über das gestrichene Wort „üppige“, damit Mißverständnisse beim Lesen wenigstens da, wo der handschriftliche Befund sie nicht zuläßt, nach Möglichkeit vermieden werden, anstatt sie mutwillig zu provozieren? Und wer könnte das letzte Distichon unseres Beispiels im Zusammenhang der Umschrift lesen, ohne die Vorlage zu Rate ziehen zu müssen? Das Versende, dem Sinn nach in der Handschrift ohne viel Mühe zu erfassen, wird in der Umschrift bis zur Sinnlosigkeit zerdehnt: „Und wie die Kinder hinauf zur Schulter des ... Ahnherrn“.

Ein weiteres Problem der „druckgerechten Umsetzung“: Weshalb werden die Zeilen 34, 36 und 40 geradezu willkürlich an irgendeiner Stelle gebrochen, während andere, wie etwa Zeile 29, den jeweils vollständigen Vers wiedergeben können, wo doch die Handschrift die Kontinuität aller dieser in gleicher Weise abgelenkten Verse bewahrt? Müßten sie nicht korrekt jeweils in einer Einheit, in einer Zeile wiedergegeben werden?

Man sieht, was als rein drucktechnische Frage erscheint, verlangt bereits mehr als nur technische Geschicklichkeit, verlangt eine editorisch zu verantwortende Entscheidung. Das gleiche trifft auf zwei weitere Stellen zu, die erst im weiteren Verlauf der editorischen Arbeit ihren problematischen Charakter erkennen lassen; in der FHA wird dieser entweder nicht berücksichtigt oder nicht gesehen. Hier erweist es sich als enormer Vorteil, daß die Kopie mehr Fragen zuläßt, als die Herausgeber zu stellen offenbar bereit sind.

Wäre im letzten Pentameter des Beispiels die Umschrift typographisch differenziert worden, wäre die Stelle: „Steigen am grünen Gebirg...“, dem Vorgehen sonst entsprechend, als 'frühe Schicht' in leichter, die

Variante „dunkeln“ wahrscheinlich in mittlerer und „blauen“ als vermutlich letzte Variante in schwerer Type abgedruckt worden. Innerhalb der linearen Textdarstellung (auf Seite 49) wird die Variable „blauen“, aufgrund der vermuteten Chronologie, fraglos bevorzugt und erscheint dann auch im Text, der aus dieser Fassung konstituiert wird (Seite 52, Vers 66), als einzige Lesung, obwohl der Autor sich zu diesem Zeitpunkt der Textentwicklung doch offenkundig nicht für einen bestimmten Wortlaut hat entscheiden können. In Fassung II (S. 56, V. 56) wie auch in der Horen-Fassung III (S. 60, V. 52) fällt die Entscheidung dann eindeutig zugunsten von „dunkeln“. Hätten die Herausgeber diese Tatsache – vorausgesetzt natürlich, sie haben sie im synoptischen Vergleich überhaupt bemerkt – in ihrem Entschluß, die Variable „blauen“ zu nehmen, nicht stützig machen müssen?

Von ähnlicher Art zeigt sich die folgende Textstelle:

„Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt.“

So glatthin der konstituierte Text (S. 52, V. 63/64). In der Umschrift steht, entsprechend der Vorlage:

„... *kühles* ihr (*heiliges*)
sonniges
Haupt.“

In der linearen Textdarstellung wird einfach, als könnte es gar nicht anders sein, souverän „kühles“ in 'kühlen' konjiziert. Nun wäre aber m.E. die Überlegung durchaus am Platz, ob der Autor, als er das Wort „kühles“ schrieb, nur eben einen Schreibfehler beging, oder ob er in der Eile, wie ihm das allenthalben passiert, vielleicht auch das Verb ausgespart oder zu notieren vergessen haben könnte, so daß „kühles“, nach der Tilgung von „heiliges“ in die Textlücke gesetzt, als Adjektiv zu „Haupt“ zu denken wäre, neben das dann als Variable noch „sonniges“ tritt. Hier soll nicht behauptet werden, daß die Textgenese so gewesen ist und entsprechend der sie begleitende Gedankengang. Ein Blick auf die Horen-Fassung macht dieses beides sogar recht unwahrscheinlich. Angenommen aber, es gäbe die Horen-Fassung und alle übrigen Fassungen nicht, nur einzig die vorliegende Handschrift, was dann? Ist es da nicht Aufgabe der Herausgeber, auf solch einer Vorstufe derartige Fragwürdigkeiten allenthalben zu bedenken und bereits in der Umschrift deutlich zu machen? Nur auf diese Weise könnte der nachvollziehende Leser wirklich in die Lage versetzt werden, persönliche Entscheidungen des Editors oder auch Unsicher-

heiten in der Lesung direkt an Ort und Stelle zu überprüfen. Innerhalb der linearen Textdarstellung, die editorische Marginalien keineswegs ersetzen kann, wird vielfach als notwendige Konjekturen oder als Behauptung erscheinen und auch hingenommen, was doch lediglich Vermutung ist.

Ein zweites Beispiel macht das Gesagte noch deutlicher. Es ist der Fassung IV/V des 'Wanderers' (auf Seite 28) entnommen und zeigt, daß diesmal die Schichten typographisch differenziert wurden, daß mit der Schichtendifferenzierung weitere editorische Fragen sich ergeben.

	ach! um die Gärten des Vaters.
	Um der Haine Gesang, u(nd)m Gestalten und Färben
40	lieblichen der Heimath gemäht.
	Fleht ich vom wandernden Vogel des Lebens
	Bat ich, vom (heimischen) Glanz heimischer Fluren verwöhnt.
	Götter doch lächlest,
45	Aber du sprachst du mir auch sind (nur) und walten
	Aber (ich bat) umsonst(!); du erschienst mir feurig und herrlich,
	Groß ist ihr Maas doch es mißt gern mit der Spañe der Mensch.
	Aber ich hatte dich einst göttliche(n)r schöner gesehn.

Abgesehen von der Lesung „Väter“ statt 'Vater', ebenso wie „gemäht“ statt 'gemahnt', die eher als philologische Wichtiguerei denn als zwingender Befund zu erkennen ist (und allenfalls in einer Fußnote als Möglichkeit erwähnt werden mag), soll die Aufmerksamkeit zunächst ganz auf den Vers

„Aber (ich bat) umsonst!; du erschienst mir feurig und herrlich,“

gerichtet sein und auf seine Neufassung mit den übereinander geschichteten Varianten:

Götter doch lächlest,
„Aber du sprachst du mir auch sind (nur) und walten“

Aus der linearen Textdarstellung (S. 62) ist zu ersehen, daß die Herausgeber sehr wohl zwischen zwei Variantenschichten zu unterscheiden wissen.

	Um der Haine Gesang, um Gestalten und Farben des Lebens	39,41
	ach! um die Gärten des V[ä]ters .	38
15	[a] []	
	Bat ich, vom lieblichen Glanz heimischer Fluren verwöhnt.	42,40
	Fleht ich vom wandernden Vogel der Heimath gem[ä]hnt.	41,40
16	[a]	
	Aber ich bat umsonst; du erschienst mir feurig und herrlich,	45
	¹ nur doch lächlest,	43
	2Aber du sprachst [du] mir auch sind Götter und walten	44
17	[zu] [hier]	

Leider wird dieser Unterschied in der Umschrift nicht typographisch verdeutlicht. Kann, darf der Herausgeber in einem solchen Fall, so ist zu fragen, die Entscheidung der chronologischen Abfolge umgehen, indem er

alles, was nicht direkt der Grundschrift angehört, unterschiedslos als spätere Schicht erscheinen läßt? Im Vers davor wurde immerhin die bei Niederschrift der Grundschrift entstandene Korrektur

lieblichen

„Bat ich, vom (heimischen) Glanz heimischer Fluren verwöhnt.“

durch besondere Type als 'Konzept innerhalb derselben textgenetischen Phase' gekennzeichnet, wenn auch die Variante des Basistextes – vermutlich wegen der dominant dazwischengeschobenen Variante „... vom wandernden Vogel...“, mißverständlich wie sie nun im Bezug auf „lieblichen“ ist – bei der Darstellung der Textentwicklung verlorengeht. Und warum, so ist weiter zu fragen, werden die Textvarianten, die noch auf die Grundschrift bezogen sind, also die Wörter „du“ (vom Editor in der folgenden Arbeitsphase zu Recht in ein „zu“ verbessert), „(nur)“ und „doch“, Varianten, die aller Wahrscheinlichkeit nach früher entstanden sind als der folgende Neuansatz zur gründlichen Umformulierung des Verses, warum werden nicht auch sie von diesem typographisch unterschieden? Die Folge einer solchen unzulänglich differenzierten Umschrift ist in unserem Fall, daß die Herausgeber in der linearen Textdarstellung die Zusammenhänge selber nicht mehr richtig erfassen und nicht erkennen, daß „lächlest“ – über bloßes Vermuten hinaus – variabel zu „walten“ steht und entsprechend im Druck erscheinen müßte. Freilich ist auch dies nur eine Interpretation und ohne die letzte Gewißheit vertretbar, aber, bei unsicherem Befund als Entscheidung des Editors kenntlich gemacht, editorisch einwandfrei. Ihr gegenüber erscheint die Deutung der FHA „nur feurig doch lächlest“ wenn nicht völlig unmöglich, so doch wenig wahrscheinlich.

Je schwieriger die Handschrift, desto zahlreicher die Entscheidungen, die dem Herausgeber schon bei der Umschrift abverlangt werden und denen er sich, bei redlicher, auf Objektivität bedachter Haltung, kaum wortlos wird entziehen können.

Wie wünschenswert, ja unverzichtbar ein Hinweis innerhalb der Umschrift, auf unsichere Lesung etwa, auf undeutliche Züge oder Zusammenhänge u. dgl., sein kann, das mag durch das dritte Beispiel belegt werden. Auf den beiden nicht gleichzeitig zu betrachtenden Seiten 35 und 36 sind folgende Textpassagen wiedergegeben, die in der Handschrift jeweils ganz an den unteren Blattrand hingedrängt wurden:

Aber wo sind sie? du schweigst, du zögerst d Freunde
Wo wo ist er? du schweigst, Hüther des Haußes
Hab ich gezögert doch wie ein Pilger u. die lieben sie
Hüter des Haußes!

Daß ich Geschenke bringe, die Gaabe
haben sie all auch verlassen
Andres gewoñen, indeß, die ich verlassen, mich
werden
so (bin ich) haben

Mancher Leser wird sich sicherlich schwer tun, da überhaupt einen Zusammenhang zu erkennen, und selbst, wenn ihm noch erinnerlich wäre, daß als Textquelle das Doppelblatt 28/3–4 angegeben wurde, es würde ihm doch Schwierigkeiten bereiten herauszufinden, wie und auf welche Weise die beiden Passagen zusammengehören. Ein Hinweis, der hilfreich hätte sein können, fehlt in der Umschrift, und von der Möglichkeit, das Doppelblatt als Faltblatt zusammenhängend zu drucken, wie an anderer Stelle des Bandes praktiziert, ist hier kein Gebrauch gemacht. In der Textdarstellung (S. 66) werden zwar unauffällig Pfeile als Hinweise für 'versübergreifende Varianten mit Anschlußvermerk' angebracht; es ist aber sehr fraglich, ob sie allein tatsächlich als Orientierungshilfe an der Stelle und darüber hinaus auch noch beim Lesen der Umschrift ausreichen. Immerhin bietet schon die Entzifferung nicht wenige Schwierigkeiten, wie die zahlreichen Differenzen zwischen der StA und FHA bekunden. Statt „Hüter“ StA liest die FHA „Hüther“, was m. E. ohne hinlänglichen Grund geschieht, vergleicht man die Schreibung des Wortes an anderer Stelle, etwa in Fassung VI, 28/3, S. 43 Vers 1. Dann liest die FHA „lieben“ statt „Lieben“ und „Daß“ statt „daß“, was für die Darstellung der Textgenese, vergleicht man sie in beiden Ausgaben⁷, erhebliche Konsequenzen nach sich zieht. Beide Lesungen sind möglich, wenn auch der Kontext sie nicht in gleicher Weise wahrscheinlich macht. Daß hier der Editor eine persönliche Entscheidung zu fällen und als solche zu kennzeichnen hat, ist offenkundig. Ebenso bei dem Komma nach „gewonnen“, das die FHA zwar richtig als Schriftzeichen erkennt, aber, infolge ihres ungenügend kontrollierten Vertrauens in die Entzifferungskunst der StA, m. E. falsch interpretiert. Denn das Zeichen gehört nicht in den Wortverband „Andres gewonnen indeß, ...“ (wie aus der Parallelstelle in V, S. 39, Z. 24 zu ersehen ist), sondern zu dem Wort unterhalb der Zeile, das ich als „Lieben“ entziffere, im Gegensatz zur StA und FHA, die beide „haben“ lesen. Zu den Angaben, die Sattler und Groddeck zwar nicht an der jeweils betroffenen Stelle, aber immerhin im Zweitapparat unter dem Strich machen, wäre außerdem noch bei der Passage „Hab ich gezögert doch“ der Vermerk: <in die darunter stehenden Worte „Hüter des Haußes!“ hinein-

⁷ Siehe den Vergleich der Editionsmethoden bei der Darstellung dieser Textstelle im Anhang.

geschrieben) angebracht und bestimmt hilfreich gewesen. So hätten sie verdeutlichen können, daß in diesem Fall die Überschreibung nicht als Tilgung aufzufassen, sondern nur aus Platzmangel geschehen ist.

Aufgrund der geübten Kritik ließe sich fragen, wie nun die ganze Textstelle in Umschrift auszusehen habe, um die angestrebte Deutlichkeit zu gewinnen. Der folgende Versuch, ohne die editorisch notwendigen Marginalien, mag davon eine Vorstellung geben; zudem kann er deutlich machen, daß es durchaus schon von Bedeutung sein kann und oft bereits eine editorische Entscheidung enthält, wenn zwischen den Varianten etwas weniger oder mehr Zwischenraum gelassen wird.

Aber wo sind sie? du schweigst, du zögerst [d] Hüter des Hauses	Daß ich Geschenke bringe, die Gaabe
Wo wo ist er? du schweigst, Hüter des Hauses!	sie all auch verlassen
Hab ich gezögert doch wie ein Pilger u.	Freunde die Lieben sie haben werden
	Andres gewofen indeß, die ich verlassen, mich so (bin ich) Lieben

Zusammenfassend darf gesagt werden: eine objektive interpretationsfreie Umschrift von schwierigen Handschriften gibt es nicht. Immer wird der Herausgeber – wie Binder/Kelletat bereits festgestellt haben⁸ – bei der diplomatischen Wiedergabe auch mit den Problemen der Editionstechnik konfrontiert, die er in geeigneter Weise zu kennzeichnen und, wenn nötig, zu entscheiden und zu begründen hat. An keiner Stelle dürfen Vermutungen als Behauptungen erscheinen. Was eine solche Wiedergabe leisten sollte, ob sie mehr als nur Buchstabierhilfe sein kann, das ergibt sich aus dem, was sie als Garant für die Lesbarkeit der Handschrift und auch für die eigene Lesbarkeit tatsächlich leisten könnte.

3. Zur linearen Textdarstellung

Im Unterschied zur Umschrift, die das komplexe Bild der Handschrift synchron nachzubilden sich bemüht, so daß die Ebenen des Entwicklungsprozesses in räumlicher Gleichzeitigkeit erscheinen, beabsichtigt die lineare phasenanalytische Darstellung, die verschiedenen zeitlichen Ebenen der Textentstehung räumlich zu entwirren und diachron wiederzugeben. Sattler hat sich wiederholt polemisch über Beißners System der treppenförmigen, allein an der Textgenese interessierten Lesartendarstellung geäußert und an ihm kritisiert, daß es nur unvollständige Rückschlüsse auf den tatsächlichen handschriftlichen Befund erlaube⁹. Es muß daher überraschen zu

⁸ Vgl. Hölderlin: Friedensfeier. Hrsg. von Binder/Kelletat, S. 28.

⁹ FHA, Einleitung, S. 17.

bemerken, daß die FHA Grundsätzliches eben dieser Editions-methode unbekümmert übernimmt. So etwa

1. das Prinzip der Ersetzung, das jeden überschichteten oder unterlagerten Text generell als aufgegeben betrachtet und also Unterschiede nicht macht zwischen einem Text, der eindeutig getilgt ist, zwischen Überlagerungen, die dem Sinn nach überholt sind und einer Tilgung gleichkommen, zwischen Tilgungen, die vom Autor nur partiell ausgeführt oder versäumt wurden und schließlich zwischen Varianten, die sich alternativ bzw. variabel überschichten. Und

2. die Kennzeichnung der Varianten durch Indexziffern, die dem Textverlauf folgen und jeden Neuanfang unqualifiziert vom Kontext absetzen. Sofortkorrekturen gibt es da nicht, nur eine streng formal entscheidende, der stufenförmigen Anordnung oft verblüffend ähnliche Abfolge der Varianten. Als Beispiel folgendes Distichon aus der Fassung IV/V; zunächst in der Umschrift (S. 28)

20	Unbekränkt ist die Stirne des Bergs Kränze noch melodische Bäche
	• Bäche stürzten hier nicht in melodischem Fall vom und beredsame Bäche
25	Kennet er (nicht,)kaum, es erreicht Gebirge, (Sendet)(Fallen)Tränken das glückliche Thal.
	Durch das blühende Thal schlingend den silbernen selten die Quelle das Thal. Strom,

dann in der linearen Textdarstellung (S. 62)

	Bäche stürzten hier nicht in melodischem Fall vom Gebirge,	21,23
	₁ Kränze	20
	₂ Unbekränkt ist die Stirne noch	19,20
	₃ des Bergs melodische Bäche	20
	₄ und beredsame Bäche	22
7	Durch das blühende Thal schlingend den silbernen Strom,	25,27
	₁ Sendet	24
	₂ Fallen	24
	₃ Tränken	24
	₄ Kennet er nicht,	23
	₅ kaum, es erreicht das glückliche Thal.	23,24
8	₆ selten die Quelle das Thal.	26

a) Über der Grundschrift, die in Abschrift der Horen-Fassung entsteht, beginnt die Umgestaltung der Verse mit dem Wort „Kränze“, das dann zwar nicht ausdrücklich durchgestrichen, doch vom folgenden Text überholt wird und damit als verworfen gelten kann; eine vom Autor versäumte Tilgung, die als solche eigens gekennzeichnet werden könnte, die aber in diesem Fall auch ohne Zeichen als überholter Text kenntlich wäre.

b) Der neue Ansatz beginnt: „Unbekränkt ist die Stirne noch“, wird

aber unterbrochen, indem über das „noch“ hinweg „des Bergs“ geschrieben wird. In diesem Fall kann „[noch]“ als Tilgung des Autors betrachtet werden.

c) Nicht als substituierende Varianten, sondern als Variable sind die Lesungen „melodische Bäche“ / „und beredtsame Bäche“ zu betrachten. Auf dieser Textstufe konnte oder wollte der Autor sich offenbar nicht für eine von beiden entscheiden. Bei eventueller Textkonstitution müßten daher beide Formulierungen in gleicher Weise als erwägbar erscheinen. Unzulässig wäre, wenn der Herausgeber, anstelle des Autors, selbstbewußt die Variable der spätesten Schicht als allein gültig erklärte, zumal im vorliegenden Fall die chronologische Folge ohnehin nur mutmaßlich zu bestimmen ist. Denn die notwendige Konjektur „<und>“ zur Variable „melodische Bäche“ erlaubt die Annahme, daß diese Variable erst aufgrund des bereits niedergeschriebenen Wortlauts „und beredtsame Bäche“ entstanden ist.

d) „[Sendet]“ und „[Fallen]“ sind eindeutig Sofortkorrekturen und können als solche auf einer Ebene mit dem anschließenden Text: „Tränken das glückliche Thal.“ belassen werden.

e) Der Neuansatz, der dieses Versfragment überholt, lautet: „Kennet er nicht“, wird aber sogleich unterbrochen und erst nach Tilgung des Wortes „[nicht]“ mit den Worten fortgesetzt: „kaum, es erreicht selten die Quelle das Thal.“

Diese Analyse der Textstelle weicht in einer Anzahl von Punkten erheblich von der Darstellung der FHA ab und muß, über den speziellen und keineswegs vereinzelt Fall hinaus, die kritisierte Art des Vorgehens in mancherlei Hinsicht als verbesserungswürdig erscheinen lassen.

Verschreibungen, aufgegebene oder überschriebene Wortansätze in der jeweils knappsten Form wiederzugeben, erscheint in der raumfixierten Umschrift als sinnvoll. In der linearen Textdarstellung hingegen drängt sich, im Hinblick auf die Lesbarkeit des Apparats, die Frage auf, ob auch hier eine solche Kargheit herrschen sollte oder ob es nicht doch besser wäre, den Wortstümpfen den intendierten Wortlaut, soweit erkennbar, folgen zu lassen, und zwar als Zutat des Herausgebers gekennzeichnet. Auf diese Weise könnte vieles, was dem nachvollziehenden Leser ohne Sinn bleiben mag und dann von ihm einfach übergangen wird, dank der Orientierungshilfe des Editors deutlich und in seinem Sinnbezug verständlich werden.

Zweifelsohne ließe sich darüber streiten, ob z. B. im letzten Vers der Fassung I des 'Wanderers' (FHA, Bd. 6, S. 26, 27)

„Friedlich zu werden und froh unter den (t)(D) Blumen zu ruhn.“

es wirklich unbedingt erforderlich wäre den Ansatz „(D) etwa zu „D<üften?>“ zu ergänzen. Das nächste Beispiel aber mag zeigen, daß die Frage, ob in dergleichen Fällen eine Konjektur überhaupt versucht werden sollte oder generell nicht, immerhin eines Gedanknes wert erscheint. In der Fassung I des genannten Gedichts beginnt ein Vers (auf S. 20, Zeile 35) mit den Worten:

„Kränze von Zweigen und Moos . . .“

Nun ist „Moos“ über einen Wortansatz hinweggeschrieben, den Beißner als „brei“ und Sattler als „Lau“ deutet. Steht das einfach nur im Zweitapparat unter dem Strich vermerkt, muß den Leser beides gleichermaßen gültig, weil gleichgültig dünken. Sieht man aber noch einmal genau hin und wiederholt die Stelle im Zusammenhang:

„Fröhlich baden im Strome den Fuß die . . . glühenden Berge
Kränze von Zweigen und . . .“ brei . . . ? Lau . . . ?

plötzlich schießt in die Buchstaben „Lau“ der Wortsinn „Lau(b?)“ und bei aller Fragwürdigkeit, die bleibt und entsprechend gekennzeichnet werden sollte, ist klar, daß diese Stelle jetzt erst gut gedeutet ist.

Auf dem gleichen Blatt, um ein letztes Beispiel zu geben, steht (in Zeile 8) ein Vers, der mit den Worten beginnt:

strebende
„Und das (ko) glühende Herz . . .“

Sattler liest also an dieser fraglichen Stelle „(ko)“, Beißner hingegen entziffert die Buchstaben „(klo)“. Bei genauer Betrachtung drängt sich die Vermutung auf und wird, nach einigem Überlegen, schließlich zur Wahrscheinlichkeit, daß die Textgenese etwa wie folgt verlaufen ist:

- 1) l<odernde?>
- 2) ko<chende?>
- 3/4) glühende / strebende <als Variable!>
Herz

In diesem Fall wird also durch die Mühe, den intendierten Text zu erschließen, der überholte Wortansatz in zureichender Weise aufgeklärt, und zusätzlich wird eine neue, bisher übergangene Textstufe und insgesamt eine neue chronologische Reihenfolge aufgezeigt. Ein Verfahren, das, behutsam und mit Bedacht angewendet, genügend zu leisten fähig ist, um in zahlreichen Fällen ähnlicher Art für sich selbst zu sprechen.

Verschreibungen und überschriebene Wortansätze sind Sonderfälle der Ersetzung, Erweiterung oder Verkürzung eines Wortes, deren Wiedergabe im Variantenapparat der FHA in der Regel nach dem Darstellungsprinzip

einer auf Rekonstruktion der Handschrift bedachten Editions- methode gehandhabt wird. Kein Wort, kein Buchstabe soll da öfters erscheinen als in der Vorlage. Die eckige Klammer, von der FHA als Zeichen für „Wiederholung eines in der Handschrift nur einmal stehenden Textsegments“ (Bd. 6, S. 9) durchaus vorgesehen, wird in den angeführten und ähnlichen Fällen so gut wie nie bemüht. Die Folge ist, daß die Lesbarkeit des Apparats an diesen Stellen, durch die generelle Abtrennung jedes Neuansatzes vom Kontext noch verstärkt, beeinträchtigt wird. Beispiele zu geben, erübrigt sich hier fast, da sie das Bild der Darstellung überall prägen. Zur Verdeutlichung nur seien doch wenigstens einige aufs Geratewohl herausgegriffen:

S. 63, V. 21	S. 49, V. 74	S. 123, V. 15	S. 123, V. 21
des Tages	lek	₂ so könnte	₁ Wei
s.	nkend	₃ 'ich vertraut auch	₂ Seit' ich leb'
		₄ lich	□ _{3e} , dich Erd'

S. 122, V. 1-6		56a/4
1	₁ Herrlicher Göttersohn! da sie	1
	₂ du die Geliebte verloren,	1
	₁ Giengst du hin ans Gestaad, weintest hinaus in die Fluth,	3,4,5
2	₂ Meers	3,2
	₃ [g]	2
	₁ Weheklagend, hinunter verlangt in die heilige Tiefe	6
3	₂ nab ₃ [den] [n] Abgrund	5,7
4	₁ In die Stille der S	8
	₂ in Herz, wo, von der Schiffe Gelärm	8,9
5	₁ Fern, und der	10
	₂ tief unter den Woogen, in friedlicher Grotte die blaue	11,12,13
	₁ Thetis die ihn liebte , die Göttin des Meers.	14,15
6	₂ wohnte, ₃ schützte	13
	₄ dich	13

In diesem letzten Beispiel wird Lesen fast zum Bockspringen; aber nicht etwa, weil die Textvorlage dergleichen erfordert, sondern weil diese Art der Darstellung Zusammenhänge eben bruchstückhaft verschoben wiedergibt. Ohne Verlust, ja mit Gewinn an textkritischer Information ließe sich die erste Hälfte von Vers 2 synoptisch folgendermaßen darstellen:

V. 2 1a	Giengst du hin ans	Gestaad, ...	₁ Sofortkorr.?
1b	" " [s] " Meer[s] ¹	"	

Wollte man die Konjektur noch mit in die Darstellung aufnehmen, was freilich erst für die Textkonstitution von Belang sein kann, ließen sich die beiden folgenden Möglichkeiten denken:

A) ans	Gestaad, ..	oder B) ans	Gestaad, ..
" Meer[s]<g>	"	" Meer[s]<gestaad>	"

Die zweite Darstellungsart (B) verdient m. E. den Vorzug¹⁰. Und die Verse 5-6 könnten, ohne den Zusammenhang zwischen einzelnen versprengten Wörtern und Wortpartikeln erst suchen zu müssen, wie folgt aussehen:

V. 5 1a	Fern, und der
1b	" tief unter den Woogen, in friedlicher Grotte die blaue

V. 6 1a	Thetis	<,>	die ihn liebte	, die Göttin des Meers.
1b	"	wohnte	" [s] schützte	" " " "
1c	"	"	" dich	" " " "

Trotz des mehrfachen Hin und Her beim Lesen bleibt der Text, so wie ihn die FHA bietet, doch noch in seiner Sinnfolge einigermaßen erfassbar, dank der dominierenden Drucktype, die in diesem besonderen Fall tatsächlich den vollen Wortlaut des Verses bietet, also auch Teile der Grundschrift mit einbezieht und so praktisch den Grundsatz der FHA modifiziert, der besagt: „Innerhalb der Textphase werden die Varianten <!> eines Textsegments (Vers, Linie) so gesetzt, daß alle Varianten <!> vollständig lesbar werden; aus den jeweils mit schwerer Type hervorgehobenen Varianten <!> ergibt sich die Textkonstitution einer Phase.“¹¹ Überall, wo lediglich Varianten typographisch betont werden, die Textkonstitution aber fortlaufend auf die unscheinbare Grundschrift zurückgreifen muß, z. B. in der linearen Darstellung der Fassung V des 'Wanderers', S. 62 ff., ergeben sich zusätzlich Hindernisse, die das Lesen des Apparats unnötig erschweren. Es wäre sehr zu wünschen, daß die FHA auch in dieser Hinsicht ihr Konzept noch einmal gründlich überdenkt und schließlich zu einer eindeutigen und einheitlichen Gestaltung gelangt.

Im Varianten-Apparat zur IV. und V. Fassung der 'Wanderer'-Elegie gibt es (auf S. 66 der FHA) eine Stelle, an der die lineare Textdarstellung ganz unvermittelt abbricht, um die verschiedenen Ansätze zur Konzeption der Verse 83-108 aufzuzeigen. An die Stelle der linearen, kontinuierlich von Vers zu Vers fortlaufenden Darstellung tritt hier ein sog. 'Werkstellenapparat', der die Entwicklung jeweils einer bestimmten Textstelle fest-

¹⁰ Die Ausführungen bei Konjekturen beanspruchen freilich nicht selten mehr Platz in der Zeile, als man ihnen dann, von ihrer Bedeutung her, einräumen möchte. Es empfiehlt sich deshalb, dabei nicht allenthalben systematisch nach einem Schema zu verfahren, sondern von Fall zu Fall zu entscheiden nach dem Grundsatz: so knapp wie möglich und so ausführlich wie nötig.

¹¹ FHA, Bd. 6, S. 8.

stellt und dann statuarisch zur nächsten Textstelle fortschreitet. Nach einhalb Seiten setzt die lineare Textdarstellung wieder ein und überläßt es dem interessierten Leser, sich selbst ein Bild von der Textgenese zu machen.

Was da geschieht, widerspricht dem Konzept der Frankfurter Ausgabe und macht zugleich Grenzen und Schwächen der angewandten Methode offenkundig. Man könnte es einen Rückfall in die museale Pionierzeit der Editionsmethodik nennen und einen eklatanten Verstoß gegen den eigenen stolz proklamierten Grundsatz, den Text „im prozessualen Zusammenhang“ aufzuzeigen und damit „den Weg vom ersten Konzept bis zum letztintendierten Text nachvollziehbar“¹² zu machen. Obwohl alle Textteile vorhanden und auf nur zwei Seiten versammelt sind (immerhin ein Fortschritt gegenüber der StA, die drei Seiten benötigt), wird es dem Leser nicht oder doch nur unter großem Aufwand möglich sein, den besagten Weg nachzuvollziehen, ja überhaupt erst einmal herauszufinden. Das Problem, an dieser Stelle beispielhaft aufgezeigt, übergreift den Einzelfall und stellt die alte Grundsatzfrage neu: was tun, um den Leser wirklich in die Lage zu versetzen, daß er, ohne unzumutbaren Aufwand, jede Textschicht und jede Textfassung von Anfang bis Ende und an jeder gewünschten Stelle übersichtlich lesen kann? Die Antwort, die heute zu geben möglich und nötig ist, zielt zweifellos in Richtung auf eine synoptische Darstellungsweise, in der die Textentwicklung nicht mehr nur „als Summe von Längs- oder Querschnitten“ erscheint, sondern abgebildet wird als „zweidimensionales, raum-zeitliches Gewebe“¹³. Die Frankfurter Ausgabe weiß sich dieser Aufgabe bereits verpflichtet; zu dem Entschluß, konsequent die Darstellung einer komplexen Synopsis zu wagen, hat sie sich (noch) nicht durchringen können.

4. Zur Textkonstitution

Ziel und Ergebnis aller editorischen Bemühungen ist der textkritisch gerechtfertigte zuverlässige Text. Es liegt auf der Hand, daß ein solcher Text überall dort, wo eine autorisierte letztgültige Fassung fehlt, anders aussehen müßte als da, wo er auf eine vom Autor gewollte Fassung zurückgreifen kann. Diese schlichte Tatsache ist bislang nur selten beachtet, und noch seltener ist ihr entsprochen worden, auch in der Hölderlin-Philologie.

Mit Recht hat Sattler daher gegen die „Vorliebe fürs 'Vollendete'“,

¹² FHA, Einleitung, S. 18.

¹³ Gerhard Seidel: Die Funktions- und Gegenstandsbedingtheit der Edition, Berlin 1970.

gegen diese „Zwangsjacke eines nachklassischen Formidols“ polemisiert und ist gegen das Verlangen nach Textverfertigung mit „zweifelsfreier Zitierfähigkeit“¹⁴ zu Felde gezogen, gegen ein Verlangen also, das bei Hölderlin in der Tat oft nicht zu befriedigen ist, sieht man vor allem auf die Handschriften der letzten Schaffensperiode, die uns die gewohnte und gewünschte Sicherheit vielfach nicht gewähren¹⁵. Um so verwunderlicher, wenn Sattler, gleichsam hinter seinem eigenen Rücken, die als ästhetisch diffamierte Praxis mit dem, was er tut, fortführt. Nicht mehr mit der gleichen Selbstverständlichkeit der früheren Jahre, versteht sich, aber doch auf eine Art, die fragwürdig einen glatten Lesetext bietet, ihn etikettiert mit den Begriffen „konstituiert“, „differenziert“ oder „emendiert“ und Zweifelhaftes nur gelegentlich mit kritischen Zeichen garniert. Genügt das, um die als drohend erkannte Gefahr falscher Fassungen wirklich zu bannen? Oder beschwört man da unversehens wieder etwas herauf, dem man schon sicher glaubte entronnen zu sein? Aufgrund dessen, was bereits zu Fragen der Textkonstitution vorgebracht worden ist, vor allem zur Problematik variabler Textstellen, mag hinreichend deutlich geworden sein, daß die Herausgeber der FHA selbst noch stark an der Notwendigkeit einer letzten Textfassung fixiert bleiben, auch da, wo die Offenheit des Entwurfs unbedingt gewahrt werden sollte. Von der fiktiven Vorstellung notwendig linearer Lesetexte können sie sich (noch) nicht lösen. Wer aber mit dem situationsgerechten Abdruck einer Handschrift sich nicht begnügen will und den weisen Verzicht auf verlässliche Konstitution eines unfertigen Textes nicht leisten mag, der wird irgend einmal unausweichlich vor die Notwendigkeit gestellt, mit den herrschenden Lesegewohnheiten zu brechen und zu versuchen, einen nicht mehr nur einsinnigen Text wiederzugeben. Sattler und Groddeck haben den Entschluß zu einer derartigen Lösung noch nicht fassen können. Dennoch: die Zumutung, die diese Lösung dem Leser gegenüber sicher bedeutet, wäre nirgendwo sonst in gleicher Weise zu rechtfertigen wie gerade bei Hölderlin.

Neuartig an der Frankfurter Ausgabe ist die Reproduktion schwieriger Handschriften als Grundlage der Edition. Damit ist ein Weg beschritten, der vielversprechend und zukunftsweisend ist. Erklärtes Ziel der Ausgabe ist die Schaffung der ersten werkgetreuen Hölderlin-Ausgabe mit einem kritischen Apparat, der übersichtlich und leserlich den Nachvollzug der

¹⁴ FHA, Einleitung, S. 17.

¹⁵ Freilich ist selbst bei Hölderlin durchaus nicht alles Bruchstück geblieben, woran zu erinnern Anlaß besteht, wenn durch die dargebotene Fülle des Fragmentarischen dieser falsche Eindruck geweckt wird.

Textentstehung ermöglicht. Der vorliegende erste ordentliche Band macht deutlich, daß sich das erstrebte Ziel noch nicht hat erreichen lassen und das Arbeitsergebnis hinter dem eigenen Anspruch unnötig weit zurückbleibt. Mit der bisher gezeigten Bereitschaft, die Ausgabe in ihrer methodischen Ausgestaltung als verbesserungsfähig zu betrachten und von Band zu Band konsequent den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, vergrößert sich die Aussicht, schließlich doch noch dem eigenen Anspruch einigermaßen gerecht zu werden.

Die angewandte Methode erweist sich bei näherer Betrachtung in mancherlei Hinsicht als unzulänglich. Von verschiedenen Editionsverfahren einzelne Elemente eklektisch assimilierend, hat sie die eigenwillige Gestalt eines Zwitterdings und den Charakter einer Zwischenlösung. Stärker als sie selbst es sich wohl eingestehen mögen, bleiben die Herausgeber der Frankfurter Ausgabe den Prinzipien der Stuttgarter Ausgabe verhaftet (deren Ergebnisse auch weiterhin als Grundlage unentbehrlich sein werden). Sie scheinen – wenn diese Anspielung erlaubt ist – von ihrem großen Vorbild unüberwindlich zu dependieren. Denn noch ist der Bruch mit der Tradition, gegen den Anschein, nicht entschlossen, nicht radikal genug vollzogen, um das erhoffte Neue, das unzweifelhaft Notwendige wirklich leisten zu können.

Anhang

Gedichte mit verschiedenen Fassungen fordern zum Vergleichen geradezu heraus. Obwohl die FHA jeweils alle Fassungen eines Gedichts in extenso abdruckt und damit alle Voraussetzungen für einen solchen Vergleich schafft, bleibt sie unbegreiflicherweise beim Nebeneinander der einzelnen Fassungen stehen. Dadurch bringt sie sich selbst und auch den Leser eigentlich um den Ertrag der ganzen editorischen Arbeit, vergleichbar einem Buchhalter, der Seite um Seite Einnahmen und Ausgaben notiert, es dann aber unterläßt, Bilanz zu ziehen; oder einem Gärtner, der das Jahr über mit Sorgfalt und großem Fleiß den Boden bestellt, es aber versäumt, im Herbst zu ernten. Es ist dies vielleicht der empfindlichste Mangel der neuen Ausgabe, daß sie diesen letzten wichtigen Arbeitsschritt unterläßt. Denn würde der Leser wirklich in die Lage versetzt, die Stufen der Textentwicklung alle auf einen Blick überschaubar vor sich zu haben, er könnte den schöpferischen Prozeß, zu dessen Nachvollzug die FHA auffordert, ohne freilich selbst zu den entsprechenden Konsequenzen zu stehen, dann erst in seiner Gesamtheit nachvollziehen und könnte, über das bloße Registrieren von Varianten hinaus, die Absichten des Autors bei der Textumgestaltung im

großen ganzen erfassen und en détail studieren. Das vielzitierte Goethewort in bezug auf Wieland (im Essay über den 'Literarischen Sansculottismus'), „daß ein ... fleißiger Literator durch Vergleichung ... allein aus den stufenweisen Korrekturen dieses unermüdet zum Bessern arbeitenden Schriftstellers die ganze Lehre des Geschmacks würde entwickeln können“, umreißt die Aufgabe, in deren Dienst alle Bemühungen eines Herausgebers erst ihren Sinn erhalten. Dem Leser diese Arbeit nach Möglichkeit zu erleichtern, muß Ziel jeder kritischen Ausgabe sein.

Ein Gedicht wie 'Der Wanderer', von dem sieben verschiedene Fassungen erhalten sind, zwei davon autorisiert im Druck, ist wohl geeignet, die Vorzüge einer komplexen Textsynopse, im Vergleich zur Darstellungsweise der StA und FHA, deutlich werden zu lassen.

In der StA ist allein der Text der beiden Druckfassungen emendiert abgedruckt. Die restlichen fünf handschriftlichen Fassungen sind in den Lesartenapparat verbannt. Streng chronologisch voneinander getrennt, erscheint der erste Druck = 'Die Horen'-Fassung = III (von 1797) in Bd. 1, 1 auf S. 206–208; dazu kommt der Lesarten-Apparat in Bd. 1, 2 auf S. 512 bis 523. Der zweite Druck = 'Flora'-Fassung = VII, drei Jahre später tiefgreifend umgearbeitet und 1801 erschienen, wird in Bd. 2, 1 auf S. 80–83 wiedergegeben; dazu kommt der Lesartenapparat in Bd. 2, 2 auf S. 564 bis 574.

In der FHA werden alle Fassungen nacheinander, von I–VII, vollständig versammelt und in chronologischer Reihenfolge abgedruckt. Die Gesamtdarstellung umfaßt im vorliegenden Bd. 6 die Seiten 11–72, also mit den 17 Faksimiles und ebenso viel Seiten Umschrift alles in allem 61 Seiten.

Niemand wird den Vorteil verkennen können, den die FHA bietet; er liegt auf der Hand. Und doch fehlt noch immer Entscheidendes, nämlich der vergleichende Überblick über die Fassungen untereinander, den sich der Leser nur mit großem Aufwand verschaffen kann.

Nun hat Andreas Müller in einem ausführlichen Aufsatz, der bereits im HJb. von 1948/49 erschienen ist, dieser mühevollen Arbeit sich unterzogen, mit der Absicht, im Vergleich der beiden Druckfassungen vor allem die Gründe für die späte Umarbeitung aufzudecken. Es braucht an dieser Stelle nicht auf seine Textinterpretation, auf die genaue Strukturanalyse und die zahlreichen Fehler in den zitierten Gedichtzeilen näher eingegangen zu werden; es mag die Feststellung genügen, daß da eine Menge interessanter Einzelbeobachtungen zur Textgenese umständlich und völlig unübersichtlich zusammengetragen sind, um die daraus folgende Deutung der Texte anschaulich zu machen und zu rechtfertigen. Den umgekehrten

Weg nimmt die synoptische Darstellung; sie schafft die Textgrundlage und zeigt im Vergleich auf, was der Deutung dienen kann. So wird der gesamte Stoff nicht nur ausgebreitet, sondern vor allem auch übersichtlich präsentiert.

Im Anschluß an diese Ausführungen sind zwei Beispiele einer synoptischen Darstellung gegeben. Das erste Beispiel beschäftigt sich mit der zuvor bereits besprochenen vielschichtigen Konzeption der Verse 83–96 aus der Flora-Fassung (FHA, Bd. 6, S. 72). Der direkte Vergleich sowohl mit der StA als auch mit der FHA zeigt m. E. eindeutig, wie unzulänglich die Darstellung beider Ausgaben an dieser Stelle ist und daß manches, was zuvor falsch oder doch unzulänglich zusammengebracht und damit unverständlich geblieben war, hier zum erstenmal gut gedeutet und übersichtlich dargestellt ist.

Während das erste Beispiel gleichsam nur eine Korrektur an der StA und FHA darstellt, will das zweite Beispiel, über beide Ausgaben hinausgehend, die Forderung nach einer komplexen Synopsis anschaulich begründen und aufzeigen, wie der Ertrag der Vorarbeit, die bisher von beiden Ausgaben geleistet worden ist, auch eingebracht und das Ergebnis aller editorischen Mühen auch dargestellt werden könnte. Für diesen Zweck mag die synoptische Darstellung der ersten 18 Verse aller sieben Fassungen des 'Wanderers' genügen.

Folgende Grundsätze sind bei der Gestaltung des Apparats beachtet worden:

Zur Gestaltung der Textsynopsis

1. Die Darstellung gibt die Textentwicklung jeder einzelnen Gedichtfassung durchgehend wieder und verzeichnet gleichzeitig alle auf eine Gedichtstelle beziehbaren Fassungen übersichtlich an einer Stelle des Apparats.

2. Alle Textänderungen werden der sich ändernden Stelle zugeordnet, und zwar parallel untereinander in der Reihenfolge ihrer Niederschrift. Bestehen Zweifel an der Chronologie, wird dies vermerkt.

3. Betrifft eine Änderung die vorhergehende Textschicht nur teilweise, wird nach Wiedergabe der Änderung der jeweils intendierte Wortlaut, zum Zweck besserer Lesbarkeit, durch Rückgriff auf die vorhergehende Stufe gekennzeichnet.

4. Bei Textidentität verschiedener Fassungen genügt die Wiedergabe des Textes einer Fassung.

5. Beide Druckfassungen werden als autorisierter Text den übrigen handschriftlichen Fassungen gegenüber typographisch exponiert. Sie ent-

sprechen in allem genau dem jeweiligen Originaldruck; auf emendierende Eingriffe im Text selbst ist verzichtet worden.

6. Im Hinblick auf die Faksimilierung und Umschrift der Handschriften kann die Textdarstellung auf Deskription akzidenteller Merkmale des handschriftlichen Befunds weitgehend verzichten. Angestrebt wird einzig die Verdeutlichung essentieller Bestandteile des Wortlauts.

7. Die Zählung der Verse orientiert sich an der Verszählung der beiden Druckfassungen. Bei Divergenz würden dann zwei Zahlen erscheinen. Verse oder Versfragmente, die keine Entsprechung in einer der Druckfassungen haben, werden bei der Zählung übergangen. Bei vermutlicher Korrespondenz eines Textsegments mit dem Wortlaut an anderer Stelle des Gedichts wird auf diese Beziehung hingewiesen.

8. Tilgungen werden bei Textersetzung jeweils in der sie betreffenden Schicht vermerkt; ansonsten innerhalb der Korrekturschicht.

9. Bei Erweiterung oder Verkürzung eines Wortes sowie bei Wortansätzen wird das betroffene Wort, aus Gründen der Lesbarkeit, entsprechend wiederholt bzw. ergänzt. Bei Texterweiterung hat der Text der vorausgehenden Schicht(en) dieses Faktum entsprechend durch Freiraum zu berücksichtigen, da sonst die Ordnung der Darstellung gestört würde. Um zwischen den so entstehenden Lücken und jenen Textlücken unterscheiden zu können, die der Entwurf absichtsvoll läßt, werden diese extra gekennzeichnet.

10. Sofortkorrekturen erscheinen in der Textschicht, der sie zugehören.

11. Bei Wortauslassung oder -tilgung bleibt die betreffende Stelle in der(n) folgenden Textschicht(en) frei.

12. Klammern des Autors, die mehrere Verse umschließen, werden ohne besonderen Vermerk für jeden betroffenen Vers wiederholt.

13. Funktion des Zweitapparats ist die Entlastung der Textdarstellung von Lesarten, die für die Textentwicklung eine untergeordnete Rolle spielen. So können von ihm z. B. Abweichungen der Orthographie oder der Interpunktion verzeichnet werden. Anmerkungen des Herausgebers sowie Abweichungen von der StA und FHA erscheinen dort.

Verwendete diakritische Zeichen

()	= vom Autor gesetzte Klammer
[]	= Tilgung des Autors
[/]	= vom Autor versäumte Tilgung
< >	= Hinzufügung des Editors
: :	= Textwiederholung des Editors
/ /	= Spatium, zur Kennzeichnung von Textlücken innerhalb eines Verses
//	= Spatium, zur Kennzeichnung von Stichworten, die nicht im Versverband stehen
Tex[β]t	= Tilgung oder Ersetzung eines Wortsegments
Tc[st]Text	= durch Überschreibung oder Überschichtung
Text-e	= Erweiterung eines Wortes
Text[e]	= Verkürzung eines Wortes
Texte/Text	= Variable (offengelassene Textalternative)
[Texte] Text	= Variante (entschiedene Textkorrektur)

Verwendete Siglen

I	= StA H ¹	= FHA I	= 287/1-8 <i>Homburger Quartbest</i>
II	= StA H ²	= FHA II	= 3/2-7 2 <i>Dbl.</i> 4 ^o , <i>ineinandergelegt</i>
III	= StA J (Die Horen)	= FHA III	= D 10 <i>Die Horen eine Monatsschrift herauszugeben von Schiller. Zehnter Band. Tübingen in der J.G. Cotta'schen Buchhandlung 1797. Sechstes Stück. S. 69-74</i>
IV, V	= StA H ³	= FHA IV/V	= 6/3-9 <i>Stuttgarter Foliobuch</i>
VI	= StA H ⁴	= FHA VI	= 28/3-4 <i>Dbl.</i> 4 ^o
VII	= StA J (Flora)	= FHA VII	= D 19 <i>Flora Teutschlands Töchtern geweiht. Eine Quartalschrift von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts. Neunter Jahrgang. Drittes Vierteljahr. Tübingen 1801. In der J.G. Cotta'schen Buchhandlung. S. 31-39</i>

- 1a, 1b, 1c... = Grundschrift einer Fassung (I-VII) mit Korrekturen
 2a, 2b, 2c... = Erster Neuansatz mit Korrekturen
 3a, 3b, 3c... = Zweiter Neuansatz mit Korrekturen

Verwendete Schrifttypen

Antiqua normal	= Handschriftliche Fassungen
Antiqua Kursiv	= Erste Druckfassung (Die Horen)
Antiqua fett	= Zweite Druckfassung (Flora)

Der Wanderer

<Lesarten zu den Versen 83-97 der Flora-Fassung. StA II 2, 569-571>

S. 569

82-108: Der Schluß wird in H³ an den unteren Rändern der Seiten 3^v und 4^r, sowie auf den Seiten 4^v und 5^r ohne Beziehung auf die erste Fassung entworfen. Hinzu tritt (von v.83 an) H⁴.

20 Oben auf S.4^r stehen in H³ die Verse 80-84 der Abschrift aus den Horen (1. Fassung) mit folgenden Änderungen: 81 Die du] darüber: Du, die H^{3a} erwekte(st) H^{3a} 82 triebst aus tre H^{3a} 83 dir,kehr H^{3a}

82: Ach! indes[en] mich umsonst Vater und Mutter gesucht? H^{3b}

83-108:

I: an den unteren Rändern der Seiten 3^v und 4^r:

25 1: Wo wo ist er? du schweigst, daß ich Geschenke bringe, die Gaabe

2: Hüter des Haußes! Die (1) Lieben

(2) Freunde sie (a) werden

(b) haben

3: Andres gewonnen (1) indeß, die ich verlassen, so bin ich

30 (2) sie all auch (a) verlassen

(b) mich verlassen so haben

II: ebenda:

1: Aber wo sind sie? du schweigst, du zögerst (1) d (2) Hüter des Haußes

2: Hab ich gezögert doch wie ein Pilger u.

35 auf S. 4^v:

S. 570

3: (und wenn ich komm, (1) d

(2) und die (a) trauten

(b) alten die Nahmen (a) L

(β) der Liebe

4: Nenn' (1) ich (2) und,

5: Keins antwortet)

III: auf S. 4^v:

- 1: Wo, wo ist er du schweigst, (1) z (2) du zauderst Hüter des Haußes
 2: (1) Und die
 (2) Alter! und sie die lieben (a) T (b) Freunde, wo wohnen sie 10
 3: Daß ich Geschenke bring, die Gaabe,
 4:
 5: Aber ich (1) ahnd (2) weiß es schon, es
 6: Und die Freunde sie
 7: Andres gewonnen indeß, sie alle, sie haben, die Theuren 15
 8: Mich verlassen verlies.
 9: Kommen werde ich und die alten die Nahmen der Liebe
 10: Nennen
 11: Keins antwortet,
 12: ich dünk' ihnen gestorben, sie mir (1), (2). 20

S. 57r

- 15 IV: Text *H*⁴ mit folgenden Änderungen und Abweichungen:
 84 Hab'] Hab *H*⁴ gezählt,] gezählt *H*⁴ 85 nahet' aus nahe *H*⁴
 Da ich nahet'] darüber: (1) <Da ich> betrachtend (2) Im Betrachten
*H*⁴. Pilgern aus d *H*⁴ gestanden.] gestanden *H*⁴ 86 melde
 gestr. u. unterpunktet über gestr. sage *H*⁴ 87 die aus der *H*⁴ 88 und
 20 gegön(n)t über der Zeile *H*⁴ 89 ahn' es schon] ahnd' es wohl *H*⁴
 in nach gestr.: sie sind nun *H*⁴ Fremde] Fremden *H*⁴ 90 mir
 über der Zeile *H*⁴ kehret aus kehrt *H*⁴ 91: (1) Vater und Mutter
 und auch die lieben Freunde[n] sie haben (2) wenn über auch dann
 lieben gestr.; leben über Freunde[n] *H*⁴ 92 sie] es *H*⁴ Meinigen]
 25 meinigen *H*⁴ 94 sonst,] sonst! *H*⁴ 97: (1) Aber (2) Warum
 (3) Und verlassen, wie (4) Text *H*⁴

Der Wanderer

<Lesarten zu den Versen 83-97 der Flora-Fassung. FHA VI, 66-67>

S. 66

- Konzept v. 83-108; erster Ansatz.
 Wo wo ist er? du schweigst, 57
 Hüter des Haußes! 59
 Konzept v. 83-108; zweiter Ansatz.
 1Aber wo sind sie? du schweigst, du zögerst d 56
 2Hüter des Haußes 57
 Hab ich gezögert doch wie ein Pilger u. die lieben Freunde sie ↓ 58,56
 Fortsetzung recto. 6/7
 Daß ich Geschenke bringe, die Gaabe 32
 ↑1werden 35
 2haben Andres gewonnen, indeß, 33,34
 1so bin ich die ich verlassen, mich auch verlassen 36,34,33
 2haben sie all 36,33
 Fortsetzung verso. 6/8
 1und wenn ich komm, d 13
 2und die trauten 13
 3alten die Nahmen L 12,13,14
 4der Liebe 14
 1Nenn' ich 15
 2und, 15
 Keins antwortet 16
 Konzept v. 83-108.
 1Wo, wo ist er du schweigst, z 17
 2du zauderst Hüter des Haußes 17,18
 1Und die lieben T 19
 2Freunde, wo wohnen sie 19
 3Alter! und sie 18
 Daß ich Geschenke bring, die Gaabe, 20
 Raum für einen Pentameter.
 1Aber ich ahnd es schon, es 22
 2weiß 21
 Und die Freunde sie 23
 Andres gewonnen indeß, sie alle, sie haben, die Theuren 24
 Mich verlassen verließ. 25
 Kommen werd ich, und die alten die Nahmen der Lieben 26,27
 Nennen 28
 Keins antwortet, 29
 1ich dünk' ihnen gestorben, sie mir, 30
 2. 30

Der Wanderer
 <Synopsis von Vers 1-18>

- 1 I 1 a (Süd und Nord [in]ist in mir. Mich erhitzt der Aegyptische Sommer)
 1 b (Süd-en kenn ich und Nord. „ erhitzt-e der Sommer Aegyptens)
 2 a [Oft ist mir, als ständ' ich verirrt in Arabiens Wüste,]
 2 b [Oft-mals „ „ „ „ „ „ „ „ „ „]
 3 a [Glühend] stand ich und sah in <die> Afrikanischen Ebenen
 3 b [Einsam] „ „ „ „ „ „ „ „ „ „
 3 c Glühend „ „ „ „ „ „ „ „ „ „
 II Einsam „ „ „ „ „ „ „ „ „ „
 III-VII Einsam stand ich und sah¹ in die Afrikanischen dürrer
- 2 I 1 a (Und der Winter des Pols tödtet das Leben in mir²)
 1 b „ „ „ „ „ „ hauchte versteinend mich <an>.)
 2 [Und aus einsamer Luft reegnete Feuer herab.]
 3 a [Dürstend] hinaus; vom Olymp reegnete Feuer herab.
 3 b [Ein<sam>] „ „ „ „ „ „ „ „ „ „
 3 c [Glühend] „ „ „ „ „ „ „ „ „ „
 3 d Ebenen „ „ „ „ „ „ „ „ „ „
 II, IV, V Ebenen hinaus; vom Olymp reegnete Feuer herab.³
 III Ebenen hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab.
 VII Ebenen hinaus; vom Olymp regnete⁴ Feuer herab;

- I 1 a [Ut]Unter dem <Strauche?...>
 1 b Und ich hört aus der Tiefe herauf d[ie]as Seufze[r]n der Erde,
- I 1 a [Denn sie traf, wie ein Pfeil]
 1 b Und ihr Angesicht barg unter die Wolke sie gern,
- I 1 a Denn —————⁵
 <vgl. 11> 1 b [Unter den Sträuche⁶ saß der scheue Vogel gesanglos,]
 2 a (Nicht wie der [freundliche Pfeil im Auge de<s...?>])
 2 b („ „ „ Liebesgott mit lieblich schmerzlichem Pfeile,)
- I (Hart, wie ein Zepterschlag, traf sie der brennende Stral.)

¹ sah] sah, IV/V
² mir] mir, FHA
³ herab.] herab, in V und VII StA
⁴ regnete] reegnete in III und VII StA
⁵ Vermutlich Ansatz zum Vers: „Denn <sie traf, wie ein Pfeil...>“, der im Folgenden umformuliert wird und später ganz wegfällt.
⁶ „Sträuche“ versehentlich statt „Strauche“

- 3 I 1 a [Schrecklich]
 1 b Fernhin¹ schlich das haagre Gebirg, wie ein wandelnder Nachtgeist
 1 c Fernhin „ „ [haager] „ „ „ wandelnd[er] Gerippe
 1 d „ „ „ „ haagre „ „ „ „ „ „ „ „ „ „
 II Fernhin [schatt]schlich² das haagre Gebirg, wie ein wandernd Gerippe
 III Fernhin schlich das hagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe,
 IV, V 1 a [Fern<hin>]³
 1 b Fernhin schlich das hagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe
 2 a Zürnend, und milder kaum, nur milder⁴ wie damals
 2 b Reißend, und „ „ [„ „] „ „ da das Gebirg⁵ hier
 2 c Reißendes! (und) „ „ „ „ „ „ „ „ „ „
 VII Reissendes! milder kaum, wie damals, da das Gebirg hier
- 4 I 1 a [Kahl] Hohl [und kahl]
 1 b „ „ „ „ u.<nd> einsam u.<nd> kahl blickt aus der Höhe sein Haupt.
 II [Dür<r?>] Hohl und einsam und kahl blickt' aus der Höhe sein Haupt.
 III Hohl und einsam und kahl blickt' aus der Höhe sein Haupt.
 IV, V I „ „ „ „ „ „ blickt „ „ „ „ „ „
 2 Da [der] ein strenger Tag Höhen und Tiefen gebaut.
 3 a Spaltend der Tagesgott „ „ „ „ „ „
 3 b „ mit Stralen <der Gott?> „ „ „ „ „ „
 VII Spaltend mit Stralen der Gott Höhen und Tiefen gebaut.
- 5 I 1 a Ach! hier sprang, wie<ein>sprudelnder Quell, [der] Wald nicht
 1 b „ „ „ „ „ „ „ „ [kein] „ „
 1 c „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ der unendliche „ „
 II Ach! hier sprang, wie ein sprudelnder Quell, der unendliche Wald nicht
 III Ach! nicht sprang, mit erfrischendem Grün der schattende Wald hier
 IV, V 1 a [Ach!] nicht sprang mit erfrischendem Grün der schattende Wald [hier]
 1 b Denn hier springt „ „ „ „ „ „ „ „ „ „
 1 c Hier nicht fri)spricht⁶ „ „ „ „ „ „ <die> „ „ „ „ Waldung
 1 d Aber auf denen springt kein frischeaufb)gründender⁷ Wald nicht⁸
 VII Aber auf denen springt kein frischeaufgründer Wald nicht

¹ „Fernhin“ versehentlich statt Fernhin
² schatt] FHA; schat] StA; vermutlich Ansatz zu. schatt(et'?). Diese Korrektur in II V. 3 erfolgt, ebenso wie die in V. 4 und V. 11 (= V. 13 der internen Zählung) nach den Angaben der FHA. Seebaß hat zudem die Schreibung „Ross“ in V. 10 und „sass“ in V. 11. Die Publikation des Faksimile von II ist erst für Bd. 3 der FHA vorgesehen.
³ Vers irrtümlich eingerückt und zu eng unter dem vorhergehenden Vers begonnen; deshalb getilgt.
⁴ und milder kaum, / nur milder] Textvariable
⁵ Gebirg] Gebirg, FHA
⁶ fri<sch...> spricht] fu Furcht StA; fü pricht FHA
⁷ Sofortkorrektur: frischeaufb<lühender?> zu frischeaufgründer
⁸ Die chronologische Reihenfolge der Varianten in IV/V ist nicht ganz sicher. Die vorgelegten Kombinationen bieten also Möglichkeiten, keine Gewißheiten.

6 I, II III, IV IV, V VII	In die tönende Luft üppig und herrlich empor. <i>In die säuselnde Luft üppig und herrlich empor,</i> " " tönende ¹ " " " " " In die tönende Luft üppig und herrlich empor.
7 I, II III, IV V VII	Hier frolokten die Jünglinge nicht, die stürzenden Bäche, ² <i>Bäche stürzten hier nicht in melodischem Fall vom Gebirge,</i> 1a [Kränze] 1b Unbekränzt ist die Stirne [noch] 1c " " " " des Bergs (und) melodische Bäche 1d " " " " " " und beredtsame Bäche ³ Unbekränzt ist die Stirne des Bergs und beredtsame Bäche
8 I II III, IV V VII	Ins jungfräuliche Thal[l] hoffend und liebend hinab, " " Thal " " " " " <i>Durch das blühende Thal schlingend den silbernen Strom,</i> 1 [Sendet] [Fallen] Tränken / [das glückliche Thal. 2a Kennet er [nicht] ⁴ 2b " " kaum, es erreicht selten die Quelle das Thal. Kennet er kaum, es erreicht selten die Quelle das Thal.
I, II	Freundlich blickte kein Dach aus der Blüthe geselliger Bäume,
I	1a Wie aus [dem] silbernem zartem Gewölke der Mond. 1b " " lieblichem Silbergewölke " " 1c " " dem liebliche(n) ⁵ Silbergewölke " " So, wie aus lieblichem Silbergewölke der Mond.
II	
9 I-III, IV V VII	<i>Keiner Herde vergieng am plätschernden Brunnen der Mittag,⁶</i> 1a " " ver[„]geht „ kühlen " " " 1b " " vergeht „ plätschernden " " " Keiner Heerde vergeht am plätschernden Brunnen am Mittag,
10 I II III IV, V VII	[Keinem] Und dem Hirten entlief nirgend das lustige Roß. ⁷ Und " " " " " " " <i>Freundlich aus Bäumen hervor blickte kein wirthliches Dach.</i> Freund(e)lich " " " blickte " " " Freundlich aus Bäumen hervor blickte kein gastliches Dach.

¹ tönende] gleich bei der Abschrift von III alternativ hinzugefügt, rückgreifend auf I und II
² Bäche,] Bäche in II
³ Vertauschung der chron. Folge der Variablen von 1c und 1d in V ist nicht auszuschließen
⁴ nicht] nicht, StA, FHA
⁵ liebliche(n)] statt versehentlich belassenem „lieblichem“
⁶ Mittag,] Mittag in I
⁷ Roß.] Roß StA

11 I II III-VII	Unter dem Strauch saß der scheue Vogel gesanglos, " " " " [der]ein scheuer " " Unter dem Strauche saß ein ernster Vogel gesanglos, ¹
12 I II III IV, V VII	1a Angstig ² und eil[ig] flohn wandernde Störche vorbei. 1b " " eilend ³ " " " " " II Ängstig eilte das Chor wandernder Störche vorbei. III <i>Ängstig und eilend flohn wandernde Störche vorbei.</i> IV, V 1a Aeng[l]stig und eilen[s]ds flohn wandernde Störche vorbei. 1b Aber die Wanderer flohn eilend ⁴ die " " VII Aber die Wanderer floh'n eilend die Störche ⁵ vorbei.
(vgl. 17) I	1a [D]Aber der wilde Scherz der Natur, 1b Was hier [lebt, ist] Scherz der Natur 1c Wilder " " " [ist] [das Leben der Thiere und] 1d " " " " sind hier die Pflanzen und Thiere,
13 I, II III, IV V VII	Nicht um Wasser rief ich dich an, Natur! in der Wüste, <i>Nicht um Wasser rief ich dich an, Natur, in der Wüste,</i> Da bat ich " " [, „], „ nicht " " " Da bat ich um Wasser dich nicht, Natur! in der Wüste ⁶
14 I II, III-VII	1a Wasser fand ich [zur Noth] 1b " " " im Bauch meiner Kameele zur Noth. II, III-VII Wasser bewahrte mir treulich das fromme Kameel.
15 I-III IV, V VII	<i>Um der Haine Gesang,⁷ um Gestalten und Farben des Lebens⁸</i> I " " " " [und]um " " " " " 2 " " " " ach! um die Gärten des Vaters[.] ⁹ VII Um der Haine Gesang, ach! um die Gärten des Vaters

¹ gesanglos,] gesanglos IV/V
² Ängstig] versehentlich statt „Ängstig“
³ eilend] möglicherweise auch Sofortkorrektur in 1a, also dann eil[ig]end in 1a
⁴ eilend] eilend, StA und FHA
⁵ floh'n eilend die Störche] flohn eilend, die Störche, StA
⁶ Wüste] Wüste, StA
⁷ Gesang] Gesang[e] in I
⁸ Lebens] Lebens, in II
⁹ Vaters] StA und FHA lesen: „Väters“

- 16 I 1a Bat' ich, vom [freundlichen] Vaterlan(d)sboden verwöhnt;
 1b „ „ „ lieb[lichen] „ „ „
 1c „ „ „ freundlichen „ „ „
 II Bat ich vom heiligen Vaterlandsboden verwöhnt.¹
 III *Bat ich, vom lieblichen Glanz heimischer Fluren verwöhnt.*
 IV, V 1a Bat ich, vom [heimischen] Glanz heimischer Fluren verwöhnt.
 1b „ „ „ lieblichen² „ „ „ „
 2 Fleht ich vom wandernden Vogel der Heimath gemahnt.³
 VIII **Bat ich vom wandernden Vogel der Heimath gemahnt.**
-
- 17 I 1a [Freund(schaft)]
 1b Schönheit wollt' ich [von dir, und du gabst mit]
 1c „ „ „ „, du gabst mir wilde Scherze zur Antwort,
 II 1 [Auch den Eis(pol)]⁴
 2 Schönheit wollt' ich; es gab die Natur mir Scherze zur Antwort,
 III *Aber ich bat umsonst; du erschienst mir feurig und herrlich,*
 IV, V 1a Aber ich bat umsonst; du erschienst mir feurig und herrlich,
 1b „ [„ „] „ ! „ „ „ [nur] „ doch „
 2a Aber du sprachst du⁵ mir auch (hier) sind Götter und walten
 2b „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ lächelst⁶
 VII **Aber du sprachst zu mir: auch hier sind Götter und walten,**
-
- 18 I Schönheit – aber du gabst kaltes Ent[fer(nen?)]sezen dafür.
 II Schönheit – aber sie gab fast mir Entsezen dafür. –
 III, IV *Aber ich hatte dich einst göttlicher, schöner gesehn.*
 V, VII **Groß ist ihr Maas⁷, doch es mißt gern mit der Spanne der Mensch.**

¹ verwöhnt.] verwöhnt! StA

² lieblichen] möglicherweise Sofortkorrektur von [heimischen]

³ gemahnt] StA und FHA lesen: „gemähnt“

⁴ Siehe Vers 21 von II, FHA Bd. 6, S. 55

⁵ du] verschentlich statt: „zu“

⁶ lächlest] lächleht, FHA; in der StA ist diese Variable nicht verzeichnet. Die chronologische Reihenfolge von IV/V ist unsicher.

⁷ Maas,] Maas in V

Bericht über die 13. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Winterthur 6. bis 9. Juni 1974

Zum erstenmal seit ihrer Gründung hat die Hölderlin-Gesellschaft ihre Jahresversammlung im Ausland, in der benachbarten Schweiz, abgehalten. Wohl ist Winterthur nicht mit dem Namen oder Werk des Dichters unmittelbar verbunden; diese Stadt bot sich aber an, weil Hauptwil von dort aus leicht zu erreichen ist, wo Hölderlin als Hauslehrer bei der Familie Gonzenbach von Januar bis April 1801 tätig war. In Winterthur selbst aber leben viele Mitglieder und Freunde der Hölderlin-Gesellschaft, die in umsichtig-gastfreundlicher Weise den Boden für die Jahresversammlung vorbereitet hatten.

Am 6. Juni tagten in dem im Stadtpark gelegenen, eine besondere Atmosphäre vermittelnden „Barockhüsi“ Vorstand und Beratender Ausschuß. Dabei wurden ein Überblick über die in Arbeit befindlichen und künftigen Publikationen gegeben, der Ablauf der Jahresversammlung erörtert, die Mitgliederversammlung vorbereitet und weitere Fragen zur Arbeit der Gesellschaft besprochen. Auf Grund eines Vorschlags des Vorstands wurden Frau Maria Kohler, Bibliothekarin des Hölderlin-Archivs in Stuttgart, und Professor Werner Weber, Zürich, zur Kooptation für den Beratenden Ausschuß vorgeschlagen, der diese einstimmig vollzog.

Im Hotel Krone traf sich am Abend dieses Tages eine Reihe von Mitgliedern der Gesellschaft zu zwanglosem Beisammensein, bei dem in lebhaften Gesprächen manche neuen Beziehungen geknüpft werden konnten.

In dem bis auf den letzten Platz gefüllten Saal des Alten Stadthauses wurde die Jahresversammlung am Morgen des 7. Juni durch den Präsidenten eröffnet. Neben den zum Teil weithergereisten Mitgliedern hatte sich eine große Zahl von Hölderlin-Freunden aus der Schweiz, insbesondere aus Winterthur eingefunden, darunter Vertreter der Stadt Winterthur und der dortigen Literarischen Vereinigung. Die Landesregierung von Baden-Württemberg war durch Staatssekretär Dr. Weng vertreten. Die Eröffnungs-Ansprache des Präsidenten hatte folgenden Wortlaut:

Verehrte Gäste!

Liebe Mitglieder der Hölderlin-Gesellschaft!

Zum erstenmal seit ihrem Bestehen hält die Hölderlin-Gesellschaft ihre Jahresversammlung außerhalb der Grenzen der Deutschen Bundesrepublik ab. Von den insgesamt dreizehn Jahresversammlungen wurden sieben in Tübingen, dem Sitz der Gesellschaft und der Stadt mit den Hölderlin-Gedenkstätten aus der Jugend- und Spätzeit des Dichters, sechs in anderen Städten abgehalten. Diese waren freilich nicht alle Hölderlin-Städte wie Homburg oder Stuttgart,

wo wir 1954 und 1970 waren. In München wurde die Gestalt Norbert von Hellingraths besonders lebendig durch die bewegenden Worte der Erinnerung des hochbetagten Friedrich von der Leyen. Berlin und Düsseldorf, 1963 und 1968, boten sich aus andern Gründen an, Düsseldorf auch durch die Sammlung Kippenberg, die die Zeit der deutschen Klassik eindrucksvoll spiegelt.

Sorgsam haben wir geprüft, ob es in diesem Jahr nicht möglich sein würde, Waltershausen aufzusuchen und Jena oder Weimar als Tagungsort zu wählen. Wir mußten feststellen, daß dies nicht – hoffnungsvoller ausgedrückt – noch nicht möglich ist; vielleicht aber ist es denkbar, im Laufe des nächsten Sommers, ohne eine Jahresversammlung damit zu verbinden, eine Exkursion zu veranstalten, etwa von Hersfeld ausgehend, von wo aus Weimar, Jena und Waltershausen mit Omnibussen erreichbar wären.

Schon lange aber wollten wir in die Schweiz gehen, das Land mit seiner Alpenlandschaft, das der 21jährige Hölderlin auf einer Ferienreise zum erstenmal erlebte, die ihn über Schaffhausen, Zürich, Kloster Einsiedeln zum Vierwaldstätter See führte. Im Anschluß daran entstand das Gedicht 'Kanton Schweiz', das mit anderen in diesen Winterthurer Tagen wieder lebendig werden soll. Zehn Jahre später aber war der Dichter, wenn auch für Monate nur, in Hauptwil Hauslehrer bei der Familie Gonzenbach. Lothar Kempfer hat diese Zeit sorgfältig erforscht und in seinem schönen Buch dargestellt.

Winterthur wird im Baedeker knapp – und nicht gerade zu einem Besuch ermunternd – behandelt. Der eine oder andere mag zunächst an die Maschinen, die Lokomotiven insbesondere, denken, die hier in Werkstätten mit besten Traditionen entstehen, einst mit glänzenden Messingbändern um ihre Kessel geschmückt. Aber daß Winterthur noch ein anderes Gesicht zeigt, wird dem, der es bisher nicht erfahren hat, in diesen Tagen sichtbar werden. Gewiß ist von berufener Seite vieles zum Lob dieser Stadt gesagt worden, mit besonderer Liebe von Werner Weber in seiner schönen Darstellung 'Umgang in Winterthur'. Hier wird deutlich, daß diese Stadt ein eigenes Gewicht und Antlitz besitzt und nicht Trabant ist oder gar ein Vorort des großen Zürich, obgleich nur durch 25 Kilometer von ihm getrennt, also weniger noch, als Darmstadt von Frankfurt entfernt ist. Der Gewerbesinn paart sich mit dem Opfersinn der Bürger, deren Solidarität und Solidarität mit dem Grundvertrauen der die Stadt Regierenden zu ihren Bürgern. Das wird sichtbar schon im Stadthaus, von Semper in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts errichtet, dessen Säulenhalle an die Demokratie der Griechen erinnert: ein eindrucksvoller Hinweis auf die demokratischen Tugenden auch dieser Polis. Das geistige Gesicht der Stadt ist verflochten mit den politischen und wirtschaftlichen Leistungen. Sie haben schon in sich die Qualität des Kulturellen, so daß dann das, was auf dem Gebiet der Musik, der Bildenden Kunst, der Literatur hier erwachsen ist, nicht als ein Nebenbau, auch nicht nur als ein Überbau – um mit Werner Weber es zu sagen – anzusehen ist. Das Collegium Musicum wurde schon 1629 gegründet. Wir werden zweimal in dem Neubau der Musikschule weilen, die vom Collegium gegründet wurde. Die Bildenden Künste sind repräsentiert neben den Künstlern aus dieser Stadt und ihrem

Umland durch das beispielhaft großartige Wirken des Mäzens und Sammlers Theodor Reinhart, nach ihm durch dessen Sohn Oskar Reinhart. Neben der Stiftung ist die Sammlung Oskar Reinhart am Römerholz nach dessen Tod 1965 Eigentum der Eidgenossenschaft geworden. Wer einst unter seiner kundig-liebvollen Führung die Räume und deren Schätze sehen durfte, wird es nicht vergessen. Die Literatur endlich, für Winterthur bestimmt durch Ulrich Hegner im 18., August Corrodi im 19. Jahrhundert, hat eine Stätte der Wirkung eigener Art gefunden in der Literarischen Vereinigung, die Rudolf Hunziker 1917 begründet hat. Diese Institution ist mit uns in diesen Tagen besonders verbunden. Wir danken dem Präsidenten Dr. Ulrich Schelling für viel Verständnis und helfendes Bemühen, und wir freuen uns, daß die Mitglieder der Literarischen Vereinigung in großer Zahl an unseren Veranstaltungen teilnehmen. Lothar Kempfers Bescheidenheit aber darf sein Wirken in Winterthur als Lehrender am Gymnasium, als Forscher und Interpret in der Öffentlichkeit, hier in dieser Stadt und über sie hinausgreifend in seiner Schweizer Heimat, nicht in den Schatten stellen. Er gehört zu den nicht so häufigen Männern des Geistes, die außerhalb der Universität, aber ihren Bereichen ebenbürtig, tätig sind. In Winterthur umfängt uns Urbanität und Humanität im ganzen und im einzelnen, wenn wir unter Urbanität verstehen das Vermögen zur Form, die im Persönlichen das Allgemeine zu erinnern und zu fassen vermag, dem Beiläufigen etwas Gesetzliches gibt und dem Gesetzlichen die Anmut des Beiläufigen – um nochmals Werner Weber zu zitieren. Und wo findet man Häuser mit den Namen „Haus zur Treu“ oder „Haus zum Frieden“ – auch das ist ein Stück der Atmosphäre dieser Stadt.

Was die Tagung bieten will, steht – Sie haben es in den Einladungen feststellen können – bewußt und, wie wir meinen, mit Recht unter dem Zeichen der Schweiz – die Landschaft der Alpen, der Rhein, Hauptwil – und der Schweizer, die heute, morgen und am Sonntag zu Wort kommen. Sicher wird niemand es als Fremdkörper in der Tagungsfolge empfinden, wenn das, was Stiftung und Sammlung Reinhart bieten, mit Bedacht einbezogen wurde. Es ist gelungen, das Wort Hölderlins durch einen hervorragenden Künstler, Gert Westphal, uns nabezubringen. Carlos Ehrenspergers Liturgische Kantate „Veni Creator Spiritus“ in Verbindung mit der Rezitation der 'Friedensfeier' durch Kammerchor und Schüler des hiesigen Gymnasiums, einstudiert durch den Komponisten und Rolf Zuberbühler, sodann Vertonungen Hölderlinscher Gedichte, die uns Verena und Willi Gohl darbringen, sind integrierende Bestandteile des Programms. Wir wissen, daß nicht ganz wenige den Gedanken vertreten, daß das Hölderlinsche Wort nicht der Vertonung bedarf, ja, daß diese dessen reinste Wirkung schmälern könne; aber ebenso viele empfinden diese Transponierung in eine andere Kunstgattung als Erhöhung, besonders wenn sie eindrucklich wiedergegeben wird. Ja, es gibt Hölderlin-Freunde, die Rezitationen seiner Verse oder seiner Prosa durch Künstler ablehnen und sein Wort nur durch ein Für-sich-Lesen gelten lassen wollen. Aber in dem Bereich der Musik wie dem der Rezitation darf die Gesellschaft, getreu ihrem Grundsatz, ein Forum für die verschiedensten

Darstellungen und Interpretationen Hölderlins zu sein, solche Möglichkeiten nicht abweisen. Wir haben Vilma Mönckeberg, eine seit Jahren bewährte Freundin unserer Arbeit, mehrfach bei unseren Veranstaltungen als Rezitatorin gehört, zuletzt noch einmal bei der Berliner Jahresversammlung mit dem großartig bewältigten Vortrag des 'Archipelagus'. Sie wird, ohne daß es im Programm offiziell eingefügt wurde, uns einiges berichten über ihr seltsam verschlungenes Künstlerschicksal während des vergangenen Regimes in Deutschland, vermutlich morgen vormittag um 11 Uhr, da wohl die meisten Arbeitsgruppen ihre Diskussionen heute abschließen. Daß Sie, meine Damen und Herren, in weit größerer Zahl, als wir zu hoffen wagten, sich mit uns in diesen Tagen in Winterthur treffen, ist ein Zeichen dafür, daß auch in unserer Zeit Hölderlin für viele lebendig geblieben ist, daß selbst in der Welt der Technik, der uns durch viele Gefahren bedrohenden Umwelt, des oft hektisch rastlosen Jagens der Menschheit über die Erde und darüber hinaus in den Weltraum die Werke des Dichters bleiben.

Nicht alle, die zu kommen beabsichtigten, weil sie mit Hölderlin und den Bemühungen der Gesellschaft sich verbunden wissen, haben die Reise möglich machen können. Telegramme und Briefe, die in diesen Tagen zu uns gelangt sind, haben diese Verbundenheit ausgesprochen. Ich erwähne unter vielen anderen den telegrafischen Gruß von unserem langjährigen, hochverdienten Mitglied des Beratenden Ausschusses, Frau Gertrud Böhm, der Witwe Wilhelm Böhms. Ihr und allen anderen danken wir für ihre aufs neue bekundete treue Gesinnung.

Wenn wir durch die Winterthurer Tage neue Freunde gewinnen, eine Art Schweizer Kolonie hier in dieser Stadt und über sie hinaus, so wäre das eine besondere Freude. Denn Hölderlins Wirkung ist nicht an politische Grenzen gebunden, er gehört wie alle großen Dichter der Menschheit.

Wir danken den vielen, die nach langen, von mancher Mühsal bestimmten Vorbereitungen tätig waren, um die Tage in Winterthur ordnend zu gestalten: den Freunden in der Schweiz und in Deutschland, hier Lothar Kempfer und – wie schon erwähnt – Ulrich Schelling besonders; ebenso Stadtrat Dr. Hans Bachmann, dem Präsidenten des Musikkollegiums, der Direktion der Musikschule für die kostenlose Überlassung des Konzertsaales, der Stiftung Oskar Reinhart für ihre vielfache Hilfe; Herrn J. J. Keller, Direktor der Schweizerischen Bankgesellschaft Winterthur, der jedem Tagungs-Teilnehmer ein gewiß willkommenes Kongreß-Mäppchen mit Stadtplan und –führer überreichen ließ; Herrn Bruno Camanni, dem umsichtigen Geschäftsführer des hiesigen Verkehrsvereins; Herrn Dr. h. c. Walter Robert Corti, der die Bibliotheksräume seines Hauses für eine der Arbeitsgruppen bereitwillig zur Verfügung gestellt hat; der Familie Brunnschweiler in Hauptwil, die die Tore des Hauses, in dem Hölderlin als Hauslehrer wirkte, uns freundlich öffnen wird; vor allem aber denen, die durch ihre Vorträge der Tagung ihr Gesicht geben, den Herren Böschenstein, Kempfer und Zuberbühler, oder als Leiter der Arbeitsgruppen tätig werden, den Herren Binder, Eckle und Schmidlin sowie Frau Esther Schelling, und allen, die, ohne daß sie jetzt genannt werden, für die Tagung in Winterthur tätig waren.

Wir heißen willkommen die Gäste: an ihrer Spitze die Vertreter der Stadt Winterthur, ihren Stadtpräsidenten Urs Widmer und als Repräsentanten des benachbarten Landes Baden-Württemberg Herrn Staatssekretär Dr. Weng, die Damen und Herren der Presse, die diese Winterthurer Tagung ver deutlichern wollen. Wir begrüßen herzlich unsere Mitglieder und Freunde, besonders die, die weithergereist aus den USA, Kanada, Japan und Schweden; die Studenten der Universitäten Bern, Genf, Zürich, Konstanz und der Lehranstalten in Winterthur; den Leiter der Bibliothek der Stadt Homburg, Horst Böning, über dessen sich fruchtbar auswirkende Mitarbeit morgen in der Mitgliederversammlung zu sprechen sein wird.

Heute ist der 7. Juni, der Tag, an dem vor 131 Jahren Hölderlin nach umdüsterter Zeit leiblich gestorben ist, um ein halbes Jahrhundert später geistig aufzuerstehen. Wir können uns in diesem Jahr nicht an seinem Grab auf dem Tübinger Friedhof zusammenfinden; Blumen aber werden, wie immer in dieser Stunde, im Auftrag der Hölderlin-Gesellschaft dort niedergelegt; unsere Gedanken weilen heute auch in Tübingen.

Dem Gastland aber, das uns so freundlich aufgenommen hat, rufen wir Deutschen zu, wie es Hölderlin einst in seinem 'Kanton Schweiz' getan hat:

„Könnt' ich dein vergessen, o Land, der göttlichen Freiheit!“

Das galt 1791 in politisch bewegten Jahren, das gilt heute, und das galt für uns Deutsche in den dunklen Zeiten zwischen 1933 und 1945, in denen wir sehnüchtig hofften:

„Doch ich vergesse dich nicht! ich hoff' und harre des Tages,
Wo in erfreuende That sich Schaam und Kummer verwandelt.“

Anschließend überbrachte Staatssekretär Dr. Weng die Grüße der Landesregierung von Baden-Württemberg und ihres Kultusministers Professor Dr. Wilhelm Hahn.

Der Eröffnung schlossen sich an die Vorträge von Professor Böschenstein, Genf, 'Die Schweizer Landschaft als Spiegel der deutschen Literatur vor und um 1800', und von Professor Kempfer, Winterthur, 'Vater Rhein' – zur Geschichte eines Sinnbildes'; beide Vorträge sind in diesem Jahrbuch abgedruckt.

Die Mittagszeit benutzten viele Tagungsteilnehmer zu einem Besuch der Sammlung Oskar Reinhart 'Am Römerholz' mit ihren einzigartigen Beständen mittelalterlicher und neuerer Kunst.

Am Nachmittag wählten sich die Tagungsteilnehmer eine der vier Arbeitsgruppen. Die von Professor Wolfgang Binder, Zürich, geleitete Gruppe behandelte Hölderlins 'Rhein'-Hymne, die von Georg-Albrecht Eckle, Zürich, Hölderlins Fragmente: 'Heimat', 'Wenn nämlich der Rebe Saft', 'Auf fallbem Laube'. In der von Frau Dr. Esther Schelling, Winterthur, geleiteten Gruppe wurde Hölderlins Ode: 'Unter den Alpen gesungen' und in der im Hause Corti von Dr. Guido Schmidlin, Winterthur, betreuten Arbeitsgruppe Hölderlins Begegnung mit Schelling 1803 in Murrhardt besprochen. Die in diesem Jahrbuch

abgedruckten umfassenden Studien von Wolfgang Binder (zu Hölderlins Rhein-Hymne) wie von Guido Schmidlin (über „Die Psyche unter Freunden“) sind in gewissem Sinne auch Dokumente der Arbeit in den Gruppen. Esther Schelling hatte im 'Winterthurer Landboten' vom 21. Juni 1974, also unmittelbar nach der Tagung, eine Kurzinterpretation der Ode 'Unter den Alpen gesungen' veröffentlicht, die in diesem Jahrbuch nachgedruckt wurde. Die drei ersten Winterthurer Arbeitsgruppen haben so ihren schriftlichen Niederschlag gefunden; sie sind in diesem Jahrbuch dokumentiert.

Für den späteren Nachmittag war der Besuch der bedeutsamen Galerie 'Stiftung Oskar Reinhart' vorgesehen, in deren Eingangshalle der Stadtpräsident Urs Widmer die Teilnehmer der Jahresversammlung herzlich begrüßte, dabei die Stadt Winterthur in ihren historischen und gesellschaftlichen Zusammenhängen und in ihren geistigen und wirtschaftlichen Aspekten vorstellte. Der Präsident dankte für die Gastfreundschaft und sprach mit guten Wünschen für die Stadt Winterthur die Hoffnung aus, daß durch die Jahresversammlung manche Beziehungen zwischen der Ostschweiz und dem benachbarten Baden-Württemberg, der Heimat Hölderlins, vertieft und gefestigt werden.

In dem gestalterisch und akustisch vorzüglich geglückten Konzertsaal der Neuen Musikschule wurden in einer Abendveranstaltung Hölderlin-Vertonungen von Josef Matthias Hauer, Theodor Fröhlich und Hermann Haller von Verena Gohl vorgetragen und von Willi Gohl am Klavier begleitet. Dazwischen standen Hölderlin-Rezitationen von Gert Westphal. Die große Zahl der Zuhörer war von dieser Abendveranstaltung sehr beeindruckt.

Der 8. Juni begann wieder im Alten Stadthaus, mit der Mitgliederversammlung der Gesellschaft. Sie wurde eingeleitet durch den Bericht des Präsidenten:

„Meine Damen und Herren!

Verehrte, liebe Mitglieder der Hölderlin-Gesellschaft!

Mitgliederversammlungen können langweilige Pflichtübungen sein mit trockenen Regularien, Anklängen an die verpönte und bei manchen dennoch beliebte Vereinsbürokratie, ja, Vereinsmeierei. Die Hölderlin-Gesellschaft will versuchen, das zu vermeiden; aber auch sie ist durch ihre Satzung zu gewissen Formen verpflichtet. Es ist außerdem sinnvoll und nötig, daß die Mitglieder auch unmittelbar, nicht nur durch Rundbriefe, über die Arbeit der Gesellschaft orientiert werden, daß sie deren Aufgaben und Ziele mitberaten. Mit solchen Gedanken heiße ich Sie heute in Winterthur willkommen, besonders die, die weite Reisen nicht gescheut haben, ganz besonders aber die hoffentlich noch wachsende Gruppe der Schweizer Mitglieder.

Lassen Sie uns zuerst derer gedenken, die von uns gegangen sind: manche auf dem Höhepunkt ihres Lebens, andere nach krankheitsumschatteten Altersjahren, Männer und Frauen aus dem Bereich der Wissenschaft, der Kunst, des Buchhandels, der Schule, aber auch Menschen aus anderen Bereichen, die schlicht als Freunde zur Dichtung Hölderlins sich bekannt haben. Stellvertretend für andere

darf ich nennen: Professor Dr. Eduard Berend, den hochbetagten Gelehrten, der sein Leben der Edition des Werkes von Jean Paul gewidmet hat und nach bitteren Jahren der Verbannung aus Deutschland in Marbach am Neckar in Verbindung mit dem Deutschen Literatur-Archiv seine Forschungs- und Editions-tätigkeit weiterführte; den Philosophen und Soziologen Professor Dr. Ferdinand Wagner in Salzburg; den Bildhauer Maximilian Wittmann in München, der Hölderlin-Büsten und das Bronzerelief des unvergessenen ersten Präsidenten der Gesellschaft Paul Kluckhohn geschaffen hat. In den letzten Tagen erreichte uns die Nachricht, daß Professor Edgar Salin gestorben ist, einer der bedeutenden Basler „Unzeitgemäßen“. Sein Tübinger Vortrag vor fast einem Vierteljahrhundert über Hölderlin und George war eine der wichtigen Äußerungen, die den George-Kreis in die Betrachtungen der Hölderlin-Gesellschaft rücketen.

Sie haben sich, meine Damen und Herren, zu Ehren der Toten erhoben. Ich danke Ihnen.

Ich wende mich den Lebenden zu. Die Zahl der Mitglieder ist – nicht zuletzt durch die insgesamt 27 Verstorbenen – leider leicht zurückgegangen – von 1079 auf 1060; unter diesen befinden sich 152 Schüler und Studenten mit dem ermäßigten Beitrag und 109 korporative und fördernde Mitglieder. Zu dieser Zahl treten noch 21 passive Mitglieder und Institutionen, die durch den Schriften-Austausch mit uns verbunden sind, und die immer kleiner werdende Gruppe der im anderen Deutschland lebenden Mitglieder, mit denen wir nur mühsam eine Verbindung aufrechterhalten können. Um sie vor politischen Schwierigkeiten zu schützen, konnten wir sie leider nicht zur Jahresversammlung einladen.

Gewiß liegt es der Hölderlin-Gesellschaft – oft wurde es gesagt – fern, einen großen Mitgliederbestand um der Zahl willen anzustreben. Aber die schmerzlichen Lücken auszufüllen, nach neuen Freunden, vor allem in der jüngeren Generation, Ausschau zu halten, ist ein notwendiges Interesse der Gesellschaft. Wieder soll der Appell an Sie alle gerichtet werden, in Ihrem Freundes-, Bekannten-, Berufskreis Umschau zu halten, die aufzuspüren, die, ihren Interessen entsprechend, zu unserer Gesellschaft gehören. Immer wieder erfahren wir, daß einzelne Menschen, die mit dem Hölderlinschen Werk sich verbunden fühlen, wenig von der Gesellschaft und ihren Bemühungen wissen. Wenn, um einmal eine kühne Zahl zu nennen, nur jedes zweite Mitglied ein neues gewinnen würde, so hätten wir rund 500 neue Mitglieder. Das erscheint dann, wenn persönliche Bemühungen angestellt werden, nicht unmöglich. Viele von Ihnen erfahren auch in dieser von der Technik, der Eroberung des Welt-raums, den Gefahren unserer Umwelt bestimmten Zeit immer wieder, daß in der Stille, ohne daß es oft sichtbar und spürbar ist, Hölderlin gesucht wird. Empfinden Sie es bitte nicht als dem Geist der Gesellschaft gegenüber zu wenig gemäß, wenn ich schlicht darauf hinweise, daß dem Jahresbeitrag von jetzt DM 24.-, also DM 2.- im Monat, Publikationen als Gaben gegenüberstehen, die in ihrem Wert diesen Betrag weit übersteigen, von anderen Möglichkeiten, wie wir sie Ihnen etwa jetzt in Winterthur bieten können, nicht zu reden. Bei werbenden

Gesprächen aber sollten Sie auf solche Sachverhalte, meine ich, hinweisen.

Allen denen, die durch viele Jahre der Gesellschaft die Treue gehalten, denen, die durch kleine oder große Spenden ihre Aufgabe unterstützt und gesichert haben, wieder zu danken, ist eine besonders schöne Pflicht.

Damit kommen wir zu dem, was die Gesellschaft ihren Mitgliedern und darüber hinaus der Öffentlichkeit bietet. Vor mehr als einem Jahr haben Sie den 17. Band des Jahrbuchs erhalten als Jahresausgabe für 1972, der das wichtige Marbacher Kolloquium wiedergibt. Der 18. Band, gerade noch rechtzeitig vor Winterthur erschienen – die ersten Exemplare sind schon versandt worden –, ist die Jahresausgabe für 1973 und enthält neben einer von Maria Kohler minuziös gearbeiteten Bibliographie der Jahre 1966 bis 1970 die Früchte der letzten Tübinger Jahresversammlung neben anderen wichtigen Beiträgen. Für 1974 können wir hoffentlich als 9. Band der Schriften eine Arbeit des Tübinger Medizinhistorikers Gerhard Fichtner über Hölderlin und die Psychiatrie publizieren. Die kleine Ausstellung bei der letzten Jahresversammlung war gewissermaßen ein erster Vorgriff auf dieses Thema.

Sollte diese Arbeit verzögert werden, so wird eine andere Schrift an ihre Stelle treten. Für das Jahr 1975 hoffen wir den Band 19 des Jahrbuchs in Aussicht stellen zu können, in dem dann auch die Vorträge und Diskussionen dieser Tage enthalten sein sollen. Verhandlungen mit dem Frankfurter Stadtarchiv über einen weiteren Schriftenband, der das Frankfurt der Hölderlin-Zeit mit den Familien Gontard und Bethmann darstellen soll, sind aufgenommen. Wenn es gelänge, diesen Band schon 1976 vorlegen zu können, so wäre dies eine schöne Basis für die nächste Jahresversammlung, die wir nach 22 Jahren wieder in Homburg abzuhalten gedenken. Die Hölderlin-Stadt Homburg hat ein neues, akutes Interesse für uns gewonnen. Sie wissen, daß im dortigen Archiv die sogenannten Homburger Handschriften liegen, dem Umfang und Wert nach der bedeutendste Handschriftenbestand außerhalb Stuttgarts. Er ist aber dort nicht gegen Schaden genügend gesichert. Die Landesbibliothek in Stuttgart, in der der größte Teil der Handschriften ruht, und damit das Land Baden-Württemberg haben sich bereit erklärt, diesen kostbaren Besitz treuhänderisch zu übernehmen und sachgemäß zu hüten. Der Name „Homburger Handschriften“ wird schon wegen des Zitierens uneingeschränkt ebenso wie das Eigentumsrecht der Stadt Homburg erhalten bleiben; aber die verständnisvollen Entschlüsse der Stadt Homburg und des Landes Baden-Württemberg, das mit diesem Depositum auch Lasten und Verantwortung übernimmt, werden die Beziehungen zu Homburg noch enger gestalten. Wenn wir die nächste Jahresversammlung dort abhalten, soll das damit zum Ausdruck kommen. Vielleicht greift der eine oder andere von Ihnen nach dieser Nachricht wieder zu dem Band 3 der Veröffentlichungen des Hölderlin-Archivs, der den Hölderlinschen Handschriftenkatalog enthält – mustergültig von Alfred Kellekat und Johanne Autenrieth, der heutigen Lehrstuhlinhaberin für Lateinische Literatur des Mittelalters in Freiburg, dargeboten –, um sich über die Bestände zu orientieren. Wenn die Homburger Handschriften in Stuttgart sind, werden sich dort und im benachbarten Schiller-

Museum in Marbach etwa neun Zehntel aller Hölderlin-Handschriften befinden, ein sehr bedeutsamer Sachverhalt für Forschende, die sich zugleich der Bibliothek des Deutschen Literatur-Archivs und des Hölderlin-Archivs in Stuttgart bedienen können.

Auch der mittelbaren Aufgaben darf gedacht werden. Der dritte Teil des 7. Bandes der Großen Stuttgarter Ausgabe erscheint in diesen Wochen. Er umfaßt die Dokumente und Lebenszeugnisse bis zum Tod des Dichters, beziehungsweise bis zum Erscheinen der ersten Gesamtausgabe 1846. Adolf Beck hat sich mit diesen Dokumenten-Bänden wie mit den von ihm besorgten Briefbänden bleibende Verdienste erworben, die auch mit dem Schiller-Preis der Stadt Marbach im vergangenen November gewürdigt wurden. Ein vierter Teil des 7. Bandes wird in einigen Jahren die Gesamtedition abschließen. Ob er neben der zeitgenössischen Kritik, ergänzenden Nachträgen und Registern auch eine überlegte Auswahl-Bibliographie enthält, ist noch nicht entschieden. Dazu treten die vorbereitenden Arbeiten an dem großen Hölderlin-Wörterbuch, das, wie Sie vielleicht bemerkt haben, als 8. Band vom Verlag Kohlhammer auf der Rückseite der Einladung für Winterthur angekündigt ist. Von den dabei zu schildernden Schwierigkeiten in vielfacher Hinsicht möchte ich in dieser Stunde nicht sprechen. Daß für die Forschung ein solches Wörterbuch im Sinne einer umfassenden Konkordanz wünschenswert wäre, ist kaum zu bestreiten.

Das Hölderlinhaus in Tübingen, Eigentum der Stadt, ist bei einem schweren Unwetter im August 1972 erheblich beschädigt worden. Es dauerte lange, bis die Schäden getilgt werden konnten wegen der Schwierigkeiten, geeignete Handwerker termingerecht zu gewinnen, aber auch – und das ist hoch erfreulich – weil jetzt das Turmzimmer im ersten Stock, in dem der Dichter von 1807 bis 1843 gelebt hat und wo er gestorben ist, auch für die Besucher zugänglich gemacht werden konnte. Diese werden, wenn die neuen Vitrinen mit Handschriften-Faksimiles, Büchern und Dokumenten bestückt sind, sehr viel mehr als bisher in Tübingen vorfinden. Der Stadt Tübingen und denen, die bei diesem Auf- und Ausbawerk mitgeholfen haben, sei dafür herzlich gedankt.

Der bisherigen Übung entsprechend, nehme ich Ihr Einverständnis an, daß ich wieder unmittelbar den Kassenbericht und einen Blick auf die Finanzlage anschließe. Die Jahresabschlüsse und die Bemerkungen der die Kasse prüfenden Institutionen liegen zum besseren Verständnis umgedruckt Ihnen vor. Ich beschränke mich deshalb darauf, nur wenige Posten zu erwähnen. Wie schon dargelegt, ist die Arbeit der Gesellschaft auf die Beiträge der Mitglieder dringend angewiesen – nicht weniger auf Spenden und Unterstützungen, bei denen die vom Regierungspräsidium Tübingen mit wiederum DM 5 000 und eine Spende von der Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung von DM 7 500 für das eben jetzt erscheinende Jahrbuch sehr ins Gewicht fallen. Mit großem Dank verzeichnen wir auch andere Spenden, besonders die von Frau Maria Gerds in Bremen, die in einem großartigen Mäzenatentum mit einer Spende von DM 50 000 den Erwerb von wertvollen Hölderlin-Handschriften für die Sammlungen in Stuttgart und Marbach ermöglicht und uns in den letzten Tagen

DM 1 000 für die Tagung in Winterthur überwiesen hat. Bei den Verwaltungskosten, die wir so gering wie möglich halten und deren relativ bescheidener Umfang auch durch die ehrenamtliche Tätigkeit des Präsidenten möglich ist, bitte ich zu bedenken, daß ein wesentlicher Anteil des Gehalts für unsere Geschäftsführerin, Frau Ruth Fritz, von der Stadt Tübingen übernommen wird, was in den entsprechenden Posten und Gegenposten sich ausdrückt.

Der Bericht kann nicht geschlossen werden ohne Worte herzlichen Dankes an alle, die der Gesellschaft geholfen haben, für sie tätig sind, sich zu ihr bekannt haben, ihre Freunde sind. Das gilt für die Mitglieder, für die des Beratenden Ausschusses und des Vorstandes im besonderen. Beide Gremien haben vorgestern wieder getagt und die gesamte Arbeit der Gesellschaft auch im Blick auf die künftigen Jahre beraten. Die Reihe der Geschäftsführer, beginnend noch im Krieg mit Friedrich Beißner, nach ihm Wolfgang Binder, Alfred Kelleter, Wilfried Malsch, Klaus Betzen, Gerhard Greiner wird nun von Frau Ruth Fritz fortgesetzt, die in gleicher Weise sich um die vielfache Korrespondenz mit den Mitgliedern bemüht wie um viele andere große und kleine Aufgaben, in überlegter Sparsamkeit und in unmittelbarer ständiger Zusammenarbeit mit dem Präsidenten, dessen Entlastung von seinem Hauptberuf dies mehr als früher möglich macht. Dieser Bericht wird jetzt zur Aussprache gestellt; ich bitte, Fragen, Anregungen, Wünsche freimütig darzulegen.

Zunächst müssen Vorstand und Geschäftsführung – so schreibt es die Satzung vor – für die Geschäftsjahre 1972 und 1973 entlastet werden. Darf ich fragen, ob ein entsprechender Antrag gestellt wird?“

Oberstudiendirektor Otto Wiegand, Ulm, stellte den Antrag, Vorstand und Geschäftsführung mit dem Dank für ihre Tätigkeit zu entlasten. Der Antrag wurde einstimmig angenommen. Der Präsident dankte für das darin ausgesprochene Vertrauen.

In einem weiteren Punkt der Tagesordnung mußte man sich mit Fragen der Satzungsänderung befassen. Solche wurden notwendig, weil einmal das Registergericht gewisse Verdeutlichungen forderte und zum anderen stilistisch und formal einzelne Bestimmungen der Satzung neu gefaßt werden sollten. Besonders über den § 1, der Aufgabe und Ziele der Gesellschaft zum Inhalt hat, entspann sich eine sehr lebhaft Diskussions, an deren Ende mit vier Gegenstimmen die jetzt gültige Fassung beschlossen wurde.

Da eine Neuwahl des Vorstandes und des Beratenden Ausschusses im Jahr 1975 wieder fällig wäre, beantragte Professor Bernhard Zeller, die Amtszeit beider Gremien bis zur Jahresversammlung 1976 zu verlängern. Der Antrag wurde ohne Gegenstimme angenommen.

Im weiteren Verlauf der Mitgliederversammlung wurden Anregungen des Vorstandes und des Beratenden Ausschusses, Ehrenmitgliedschaften betreffend, ausgesprochen. Der Präsident führte dazu folgendes aus:

„Ehrenmitgliedschaften sind in der Satzung nicht vorgesehen. Die Mitgliederversammlung ist also dafür nicht unmittelbar zuständig. Wir haben – wie Sie

wissen – bis zum Jubiläumsjahr 1970 bewußt keine Ehrenmitgliedschaften ausgesprochen, in jenem Jahr aber sie an die Professoren Friedrich Beißner, Carl Keidel und Carlo Schmid verliehen, den weltbekannten Editor, den vorzüglichen Gestalter der Stuttgarter Ausgabe und den Politiker, der die Neubegründung der Gesellschaft nach dem Krieg mit möglich gemacht hat und den als wahren Humanisten Hölderlin durch sein ganzes Leben begleitet. Der Vorstand möchte sich heute Ihrer Zustimmung versichern für zwei weitere Ehrenmitgliedschaften: für Adolf Beck, den hervorragenden Herausgeber der Schriften- und Dokumenten-Bände der Stuttgarter Ausgabe, den Mann, der wie kein anderer das Leben und den Umkreis des Dichters minutiös erforscht und durch viele wissenschaftliche Arbeiten, auch im Jahrbuch, erhellet hat und der durch mehr als 30 Jahre im Dienst dieser umfassenden Aufgabe steht. Sodann für Lothar Kempfer, einen der guten Geister Winterthurs, der der beredete Bote der Hölderlin-Gesellschaft in der Schweiz ist, mit seinem schon 1946 erschienenen Buch 'Hölderlin in Hauptwil' diesen Lebensabschnitt des Dichters erforscht und dargestellt hat und der als ein Mann der Schule der Jugend den Dichter und dessen Dichtung überzeugend nahegebracht hat.“

Nachdem die Versammlung einstimmig ihr Einverständnis bekundet hatte, fuhr der Präsident fort:

„Ich danke Ihnen, daß Sie dem einstimmigen Vorschlag des Vorstands zugestimmt haben. Wir werden Herrn Professor Beck telegrafisch verständigen; Sie aber, lieber Herr Kempfer, dürfen wir unmittelbar beglückwünschen, verbunden mit einem besonderen Wort des Dankes für die vielfache Mühe, die Sie für diese Jahresversammlung in Winterthur aufgewendet haben.“

Sodann wird vom Präsidenten mitgeteilt, daß der Beratende Ausschuss durch Kooptation Frau Maria Kohler, die Bibliothekarin des Hölderlin-Archivs in Stuttgart, und Professor Werner Weber, Zürich, hinzugewählt habe. Die Wahl wird von der Versammlung durch Akklamation bestätigt.

Anschließend wird darauf hingewiesen, daß die Jahresversammlung 1976 in Bad Homburg durchgeführt werden soll. Im Zusammenhang damit berichtet Frau Maria Bringezu, daß in Bad Homburg in den letzten Jahren zwei Häuser abgerissen worden seien, in denen Hölderlin gewohnt hat. Einem weiteren von Hölderlin einst bewohnten Haus drohe jetzt der Abriß. Frau Bringezu hält Einsprüche der Hölderlin-Gesellschaft für dringend notwendig. Der Präsident dankt für diese Hinweise und sagt Gespräche mit der Stadt Homburg in dieser Angelegenheit zu.

Nach weiteren Mitteilungen und Bemerkungen dankt der Präsident allen Anwesenden für die rege Beteiligung und schließt die Sitzung mit der Bitte, der Gesellschaft weiterhin die Treue zu bewahren.

Der Mitgliederversammlung folgten der Vortrag von Rolf Zuberbühler, Winterthur, über Hölderlin: 'Heimkunft' – ebenfalls in diesem Jahrbuch abgedruckt – und die weitere Debatte der Arbeitsgruppe von Professor Binder,

parallel mit dem Bericht von Frau Mönckeberg über ihre Lebens- und Künstler-schicksale.

Eine Exkursion nach Hauptwil fand so starken Zuspruch, daß vier Omnibusse dafür eingesetzt werden mußten. Im Hölderlin-Haus in Hauptwil wurden die Gäste von Lothar Kempfer, dem genauen Kenner des Hölderlin-Aufenthaltes in der Schweiz, geführt, von der jetzigen Eigentümerin des Hauses, Frau Brunnschweiler, freundlich begrüßt. In der Gaststätte des in der Nähe gelegenen Schlosses Hagenwil waren in fast drangvoller Enge die Exkursionsteilnehmer versammelt, um vor dem Abendessen den Vortrag Lothar Kempfers über 'Hölderlin in Hauptwil' zu hören. Die dabei ausgeführten Gedanken sind – wesentlich erweitert und vertieft – inzwischen in Band 9 der Schriften der Hölderlin-Gesellschaft enthalten, der die Mitglieder im Spätherbst 1975 erreicht hat.

Die Jahresversammlung wurde beschlossen mit einer Matinee am Sonntag, 9. Juni, wiederum im Konzertsaal der Neuen Musikschule. Die Liturgische Kantate für Sänger, Sprecher und Schlaginstrumente 'Veni Creator Spiritus' von Carlos Ehrensperger, von ihm und Rolf Zuberbühler einstudiert unter der Mitwirkung des Kammerchors Winterthur und einer Schülergruppe des dortigen Gymnasiums, hinterließ bei der großen Zuhörerschaft einen außerordentlich starken Eindruck.

Die Veranstaltung wurde mit orientierenden Darlegungen von Carlos Ehrensperger eingeführt, die auch den mit der Kantate nicht vertrauten Zuhörern Einblicke in das Werk, sein Entstehen und seinen Gedankengang vermittelten.

Diese Morgenveranstaltung beendete die Jahresversammlung in Winterthur. Es wurde in diesem Bericht versucht, sie zu schildern, um sie wenigstens in Umrissen auch den Mitgliedern zugänglich zu machen, die zu der Tagung nicht kommen konnten. Der Zusammenklang von Stadt und Landschaft, von Geschichte und Gegenwart, von Hölderlins Dichtung und deren Interpretation in Wort und Musik, war in seiner Weise einzigartig. Alle, die in Winterthur um die äußere Gestalt und innere Atmosphäre der Tagung bemüht waren, durften berechnete Äußerungen des Dankes entgegennehmen. Auch in der Schweizer und der deutschen Presse fand die Hölderlin-Tagung ihre entsprechende Resonanz.

Theodor Pfizer

Bericht über die 14. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Bad Homburg v. d. H. 10. bis 12. Juni 1976

Mit vielfacher Spannung sah man dieser Jahresversammlung entgegen. Seit der Tagung in Winterthur im Juni 1974 wurden weite Kreise, besonders der jüngeren Generation, vom Werk und Leben des Dichters bewegt, eine Hölderlin-Ausgabe mit eigenen Editionsprinzipien in Angriff genommen und in einem Einleitungsband vorgestellt; die Schaubühne am Halleschen Ufer in Berlin inszenierte im Winter 1975/76 den 'Empedokles' in einer eigenständigen Form, Hölderlin-Diskussionen fanden in den verschiedensten Bereichen mit zum Teil neuen Akzenten statt. Das Phänomen, daß Hölderlin in einer von der Technik bestimmten Zeit in Deutschland und in anderen Ländern von Frankreich bis Japan eine kaum erwartete Resonanz findet, ist nicht leicht zu deuten. Die Hölderlin-Gesellschaft kann dies nicht nur zur Kenntnis nehmen; sie will ihrem Auftrag getreu die Plattform sein, auf der Auseinandersetzungen über jede ernsthafte Bemühung um das Werk und die Wirkung des Dichters ausgetragen werden, ohne daß sie selbst sich in eine einseitige Richtung drängen läßt.

Am Nachmittag des 10. Juni trat der Vorstand zu einer Sitzung zusammen; dabei wurden der Ablauf der bevorstehenden Tagung, der Stand der Arbeit, notwendige oder beantragte Änderungen der Satzung, die für das laufende und die kommenden Jahre in Aussicht genommenen Publikationen und Ergänzungswahlen zum Vorstand und zum Beratenden Ausschuss erörtert. In der anschließenden Sitzung des Beratenden Ausschusses gemeinsam mit dem Vorstand wurden dessen Überlegungen gutgeheißen und eine Reihe wertvoller, die künftige Arbeit der Gesellschaft betreffende Anregungen ausführlich besprochen.

Der Abend galt der Eröffnungsveranstaltung der Tagung: Frau Professor Uta Kutter, Stuttgart, sprach Hölderlin-Gedichte und -Prosa in einem dafür besonders geeigneten Saal des Kurzentrums. Gedichten aus den verschiedensten Lebensperioden Hölderlins, auch aus seinen Homburger Jahren, Teilen aus dem ersten und zweiten Band des 'Hyperion', Briefen an Susette Gontard, an Sinclair, an Mutter und Schwester wurden vorangestellt die Gedichte Johannes Bobrowskis 'Hölderlin in Tübingen' und Paul Celans 'Tübingen, Jänner'. Die unpathetisch-eindringlichen Rezitationen hinterließen bei allen Hörern einen tiefen Eindruck und sicherten schon zu Beginn der Tagung das unverstellte Wort des Dichters.

Am Freitag, 11. Juni, wurde morgens im großen Saal des Kurhauses die Jahresversammlung durch den Präsidenten mit folgender Ansprache eröffnet:

„Verehrte Gäste, Mitglieder und Freunde der Hölderlin-Gesellschaft!

Die 14. Jahresversammlung in dieser Stadt zu eröffnen, ist für die Hölderlin-Gesellschaft, für alle, die zu ihr gehören oder für sie tätig sind, eine Freude

besonderer Art. Unsere Gedanken gehen zurück zu den Pfingsttagen des Jahres 1954, an denen wir hier in Homburg eine Hölderlin-Jahresversammlung zum ersten Mal außerhalb Tübingens durchgeführt haben. In den folgenden 22 Jahren wurde mit Bedacht abgewechselt zwischen Tübingen und anderen Städten – München, Berlin, Düsseldorf, Stuttgart, Winterthur. Homburg ist neben Tübingen die bedeutsamste Hölderlin-Stadt; wenn in dieser Eröffnungsstunde nicht dargelegt werden kann, was die Jahre 1798–1806, was Homburgs Nähe zu Frankfurt und zum Gontard'schen Haus, was die Freundschaft zu Sinclair und zum Homburger Hof für Hölderlin bedeutet haben, so wird das hoffentlich in diesen Tagen deutlich, gewiß nicht zuletzt in der Ausstellung 'Hölderlin und Homburg', die morgen vormittag eröffnet werden soll. Wenn also von diesen so bedeutsamen Verflechtungen zwischen Hölderlin und Homburg jetzt nicht gesprochen wird, so mit Nachdruck von den jüngsten Sachverhalten, die es den Freunden Hölderlins unabweisbar nahelegten, wieder in diese Stadt zu kommen.

Viele von Ihnen wissen es, manche haben es miterlebt, daß durch das verständnisvolle Zusammenwirken zweier Bundesländer und zweier Institute – des Homburger Stadtarchivs und der Landesbibliothek in Stuttgart – in vorurteilsfreier, vom Verständnis für die Sache getragener Form es gelang, die kostbaren Homburger Hölderlin-Handschriften schützend zu bergen, um sie sachgemäß betreuen zu können. Die Stadt Homburg hat vor zwei Jahren den großzügigen Entschluß gefaßt, diese Handschriften unbeschadet ihrer Eigentumsrechte als Depositum der Württembergischen Landesbibliothek zu übergeben. Mit dem Stuttgart benachbarten Marbacher Literaturarchiv sind dort nun etwa neun Zehntel aller Hölderlin-Handschriften vereint und menschlichen Möglichkeiten entsprechend in ihrem Bestand für die Forschung gesichert. Die Hölderlin-Gesellschaft möchte wie bei dem Übergabefestakt im Januar 1975 in Stuttgart heute noch einmal ihre dankbare Freude kundtun, daß dies, was eben dargelegt wurde, in einer so glücklichen Weise gelungen ist. In der Ausstellung werden Sie Faksimiles dieser kostbaren Handschriften aus dem sogenannten Homburger Folio-Heft finden, und Wolfgang Binder und Georg-Albrecht Eckle werden Hölderlins Dichtung 1799 und das Homburger Folio-Heft in ihren Vorträgen behandeln.

So steht mit Recht ein wesentlicher Teil der diesmaligen Tagung unter dem Zeichen Homburg; auch in die Rezitationen am gestrigen Abend durch Uta Kutter waren viele Homburger Hölderlin-Dichtungen und Briefe einbezogen. Dazu tritt der 'Empedokles' in der Aufführung der Schaubühne am Halleschen Ufer, Berlin, wie dessen Behandlung in der Arbeitsgruppe von Jürgen Söring. Aber es schien geboten, sich nicht nur auf Hölderlins Homburger Zeit zu beschränken. Pierre Bertaux wird in seinem morgigen Vortrag den Hölderlin-Aufenthalt in Frankreich biographisch erneut untersuchen und dabei vielleicht Unbekanntes darlegen; Wilhelm Hoffmann hat sich zur Aufgabe gesetzt, die noch zu bewältigenden Probleme der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe in der von ihm geleiteten Arbeitsgruppe zu erörtern und die Fragen des Handschriftenkatalogs, einer Bibliographie, des Hölderlin-Wörterbuchs und der die Ausgabe

erschließenden Register-Apparate darzustellen. Dietrich Sattler wird Konzeption und Verwirklichung der im Entstehen begriffenen Frankfurter Hölderlin-Ausgabe in seinem Vortrag behandeln. Heute sei es wieder betont: die Hölderlin-Gesellschaft will sich als ein Forum verstanden wissen, auf dem die verschiedensten Deutungen seiner Dichtungen, deren vielfache Bezüge zu anderen Bereichen, sei es zum Christentum, zur Welt Stefan Georges oder zu unserer geistig bewegten und zugleich zerrissenen Gegenwart, zur freien Aussprache und undogmatischen Behandlung vorgestellt werden. Als mitten im Zweiten Weltkrieg die Arbeit an der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe begann – in einer seltsam verdeckten, ja getarnten Gegenläufigkeit zum damaligen politischen Regime und dessen Intentionen beinahe zum Trotz –, hatte die 1943 gegründete Hölderlin-Gesellschaft als eine ihrer Aufgaben auch das mittelbare und ideelle Fördern dieser von Friedrich Beißner und Adolf Beck geschaffenen großen Hölderlin-Edition in ihrer Satzung verankert. Das hindert sie nicht, jeder ernsthaften, wissenschaftlicher Kritik standhaltenden anderen Edition ihr Interesse zuzuwenden. Ähnliche Überlegungen der Unvoreingenommenheit haben uns bestimmt, die so vielbeachtete, auch kritisch verfolgte 'Empedokles'-Aufführung der schon genannten Berliner Bühne in unser Programm einzufügen. Welche organisatorischen, technischen, finanziellen Schwierigkeiten dabei trotz der spontanen Bereitschaft des Intendanten Peter Stein zu überwinden waren und noch zu überwinden sind, mögen manche von Ihnen ahnen, kaum aber in ihrer gelegentlich verworrenen Vielfalt ausmessen können. Die von Frau Renate Böschenstein geleitete Arbeitsgruppe wird zwei wichtige Hölderlin-Fragmente aus der Homburger Zeit interpretieren, Diskussionen am morgigen Tag sollen die Vorträge Bertaux und Sattler ergänzen; endlich kann der immer wieder laut gewordene Wunsch, den Hölderlinschen 'Oedipus' in den Rahmen einer Jahrestagung einzufügen, verwirklicht werden. Das Ulmer Theater wird heute abend das Werk als Premiere aufführen.

So bleibt uns in dieser Stunde, in der wir nach dem schönen Vorklang des gestrigen Abends die diesjährige Jahresversammlung eröffnen, vor allem ein Wort des Dankes an viele übrig, die mitgeholfen haben, daß diese Tagung möglich wurde. Dieser Dank gilt der Stadt Homburg, an ihrer Spitze ihrem Bürgermeister Dr. Armin Klein, und dem Kulturreferenten, Stadtrat Wolfgang Hof, dem Leiter der Stadtbibliothek, Herrn Horst Böning, der Leiterin des Stadtarchivs, Frau Dr. Miedel, der wir die mit Liebe vorbereitete, schon erwähnte Ausstellung im besonderen zu verdanken haben, dem Leiter der Kurverwaltung, Herrn Erich Gunkel, der mit seinem erfahrenen Rat uns vielfach geholfen hat, allen Vortragenden und Leitern der Arbeitsgruppen, den Bühnen aus Ulm und Berlin, deren Schauspielern und Mitwirkenden, vor allem dem für die Inszenierung des 'Oedipus' verantwortlichen Intendanten Peter Borchardt und dem Regisseur Klaus Michael Grüber, der den 'Empedokles' inszeniert hat. Der Dank gilt auch den Freunden und Mitgliedern der Gesellschaft, die zum Teil weite Wege aus der Schweiz und Frankreich, aus den Niederlanden und Dänemark, aus Großbritannien und den Vereinigten Staaten nicht gescheut haben, um diese Tage

zu erleben, oder die durch Briefe ihre Verbundenheit bekundeten, weil sie selbst nicht kommen können, wie etwa Klaus Betzen in Athen, der schrieb, daß mit dem Programm sich erneut die Bestrebungen der Hölderlin-Gesellschaft legitimieren, oder die bald 85jährige verehrte Vilma Mönckeberg-Kollmar in Hamburg – ihr 'Archipelagus' einst in Tübingen, dann 1963 nochmals in Berlin gesprochen, bleibt unvergessen – oder die hochbetagte Frau Gertrud Böhm, die Witwe Wilhelm Böhms, oder der Herr Kultusminister des Landes Hessen, der wegen einer Auslandsreise zu seinem Bedauern am Kommen verhindert ist, den Damen und Herren der Presse und des Rundfunks, die das, was sich in Homburg vollzieht, für einen weiteren Leser- und Hörerkreis verdeutlichen wollen, all denen, die jetzt nicht genannt, aber deshalb nicht vergessen werden, und die mit vielen Kräften, Geduld und der Bereitschaft, sich für diese Aufgabe einzusetzen, sie zu verwirklichen geholfen haben.

In dieser Stunde gedenken wir aber auch in Verehrung und Freundschaft derer, die uns seit der letzten Jahresversammlung für immer verlassen haben. Für sie sei stellvertretend Martin Heidegger genannt, der vor wenigen Tagen im 87. Lebensjahr gestorben ist und mit Hölderlins Dichtung in einer für sein Leben und Denken entscheidenden Weise verbunden war. Sein Vortrag bei der Münchner Jahrestagung 1959 bekundet das ebenso wie die Tatsache, daß, seinem Wunsch entsprechend, bei seiner Bestattung in Meßkirch von seinem Sohn Hölderlin-Gedichte gesprochen wurden. Wir wollen aber auch die nicht vergessen, die in diesen Wochen und Monaten besondere Lebensetappen zurückgelegt haben: Wilhelm Hoffmann, der im April sein 75., Friedrich Beißner und Adolf Beck, die ihr 70. Lebensjahr vollendet haben. Sie sind auf immer mit der Stuttgarter Ausgabe wie mit der Breite und Tiefe der Hölderlin-Forschung verbunden, ebenso wie Wolfgang Binder und Alfred Kellertat, die ihren 60. Geburtstag feiern konnten. Ihnen allen gelten unsere Glückwünsche und unser Dank für das, was sie der Hölderlin-Forschung und damit uns allen in langen Jahren des Edierens und Forschens, des Deutens und des Nahebringens des Dichters geschenkt haben.

Diese Worte zur Eröffnung aber sollen schließen mit dem Gedanken an den, dessen Werk unsere Gesellschaft dient. Am 7. Juni haben wir wie immer das Hölderlin-Grab in Tübingen mit Blumen geschmückt, heute mittag bei Beginn der Führung durch Homburg werden wir am hiesigen Hölderlin-Denkmal einen Kranz niederlegen, dessen Schleife die gleichen Worte trägt wie bei der Hölderlin-Tagung vor 22 Jahren:

„Was bleibt aber, stiften die Dichter.“

Nach einer Begrüßung durch den Bürgermeister der Stadt Homburg, Dr. Armin Klein, folgten die Vorträge von Professor Wolfgang Binder über 'Hölderlins Dichtung Homburg 1799' und von Georg-Albrecht Ecker über 'Das Homburger Folio-Heft'. Beide Vorträge wurden mit nachhaltigem Beifall aufgenommen. Der erste Vortrag ist in diesem Jahrbuch abgedruckt.

Am Freitag nachmittag legten der Präsident und ein Vertreter der Stadt und

Kurverwaltung an dem Hölderlin-Denkmal im Kurpark Kränze mit Gedenkworten nieder. Dem schloß sich an eine Führung durch das Homburg der Hölderlin-Zeit, das Schloß und den Schloßpark; vor allem Frau Maria Bringezu, das so vielfach tätige Mitglied der Homburger Ortsgruppe der Gesellschaft, hat sich um diese Führung wie um andere Tagungs-Vorbereitungen verdient gemacht.

Die bei den Tagungen 1972 in Tübingen und 1974 in Winterthur bewährten Diskussionen in einzelnen Arbeitsgruppen wurden auch für Homburg beibehalten. Frau Dr. Renate Böschstein, Genf, behandelte in ihrer Gruppe das Fragment 'Dem Fürsten', Professor Wilhelm Hoffmann, Stuttgart, Probleme der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, Dr. Jürgen Söring, Assistent von Professor Allemann in Bonn, die zweite Fassung des 'Empedokles'. Eine kurze Zusammenfassung der in den drei Gruppen geleisteten Arbeit wird hier mitgeteilt:

In der von Frau Dr. Böschstein geleiteten Gruppe konnte, da die zur Verfügung stehende Zeit kürzer war als ursprünglich vorgesehen, von den beiden Texten nur einer interpretiert werden. Die Arbeitsgruppe entschied sich für das erste Fragment, das trotz seiner direkten politischen Bezüge in der Diskussion um Hölderlins Stellung gegenüber der Revolution erstaunlicherweise wenig beachtet worden ist. Die Teilnehmer bemühten sich, Zeile um Zeile den Wortsinn zu erhellen, soweit seine sehr lückenhafte – und textkritisch noch nicht gesicherte – Gestalt dies erlaubt. Man ging dabei aus von der These, daß dieses Gedicht nicht nur Ausdruck der aktuellen politischen Bedrängnis durch die Verwicklung in Sinclairs Verschwörung ist, sondern daß sich in ihm eine tiefgreifende Auseinandersetzung Hölderlins mit dem für seine Denkstruktur fundamentalen – und in sich zwiespältigen – Prinzip des Fürsten vollzieht. Dabei werden die Widersprüche in den Text selbst integriert. Besondere Aufmerksamkeit galt den Zeilen 17–22, vor allem den konträren Bezugsmöglichkeiten ihrer Metaphorik.

Die von Professor Wilhelm Hoffmann geleitete Arbeitsgruppe war Themen aus dem Umkreis der Stuttgarter Ausgabe gewidmet. Es wurde über den Stand der Ausgabe, die in Band VII, 4 ihren Abschluß finden soll, berichtet, die Frage des Gesamtregisters angeschnitten, ausführlich über die Herstellung einer Bibliographie gesprochen. Das Zentrum der Diskussionen war dem Thema des Hölderlin-Wörterbuches gewidmet, wobei ein Referat von Dr. Horch das Aachener Index-Unternehmen erläuterte, das dem langjährigen Tübinger Versuch gegenübersteht. An den lebhaften Diskussionen nahmen wesentlich teil die Herren Sporn, Kempter, Göres, Schwerte, Horch, Wolf, Haertling, Koch, Schanze.

Die dritte Arbeitsgruppe unternahm – angesichts des Sachverhalts, daß Hölderlins 'Empedokles'-Projekt Fragment geblieben ist – im Rückgriff auf dessen 2. Fassung den Versuch, durch eine Bestimmung der tragischen Dichtart ein Argument dafür zu gewinnen, warum der Anspruch Hölderlins, die universelle Entzweiung in Zeit und Welt zu neuer, dichterisch gegründeter Totalität zu vermitteln, poetisch nicht einlösbar ist. Die Dimension dieses zur Frage nach der Konstitutivität des empedokleischen Einzelschicksals sich zuspitzenden und

damit die Tragödie als Kunstform transzendierenden Problems konnte allerdings nur ansatzweise umrissen werden. Nahezu zwangsläufig griff die Diskussion auf das gesamte, gewiß nicht allen Teilnehmern disponible Corpus Empe-docleum aus, ohne daß bei der Kürze der Zeit und der Vielfalt der Meinungen ein konkretes Resultat formulierbar gewesen wäre.

Am Abend fanden sich die Mitglieder und viele Gäste im Kurtheater zum Premieren-Gastspiel des Ulmer Theaters zusammen, das den Sophokleischen 'Oedipus der Tyrann' in der Übersetzung Hölderlins darbot. In der Inszenierung des Intendanten Peter Borchardt und seines Mitarbeiters Günter Pick wurde das Experiment gewagt, die Aufführung unter Sprechern und pantomimischen Darstellern aufzuteilen. Das vielleicht nicht in allen Teilen geglückte, aber ernste Bemühen des Ulmer Theaters und seines Ensembles wurde mit vielem Beifall belohnt.

Der zweite Tag der Jahresversammlung, an dem auch drei Ehrenmitglieder, die Professoren Carlo Schmid, Carl Keidel und Lothar Kempfer, teilnahmen, begann mit dem Vortrag von Professor Bertaux, Paris, einer biographischen Untersuchung über 'Hölderlin in und nach Bordeaux', in dem er neue, zur bisherigen Forschung kontroverse Thesen vertrat. Auch dieser Vortrag ist, in seinem ersten Teil, zusammen mit einer Erwiderung von Professor Adolf Beck im Jahrbuch enthalten. Die anschließende Diskussion – mit zum Teil das Thema auch nicht berührenden Beiträgen – mußte leider zeitlich begrenzt werden wegen der noch für diesen Vormittag vorgesehenen Eröffnung der Ausstellung 'Hölderlin und Homburg'. Bürgermeister Dr. Klein wies in seiner Ansprache auf die vielfältigen Beziehungen Hölderlins zu Homburg, zu Isaac von Sinclair und dem Homburger Hof hin. Der Präsident dankte der Stadt, dem Homburger Stadtarchiv und dessen Leiterin Frau Dr. Miedel für ihre Bemühungen. Diese erläuterte vor dem Rundgang Aufbau und Hauptakzente der Ausstellung und deren wichtigste Exponate in Form von Handschriften, Dokumenten, Büchern und zeitgenössischen Ansichten. Ein von den Mitgliedern übrigens auch nachträglich beim Homburger Stadtarchiv zu beziehender Katalog verdeutlicht den Inhalt der Ausstellung.

Der Nachmittag war zunächst dem Vortrag von Dietrich E. Sattler, Kassel, gewidmet, der als Herausgeber der Frankfurter Hölderlin-Ausgabe deren 'Konzeption und Verwirklichung' darlegte, zum Teil in scharfen und herbe Kritik an der Stuttgarter Ausgabe übenden Formulierungen. Der Vortrag ist ebenfalls im Jahrbuch zu finden. Die anschließende, außerordentlich lebhaft, oft in heftigen Kontroversen sich bewegend Aussprache kann hier im einzelnen nicht wiedergegeben werden. An ihr beteiligten sich unter anderen die Herren Allemann, Binder, Hoffmann, Kanzog, Sattler. Der Beitrag von Professor Dr. Klaus Kanzog, München, wird hier seiner zusammenfassenden Darstellung wegen wiedergegeben.

Dieser nahm zu folgenden Punkten Stellung:

1. Die Frankfurter Ausgabe ist legitimiert durch den bisherigen Gang der Forschung und die Geschichte der Kritik an der Stuttgarter Ausgabe.
2. Die von D. E. Sattler vorgetragene editorischen Lösungsvorschläge wurden bereits im Wintersemester 1965/66 von ihm und einigen Studenten in einem Textkritik-Hauptseminar am Beispiel von 'Der Frieden' erprobt. Damals wurde auch der Begriff „Archiv-Ausgabe“ geprägt, der heute auf die Handschriften-Transkriptionen der Frankfurter Ausgabe angewandt werden kann.
3. Die Diskussion muß zuerst von allen Emotionen befreit werden. Not tut eine nüchterne Betrachtung. Die Frankfurter Ausgabe wird gegenüber der Stuttgarter Ausgabe mit Sicherheit ein breiteres Informationsspektrum bieten.
4. Der „Schatten des Editors“ (Hans Zeller) und der „Leser“ werden entgegen Sattlers Ansicht stets zwei getrennte Größen bleiben.
5. Auch die Frankfurter Ausgabe wird der Gefahr eines „neuen Akademismus“ nicht entgehen, wenn sie nicht zugleich einen „neuen Leser“ heranbildet. Beispiele aus Münchener Textkritik-Seminaren belegen ein Schwinden des philologischen Bewußtseins.
6. Es müssen Zweifel an der Darbietungsform (Abbildung und Format) der Faksimile-Beigaben in der Frankfurter Ausgabe angemeldet werden. Die Gefahr des Informationsverlustes ist nur dann gering zu halten, wenn man sich zur Wiedergabe in Originalgröße und für ein besseres technisches Verfahren entschließt. Gelegentlich sind auch Detailvergrößerungen erforderlich. Der Hinweis auf die Verfügbarkeit solcher Kopien in der Landesbibliothek Stuttgart genügt nicht.
7. Von Bedeutung ist die Sattlersche Definition des Begriffes „endgültiger Text“, das heißt, in Reinschrift vorliegend oder zum Druck gebracht, ohne daß der Autor den Textzusammenhang nachträglich durch Überarbeitungsversuche wieder aufgelöst hat, nachdem die Dynamik eines Textes, so von Gunter Martens, in letzter Zeit öfters „absolut“ gesetzt wurde.
8. Es besteht keine Veranlassung, die Arbeiten am Hölderlin-Index im Hinblick auf die Frankfurter Ausgabe aufzuschieben. Genannt wird als Parallelbeispiel das Projekt der Kleist-Indices auf Grund der Ausgabe Helmut Sembdners. Wie jede editorische Arbeit werden auch Indices immer nur für eine „gewisse Zeit“ gültig sein.

Am späteren Nachmittag wurde die Mitgliederversammlung durch den Präsidenten eröffnet. Er führte zunächst folgendes aus:

„Verehrte Mitglieder der Hölderlin-Gesellschaft!

Auch eine Gesellschaft, die dem Werk Hölderlins dienen will, vermag dessen nicht zu entbehren, was zur Ordnung und zum rechtlichen Leben eines Vereins zwangsläufig gehört. Ich begrüße Sie herzlich bei dieser von uns rechtzeitig eingeladenen Mitgliederversammlung, deren Tagesordnung Sie erhalten haben, und danke Ihnen für Ihr Kommen und für das durch Ihre Teilnahme bekundete Interesse. Wie bei jeder Mitgliederversammlung lassen Sie mich zuerst derer gedenken, die für immer von uns gegangen sind. Stellvertretend für andere darf

ich nennen: Professor Luc Indestege aus Dilbeek in Belgien, Dr. med. Hellmut Pietzcker, Tübingen, Professor Dr. Wolfgang Schadewaldt, Tübingen, dessen Vortrag bei der Tagung 1950 nicht vergessen ist, Maurice Benn, Professor in Australien, Frau Ministerialrätin Emmy Wingerath, Düsseldorf, Ministerialdirektor Dieter Roser in Stuttgart, Dr. phil. Ludwig von Pigenot und Professor Martin Heidegger, die beide in den letzten Tagen gestorben sind. Was Ludwig von Pigenot als Mitherausgeber und Vollender der Hellingrathschen Ausgabe bedeutet hat, wird Dr. Hajo Jappe als Freund des Toten schildern. Martin Heidegger, einer der Großen im Reich der deutschen Philosophie, stand schon durch seinen Vortrag bei der Jahresversammlung 1959 in München, darüber hinaus durch vielfache Antriebe in der Hölderlin-Deutung uns nahe. Ihnen allen und den heute nicht Genannten danken wir für ihre Treue. Sie haben sich zu Ehren der Toten von Ihren Plätzen erhoben. Ich danke Ihnen dafür und bitte nun Dr. Jappe, zu uns zu sprechen.“

Dieser zeichnete als Freund und Weggenosse die Persönlichkeit des mit der Hölderlin-Forschung, insbesondere der Hellingrathschen Ausgabe, die er zusammen mit Friedrich Seebaß seinerzeit zu Ende führte, und mit der Arbeit der Hölderlin-Gesellschaft so eng verbundenen Mannes liebevoll nach und widmete ihm ehrfürchtig-freundschaftliche Worte des Gedenkens.

Der Präsident fuhr daraufhin fort:

„Wir vergessen die Toten nicht, ihr Erbe geht an die Lebenden. Die Zahl der Mitglieder ist durch Tod und Austritte leicht gesunken. Sie betrug im Dezember 1973 insgesamt 1113, im Dezember 1975 insgesamt 1058; die Zahlen der ordentlichen und der korporativen und fördernden Mitglieder haben sich nur unwesentlich verändert, die der Schüler und Studenten sind zurückgegangen. Von ihnen ist ein Teil inzwischen in den Status der ordentlichen Mitgliedschaft eingerückt. Erfreulich ist, daß seit dem Januar dieses Jahres wieder 15 neue Mitglieder eingetreten sind, die also der erwähnten Zahl von 1058 hinzuzurechnen sind. Wir hoffen, daß die Homburger Tage manche bestimmen, zu uns zu stoßen. Welche Motive es im einzelnen auch sein mögen, die Tatsache, daß vom Werk des Dichters bisher kaum berührte Kreise, besonders in der jungen Generation, vom Wort und Geist der Hölderlinschen Dichtung angestoßen werden, auch wenn manche solcher Anstöße in bisher wenig gewohnten Formen und Erscheinungen sich äußern, ist nicht zu überhören. Der Bogen spannt sich von alten Freunden, die Hölderlins Dichtung ihr ganzes Leben begleitet hat – unser Mitglied Wilhelm Berner hat sich diesen Teil seiner Lebensgeschichte in einem langen Brief vom Herzen geschrieben –, bis zu denen, die Hölderlin als Kündler der Revolution sehen oder ihn gar in politische Programme einbeziehen wollen. Die Gesellschaft aber kann ihrer Aufgabe durch Jahrbücher und andere Publikationen, Vorträge, Diskussionen, Interpretationen seines Werkes nur gerecht werden, wenn ein die verschiedenen Lebensbereiche umfassender Kreis von Freunden des Dichters sich zu ihr bekennt. Wieder darf ich, wie vor zwei Jahren in Winterthur, sagen: Wenn nur jedes zweite Mitglied ein neues zu gewinnen vermöchte, hätten wir

500 neue Mitglieder. Als Schatzmeister der Schiller-Gesellschaft habe ich diesen Gedanken in deren Mitgliederversammlung ebenfalls geäußert mit dem Erfolg, daß einzelne Mitglieder – vor allem der Verleger Professor Ernst Klett – durch eine persönliche Aktion eine erstaunlich große Zahl neuer Mitglieder geworben haben. Für die Schiller-Gesellschaft freue ich mich darüber, als Präsident der Hölderlin-Gesellschaft wünsche ich mir für sie eine ähnliche Bewegung!

Dieses werbende Bemühen soll nicht verkleinern den Dank für vielfach bewährte Treue, den Dank auch denen gegenüber, die über den Mitgliedsbeitrag von DM 24,- hinaus uns geholfen und manche finanziellen Sorgen wenigstens gelindert haben. Denn, ich brauche es kaum zu sagen, alles, was die Gesellschaft tut, kostet Geld. Jahresgaben und Jahrbücher, Jahresversammlungen wie die in Homburg mit Theaterabenden, die laufende Korrespondenz mit den Mitgliedern, das Beantworten ihrer Anliegen und Fragen – all das muß finanziert werden. Der anschließende Kassenbericht mag das mit wenigen Zahlen deutlich machen.

Ein Wort zu den Publikationen der Gesellschaft: Die Jahressgabe für 1974, Lothar Kempfers 'Hölderlin in Hauptwil', haben Sie im vergangenen Herbst erhalten. Ein umfangreiches, weit über das Maß eines normalen Jahrbuchs hinausreichendes Doppeljahrbuch steht nach manchen Widrigkeiten, die zu überwinden waren, vor dem Abschluß und soll Sie als Jahressgabe für das vergangene und für das laufende Jahr im Winter erreichen. Selbstverständlich erhalten die erst 1976 eingetretenen Mitglieder diese Zwei-Jahressgabe ebenfalls, was vielleicht den einen oder anderen bewegen könnte, sich bald die Mitgliedschaft zu sichern. Für das kommende Jahr können wir Sie mit einer schönen Faksimile-Ausgabe des Maulbronner Quartheftes beschenken. Die Arbeiten Professor Fichtners, des Medizinhistorikers in Tübingen, über Hölderlins Krankheit und die Klinikverhältnisse in Tübingen zu Beginn des 19. Jahrhunderts und die von Professor Klötzer beim Frankfurter Stadtarchiv über das Frankfurt der Hölderlin-Zeit mit den Familien Gontard und Bethmann sind aufgenommen und sollen als weitere Jahressgaben in den nächsten Jahren erscheinen.

Professor Hoffmann hat in der von ihm geleiteten Arbeitsgruppe über die Arbeiten an der Großen Stuttgarter Ausgabe berichtet; wir hoffen, daß der von Professor Adolf Beck bearbeitete 4. Teil des Dokumentenbandes, der weit vorgeschritten ist, noch im Winter erscheinen kann.

Wenn auch das Tübinger Hölderlinhaus im Eigentum der Stadt steht, so gehört es doch zum Bereich der Gesellschaft, nicht allein, weil die Geschäftsstelle sich dort befindet und unsere um die Arbeit so verdiente Geschäftsführerin Frau Ruth Fritz dort tätig ist und Tausenden von Besuchern Haus und Garten am Neckarufer freundlich zugänglich macht, sondern weil in diesem Haus in seinen letzten vier Dezennien Hölderlin gelebt hat und in dem jetzt wieder zugänglichen Turmzimmer des 1. Stocks gestorben ist.

Das ist in wenigen Umrissen einiges von dem, was Arbeit und Aufgabe der Hölderlin-Gesellschaft betrifft. Dies soll ergänzt werden durch den Kassenbericht, getrennt für die Jahre 1974 und 1975. Aus den Ihnen zugänglichen

Unterlagen ersehen Sie, welche Bedeutung bei den Einnahmen die Mitgliedsbeiträge haben, aber auch der Zuschuß der Stadt Tübingen für die Personalkosten wegen der Betreuung des Hölderlinhauses durch die Geschäftsführerin, daneben Spenden, Zuschüsse, vor allem des Regierungspräsidiums Tübingen, die wir mit besonderem Dank vermerken, und der Verkauf von Publikationen in Höhe von DM 3 000,- bis 4 000,-. Bei den Ausgaben fallen für das Jahr 1974 besonders ins Gewicht die für das Jahrbuch 1973/74 mit mehr als DM 31 000,- und die für die Jahresversammlung mit mehr als DM 7 000,-, für das Jahr 1975 die für den Schriftenband 9 in Höhe von mehr als DM 14 000,-. Das laufende Jahr ist ausgabenmäßig bestimmt durch die Jahresversammlung in Homburg und das Doppeljahrbuch 1975/77 – Beträge, für die der Kassenbestand am Ende des letzten Jahres in Höhe von rund DM 25 000 längst nicht ausreicht. Mitgliedsbeiträge des laufenden Jahres, Spenden, Subventionen müssen dazutreten, um diese Ausgaben decken zu können. Sie finden in beiden Jahresabrechnungen eine Reihe von durchlaufenden Posten – in Ausgabe und Einnahme die gleiche Höhe ausweisend –, auf die ich nicht näher einzugehen brauche. Das Rechnungsprüfungsamt der Stadt Tübingen, das wiederum die Rechnungslegung der Gesellschaft geprüft hat, fand keine wesentlichen Beanstandungen; es gab lediglich Hinweise auf gewisse technische Vereinfachungen, die wir gerne befolgen wollen. Es bestätigt die Möglichkeit der Entlastung für Vorstand und Geschäftsführung, um die wir Sie bitten. Ehe das geschieht, sollen aber beide Berichte zur Aussprache gestellt werden; ich darf um Wortmeldungen bitten.“

Dr. Göres schlug vor, die Auslandswerbung der Gesellschaft zu verstärken und Familienmitgliedern den Beitritt zu ermäßigtem Beitrag möglich zu machen. Gegen die letztere Anregung bestehen, wie der Präsident darlegte, auch manche Bedenken, doch sollen die Anregungen geprüft werden. Der Präsident fragte, ob zur Entlastung von Vorstand und Geschäftsführung Anträge gestellt werden. Professor Bernhard Zeller stellte den Antrag auf Entlastung des Vorstands und der Geschäftsführung; der Antrag wurde ohne Gegenstimme bei vier Enthaltungen der Entlasteten angenommen.

Der Präsident dankte zugleich für die Geschäftsführerin Frau Ruth Fritz und für die Mitglieder des Vorstands auch für das damit bekundete Vertrauen und fuhr fort:

„Der 4. Punkt der Tagesordnung betrifft Satzungsänderungen. Es handelt sich um folgendes: 1.) Der dritte Absatz des § 4: „Vorstand im Sinne von § 26 BGB sind der Präsident und sein Stellvertreter je einzeln. Im Innenverhältnis ist der Stellvertreter nur im Falle der Verhinderung des Präsidenten vertretungsberechtigt“ wurde in der Satzung in der Fassung vom 8. Juni 1974 schon gedruckt, weil er auf die Bitte des Registerrichters eingefügt werden sollte, als Ersatz für den rechtlich nicht ausreichenden Absatz: „Vorstand im Sinne des § 26 BGB ist der Präsident, im Falle seiner Verhinderung der stellvertretende Präsident“. Er bedarf noch formal Ihrer Genehmigung, um die ich hiermit bitte. 2.) Die zweite, noch geringfügigere Änderung betrifft den § 8, wo es am Schluß

des ersten Absatzes nicht heißen muß: „Institute“, sondern: „Institutionen“. Auch dieses Wort ist in der Satzung schon enthalten und bedarf ebenso nur formal Ihrer Bestätigung 3.) Die Wünsche des Tübinger Finanzamtes wegen der zu sichernden Steuerbegünstigung der Mitgliedsbeiträge und Spenden konnten nach längeren Verhandlungen ohne formale Änderung der Satzung befriedigt werden. Wir haben dem Finanzamt gegenüber schriftlich versichert, daß Gewinne bei der Gesellschaft nicht entstehen, daß im Falle der Auflösung der Gesellschaft dem § 12 entsprechend verfahren, nämlich ihr Vermögen an die Württembergische Landesbibliothek übertragen wird mit der Auflage, dieses zur Förderung des Hölderlin-Archivs zu verwenden.“

Anschließend gab der Präsident den Antrag von Michael Franz, Saarbrücken, bekannt, in § 2 die Ziffer 3 ganz und in Ziffer 4 in Zeile 3 und 4 die Worte: „in Ergänzung der Stuttgarter Ausgabe“ zu streichen mit der Begründung: „Die Bindung der Hölderlin-Gesellschaft an die Stuttgarter Ausgabe braucht nunmehr – nach Vollendung der StA – nicht mehr satzungsmäßig verankert zu bleiben; durch die Streichung der entsprechenden Worte in der Satzung wäre der Weg frei für die Förderung komplementärer Editionsunternehmungen.“ Der Antragsteller betonte noch einmal mündlich, daß er die historische Bedeutung der Stuttgarter Ausgabe nicht schmälern wolle, daß aber nach 30 Jahren die Mission der Hölderlin-Gesellschaft, ausdrücklich diese Ausgabe zu fördern, erfüllt sei. Durch Streichung des entsprechenden Passus sei der Dialog zwischen verschiedenen Richtungen der Hölderlin-Edition möglich. Der Präsident bekundete Verständnis für die Ausführungen und betonte erneut die Aufgabe der Gesellschaft als Forum der verschiedensten Äußerungen über Hölderlin. Gegenanträge von Professor Zimmermann, Frankfurt, schlugen für den Satzungstext vor: „Förderung der Stuttgarter und der Frankfurter Hölderlin-Ausgabe“ oder „Förderung der Hölderlin-Ausgaben“, und von Frau Eva Mohr, „Förderung der Stuttgarter und anderer Hölderlin-Ausgaben“. Eine Überlegung von Professor Binder ging dahin, anstelle des bisherigen Wortlauts zu setzen: „wissenschaftlicher Hölderlin-Ausgaben“. Bei den sehr temperamentvollen Auseinandersetzungen, bei denen unter anderem auch von einer Art Untreue gegen die Stuttgarter Ausgabe und deren Herausgeber Beißner und Beck gesprochen wurde, wies der Präsident darauf hin, daß es heute – anders als vor 30 Jahren – nicht unbedingt nötig sei, die Förderung der Stuttgarter Ausgabe in der Satzung zu verankern; die Verbundenheit der Gesellschaft mit dem säkularen Unternehmen der Stuttgarter Ausgabe bleibe unabhängig davon fest bestehen. Professor Hoffmann, der Vorsitzende des Verwaltungsausschusses der Stuttgarter Ausgabe, wollte in dieser Eigenschaft keine amtlichen Äußerungen geben. Er faßte seine verschiedenen Eindrücke von der Diskussion dahin zusammen, daß es an sich nicht gut sei, die Stuttgarter Ausgabe kurz vor deren Vollendung aus der Satzung zu streichen, daß es aber nötig sei, so gut und so lange es gehe, mit allen Richtungen der Hölderlin-Forschung im Gespräch zu bleiben und daß deshalb die Ziffer 3 des fraglichen Satzungsparagraphen nicht zu streichen, sondern in die Worte: „För-

derung wissenschaftlicher Hölderlin-Ausgaben“ zu ändern sei. Bei der Abstimmung wurde dann folgende Satzungsänderung angenommen: den § 2 Ziffer 3 zu fassen: „durch Förderung wissenschaftlicher Hölderlin-Ausgaben“ und in Ziffer 4 in der Zeile 3 die Worte: „in Ergänzung der Stuttgarter Ausgabe“ zu streichen. Bei 6 Enthaltungen stimmten 64 Mitglieder für, 11 Mitglieder gegen die Änderung. Damit wurde die für eine Satzungsänderung nötige Dreiviertelmehrheit erreicht und der Antrag angenommen.

Der Präsident fuhr daraufhin fort:

„Punkt 5 der Tagesordnung betrifft die Wahl des Vorstands. Auf Grund der Beratungen in den Sitzungen des Vorstands und des Beratenden Ausschusses wird Ihnen vorgeschlagen, den bisherigen Vorstand im wesentlichen wiederzuwählen. Ein solcher Vorschlag ist, dessen sind wir uns bewußt, weder originell noch allen sympathisch und kann Erstarrung bedeuten. Wenn die zwei im Lebensalter obenan stehenden Vorstandsmitglieder, Professor Hoffmann und ich selbst, sich noch einmal zur Wahl stellen, so geschieht das in der Überlegung, daß sich das nur für eine Übergangszeit anbietet, in der für diese Aufgabe geeignete Nachfolger gesucht und gefunden werden sollen. Die Professoren Binder, Böschstein, dieser auch als Herausgeber des Jahrbuchs, Bertaux und Betzen scheinen uns in gegenseitiger Ergänzung für die Arbeit des Vorstands besonders geeignet zu sein. Wegen Erreichens der Altersgrenze ist auf seinen Wunsch Oberstudien-direktor Dr. Walter Haußmann aus dem Vorstand ausgeschieden. Wir sehen ihn mit Bedauern scheiden und danken ihm für seinen bewährten guten Rat – seine überlegene Diskussionsleitung bei der Jahresversammlung 1972 bleibt in unserer Erinnerung. Auch dieser Vorschlag wird zur Aussprache gestellt. Gegenanträge werden nicht gestellt. Damit ist der Vorstand in der genannten Zusammensetzung wieder gewählt.“

Punkt 6 der Tagesordnung gilt der Bestellung des Beratenden Ausschusses. Dieser verändert sich dadurch, daß die Mitglieder Dr. von Pigenot und Professor Schadewaldt gestorben sind und Professor Hamburger in London in einem freundschaftlichen Brief gebeten hat, von seiner Wiederbenennung absehen zu wollen. Darüber hinaus möchten wir Professor Post, unbeschadet seiner früheren Verdienste um die Gesellschaft, nicht mehr benennen, weil er kaum mehr aktiv sich zu engagieren vermag, Ihnen andererseits aber zur Ergänzung vorschlagen:

- 1. den namhaften Hölderlin-Forscher Professor Beda Allemann, Bonn,*
- 2. Professor Cyrus Hamlin, Toronto, der die Brücke der Hölderlin-Forschung zur angelsächsischen Welt zu schlagen sich bemüht,*
- 3. den Philosophen Professor Dr. Dieter Henrich, Heidelberg, der als Präsident der Hegel-Gesellschaft und als kompetenter Erforscher des deutschen Frühidealismus unserer Arbeit verbunden ist,*
- 4. Dr. Götz Eberhard Hübner, Schorndorf, als einen Vertreter der Schule und der jüngeren Hölderlin-Forscher,*
- 5. den Dichter und Übersetzer Philippe Jaccottet, Grignan/Frankreich, der als*

Übersetzer des 'Hyperion' und als Herausgeber der französischen Pléiade-Ausgabe Hölderlin in Frankreich verankert hat.“

Diese Ergänzungsanträge wurden einstimmig angenommen. Bei Punkt ‚Verschiedenes‘ wurden keine weiteren Anregungen gegeben oder Fragen aus dem Kreis der Mitglieder gestellt. Der Präsident schloß die Mitgliederversammlung mit den Worten:

„Damit ist die Tagesordnung erschöpft. Ich schließe die Mitgliederversammlung mit dem aufrichtigen Dank für Ihr Mitwirken, für Ihre vielfache, das Jahr über geleistete verständnisvolle Hilfe. Ich schließe wie früher mit der Bitte, daß Sie nicht nur zahlende, sondern lebendige Mitglieder bleiben, um mit Ihrem tätigen Interesse und Ihrem Verbundensein mit dem Werk Hölderlins der der Gesellschaft gestellten Aufgabe zu dienen.“

Am späteren Abend fand die Jahresversammlung ihren Abschluß durch ein Gastspiel der Schaubühne am Halleschen Ufer, Berlin: ‚Der Tod des Empedokles‘. Der Regisseur Klaus Michael Grüber wie der Intendant Peter Stein versuchten, den Empedokles zu „entmythologisieren“, und wählten dazu das Fragment ‚Empedokles auf dem Aetna‘, die sogenannte 3. Fassung, ergänzt durch die Eingangsszene der 1. Fassung, den Dialog zwischen Panthea und Delia. Um diese Entmythologisierung möglichst vollständig zu machen, wurde als Bühne der Raum einer Sporthalle gewählt und der Kontrast zwischen schweigender Bahnhofs-Atmosphäre und der Ausnahme-Situation auf dem Aetna gesucht. Trotz der anstrengenden Hochsommertemperatur blieben die Zuschauer mehr als zwei Stunden, ohne Pause, von dem Spiel und der Hölderlinschen Sprache gefangen, kritisch ablehnend die einen, in deutlich bekundeter Begeisterung die andern, alle einig im Dank dafür, daß die Hölderlin-Gesellschaft diese Aufführung gewagt und zur Diskussion gestellt hatte, aber ebenso für die Leistungen der Schauspieler und des Regisseurs, deren Hingabe auch kritisch Eingestellten deutlich wurde.

Was in diesem Bericht nicht wiedergegeben, kaum angedeutet werden kann, ist das vielstimmige Echo der Homburger Tage bei den Mitgliedern der Gesellschaft und den vielen Gästen, die aus dem nahegelegenen Frankfurt, zum Teil aber auch von weither gekommen waren. Zwischen den Veranstaltungen gab es lebendige, auch leidenschaftlich-kontroverse Gespräche über die Vorträge, die Arbeit in den Gruppen und die Theateraufführungen in der weiten Spanne von begeisterter Zustimmung bis zu kritisch-sorgenvoller Ablehnung. Daß die Hölderlin-Gesellschaft mit dem, was sie in Homburg ihren Mitgliedern und Freunden darbot, in einer sie selbst überraschenden, mitunter bestürzenden Weise ‚aktuell‘ wurde, spiegelt sich auch in der Presse wider, in der die Veranstaltungen eine vielfache Resonanz fanden. So berichtete – ein Beispiel für andere – in großer Ausführlichkeit und mit kritischem Sachverstand die Frankfurter Allgemeine Zeitung über die Tage von Homburg.

Wenn die Bemühungen der Hölderlin-Gesellschaft ein solches Echo gefunden haben, so will sie nicht der Gefahr unterliegen, nun in marktschreierischer Weise

tätig zu werden. Sie muß ihrem Gesetz treu bleiben, nach dem sie angetreten ist, wohl ein Forum zu sein für die verschiedensten Forschungen, Interpretationen und wissenschaftlichen Editionen, aber zu keiner Zeit zu vergessen, daß sie in solcher Vermittlung nur Hölderlin dienen will und seiner Dichtung.

Theodor Pfizer

Übergabe der Homburger Hölderlin-Handschriften an die Württembergische Landesbibliothek

von

Theodor Pfizer

Der 17. Januar 1975 war ein bedeutungsvoller Tag. An ihm wurden nach eingehenden Verhandlungen zwischen der Stadt Homburg v. d. Höhe und dem Land Baden-Württemberg die in der Stadtbibliothek von Bad Homburg befindlichen Hölderlin-Handschriften in einer Feier der Württembergischen Landesbibliothek zu treuen Händen übergeben. An ihr nahmen der Kultusminister von Baden-Württemberg Professor D. Dr. Wilhelm Hahn, der Bürgermeister der Stadt Homburg Dr. Armin Klein, der dortige Stadtbibliothekar Horst Böning, zahlreiche Mitarbeiter der Württembergischen Landesbibliothek, an ihrer Spitze Direktor Dr. Hans-Peter Geh, der Präsident und der Vizepräsident der Hölderlin-Gesellschaft und eine Reihe weiterer Persönlichkeiten teil. In allen bei dieser Feier gehaltenen Ansprachen wurde die Bedeutung des Aktes betont. Der Direktor der Landesbibliothek begrüßte die Gäste und wies darauf hin, daß zu den 850 Hölderlin-Manuskriptblättern der Landesbibliothek nun 231 Blätter aus Homburg hinzugefügt werden. Berücksichtigt man die Tatsache, daß weitere etwa 100 Blätter in dem Stuttgart benachbarten Deutschen Literatur-Archiv in Marbach liegen, so sind nun mehr als vier Fünftel der bekannten Hölderlin-Handschriften der Forschung auf engstem Raum zugänglich mit dem Hintergrund hervorragender wissenschaftlicher Apparate, vor allem dem des Hölderlin-Archivs.

Dr. Geh schilderte eingehend, wie im Jahre 1883 der Hauptteil des Hölderlin-Nachlasses aus dem Besitz von Chr. Th. Schwab in die Landesbibliothek gelangte. Dadurch entstand ein Zentrum der Hölderlin-Forschung und die Basis für jede wissenschaftliche, insbesondere auch für die Stuttgarter Ausgabe. Die Württembergische Landesbibliothek betrachte sich als Treuhänder und Mittler dieser geistigen Güter. Er betonte die große Verpflichtung, die die Bibliothek auch für die nun neu ihr anvertrauten Handschriften übernehme.

Daraufhin übergab Bürgermeister Dr. Klein die Homburger Hölderlin-Handschriften. Den Beschluß, unbeschadet der unveränderten Eigentumsrechte, diese Handschriften dem Hölderlin-Archiv zu treuen Händen als

Leihgabe zu überlassen, nachdem sie seit 118 Jahren im Besitz der Stadt Homburg waren, habe der Magistrat sehr ernst genommen. Er habe sich allein von der Notwendigkeit der nicht länger aufschiebbaren Restaurierung und der ständigen Überwachung und Sicherung des kostbaren Bestandes leiten lassen, wie sie bei den gegebenen Verhältnissen in Homburg nicht in diesem Maße möglich seien. Die vertraglich zugesicherten Verpflichtungen von seiten der Württembergischen Landesbibliothek schmälerten die Rechte der Stadt Homburg in ihrer Beziehung zu Hölderlin und zur Hölderlin-Forschung nicht. Dr. Klein schilderte in diesem Zusammenhang die Persönlichkeiten des Hölderlin-Freundes Isaac v. Sinclair und des Hölderlin-Forschers Dr. Werner Kirchner, mit deren Wirken Homburg immer verbunden bleibe. Er dankte der Landesbibliothek und dem Land Baden-Württemberg für die übernommene Verpflichtung den Homburger Hölderlin-Handschriften gegenüber.

Den Darlegungen Bürgermeister Dr. Kleins schlossen sich solche von Stadtbibliothekar Horst Böning an, dem wie auch Frau Maria Kohler die Initiative zu dieser Depositums-Vereinbarung zu danken ist. Aus Sorge um die Sicherung der Handschriften und getragen von der Liebe zum Werk des Dichters, habe er zu diesem für die Stadt Homburg einschneidenden Schritt raten müssen.

Kultusminister Professor Hahn entwickelte Gedanken über eine verantwortliche Bildungspolitik, zu der es auch gehöre, das kulturelle Erbe zu bewahren mit der damit verbundenen konservatorischen Aufgabe, die nun auch die Homburger Hölderlin-Handschriften umfasse. Die in der Württembergischen Landesbibliothek vorhandenen rund 11 500 Handschriften seien nach menschlichem Ermessen in sicheren und richtig klimatisierten Räumen untergebracht. Den Vertretern der Stadt Homburg sicherte er zu, diesen kostbaren Teil des Hölderlin-Nachlasses im Depositum der Landesbibliothek mit Sorgfalt und hegender Liebe zu betreuen.

Die Feier wurde abgeschlossen mit einer Ansprache des Präsidenten der Hölderlin-Gesellschaft Dr. Theodor Pfizer. Er erinnerte an die Geschichte der Hölderlin-Handschriften, die im Band 3 der Veröffentlichungen des Hölderlin-Archivs lebendig geschildert sei, wie auch an die schmerzlichen, wohl nie mehr zu ergänzenden Lücken, etwa durch den Verlust der Briefe Hölderlins an Susette Gontard und an Isaac v. Sinclair. Er betonte, daß auch für die Forschung die Bezeichnung „Homburger Handschriften“ unverändert bleiben müsse, und bezeichnete die Übergabe als ein großzügiges Denken und Handeln auf allen Seiten. Nicht nur habe sich die Stadt Homburg dieses kostbaren Besitzes – nicht ihres Eigentums! – begeben, auch das Land Baden-Württemberg und die Landesbibliothek

brachten ein nicht geringes Opfer, indem sie sich zum Erhalten und Konservieren, auch durch entsprechende geldliche Mittel, verpflichtet hätten. Die Hölderlin-Gesellschaft, deren Aufgabe es sei, das Werk des Dichters allen zugänglich zu machen, wolle mit besonderer Freude allen denen danken, die diesen Schritt möglich gemacht haben. Dieser Tag gebe, fuhr Theodor Pfizer fort, der Hölderlin-Gesellschaft den Anlaß, Professor Dr. Adolf Beck zu ehren, dessen Arbeit in besonderer Weise mit diesen Handschriften verbunden sei. Die Gesellschaft überreiche ihm daher heute die Urkunde seiner in der letzten Mitgliederversammlung beschlossenen Ehrenmitgliedschaft in diesem Haus und in diesem Kreis: in dem Haus, das seine wichtige Arbeitsstätte sei, und in dem Kreis, in dem er Helfer vielfacher Art für seine wissenschaftliche Arbeit gefunden habe. Der Präsident verlas daraufhin den Wortlaut der Urkunde (die am Schluß des Jahrbuchs abgedruckt ist) und übermittelte im Namen der Hölderlin-Gesellschaft Professor Beck die herzlichsten Glückwünsche.

Das Hölderlin-Archiv 1971–1975 ¹

Von

Maria Kohler und Hans-Peter Geh

Das herausragendste Ereignis während der Berichtszeit war die Übergabe der Homburger Hölderlin-Handschriften (231 Blätter) als Dauerleihgabe an das Hölderlin-Archiv der Württembergischen Landesbibliothek. An der Feierstunde, die am 17. Januar 1975 stattfand, nahmen u. a. der baden-württembergische Kultusminister Prof. D. Hahn und der Bad Homburger Bürgermeister Dr. Klein teil ².

Durch die treuhänderische Überlassung des Homburger Besitzes befinden sich nun etwa $\frac{4}{5}$ der noch existierenden Hölderlin-Handschriften im Stuttgarter Raum, d. h. in der Württembergischen Landesbibliothek und im Besitz des Schiller-Nationalmuseums in Marbach. Somit sind die Bedingungen dieser Editions- und internationalen Forschungsstätte, des Hölderlin-Archivs, als geradezu ideal zu bezeichnen, zumal auch die notwendigen bibliographischen Hilfsmittel und die Sekundärliteratur vorhanden sind und außerdem das Material durch Kataloge und die Hölderlin-Bibliographie, die im Archiv erstellt wird, in hervorragender Weise erschlossen ist.

In Parenthese sei in diesem Zusammenhang noch erwähnt, daß einige der Homburger Handschriften dringend der Ausbesserung bedurften, was sogleich durch die Restaurierungsstelle der Württembergischen Landesbibliothek in Angriff genommen wurde.

1. Handschriften

Von neuen Funden kann nicht berichtet werden.

Über den Besitzwechsel von Handschriften läßt sich folgendes vermelden:

a) Die ehemals in der Sammlung Eltzbacher/Berlin befindlichen Stücke (HK 391–393)

‘Der Archipelagus’ (H⁴, 4 Quart-Doppelblätter und ein angeklebtes Quartblatt, StA II, 103–112/633),

¹ Anschluß an den Bericht ‘Das Hölderlin-Archiv 1967–1970’ im Hölderlin-Jahrbuch Bd. 16 (1969/70).

² Vgl. in diesem Jahrbuch S. 581 ff.

das ‘Bruchstück 85’ (Tende Strömfeld...; Vorderseite: Wäscherechnung für Hölderlin von fremder Hand, mit Testat von Mörike, StA II, 340/954),

‘Hyperion’, Vorstufe der endgültigen Fassung (H⁴ XIII a, StA III, 266, Zeile 1–3 und 7–14/337; obere Hälfte eines Quartblattes) sind im Juni 1972 durch das Auktionshaus Stargardt in Marburg a. d. L. versteigert worden.

‘Der Archipelagus’ (Schätzpreis DM 120 000.–) ging bei DM 200 000.– in ungenannten ausländischen Privatbesitz über. Die intensiven Bemühungen der Württembergischen Landesbibliothek, diese Reinschrift zu erwerben, waren leider nicht von Erfolg gekrönt, da die zugesagten Mittel aus privater Hand unter diesem Betrag lagen.

Lediglich das ‘Bruchstück 85’ konnte von der Württembergischen Landesbibliothek käuflich erworben werden (Sign.: cod. poet. 2° 93).

Das ‘Hyperion’-Blatt erwarb das Kultusministerium Baden-Württemberg für die Hölderlin-Gesellschaft mit der Auflage, es als Dauerleihgabe an das Deutsche Literatur-Archiv nach Marbach zu geben. Die untere Hälfte des Blattes befindet sich in Stuttgarter Privatbesitz; das ganze Blatt bildete ehemals mit einem seit 1908 im Schiller-Nationalmuseum befindlichen Blatt ein Doppelblatt (vgl. StA III, 344 f.).

b) Das im Hölderlin-Jahrbuch 1965/66 auf S. 184 zuerst mitgeteilte Spätgedicht ‘Das Gute’ (StA VII 1, 481 f.) wurde bei einer weiteren Auktion der Firma Stargardt im Februar 1973 von einem Münchner Sammler für DM 18 000.– (Schätzpreis DM 15 000.–) erworben.

c) ‘Der Archipelagus’, v. 278–287, H² (Einzelblatt, mit Testat von Gustav Schwab, StA II, 111/633), von Karl Wolfskehl im Herbst 1916 für Norbert von Hellingrath gekauft, wurde im April 1973 von Ludwig von Pigenot im Einverständnis mit Frau Imma von Bodmershof dem Hölderlin-Archiv als Ergänzung zum Hellingrath-Nachlaß geschenkt (Sign.: cod. hist. 4° 626, IX).

d) Im Zusammenhang mit der Ausstellung ‘Psychiatrie zur Zeit Hölderlins’, die anlässlich der Jahresversammlung 1972 der Hölderlin-Gesellschaft im Tübinger Stift gezeigt wurde, stellte sich heraus, daß das Quart-Doppelblatt ‘Von der Realität des Lebens’ (StA II 1, 353/970) seit 1960 sich schon mit dem Nachlaß Eimer in den Tübinger Städtischen Sammlungen befindet.

e) Als Besitzer des Folioblattes mit den Pindarfragmenten ‘Die Asyle’, ‘Das Belebende’ (StA V, 288–290/515) und des Briefes an die Geschwister (StA VI, Nr. 16) wurde Frau A. Wilhelm, Bottmingen/Schweiz, festgestellt.

2. Druckschriftensammlung

Der Zuwachs der Sammlung betrug 1971: 250 Nummern; 1972: 241 Nummern; 1973: 300 Nummern; 1974: 339 Nummern; und 1975: 260 Nummern.

Darüber hinaus ist umfangreiches Material zu den Aufführungen des Stückes von Peter Weiss, 'Hölderlin', zusammengetragen worden. Hinzuweisen sei in diesem Zusammenhang auf die Neuerwerbungslisten des Hölderlin-Archivs, die in der Regel alle zwei Monate erscheinen und an einen breitgestreuten Kreis deutscher und ausländischer Wissenschaftler sowie an zahlreiche Forschungsinstitute verschickt werden.

3. Veröffentlichungen

Die laufende Bibliographie, bearbeitet von Maria Kohler für die Jahre 1966–1970, ist im Jahrbuch Band 18, 1973/74, erschienen. Die Bibliographie für den Berichtszeitraum 1971–1973 ist in diesem Jahrbuch abgedruckt. – Für die Festschrift für Friedrich Beißner (Bebenhausen 1974) wurde die Bibliographie Friedrich Beißner zusammengestellt.

4. Benutzung

Das Hölderlin-Archiv hatte seit 1971 ca. 800 Benutzer, zumeist aus dem Ausland, zu verzeichnen. Außer einer umfangreichen Korrespondenz mußte auch eine ständig steigende Zahl von Foto- bzw. Xerokopieaufträgen erledigt werden.

5. Nachlässe von Hölderlin-Forschern

a) Ergänzung zum Hellingrath-Nachlaß:

Während Frau von Bodmershof Familienpapiere und Fotos zum Geschenk machte, konnten durch Mittel der Geschwister Boehringer Stiftung folgende Rilke-Briefe käuflich erworben werden:

An Hellingrath (8), an Hellingraths Mutter (1 mit Beilage: Niederschrift des Gedichts 'An Hölderlin'), an die Großmutter Hellingraths, Fürstin Cantacuzene (1), an Hellingraths Tante, Elsa Bruckmann (1), an Imma von Ehrenfels verh. Bodmershof (3 Briefe und 1 Briefkarte).

b) Ergänzung zum Böhm-Nachlaß:

Als Geschenk wurden von Frau Gertrud Böhm 1 Brief und 3 Postkarten von Norbert von Hellingrath an Wilhelm Böhm übergeben (mitgeteilt durch Alfred Kelletat im Hölderlin-Jahrbuch 1969/70, S. 336–338).

c) Schließlich wurden dem Archiv von Ludwig von Pigenot die an ihn gerichteten Briefe von Ida Maria Ruppel übergeben.

Abschließend sei noch erwähnt, daß im Berichtszeitraum in der Württembergischen Landesbibliothek zwei größere Hölderlin-Ausstellungen stattfanden. Die erste wurde aus Anlaß der Jahresversammlung 1972 der Hölderlin-Gesellschaft gezeigt: 'Hölderlin-Handschriften und -Bildnisse aus dem Besitz der Württembergischen Landesbibliothek sowie Dokumente aus den Forscher-Nachlässen, die Benutzung der Stuttgarter Handschriften betreffend'. Die zweite Ausstellung, die anläßlich der Übergabe der Homburger Hölderlin-Handschriften als Dauerleihgabe an das Archiv im Januar/Februar 1975 veranstaltet wurde, gab einen Überblick über den Homburger Besitz.

Stuttgart, den 10. Februar 1976

Jubilare der Hölderlin-Gesellschaft

Acht um Hölderlins Werk und um die Hölderlin-Gesellschaft verdiente Persönlichkeiten haben in letzter Zeit bedeutsame Lebensstadien zurückgelegt.

Professor Dr. Carlo Schmid vollendete am 3. Dezember 1976 sein 80. Lebensjahr. Er gehört zu den Humanisten, die seit früher Jugend mit Hölderlins Dichtung leben. Es war ihm deshalb ein besonderes Anliegen, nachdem er im Jahr 1945 an die Spitze des Landes Südwürttemberg-Hohenzollern trat, die Hölderlin-Forschung mit den ihm eigenen Antrieben zu fördern. Er wurde in jenen düster-verhangenen Jahren zum Wegbereiter und Neubegründer der Hölderlin-Gesellschaft; er war der Initiator des Hölderlin-Lehrstuhls an der Universität Tübingen, auf den Friedrich Beißner, der Editor der Stuttgarter Ausgabe, berufen wurde, und er hat seither allen Bemühungen der Hölderlin-Gesellschaft sein ständiges und ganz persönliches Interesse zugewandt. Sie hat ihn am 20. März 1970, dem 200. Geburtstag Hölderlins, zu ihrem Ehrenmitglied ernannt, um ihre große Dankbarkeit gegenüber Carlo Schmid zum Ausdruck zu bringen.

Am 4. November 1974 wurde Professor Dr. Paul Böckmann 75 Jahre alt. Der weithin bekannte Gelehrte habilitierte sich seinerzeit in Hamburg und hatte anschließend Lehrstühle für Literaturgeschichte in Heidelberg, später in Köln inne. Neben einer großen Anzahl von Publikationen über die Goethe- und Schiller-Zeit, über Kleist, Stifter und die Dichtung der Gegenwart trat er schon 1935 mit der umfassenden Darstellung 'Hölderlin und seine Götter' hervor. Außer zahlreichen Reden und Aufsätzen über Hölderlin, deren wichtigste in den Bänden des Hölderlin-Jahrbuchs enthalten sind, gab er 1965 als Band 4 der Schriften der Hölderlin-Gesellschaft die bedeutsame Anthologie 'Hymnische Dichtung im Umkreis Hölderlins' heraus. Paul Böckmann gehörte beinahe zwanzig Jahre lang dem Vorstand der Hölderlin-Gesellschaft an und ist ihr auch nach seiner Emeritierung freundschaftlich verbunden.

Professor Dr. Lothar Kempfer konnte am 1. Mai 1975 auf 75 Jahre seines Lebens zurückblicken. Er ist in gleicher Weise der Literatur- und Kunstgeschichte, aber auch der Musik zugewandt und hat durch Jahrzehnte am Gymnasium in Winterthur als Erzieher und Lehrer gewirkt. Schon 1929 erschien seine Schrift 'Hölderlin und die Mythologie', sechzehn Jahre später die sorgfältig-feinsinnige Darstellung 'Hölderlin in

Hauptwil', die in veränderter und ergänzter Form als Band 9 der Schriften der Hölderlin-Gesellschaft neu herausgegeben wurde. Seine Forschungen über die Beziehungen Hölderlins zur Schweiz, seine langjährige Mitgliedschaft im Vorstand und im Beratenden Ausschuss der Gesellschaft, deren hilfreicher Freund er ist, bestimmte die Mitgliederversammlung 1974 in Winterthur, ihn zum Ehrenmitglied zu ernennen.

Am 21. April 1976 vollendete Professor Dr. Wilhelm Hoffmann, der Vizepräsident der Hölderlin-Gesellschaft, sein 75. Lebensjahr. Als jungem Bibliotheksrat wurde ihm bei der Württembergischen Landesbibliothek neben anderen Fachbereichen das Referat der Handschriften anvertraut, zu denen die kostbaren Hölderlin-Manuskriptblätter gehören. Er war beteiligt am Entstehen einer neuen historisch-kritischen Ausgabe. Dem um diese Edition bemühten, vom Kultusminister berufenen Verwaltungsausschuss stand er von Anfang an beratend zur Seite und wurde später sein ständiger geschäftsführender Vorsitzender. Ihm ist das glückliche Retten der Hölderlin-Handschriften durch die Phasen des zweiten Weltkrieges im Fluchtort Kloster Beuron zu danken. Noch während des Krieges gründete er als wichtigste Arbeitsstätte für die Hölderlin-Forschung das Hölderlin-Archiv der Württembergischen Landesbibliothek. Als deren Direktor war er der verantwortliche Leiter dieser Institution, deren Bedeutung als Forschungsstätte inzwischen weit über Deutschland hinaus bekannt ist. In der Hölderlin-Gesellschaft hat er während der Erkrankung und dem dann folgenden Rücktritt des damaligen Präsidenten Paul Kluckhohn als amtierender Präsident gewirkt und ist seit 1955 Vizepräsident. Die Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, das Hölderlin-Archiv und die Hölderlin-Gesellschaft haben Wilhelm Hoffmann an ideenreichen Vorschlägen, wichtigen Anstößen und an Bemühungen ausgleichender Gerechtigkeit im oft heftigen Gedankenstreit viel zu danken.

Am 26. Dezember 1975 beging Professor Dr. Friedrich Beißner seinen 70. Geburtstag. Seit seiner Dissertation über Hölderlins Übersetzungen aus dem Griechischen – als Publikation 1933 erschienen – war er wie keiner berufen, das Riesenwerk der Stuttgarter Ausgabe im Auftrag des Württembergischen Kultusministeriums herauszugeben, in ihren wesentlichen Teilen zu gestalten und zu vollenden. Einer Dozentur in Gießen folgte 1942 die Umhabilitation nach Tübingen, wo Friedrich Beißner bis zu seiner Emeritierung einen Lehrstuhl für neue Literaturgeschichte, von Carlo Schmid seinerzeit als Hölderlin-Lehrstuhl geschaffen, innehatte. Der eigentliche Werkteil der Stuttgarter Ausgabe – Gedichte, Hyperion, Empedokles und Übersetzungen – ist seinem jahrelangen minu-

tiösen Forschen, verbunden mit einer einzigartigen Fähigkeit des Lesens der Handschrift und der Darstellung des Entstehungsprozesses, zu danken. Seit dem Erscheinen des zweiten Bandes der Stuttgarter Ausgabe ist keine Text-Edition denkbar ohne direkten oder indirekten Bezug auf diese, auch nicht, wenn Beißner gegenüber kontroverse Ansichten vertreten werden. Über diese Editionstätigkeit hinaus hat er durch eine Fülle von Vorträgen und Aufsätzen über Hölderlin in einer weiten Spanne der Thematik gewirkt, zum Teil im Bereich der Hölderlin-Gesellschaft, deren mehrjähriger Geschäftsführer und langjähriges Vorstandsmitglied er war, zum Teil in anderen Zusammenhängen. Der gewichtige Band 'Hölderlin, Reden und Aufsätze' 1961 zeugt von dieser fruchtbaren Arbeit. Die Hölderlin-Gesellschaft hat in Verehrung und Dankbarkeit Friedrich Beißner 1970 zum Ehrenmitglied ernannt.

Mit Friedrich Beißner zusammen war Professor Dr. Adolf Beck, der am 1. Mai 1976 ebenfalls seinen 70. Geburtstag feiern konnte, für die Große Stuttgarter Ausgabe tätig. Nach dem Kriegsdienst und einer schweren Verwundung hatte Adolf Beck sich in Tübingen habilitiert und wurde 1949 auf einen Lehrstuhl für Literaturgeschichte der Universität Hamburg berufen. Der Doppelband der Hölderlinschen Briefe und die vier Bände umfassende Edition der Dokumente und Lebenszeugnisse ist der unlöslich mit der Stuttgarter Ausgabe verbundene Anteil seiner durch Jahrzehnte sich ziehenden Forschungen. Diese sind die Grundlage jeder historischen und geistigen Biographie, auch durch die vorzügliche Kommentierung der Dokumente, die er auf diese Weise zum Sprechen gebracht hat. Mit dem nun vollendeten vierten Band dieser Dokumentation ist die Stuttgarter Ausgabe im wesentlichen abgeschlossen. Wie Beißner hat auch Beck in zahlreichen Aufsätzen, Einzeluntersuchungen und Vorträgen, zum Teil im Hölderlin-Jahrbuch veröffentlicht, seine editorische Arbeit ergänzt. Der Schiller-Preis der Stadt Marbach, der ihm 1973 verliehen wurde, und die Ehrenmitgliedschaft der Hölderlin-Gesellschaft verdeutlichen das Wirken dieses Gelehrten.

Am 14. Mai 1976 feierte Professor Dr. Wolfgang Binder seinen 60. Geburtstag. Er war nach Friedrich Beißner längere Zeit Geschäftsführer der Hölderlin-Gesellschaft unter der Präsidentschaft von Paul Kluckhohn und damit dessen nächster Mitarbeiter, habilitierte sich 1954 mit einer umfassenden Arbeit über Hölderlin, war im Wintersemester 1955/56 als Vertreter von Professor Alewyn in Köln tätig und hat anschließend dort einen Lehrstuhl übernommen. Ehrenvolle Rufe nach Göttingen und Hamburg lehnte er ab, folgte aber 1964 einem solchen an die Universität Zürich, wo er, zuerst neben Emil Staiger, jetzt als sein Nachfolger, einen

Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literatur innehat. Wolfgang Binder ist seit vielen Jahren Mitglied des Vorstands der Hölderlin-Gesellschaft, war lange Zeit Mitherausgeber des Jahrbuchs und hat zusammen mit Alfred Kelleat 1959 als Band 2 der Schriften der Gesellschaft die 'Friedensfeier' in Facsimile und Umschrift, in einer für künftige Editionen die Richtungweisenden Form, veröffentlicht. Mit dieser in ihrer Bedeutung noch zu wenig beachteten Publikation, hat er an einem wichtigen Beispiel eine neue Stufe der Textdarstellung geschaffen. Bei mehreren Jahresversammlungen standen seine Vorträge im Mittelpunkt der Tagung; die Jahrbücher enthalten diese Beiträge; der Insel-Verlag hat seine Hölderlin-Aufsätze 1970 herausgegeben; auch die in einem Sammelband zu seinem 60. Geburtstag herausgegebenen Vorträge unter dem Titel 'Aufschlüsse' enthalten wichtige Hölderlin-Beiträge. Die Hölderlin-Gesellschaft bleibt ihm aufs engste verbunden.

Professor Dr. Alfred Kelleat, der im vergangenen Jahr die Feier seines 60. Geburtstages beging, gehört seit vielen Jahren zu den engsten Freunden und Mitarbeitern der Hölderlin-Gesellschaft. Er war Schüler von Friedrich Beißner, dann zunächst als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Hölderlin-Archiv tätig, später mehrere Jahre Geschäftsführer der Gesellschaft, Mitherausgeber des Jahrbuchs, zusammen mit Wolfgang Binder Mitherausgeber der Handschriften-Publikation der 'Friedensfeier' und Herausgeber des gewichtigen Sammelbandes verstreuter und schwer zugänglicher Hölderlin-Aufsätze, der als Band 3 der Schriften der Hölderlin-Gesellschaft 1961 erschien. Seit vielen Jahren ist Alfred Kelleat Professor für Deutsche Literaturgeschichte an der Pädagogischen Hochschule Berlin; auch er gehört zu den durch Jahrzehnte bewährten Mitarbeitern und Freunden der Hölderlin-Gesellschaft.

Allen Jubilaren dankt die Hölderlin-Gesellschaft für das, was sie in Edition und Interpretation in oft mühevoller Forschungsarbeit und verständnisvoller Hilfe dem weiten Kreis der Freunde des Dichters geschenkt haben. Sie übermittelt ihnen ihre guten Wünsche für ihr weiteres Leben und Arbeiten.

Theodor Pfizer

Die Hölderlin-Gesellschaft
hat in ihrer Mitgliederversammlung in Winterthur
am 7. Juni 1974
einstimmig beschlossen,

Professor Dr. Lothar Kempfer

den feinsinnigen Hölderlin-Forscher,
den Darsteller der Beziehungen des Dichters zur Schweiz,
den Erzieher und Lehrer, der das Werk des Dichters
der Jugend vermittelte,
das bewährte, langjährige Mitglied des Vorstandes
und des Beratenden Ausschusses der Hölderlin-Gesellschaft
und deren hilfreichen Freund

zum

Ehrenmitglied der Hölderlin-Gesellschaft

zu ernennen.

Tübingen, im Juni 1974

Präsident

Die Hölderlin-Gesellschaft
hat in ihrer Mitgliederversammlung in Winterthur
am 7. Juni 1974
einstimmig beschlossen,

Professor Dr. Adolf Beck

den bedeutenden Hölderlin-Philologen und -Interpreten,
den Verfasser maßgebender Arbeiten über den Dichter,
den jeder Einzelheit nachspürenden
und zugleich souveränen Editor der Brief- und
Dokumentenbände der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe,
den hochverdienten akademischen Forscher und Lehrer

zum

Ehrenmitglied der Hölderlin-Gesellschaft

zu ernennen.

Tübingen, im Juni 1974

Präsident

VORSTAND UND BERATENDER AUSSCHUSS
DER HÖLDERLIN-GESELLSCHAFT

Präsident

Oberbürgermeister i. R. Dr. Theodor Pfizer, Stuttgart

Stellvertretender Präsident

Bibliotheksdirektor i. R. Professor Dr. Wilhelm Hoffmann, Stuttgart

Die weiteren Vorstandsmitglieder

Professor Dr. Pierre Bertaux, Paris

Professor Dr. Klaus Betzen, Athen

Professor Dr. Wolfgang Binder, Zürich

Professor Dr. Bernhard Böschenstein, Genf

Beratender Ausschuß

Der Oberbürgermeister der Stadt Tübingen

Der Präsident der Universität Tübingen

Professor Dr. Beda Allemann, Bonn

Oberregierungsdirektor i. R. Dr. Karl Amann, Tübingen

Bibliotheksdirektor Dr. Hans-Peter Geh, Stuttgart

Museumsdirektor Dr. Jörn Göres Düsseldorf

Oberstudiendirektor i. R. Professor Dr. Erich Haag, Tübingen

Professor Dr. Cyrus Hamlin, Toronto

Professor Dr. Dieter Henrich, Heidelberg

Professor Dr. Uvo Hölscher, München

Professor Dr. Ulrich Hötzer, Tübingen

Dr. Götz Eberhard Hübner, Schorndorf

Professor Carl Keidel, Stuttgart

Professor Dr. Alfred Kellert, Berlin

Professor Dr. Lothar Kempster, Winterthur

Frau Bibliotheksamtsrat Maria Kohler, Stuttgart

Frau Professor Vilma Mönckeberg-Kollmar, Hamburg

Verleger Dr. Hans-Georg Siebeck, Tübingen

Professor Dr. Emil Staiger, Zürich

Professor Dr. Werner Weber, Zürich

Professor Dr. Erik Wolf, Freiburg i. Br.

Museumsdirektor Professor Dr. Bernhard Zeller, Marbach a. N.

Geschäftsführer: Gerhard Rohne, Tübingen, Hölderlinhaus

Sekretariat: Gerda Kienle, Tübingen, Hölderlinhaus

Hölderlin-Bibliographie 1971–1973¹

VON

MARIA KOHLER

ABTEILUNG I: WERKE HÖLDERLINS

A. ERSTDRUCKE

Keine Neufunde.

B. GESAMTAUSGABEN

3717. Hölderlin. Sämtliche Werke. (Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe. Im Auftr. d. Kultusministeriums Baden-Württemberg hrsg. v. *Friedrich Beißner*. Große Stuttgarter Ausg.) – Stuttgart: Kohlhammer. 4°
- Bd 7. Dokumente. Hrsg. v. *Adolf Beck*. T. 2. Dokumente 1794–1822. 1972. 588 S.
R: *[Joseph] E[ngel]f[ried]*: Kultus und Unterricht. Nichtamtl. Teil. 21, 1972, 272 f. – *Joachim Müller*: Deutsche Literaturzeitung für Kritik der internationalen Wissenschaft. 94, 1973, 475 f. – *Peter Prochnik*: Erasmus. 23, 1971, 364 f. (Bd 7. T. 1).
- Bd 1–6 s. Nr. 2124; Bd 7. T. 1 s. Nr. 2939.
Unveränd. reprograf. Nachdr.:
- Bd 4, 1.2. Der Tod des Empedokles. Aufsätze. Hrsg. v. *Friedrich Beißner*. (4. Taus.) 1972;
- Bd 6, 2. Briefe. Hrsg. v. *Adolf Beck*. Hälfte 2. Lesarten u. Erläuterungen. (4. Taus.) 1971.
R: *[Joseph] E[ngel]f[ried]*: Kultus und Unterricht. Nichtamtl. Teil. 21, 1972, 209 f. (Bd 6, 2). – Zu allen Bden s. a. Nr. 3792, 3816, 3890, 3906.
Frühere Nachdr. s. Nr. 2473 u. 2939.
3718. Hölderlin. Sämtliche Werke. (Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe. Im Auftr. d. Württembergischen Kultministeriums hrsg. v. *Friedrich Beißner*. Kleine Stuttgarter Ausg. Unveränd. reprograf. Nachdr.) – Stuttgart: Kohlhammer.
- Bd 1. Gedichte bis 1800. Hrsg. v. *Friedrich Beißner*. 17. Taus. 1972.
Originalausg. u. frühere Nachdr. s. Nr. 2938; 1970 sind außerdem Nachdr. d. Bde 2 (Gedichte nach 1800. Hrsg. v. *Friedrich Beißner*), 4 (Empedokles. Aufsätze. Hrsg. v. *Friedrich Beißner*), und 5 (Übersetzungen. Hrsg. v. *Friedrich Beißner*) erschienen.

¹ Die Numerierung schließt an die Bibliographie 1966–1970 im Hölderlin-Jahrbuch 1973/1974 an. Titel, die nach einer sekundären Quelle aufgenommen wurden, sind durch ein * gekennzeichnet. – Adolf Beck hat, wie schon bei der Bibliographie 1966–1970, auch diesmal selbstlos und kundig bei der Korrektur geholfen. Dafür sei ihm herzlich Dank gesagt.

3719. Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke. (Hrsg. v. *Paul Stapf*. Sonderausg. [in 2 Bden].) – (Wiesbaden: Vollmer [1972].) (Die Tempel-Klassiker.)
 Bd 1. Gedichte; Hyperion, Entwürfe u. Bruchstücke zum Hyperion. 651 S.
 Bd 2. Empedokles; Übersetzungen; Zur Philosophie und Ästhetik; Stammbuchblätter u. Widmungen. 499 S.
 S. 491–499 Erläuterungen.
 1. Aufl. [in 1 Bd] 1956 s. Nr. 1800; weitere Aufl. s. Nr. 2123 u. 2472.
 Texte d. Gedichte u. d. Übersetzungen nach d. Stuttgarter Ausg., alle übrigen Texte nach d. Hellingrath-Ausgabe.

C. TEILAUSGABEN UND AUSZÜGE

3720. Friedrich Hölderlin. Werke, Briefe, Dokumente. (Nach d. Text d. v. *Friedrich Beißner* besorgten Kleinen Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe. Ausgew. sowie mit e. Nachw. u. Erl. vers. v. *Pierre Bertaux*.) – Stuttgart, Hamburg: Deutscher Bücherbund [1971]. 863 S. Lizenz d. Winkler-Verl. München.
 Originalausg. 1963 s. Nr. 2477; Sonder- u. Lizenzausg. ebda u. Nr. 2947.
3721. Friedrich Hölderlin. Hrsg. v. *Friedrich Beißner*. – (München:) Heimeran (1973). 199 S. (Dichter über ihre Dichtungen. 11.)
 Gedichte, Auszüge aus Gedichten; Auszüge aus Briefen Hölderlins, aus Briefen an u. über ihn; Aufsätze. – S. 184–191 Nachwort, Zeittafel.
3722. Friedrich Hölderlin. Gedichte, Hyperion, Empedokles (1. Fassung), Briefe. Mit e. Vorw. v. *Michael Markel*. Anm., Zeittaf. u. Textinterpretation v. *Dieter Roth*. – Bukarest: Kriterion Verl. 1973. 396 S. (Kriterion Schulausgaben. 1.)
 S. 366–375: *Roth*: Andenken. Skizze e. Interpretation.
 R: *Bernad Kolff*: Neue Literatur. 24, 1973, Nr. 11, S. 93–100, u. d. T.: Was bleibt aber, stiften die Dichter. – Dazu ebda. Nr. 12, S. 85–92: *Roth, Dieter*: Notwendige Entgegnung.

D. EINZELAUSGABEN

a) Gedichte

3723. Friedrich Hölderlin. Elegien. Urtext. (Quelle: Hölderlin. Sämtliche Werke. Bd 2, 1, hrsg. v. *Friedrich Beißner*.) Vier- u. fünffarbige Zinkätzungen v. *Hans-Joachim Burgert*. – Berlin: Burgert Handpresse 1971. 26 S., davon 6 Taf. 4° Lizenz d. Verl. Kohlhammer, Stuttgart.
 Elegie, Menons Klagen um Diotima. – 130 Ex. nach Art e. Blockbuches.
3724. Friedrich Hölderlin. Gedichte. Ausw. u. Nachw. v. *Konrad Nussbächer*. [Nachdr.] – Stuttgart: Reclam (1971). 248 S. (Universal-Bibliothek. 6266–68.)
 Nachw. u. Anm. S. 205–239. – Neuausg. 1963 s. Nr. 2486; weitere Nachdr. s. Nr. 2952.
3725. Calligraphica. Schriftbilder als Handätzungen in Zink v. *Hans-Joachim Burgert* zu Texten v. Friedrich Hölderlin. – Berlin: Burgert Handpresse 1972. Titelbl. 8°, 6 Einzelbl. 2°
 Mnemosyne. 2. Fassung v. 1–10, Was ist der Menschen Leben? . . . v. 1–5, Die Entschlafenen, Deutscher Gesang v. 1–7, Dem Allbekanntem v. 1, Das Nächste Beste. 2. Fassung v. 1–4.

b) Hyperion

3726. Friedrich Hölderlin. Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Nachw. v. *Ernst von Reusner*. [Nachdr.] – Stuttgart: Reclam (1973). 174 S. (Universal-Bibliothek. 559/60).
 Nachw. S. 171–175. – Neuausg. 1961 s. Nr. 2134; weitere Nachdr. s. Nr. 2962.

c) Empedokles

3727. Friedrich Hölderlin. Der Tod des Empedokles. Ein Trauerspiel. Mit e. Nachw. v. *Sabine Reinhardt*. – München: Goldmann (1972). 155 S. (Goldmanns gelbe Taschenbücher. 1991.)
 Alle Fassungen u. Pläne, Grund zum Empedokles. – Nachw. S. 140–153.
3728. Friedrich Hölderlin. Der Tod des Empedokles. [Neuausg.] Hrsg. v. *Friedrich Beißner*. – Stuttgart: Reclam (1973). 175 S. (Universal-Bibliothek. 7500/00 a.)
 Alle Fassungen u. Pläne, Grund zum Empedokles; Das Werden im Vergehen. – Nachw. S. 165–175.

d) Philosophische Fragmente

Keine Einzelausgaben

e) Übersetzungen

3729. (Sophokles.) Ödipus, Tyrann. (Nach Hölderlin v.) *Heiner Müller*. – (Zürich, Köln:) Benziger (1971). 183 S. (Benziger Broschur.) Lizenz d. Aufbau-Verl., Berlin & Weimar.
 2. Taus. 1971. – Zuerst 1969 s. Nr. 2974; s. a. Nr. 2969.
 R: *Heinz Schmitz*: Neue Zürcher Zeitung. Fernausg. 8. März 1972, u. d. T.: Ödipus und das Reich der Abstraktion. – s. a. Nr. 4175.
3730. Friedrich Hölderlin. Die Antigone des Sophokles. – In: Antigone. Sophokles, Euripides, Racine, Hölderlin, Hasenclever, Cocteau, Anouilh, Brecht. (Vollständige Dramentexte. Hrsg. v. *Joachim Schondorff*. Mit e. Vorw. v. *Karl Kerényi*. 3. Aufl.) – München, Wien: Albert Langen, Georg Müller (1971). S. 169–214 (Theater der Jahrhunderte).
 1. Aufl. 1966 s. Nr. 2970.

f) Briefe

Keine Einzelausgaben

g) Übersetzungen in fremde Sprachen

Englisch

3731. Hälfte des Lebens. [Übers. v.] *Herbert Lindenberger*. – In: *Lindenberger*: Georg Trakl. 1971. S. 90 s. Nr. 3845.
 Dt. u. engl.
3732. Friedrich Hölderlin. Hyperions Schicksalslied. – In: *Mathieu, Gustave*, and *Guy Stern*: German poetry. A sel. from Walther von der Vogelweide to Bertolt Brecht. In German with English transl. Sel., introd., biogr. and crit. notes, transl. – New York: Dover Publ. (1971). S. 60 f. (Dover Language Books and Records.)

3733. Der gute Glaube. [Übers. v.] *Burton Raffel*. – Zu: *Raffel*: Friedrich Hölderlin: Der gute Glaube. 1971. S. 170 s. Nr. 3874.
3734. Hölderlin. In my boyhood days . . . , The Only one, Germania. – In: *Feldman, Burton, and Robert D. Richardson*: The Rise of modern mythology. 1680–1860. – Bloomington, London: Indiana Univ. Pr. (1972). S. 331 f. S. 328–331 Einf. – Da ich ein Knabe war . . . , Der Einzige. 2. Fassung v. 1–12, Germanien v. 1–32. – Aus: *Hölderlin*: Poems and fragments. Transl. by *Michael Hamburger*. 1966 bzw. 1967 s. Nr. 2982.
3735. The „Earliest System-Programme of German Idealism“ (Berne, 1796); Hölderlin: [Über Urtheil und Seyn.] (Jena, April? 1795. Transl. by *H[enry] S[ilton] Harris*.) – Zu: *Harris*: Hegel's development. 1972. S. 510–512, 515 f. s. Nr. 3958.
3736. Friedrich Hölderlin. Heidelberg, Vulkan, Griechenland. 3. Fassung. (Transl. by *Christopher Middleton*); Heimkunft. An die Verwandten. (Transl. by *Cyrus Hamlin*); Patmos. Dem Landgrafen von Homburg. (Transl. by *Emery E[dward] George*.) – In: Friedrich Hölderlin. An early modern. 1972. S. 218–225, 226–231, 246–257 s. Nr. 3971.
Dt. u. engl. – Übers. v. *Christopher Middleton* auch in Nr. 3737.
3737. Friedrich Hölderlin. Eduard Mörike. Selected poems. Transl. and with an introd. by *Christopher Middleton*. – Chicago, Ill. & London: The Univ. of Chicago Pr. (1972). XLVII, 260 S. (German literary Classics in Translation.)
Dt. u. engl. – S. XI–XLVII: *Middleton*: Unsystematic introduction; S. 1–12 Gedichte Hölderlins; S. 231–242 Anm. zu d. Gedichten Hölderlins.
R: . . . : The Times literary supplement. Jg. 72. London, 11. Mai 1973. S. 516.
3738. *John Riley* and *Tim Longville*. What I own. Versions of Hölderlin. Vol. 2. – (Lincoln: Keyworth & Fry) 1973. 69 S. (Grosseteste Review Books. 4.)
Vol. 1. 1967 s. Nr. 2992; Hälfte des Lebens zuvor 1969 s. Nr. 2997. – Lt. Vorw. einzelne Übers. zuvor in: *Odysseus* (Portland, Oregon), *Second aeon* (Cardiff, Wales), *Tuatara* (Vancouver, Canada); Näheres war nicht zu ermitteln.
3739. Hölderlin. Four late fragments. Transl. by *J. S. Rooke*. – In: Deutung und Bedeutung. Studies in German and comparative literature, pres. to Karl Werner Maurer. Ed. by *Brigitte Schludermann* [u. a.]. – The Hague, Paris: Mouton 1973. S. 352–355 (De Proprietatibus litterarum. Ser. maior. 25).
Vom Abgrund nämlich . . . , Und mitzufühlen das Leben . . . , Der Adler, Das Nächste Beste. 3. Fassung.
- Französisch
3740. Courage de poète. (Prem. version), Timidité. – Zu: *Benjamin, Walter*: Deux Poèmes de Friedrich Hölderlin [Zwei Gedichte von Friedrich Hölderlin, franz.]. – In: *Benjamin*: Œuvres [Werke, franz.]. 1. Mythe et violence. . . trad. par *Maurice de Gandillac*. 1971. S. 56 f. s. Nr. 3787.
Dichtermut. 2. Fassung [!], Blödigkeit.
3741. *Malévich*. Sérigraphie. ([Zu] Hölderlin. Le jour luit! . . .) – Lombreuil, Loiret: Ed. des Nouvelles Images 1971. 3 Bl. 4^o (Correspondances. 15.)
450 Ex. sur vélin de rives. – Wie wenn am Feiertage . . . v. 19–49; Übers. wohl nach *Gustave Roud*.
3742. Und mitzufühlen das Leben . . . v. 1–18, Was ist Gott? . . . , Was ist der Menschen Leben? . . . (Trad. par *John E[dwin] Jackson*.) – Zu: *Böschenstein-Schäfer, Renate*: La Théologie du signe dans les fragments hymniques de Hölderlin. 1971. S. 221, 225, 227 s. Nr. 3790.
3743. Hölderlin. Diotima de l'au-delà (Wenn aus der Ferne . . .). Trad. de *Pierre Jean Jouve*. – In: *Pierre Jean Jouve*. . . dir. par *Robert Kopp* et *Dominique de Roux*. – (Paris: Ed. de l'Herne 1972.) S. 372–375 (L'Herne. 19).
Dt. u. franz. – Frühere Drucke s. Nr. 2999.
3744. Deux Strophes d'Hölderlin. (Un Jeune s'adresse à ses sages conseillers.) – Zu: *Beaujon, Edmond*: Contestation de la misère ou misère de la contestation? – La Tribune de Genève. Ed. nationale. 27. März 1973.
Der Jüngling an die klugen Ratgeber v. 33–48.
- * 3745. Hölderlin. L'Unique. Trad. d' *André du Bouchet*. Lithographies en noir et en couleurs de *Bram van Velde*. – Paris: Maeght 1973. 4^o
6 Lithographien zu d. 3 Fassungen von Der Einzige. – 125 Ex.
3746. Hölderlin. Les Fleuves. Trad. de *François Fédier*. (Fasc. 1.2.) – (Paris:) Revue Hautefeuille (1973). (Hautefeuille. Suppl.)
1. 20 Bl. Der Main, Der Neckar, Der gefesselte Strom [v. 1–12 d. 1. mit v. 13–24 d. 2. Fassung], Am Quell der Donau;
2. 20 Bl. Der Rhein, Der Ister.
Dt. u. franz.
R: *Anne-Brigitte Kern*: Combat. Paris, 7. März 1973, u. d. T.: Deux Moments dans l'œuvre de Hölderlin.
3747. Hölderlin. Hypérior ou l'Ermite de Grèce, précédé du Fragment Thalia. Trad. et prés. de *Philippe Jaccottet*. – [Paris:] Gallimard (1973). 253 S. (Poésie. 86.)
Vorw. S. 7–16. – Frühere Ausg. bzw. Drucke s. Nr. 3003.
R: *G. Petitdemange*: Etudes. 339, 1973, 148.
- Griechisch
3748. Friedrich Hoelderlin. Thrinoi tu Menonos gia ti Diotima. (Elegeio.) Biographika stoicheia, eisagogi, emmetri metaphrasi, scholia, simeiomata *Bas[ileiu] I. Lazana*. Sta diakosia chronia apo ti gennisi tu poiiti. – Athinaï: „Nea Skepsi“ 1971. 44 S. Menons Klagen um Diotima.
- Japanisch
- * 3749. *Tezuka Tomio* zenyaku shishū (2). – Tōkyō: Kadokawa Shoten 1971. 461 S. Oden von Hölderlin u. anderen.
- Italienisch
3750. Friedrich Hölderlin. I Popoli adagiati nel torpore, Il Vaticano. [Übers. v.] *Leone Traverso*. – In: Studi in onore di Leone Traverso. 1971. S. 80–82 s. Nr. 3889.
Die Völker schwiegen, schlummerten . . . , . . . der Vatikan.
3751. Friedrich Hölderlin. Poesie. Introd. e trad. di *Giorgio Vigolo*. [Neuausg.] Con una cronologia della vita dell'autore e dei suoi tempi, una bibliografia e un'antologia critica. – (Milano:) Mondadori (1971). CVIII, 291 S. (Gli Oscar Poesia.)
Dt. u. ital. – S. XII–L Chronik u. Bibliographie; S. LI–LV *Bettina von Arnim, Rudolf Haym, Wilhelm Dilthey* u. a. über Hölderlin [ital.]; S. LVII–CVIII Einl. – Frühere Ausg. s. Nr. 2536.
3752. Urteil und Sein; Ausz. aus Briefen an Schiller und Niethammer; Hyperion. Die vorletzte Fassung, Vorrede. – Zu: *Bodei, Remo*: Un Documento sulle origini dell'idealismo. Le „Note filosofiche“ di Isaak von Sinclair. 1972. S. 707–710 s. Nr. 3927.

Katalanisch

3753. *Carles Riba*. Versions de Hölderlin. [Neuausg.] Pref. de *Gabriel Ferrater*. – Barcelona: Edicions 62 (Arderiu 1971). 67 S. (Els Llibres de l'Escorpí. Poesia. 6.) Vorw. S. 5–14. – 1. Ausg. Buenos Aires 1943, Barcelona 1944.
R: *José María Sala*: La Vanguardia. Barcelona, 13. April 1972, u. d. T.: Versiones de poesía moderna y de Hölderlin.

Rumänisch

3754. Friedrich Hölderlin. Poezii. În românește de *Ștefan Aug[ustin] Doinaș, I[on] Negoitescu și V[irgil] Nemoianu*. – [București:] Ed. Albatros (1971). 124 S. (Cele mai frumoase Poezii. 119.) S. 5–19: *Aichelburg, Wolf*: Friedrich Hölderlin [Lebensabriß]; S. 21–72: Gedichte; S. 73–125: Der Tod des Empedokles. 1. Fassung, 1. Akt. – Einzelne Übers. zuvor 1970 s. Nr. 3024, 3025, 3025 a.
3755. Friedrich Hölderlin. Popoarele tăceau, aromeau... (Din limba germană de *Horia Stamatu*.) – Limite. Nr. 6, 1971, 1.
Die Völker schwiegen, schlummerten...
3756. Hölderlin. Poeme. În românește de *Ștefan Aug[ustin] Doinaș și Virgil Nemoianu*. – România literară. A. 5. București, 31. August 1972. S. 28 f.
Hymne an die Freiheit (1793), Unter den Alpen gesungen, Die Aussicht. Wenn in die Ferne..., Der Gott der Jugend, Natur und Kunst oder Saturn und Jupiter, Stimme des Volks. 2. Fassung, Da ich ein Knabe war..., Am Quell der Donau.
3757. Fr. Hölderlin. Îmbărbătare, Primăvara, Asfințește tu..., Omul, Vara. Trad. de *Ștefan Aug[ustin] Doinaș și Virgil Nemoianu*. – Steaua. 23, 1972, Nr. 12, S. 13.
Ermunterung, Der Frühling. Der Tag erwacht..., Geh unter, schöne Sonne..., Der Mensch. Wenn aus sich lebt..., Der Sommer. Noch ist die Zeit...
3758. Fr. Hölderlin. Scardanelli, adică Hölderlin nebun [Scardanelli, d. i. der umnachtete Hölderlin]. În românește de *Ștefan Aug[ustin] Doinaș și Virgil Nemoianu*. – Viața românească. 25, 1972, Nr. 11. Caiet de poezie. Nr. 59, S. XXV–XXX.
Des Geistes Werden, Der Herbst. Die Sagen..., Der Herbst. Das Glänzen der Natur..., Der Sommer. Im Tale rinnt..., Aussicht. Der offne Tag..., Aussicht. Wenn Menschen fröhlich sind..., Der Winter. Wenn sich das Jahr..., Der Winter. Wenn sich der Tag des Jahrs..., Der Frühling. Es kommt..., Der Sommer. Das Erntefeld..., Der Frühling. Wenn neu...
3759. Fr. Hölderlin. Necunoscutei, Vara, Viață mai înaltă, Iarnă. În românește de *Ștefan Aug[ustin] Doinaș și Virgil Nemoianu*. – Familia. 9, 1973, Nr. 3, S. 24.
An die Unerkannte, Der Sommer. Noch ist die Zeit..., Höheres Leben, Der Winter. Wenn ungesehn...
3760. Hölderlin în traducerea lui *Ștefan Augustin Doinaș și Virgil Nemoianu*. – Orizont. A. 24. Timișoară, 25. Januar 1973. S. 12.
Abbitte, Winter. Wenn sich das Laub..., Geh unter, schöne Sonne..., Der gute Glaube, Der Frühling. Der Tag erwacht..., Der Sommer. Wenn dann vorbei... – Dazu: *Blanchot, Maurice*: Itinerarul lui Hölderlin [L'itinéraire de Hölderlin, Ausz., rumän.]. – Aus: *Blanchot*: L'Espace littéraire. 1955 bzw. 1968. S. 367–379 s. Nr. 3270.

Schwedisch

3761. Friedrich Hölderlin. Ektråden, Till parcerna, Till våra stora diktare, Hyperions ödessång, Ungdomen, Natten, Hälften av livet, Ur Patmos, Ur Mnemosyne, Skör-

detid, Hemland, Nya värld..., Sokrates tid. – In: *Lindner, Sven*: Tysk lyrik. Urval. – Stockholm: Bonniers, Svalans Lyrikklub (1971). S. 31–40 (All Världens Lyrik. 32).

- Die Eichbäume, An unsre großen Dichter, Hyperions Schicksalslied, Brot und Wein v. 1–18, Hälfte des Lebens, Patmos. Dem Landgrafen von Homburg v. 1–15, Mnemosyne. 2. Fassung v. 1–17, Heimat, „Neue Welt“ [Der Tod des Empedokles. 3. Fassung, Schlußchor d. 1. Aktes], Zu Sokrates Zeiten [Bruchstück 16]. Übers. v. *Erik Blomberg*; An die Parzen. Übers. v. *Vilhelm Ekelund*; Da ich ein Knabe war... Übers. v. *Bertil Malmberg*; Mnemosyne. 3. Fassung v. 1–17. Übers. v. *Johannes Edfelt*. – Frühere Drucke d. Übers. 1940, 1943, 1960 s. Nr. 267, 272, 2167.
3762. Hölderlin. Sköna liv!... (Tolkning *Erik Blomberg*.) – Kungl. Dramatiska Teatern. Dramaten. [Programmheft.] 2, 1971/72, Nr. 19, S. 28.
An Diotima. Schönes Leben!... – Zuerst 1960 s. Nr. 2167.
3763. Hölderlin-epigram. Tolkning: *Johannes Edfelt*. – Nya argus. 65, 1972, Nr. 12, S. 171.
Der zürnende Dichter, Die Scherzhaften, Falsche Popularität.
3764. Hölderlin. Sokrates tid. (Övers. *E[rik] Blomberg*.) – Kungl. Dramatiska Teatern. Dramaten. [Programmheft.] 3, 1972/73, Nr. 21, S. 30.
Zu Sokrates Zeiten [Bruchstück 16]. – Zuerst 1960 s. Nr. 2167.

Spanisch

3765. A los jóvenes Poetas. – Zu: *Clarasó, Noel*: Valores en alza. 1971 s. Nr. 3798.
An die jungen Dichter.
3766. F. Hölderlin. El Archipiélago. Estudio y trad. del poema por *Luis Díez del Corral*. 2ª ed. – Madrid: (Ed.) Revista de Occidente (1971). 101 S. (Selecta. 38.)
1. Aufl. 1942 s. Nr. 281.
3767. Die scheinheiligen Dichter, An die jungen Dichter, Brot und Wein v. 109–118 u. 122–124, Versöhnender der du nimmergeglaubt... v. 1–13, Dichtermut. 1. Fassung v. 17–28. – Zu: *Disandro, Carlos Alberto*: Hölderlin y el sentimiento de las ruinas. 1971. S. 173, 178 f., 183 s. Nr. 3803.
3768. Hymne an die Muse v. 49–56, 89–96, 113–120, Da ich ein Knabe war..., Die Eichbäume, Götter wandelten einst..., Hyperions Schicksalslied, Die Götter, Germanien, Versöhnender der du nimmergeglaubt..., In lieblicher Bläue... Zeile 1 bis 18. – Zu: *Disandro, Carlos Alberto*: Lírica de pensamiento. Hölderlin y Novalis. 1971. S. 15 f., 26, 40, 48, 53, 57, 71–73, 79–82, 156 f. s. Nr. 3804.
3769. Hölderlin. (Poemas. [Übers. v.] *Ernst-Edmund Keil y Jenaro Taléns*.) – Revista de Occidente. Nr. 94, 1971, 19–35.
S. 19–25: Notizia. – Da ich ein Knabe war..., Abbitte, Sonnenuntergang, Die Kürze, Brot und Wein v. 1–18, Menons Klagen um Diotima v. 1–14, Lebenslauf [4 Strophen], Der Abschied, Heimat, Andenken, Und wenig Wissen... [Bruchstück 29], Zu Sokrates Zeiten [Bruchstück 16].
- 3769 a. Heidelberg. („Wörtliche“ Übers. v. *Ernst-Edmund Keil*; Versübers. v. *Jenaro Taléns*.) – Zu: *Keil, Ernst-Edmund*: Hölderlins „Heidelberg“. 1971. S. 119 f. s. Nr. 3837.
3770. Friedrich Hölderlin. Da ich ein Knabe war... Trad. de *María Esther Mangariello*; Los Dioses [Die Götter]. Trad. de *Rodolfo E. Modern*; Canción del destino [Hyperions Schicksalslied], Mitad de la vida [Hälfte des Lebens], Die Linien des Lebens sind verschieden... [An Zimmern], Das Angenehme dieser Welt hab' ich

- genossen... Forma y espíritu [Gestalt und Geist, Bruchstück 22], Denn nirgend bleibt er... [Bruchstück 38]. Trad. de *Heinrich Helberg* y *Christine Huenefeldt*. – Creación y crítica. Nr. 8, 1971, 1–4.
3771. Friedrich Hölderlin. Heimkunft. An die Verwandten. Trad.: *Rodolfo E. Modern*. – In: Friedrich Hölderlin. Homenaje en su centenario. 1971. S. 60–67 s. Nr. 3827. Dt. u. span.
3772. Hälfte des Lebens. – Zu: *Modern, Rodolfo E.*: „Hälfte des Lebens“ („Mitad de la vida“); un análisis. – In: Friedrich Hölderlin. Homenaje en su centenario. 1971. S. 100 f. s. Nr. 3827. Dt. u. span.
3773. Dos Poemas de Friedrich Hölderlin. (Trad. de *José María Valverde*.) – Trece de nueve. 1, 1971/72, Nr. 1, 1971, S. 14 f. Heidelberg, Dichtermut. 1. Fassung. – Zuvor 1949 s. Nr. 287.
3774. Friedrich Hölderlin. Poemas tardíos y de la locura. ([Übers. v.] *Gred Ibscher*.) – Creación y crítica. Nr. 12, 1972, 6 f. Was ist Gott? ..., Was ist der Menschen Leben? ..., Die Aussicht. Wenn in die Ferne ...; Bruchstücke 16 (Zu Sokrates Seiten), 26 (Aber die Sprache ...), 37 (Im Walde).
- * 3775. Hölderlin. Himnos tardíos y otros poemas. [Trad.: *Norberto Silveti Paz*. – Buenos Aires: Ed. Sudamericana 1972. 212 S. (Obras maestras del Fondo nacional de las artes.) Dt. u. span.
- Ungarisch
3776. Friedrich Hölderlin. Hyperion (Részlet), Esti fantázia, Naplemente, A Napistenhez, Tölgyek, Mindig másfele járok, A Korszellemhez, A Párkákhoz, Diotima, Hazatérés, Hyperion dala a sorsról, Patmos (Részletek), Az élet felénél, Minden jót kikóstoltam, Zimmerhez. – In: *Hajnal, Gábor*: Kalandozások [Streifzüge]. – Budapest: Magvető (1971). S. 43–53. [Umschlag- u. Rückent.:] Hajnal Gábor műfordításai. Hyperion. Die metrische Fassung v. 218–241 [überarb., zuvor 1939 s. Nr. 292]; Abendphantasie, Sonnenuntergang, Dem Sonnengott, Die Eichbäume, Wohl geh ich täglich ..., Der Zeitgeist (Zu lang schon ...), An die Parzen, Diotima (Komm und besänftige ...), Heimkunft, Hyperions Schicksalslied, Patmos. Dem Landgrafen von Homburg v. 1–15, 212–226, Hälfte des Lebens, Das Angenehme dieser Welt ..., An Zimmer. Die Linien des Lebens ... – Überarb. d. Übers. v. 1948 s. Nr. 299; neu d. Übers. v. Die Eichbäume, Wohl geh ich täglich ..., Heimkunft, Patmos.
3778. *Abusch, Alexander*: Tradition und Gegenwart des sozialistischen Humanismus. – Berlin: Akademie-Verl. 1971. 221 S. (Zur Kritik der bürgerlichen Ideologie. 2.) Dass. Frankfurt/M.: Verl. Marxistische Blätter 1971. Lizenz d. Akademie-Verl., Berlin. S. 25–46: Hölderlins poetischer Traum einer neuen Menschengemeinschaft; zuerst 1970 s. Nr. 3429.
3779. *Ahearn, Edward J.*: The Search for community: The city in Hölderlin, Wordsworth, and Baudelaire. – Texas studies in literature and language. 13, 1971, 71–89. S. 71–77 u. ö. über „Heidelberg“ u. „Stuttgart“.
3780. *Aichelburg, Wolf*: Lyrik, Dramen, Prosa. – Bukarest: Kriterion Verl. 1971. 575 S. S. 544–549: Die Sprache, dem Menschen gegeben. Zum 200. Geburtstag Friedrich Hölderlins; zuvor 1970 s. Nr. 3431.
- * 3781. *Akiyama, Takuya*: (Die politische Deutung der Hölderlinschen Dichtung.) – Jahresberichte des germanischen Instituts von Kwansai-gakuin Universität. 13, 1971, 51–61. Japanisch.
3782. *Anderle, Martin*: Hölderlin in der Lyrik Günter Eichs. – Seminar. 7, 1971, 102–113.
3783. *Aspetsberger, Friedbert*: Welteinheit und epische Gestaltung. Studien zur Ichform von Hölderlins Roman „Hyperion“. – München: W. Fink (1971). 377 S. (Zur Erkenntnis der Dichtung. 10.) Zugl. Wien, Phil. Hab.-Schr. 1970. R: *Dieter Kimpel*: Germanistik. 14, 1973, 655 f. – *C(laudius) M(agris)*: Studi germanici. 9, 1971, 543 f. – *Hermann Mörchen*: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes. 19, 1972, Nr. 3, S. 32 f. – *Joachim Müller*: Deutsche Literaturzeitung für Kritik der internationalen Wissenschaft. 93, 1972, 458–467 (461–463).
3784. *Asti Vera, Armando*: Hermenéutica del símbolo de la noche. – In: Friedrich Hölderlin. Homenaje en su centenario. 1971. S. 85–95 s. Nr. 3827.
3785. *Bach, E(mmon [Werner])*: Die Syntax von Hölderlins Gedichten (The Syntax of Hölderlin's poems, dt. v. *Jens Ihwe* u. *Reiner Steinweg*). – In: Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse u. Perspektiven. Hrsg.: *Jens Ihwe*. Bd 1. Grundlagen u. Voraussetzungen. – (Frankfurt a. M.) Athenäum (1971). S. 274–307 (Ars poetica. Texte. 8). Engl. 1960/61 s. Nr. 2278.
3786. *Beißner, Friedrich*: Individualidad en la poesía de Hölderlin [Individualität in Hölderlins Dichtung, span.]. Trad.: *Gabriela Massuh*. Trad. de los textos poéticos: *Rodolfo E. Modern*. – In: Friedrich Hölderlin. Homenaje en su centenario. 1971. S. 9–35 s. Nr. 3827. Dt. 1965 s. Nr. 2862.
3787. *Benjamin, Walter*: Œuvres [Werke, franz.]. 1. Mythe et violence. Préf. de *Maurice (de) Gandillac*. Essais trad. de l'allemand par *Maurice de Gandillac*. – Paris: Les Lettres Nouvelles (Denoël 1971). 330 S. (Dossiers des Lettres Nouvelles.) S. 51–77: Deux Poèmes de Friedrich Hölderlin [Zwei Gedichte von Friedrich Hölderlin, franz.]; dt. 1955 u. 1970 s. Nr. 3545. – S. 200 Übers. v. Versen aus „Patmos“ mit Anm.; über Hölderlin ferner im Text S. 154, 214, 215, 235, 257, 269, 271, 273, 275, im Vorw. S. 10, 11, 13, 19, 30.
3788. *Bertaux, Pierre*: La Politique masquée. Si l'on sait lire, on la trouve dans la poésie de Hölderlin, faux „indifférent“. – Le Nouvel observateur. 22, 1971, Mai/Juni, S. 10–12.

ABTEILUNG II: LITERATUR ÜBER HÖLDERLIN

1971

3777. *Abrams, M[eyer] H[oward]*: Natural supernaturalism. Tradition and revolution in romantic literature. – London: Oxford Univ. Pr. 1971. 550 S. S. 237–252: Some other educational travelers: Hölderlin's „Hyperion“, Goethe's „Faust“, the Romances of Novalis; über Hölderlin ferner S. 344–347, 360–362 u. ö.

- In românește de *Luminița Coler*. – România literară. A. 4. București, 22. Juli 1971. S. 31 f., u. d. T.: Hölderlin – poet politic.
3789. *Böschenstein, Bernard* [d. i. *Bernhard*]: Hölderlin. – Revue de théologie et de philosophie. 21, 1971, 138–157.
Conférence donnée dans le cadre de la Fondation Marie Gretler, le 10 décembre 1970, à l'Université de Genève, pour célébrer le bicentenaire de la naissance de Hölderlin.
3790. *Böschenstein-Schäfer, Renate*: La Théologie du signe dans les fragments hymniques de Hölderlin. (Trad. de l'allemand par *John E[dwin] Jackson*.) – Revue de théologie et de philosophie. 21, 1971, 221–239.
3791. *Braun, Volker*: An Friedrich Hölderlin. – Neue deutsche Literatur. 19, 1971, Nr. 9, S. 26.
Gedicht; auch in: *Braun*: Gedichte. (Ausw. u. Nachw. v. *Christel* u. *Walfried Hartinger*.) – Leipzig: Reclam 1972. S. 95 f. (Reclams Universal-Bibliothek. 51); ins Franz. übers. d. *Alain Lance*: Les Lettres françaises. Nr. 1388. Paris, 2. Juni 1971. S. 9.
3792. *Briegleb, Klaus*: Der Editor als Autor. 5 Thesen zur Auswahlphilologie. – In: Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition u. Interpretation. 1971. S. 91–116 s. Nr. 3890.
Über Hölderlin-Ausgaben.
3793. *Bumm, Peter H.*: Drama and Theater der konservativen Revolution. – München: Verl. UNI-Druck 1971. 345 S. Zugl. München, Phil. Diss. 1971. S. 104–111: Hölderlins „Empedokles“.
3794. *Burger, Hermann*: „Hölderlin in Tübingen.“ Zu e. Gedicht Johannes Bobrowskis. – Aargauer Tagblatt. Aarau, 30. Oktober 1971, u. ö.
3795. *Canaris, Volker*: Schwierigkeiten mit einem großen Stück. „Hölderlin“-Inszenierungen in Stuttgart, Hamburg, Berlin. – Theater heute. 12, 1971, Nr. 11, S. 28 u. 32.
Zu *Peter Weiss*, Hölderlin, s. Nr. 4180, 4182, 4184.
3796. *Cassirer, Ernst*: Idee und Gestalt. Goethe, Schiller, Hölderlin, Kleist. (Repr. of the 2nd ed. Berlin 1924.) – Darmstadt: Wissenschaftl. Buchges. 1971. 202 S. Lizenz d. Yale Univ. Pr., New Haven, Conn.
S. 113–155: Hölderlin und der deutsche Idealismus. – Frühere Drucke s. Nr. 2386.
3797. *Castiglione, Luigi*: Friedrich Hölderlin. Nel bicentenario della nascita. – L'Osservatore Romano. Roma, Città del Vaticano, 5. Januar 1971.
3798. *Clarasó, Noel*: Valores en alza. – La Vanguardia. Barcelona, 23. Februar 1971.
Zu e. Übers. ins Span. von An die jungen Dichter.
3799. *Constantine, David J.*: The Significance of locality in the poetry of Friedrich Hölderlin. – ([Durham] 1971.) 251 gez. Bl. 4^o [Msch.-schr.] Oxford, Phil. Diss. 1971.
3800. *Danner, Helmut*: Das Göttliche und der Gott bei Heidegger. – Meisenheim a. Glan: Hain 1971. 187 S. (Monographien zur philosophischen Forschung. 76.) Zugl. München, Phil. Diss. 1971.
S. 44–53: Der Dichter des Dichters – Hölderlin; S. 53–61: Der Gott in Hölderlins Dichtung; S. 61–68: Das Heilige bei Hölderlin; S. 69–144 u. ö. über d. Hölderlin-Interpretationen von Martin Heidegger.
R: *G[erd] Haefner*: Theologie und Philosophie. 48, 1973, 451 f.
3801. *Díez del Corral, Luis*: Estudio preliminar. – Zu: *Hölderlin*: El Archipiélago. 2^a ed. 1971. S. 15–76 s. Nr. 3766.
3802. Digest of the proceedings Hölderlin Bicentennial Symposium. Ann Arbor, November 5–7, 1970. Ed. by *Emery E[dward] George*. – Ann Arbor, Mich.: The Univ. of Michigan, Center for Coordination of ancient and modern Studies (1971). 93 gez. Bl. 4^o [Msch.-schr. vervielf.]
Vgl. Nr. 3971.
R: *Edith Lenel*: Library journal. 97, 1972, 2842. – ...: Choice. 9, 1972/73, 1296.
3803. *Disandro, Carlos A[lberto]*: Hölderlin y el sentimiento de las ruinas. – In: Friedrich Hölderlin. Homenaje en su centenario. 1971. S. 163–183 s. Nr. 3827.
3804. *Disandro, Carlos A[lberto]*: Lirica de pensamiento. Hölderlin y Novalis. – La Plata: Univ. Nacional, Fac. de Humanidades y Ciencias de la Educación (1971). 233 S. (Universidad Nacional de La Plata. Facultad de Humanidades y Ciencias de la Educación. Departamento de Letras. Monografías y Tesis. 10.)
3805. *Dornheim, Nicolás Jorge*: La Huella de Hölderlin en la obra de Hermann Hesse. – In: Friedrich Hölderlin. Homenaje en su centenario. 1971. S. 37–59 s. Nr. 3827.
3806. *Emmanuel, Pierre*: Chansons du dé à coudre. Nouv. éd. – Paris: Ed. du Seuil (1971). 205 S.
S. 55: Grand Lac limpide ... – Gedicht an Hölderlin aus d. Zyklus Sache te taire.
3807. *Finck, Adrien*: Modernité de Hölderlin. L'expérience des limites du langage poétique. – Recherches germaniques. 1, 1971, 40–57.
3808. *Floros, Paulos*: Freiderikos Chelnterlin (Friedrich Hölderlin), o Ellinolatris poitis. (Diakosia chronia apo ti gennisi tu.) – Kritika phylla. 1, 1971, 61–63.
3809. *Gadamer, Hans-Georg*: Hölderlin und George. – In: Stefan George Kolloquium. Hrsg. v. *Eckhard Hefrich* [u. a.]. – Köln: Wienand Verl. 1971. S. 118–137; S. 137 bis 137 Diskussion.
Ausarbeitung d. Fassung v. 1969 s. Nr. 3367.
3810. *Gaier, Ulrich*: Hölderlin und der Mythos. – In: Terror und Spiel. Probleme d. Mythenrezeption. Hrsg. v. *Manfred Fuhrmann*. – München: W. Fink 1971. S. 295 bis 340 (Poetik und Hermeneutik. 4).
R: *Richard E. Palmer*: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 210, 1973, 337–342 (339). – *Wulf Schmidt*: Philosophischer Literaturanzeiger. 25, 1972, 342–348 (346).
3811. *García Santillán, Juan Carlos*: Recíprocas Influencias en la formación de Hölderlin y de Hegel. – In: Friedrich Hölderlin. Homenaje en su centenario. 1971. S. 123–142 s. Nr. 3827.
3812. *Gerhard, Melitta*: Das Zielbild „Hoher Jugend“ – ein Leitgedanke von Winckelmann bis George. – Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. Jg. 1971, 448–455.
U. a. über „Hohe Jugend“ bei Hölderlin.
3813. *Gerlach, Ingeborg*: Werkimmanenz und Revolution. Zur Hölderlin-Forschung d. Tübinger Schule. – Alternative. 14, 1971, 234–247.
Zu: *Ryan*, Hölderlins Lehre vom Wechsel der Töne. 1960 s. Nr. 2349; *Ryan*, Hölderlins Hyperion. 1965 s. Nr. 2916; *Ryan*, Hölderlin und die Französische Revolution. 1968 s. Nr. 3321.
3814. *Graßl, Hans*: Hölderlin und die Illuminaten. Die zeitgeschichtlichen Hintergründe d. Verschwörermotivs im „Hyperion“. – In: Sprache und Bekenntnis. Hermann Kunisch zum 70. Geburtstag, 27. Oktober 1971. (Hrsg. v. *Wolfgang Frühwald* u. *Günter Niggel*.) – Berlin: Duncker & Humblot (1971). S. 137–160 (Literaturwissenschaftliches Jahrbuch. Sonderbd.).

3815. *Hamlin, Cyrus*: Hölderlin's „Heidelberg“ as poetic myth. – Seminar. 7, 1971, 175–190.
Dt. Fassung 1970 s. Nr. 3523.
3816. *Hamlin, Cyrus*: Hölderlin in perspective: 1770–1970. – Seminar. 7, 1971, 123–143. Hölderlin-Ausgaben u. -Literatur d. Jahre 1960–1970.
3817. *Hegel, Hannelore*: Isaak von Sinclair zwischen Fichte, Hölderlin und Hegel. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte d. idealistischen Philosophie. – Frankfurt a. M.: Klostermann (1971). 314 S. (Philosophische Abhandlungen. 37.) Zugl. Heidelberg, Phil. Diss. 1969, u. d. T.: Die Philosophie Isaak von Sinclairs, ihre Entwicklung und ihre Leistung im Umkreis von Fichte, Hölderlin und Hegel.
3818. *Heidegger, Martin*: Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung. 4., erw. Aufl. – Frankfurt a. M.: Klostermann (1971). 192 S.
Frühere Aufl. s. Nr. 2585; gegenüber d. 3. Aufl. 1963 erw. um d. Vorträge Hölderlins Erde und Himmel [zuerst 1960 s. Nr. 2299] u. Das Gedicht, s. Nr. 3819.
3819. *Heidegger, Martin*: Das Gedicht. – In: *Heidegger*: Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung. 4., erw. Aufl. 1971. S. 182–192 s. Nr. 3818.
Durchges. Text d. Vortrages zum 70. Geburtstag von Friedrich G. Jünger am 25. August 1968 in Amriswil. – Über Dichtertum und Gedicht bei Hölderlin.
3820. *Heidegger, Martin*: Das Wohnen des Menschen. – In: *Hesperus*. Festschrift für Gustav Hillard Steinbömer zum 90. Geburtstag am 24. Februar 1971. – (Hamburg: Christians 1971.) S. 40–47.
Über „dichterisch“ u. „wohnen“ bei Hölderlin.
3821. *Heinrich, Helmut T[heodor]*: Hölderlin auf dem Wege von Bordeaux. Erzählungen. – (Berlin & Weimar:) Aufbau-Verl. 1971. 75 S. (Edition Neue Texte.) S. 5–24: Hölderlin auf dem Wege von Bordeaux.
R: *Olaf Reincke*: Sonntag. Jg. 26. Berlin-Ost, 29. August 1971.
3822. *Heise, Hans-Jürgen*: Uhrenvergleich. Gedichte. – (Hamburg & Düsseldorf:) Claassen (1971). 88 S. (Claassen Poetica.)
S. 60: Hölderlin [zuerst 1969 s. Nr. 3378]; S. 61: Der Herr Hofmeister Hölderlin [auch in: *Piontek, Heinz*: Deutsche Gedichte seit 1960. Eine Anthologie. – Stuttgart: Reclam (1972). S. 97 f. (Universal-Bibliothek. 9401-04); zuerst 1970 s. Nr. 3529, u. d. T.: Der Herr Hauslehrer Hölderlin].
3823. *Henrich, Dieter*: Hegel im Kontext. – (Frankfurt a. M.): Suhrkamp Verl. (1971). 209 S. (Edition Suhrkamp. 510.)
S. 9–40: Hegel und Hölderlin. (Vortrag auf d. Jubiläumskongreß in Stuttgart Juli 1970 [span. 1970 s. Nr. 3531 a]; Transl. [engl.] by *Cyrus Hamlin*. – *Idealistic studies*. 2, 1972, 151–173; Vortrag, geh. 1971 an d. Universität Toronto); S. 41–72: Historische Voraussetzungen von Hegels System (Vortrag auf d. Hegel[- u. Hölderlin]feier d. Tübinger Stifts im Juni 1970; S. 61–72: Hölderlins Systementwurf und Hegels früheste Probleme [engl. 1970 s. Nr. 3532]).
R: *Theodor Ebert*: Hegel-Studien. 7, 1972, 342 f. – *Renate Reschke*: Referatendienst zur Literaturwissenschaft. 4, 1972, 681–684 (682 f.). – s. a. Nr. 3956.
3824. *Hensel, Georg*: Hölderlins Stiefeeletten über Marats Leisten. Die Knittelversballade d. Peter Weiss u. der arme Hölterlein. – Theater heute. 12, 1971, Nr. 11, S. 24 f. Ähnlich auch: Die Weltwoche. Jg. 39. Zürich, 24. September 1971. S. 29. – *Zu Weiss, Hölderlin*, 1971 s. Nr. 3897.
3825. *Hermlin, Stephan* [d. i. *Rudolf Leder*]: Scardanelli. Ein Hörspiel. – Leipzig: Insel-Verl. 1971. 63 S. (Insel-Bücherei. 918.)
Zuerst 1970 s. Nr. 3533; auch in: *Rücker, Günther*: Das Modell. – *Leonhardt, Arne*: Unser stiller Mann. – *Hermlin*: Scardanelli – [u. a.]. – Berlin: Henschelverl. 1972 (Hörspiele. 11); * Übers. ins Ungar. d. *Paulinyi Zoltán*: Nagyvilág. 16, 1971, Nr. 9.
R: *Peter Laemmle*: Frankfurter Rundschau. Frankfurt a. M., 31. Juli 1971, u. d. T.: Von den Menschen geschlagen. – s. a. Nr. 3956, 4178.
3826. *Hochmuth, Ingeborg*: Empedokles in Hölderlins Trauerspiel. – Das Altertum. 17, 1971, 43–58.
3827. Friedrich Hölderlin. 1770–1970. Homenaje en su centenario. – La Plata: Univ. Nacional, Fac. de Humanidades y Ciencias de la Educación (1971). 220 S. (Departamento de Letras. Trabajos, Comunicaciones y Conferencias. 13. Instituto de Literaturas anglo-germánicas.)
S. 9–35: *Beißner, Friedrich*: Individualidad en la poesía de Hölderlin [Individualität in Hölderlins Dichtung, span.]; S. 37–59: *Dornheim, Nicolás Jorge*: La Huella de Hölderlin en la obra de Hermann Hesse; S. 60–67: *Hölderlin, Friedrich*: Heimkunft. An die Verwandten [dt. u. span.]. Trad.: *Rodolfo E. Modern*; S. 69–83: *Wentzlaff-Eggebert, F[riedrich] W[ilhelm]*: Acerca de la elegía de Hölderlin „Regreso al hogar“ [„Glückseliges Lindau“, span.]; S. 85–95: *Asti Vera, Armando*: Hermenéutica del símbolo de la noche; S. 97–109: *Modern, Rodolfo E.*: „Hälfte des Lebens“ („Mitad de la vida“), un análisis; dazu S. 100 f.: *Hölderlin*: Hälfte des Lebens [dt. u. span.]; S. 111–121: *Hoffmann, Werner*: Las Relaciones entre Hölderlin y Schiller, según la correspondencia de Hölderlin; S. 123–142: *García Santillán, Juan Carlos*: Recíprocas Influencias en la formación de Hölderlin y de Hegel; S. 143–162: *Wäis, Kurt*: Rousseau y Hölderlin [Rousseau et Hölderlin, span.]; S. 163–183: *Disandro, Carlos A[lberto]*: Hölderlin y el sentimiento de las ruinas; S. 185–200: *O[este] de Bopp, Marianne*: Hölderlin y Alemania; S. 201 bis 208: *Punte, María Luisa*: Hölderlin: Bibliografía en castellano.
3828. *Hötzer, Ulrich*: Friedrich Hölderlin. Deutung aus heutiger Sicht. – In: Nürtingen und Friedrich Hölderlin 1970. 1971. S. 9–27 s. Nr. 3862.
Vortrag, geh. b. d. Feier am 22. März 1970 in Nürtingen u. ö.; umgearb. Fassung vgl. Nr. 3975.
3829. *Hoffmann, Werner*: Las Relaciones entre Hölderlin y Schiller, según la correspondencia de Hölderlin. – In: Friedrich Hölderlin. Homenaje en su centenario. 1971. S. 111–121 s. Nr. 3827.
3830. *Hollander, John*: Autumn, 1970. – *Partisan review*. 38, 1971, 47.
Gedicht nach „Hälfte des Lebens“; vgl. S. 361: Leserzuschrift v. *Jacob S. Winkler* u. Antwort v. *John Hollander*.
3831. *Jaeger, Hans*: Heidegger und die Sprache. – Bern & München: Francke (1971). 138 S.
S. 38–49: Der Ursprung des Kunstwerks (Hölderlin I); S. 50–59: Die Sprache der Dichtung (Hölderlin II).
3832. *Jäger, Hans-Wolf*: Politische Metaphorik im Jakobinismus und im Vormärz. – Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchh. (1971). 173 S. (Texte Metzler. 20.)
Über Hölderlin passim.
3833. *Jesi, Furio*: Heidegger e Rilke. „Zwiesprache“ e „Andenken“. – *Rivista di estetica*. 16, 1971, 246–259.
Zu *Heidegger*, Wozu Dichter?

3834. *Karasek, Hellmuth*: Erneut in Gips gegossen. Fünfmal „Hölderlin“ von Peter Weiss. – Die Zeit. Jg. 26. Hamburg, 15. Oktober 1971. S. 24.
Zu d. Aufführungen in Stuttgart, Basel, Hamburg, Krefeld und Berlin: Nr. 4180, 4181, 4182, 4183, 4184.
3835. *Kaschnitz, Marie Luise*: Zwischen Immer und Nie. Gestalten u. Themen d. Dichtung. – (Frankfurt a. M.) Insel Verl. (1971). 319 S.
S. 80–88: Diotima [zuerst 1941 s. Nr. 480]; S. 298 f.: Mein Gedicht. Friedrich Hölderlin: Hälfte des Lebens [zuerst 1959 s. Nr. 2221].
3836. *Katsuda, Hideji*: Hölderlin ni okeru sei to shi to shizen. 1. Hyperion ni tsuite no ik-kōsatsu. (Leben, Tod und Natur bei Hölderlin. 1. Eine Betrachtung über Hyperion.) – Doitsu bungaku. Die deutsche Literatur. (Osaka.) 16, 1971, 114–127.
Japanisch; S. 127 Zusammenfassung in dt. Sprache.
3837. *Keil, Ernst-Edmund*: Hölderlins „Heidelberg“. Versuch e. Deutung. – Cuadernos de filología. 1, 1971, Juni, S. 99–120.
Dazu S. 119 f. „wörtliche“ Übers. d. Gedichts v. *Ernst-Edmund Keil* und Versübers. v. *Jenaro Taléns*.
3838. *Kempter, Lothar*: Hölderlin und die Mythologie. (Repr. [d. Ausg.] Horgen-Zürich/Leipzig 1929. – Nendeln/Liechtenstein: Kraus Repr. 1971. 154 S. (Wege zur Dichtung. 6.)
R: *Guido Schmidlin*: Neue Zürcher Zeitung. 11. April 1972. Morgenausg.; Fernausg.: 12. April 1972.
3839. *Keresztury, Dezső*: Das Bild in der Dichtung. – Lenau-Forum. 3, 1971, Folge 1–2, S. 12–21.
S. 17 f. über Hälfte des Lebens.
3840. Zwischen Klassik und Romantik. (Hrsg. v. Kollektiv für Literaturgeschichte im Volkseigenen Verlag Volk und Wissen. Leitung: *Klaus Gysi*. Bearb. u. Red.: *Günter Albrecht* u. *Johannes Mittenzwei*. [Unveränd. Neuaufl. d. 5., bearb. u. erw. Aufl. 1965.] – Berlin: Volk und Wissen, Volkseigener Verl. 1971. 248 S. (Erläuterungen zur deutschen Literatur.)
S. 11–21: Bemerkungen zur literarhistorischen Einordnung Hölderlins, Jean Pauls und Kleists; S. 22–89: Friedrich Hölderlin. Sein Leben und Dichten. – Frühere Aufl. s. Nr. 2316.
3841. *Knörrich, Otto*: Die deutsche Lyrik der Gegenwart. 1945–1970. – Stuttgart: Kröner (1971). IX, 394 S. (Kröners Taschenausgabe. 401.)
S. 212–214 über *Johannes Bobrowski*, Hölderlin in Tübingen [Gedicht; vgl. Nr. 2563].
- 3841a. *Kovačević, Katadin*: Helderlin. Po povod dvestegodišnjinata od negovoto rađanje. – Sovremenost. 21, 1971, Nr. 5, S. 500–503.
Zum 200. Geburtstag Hölderlins.
3842. *Krebs, Klaus Hans*: Der strittige Rang des Seins. Eine Untersuchung zu d. Problem d. Heiligen in d. Spätphilosophie Martin Heideggers. – Bonn 1971. 161 S. Mainz, Phil. Diss. 1970.
S. 123–141 u. ö. über d. Hölderlin-Interpretationen v. Martin Heidegger.
3843. *Krüger, Horst*: Hyperion am Bahnhof Zoo. Hyperion aus Friedrich Hölderlin, „Hyperion oder der Eremit in Griechenland“ (1797–1799). – In: Leporello fällt aus der Rolle. Zeitgenössische Autoren erzählen d. Leben v. Figuren d. Weltliteratur weiter. Hrsg. v. *Peter Härtling*. – (Frankfurt a. M.) S. Fischer (1971). S. 49–52; Anm. S. 227.
3844. *Lasso de la Vega, José S.*: De Sófocles a Brecht. – Barcelona: Ed. Planeta 1971. 379 S. (Ensayos de Lingüística y Crítica literaria. 12.)
S. 311–379: „La Antígona de Sófocles“, por Bertolt Brecht; zuerst 1968 s. Nr. 3298 a.
3845. *Lindenberger, Herbert*: Georg Trakl. – New York, N.Y.: Twayne Publ. (1971). 166 S. (Twayne's World Authors Series. 171.)
S. 90–95 Vergleich von Hälfte des Lebens u. An den Knaben Elis; Vergleiche mit Dichtungen Hölderlins passim.
3846. *Lippuner, Heinz*: Günther Eichs „Latrine“ – ein „Schwellengedicht“. – Volkshochschule. 5, 1971, Nr. 4, S. 22–30.
Vorwiegend über d. Hölderlin betr. Verse.
3847. *Lysoborsky, Ondra* [d. i. *Erwin Goy*]: Der Tag des Lebens. Gedichte. Ausgew. u. hrsg. v. *Paul J. Mark*. Holzschnitte v. *Helene Salich*. – Genève u. Zürich: Poésies Vivante 1971. 94 S. (Le Grand Pavois. 4.)
S. 28: Hölderlin [dt.]; engl. in: *Lysoborsky*: Selected poems. Sel. and introd. by *Ewald Osers*. Transl. from the Lachian and German by *Ewald Osers* [u. a.]. – London: Jonathan Cape (1971). S. 19 (Cape Editions. 47). – Originalfassung, frühere Drucke u. Übers. s. Nr. 3417.
3848. *Markel, Michael*: Friedrich Hölderlin. Die Eichbäume, Lebenslauf [beide Fassungen], Brot und Wein. – In: Interpretationen deutscher und rumäniendeutscher Lyrik. Hrsg. v. *Brigitte Tontsch*. Unter Mitarb. v. *Horst Anger* [u. a.]. – Klausenburg: Dacia 1971. S. 96–113.
R: *Dieter Fuhrmann*: Neue Literatur. 23, 1972, Nr. 6, S. 97–104 (101), u. d. T.: Gruppenbild Germanistik.
3849. *Markwardt, Bruno*: Geschichte der deutschen Poetik. Bd 3: Klassik und Romantik. 2., unveränd. Aufl. (Photomech. Nachdr. d. 1. Aufl. 1958.) – Berlin, New York: de Gruyter 1971. 730 S. (Grundriß der germanischen Philologie. 13, 3.)
Hölderlin S. 178–197, 539–559 u. ö. – 1. Aufl. s. Nr. 2102.
3850. *Melchinger, Siegfried*: Der Fall Hölderlin und der Fall Peter Weiss. Szenenlogik u. szenische Imagination im „Hölderlin“. – Theater heute. 12, 1971, Nr. 11, S. 26 u. 28.
Zu *Weiss*, Hölderlin, 1971 s. Nr. 3897.
3851. *Miles, David H.*: The Past as future: Pfad and Bahn as images of temporal conflict in Hölderlin. – The Germanic review. 46, 1971, 95–118.
3852. *Miyashita, Kenzo*: Mörikes Verhältnis zu seinen Zeitgenossen. – Bern & Frankfurt/M.: H. Lang 1971. 237 S. (Japanische Studien zur deutschen Sprache und Literatur. 1.)
S. 23–30: Mörike und Hölderlin.
3853. *Modern, Rodolfo E.*: „Hälfte des Lebens“ („Mitad de la vida“); un análisis. – In: Friedrich Hölderlin. Homenaje en su centenario. 1971. S. 97–109 s. Nr. 3827.
3854. *Modlmayr, Hans-Jörg*: Hölderlins Winter. – Die Welt. Hamburg, 9. Oktober 1971. Gedicht.
- 3854 a. *Mrkonjić, Zvonimir*: Izum beskrajā. – Zagreb: Matica Hrvatska 1971. 197 S. (Matica hrvatska. Opća knjižnica. 12/20. Sv. 10.)
S. 153–166: Svijetla noć Friedricha Hölderlina [Die helle Nacht Hölderlins].
3855. *Müller, Erhard Peter*: Gedichte von Friedrich Hölderlin. – In: *Giehrl, Hans E.*, u.

- Erhard Peter Müller*, unter Mitarb. v. *Ortwin Beisbart*: Das Gedicht in der Hauptschule. Interpretationen u. Analysen. – München: Ehrenwirth (1971). S. 49–59. Die Eichbäume, Hyperions Schicksalslied.
3856. *Mygdales, Lampros*: F. W. Waiblingers „Phaethon“. Entstehungsgeschichte u. Erläuterungen. – Göppingen: Kümmerle 1971. III, 105 S. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik. 30.) Zugl. Tübingen, Phil. Diss. 1971. Über Hölderlin u. „Hyperion“ passim.
3857. *Nägele, Rainer*: Formen der Utopie bei Friedrich Hölderlin. – [Santa Barbara, Calif.] 1971. IX, 425 Bl. 4° [Msch.-schr. vervielf.] Santa Barbara, Calif., University of California, Phil. Diss. 1971.
3858. *Nagy, Ildikó*: Moderne Elemente in Friedrich Hölderlins Naturlyrik. – Analele științifice ale Universității „Al. I. Cuza“ din Iași. Ser. nouă. Secț. 3. f: Literatură. 17, 1971, 145–152.
3859. *Nauen, Franz Gabriel*: Revolution, idealism and human freedom. Schelling, Hölderlin and Hegel and the crisis of early German idealism. – The Hague: Nijhoff 1971. IX, 104 S. (Archives internationales d'Histoire des Idées. International Archives of the History of Ideas. 45.)
R: *Michael Fox*: Dialogue. 12, 1973, 533–536. – *W[illiam] H[enry] Werkmeister*: Journal of the history of philosophy. 11, 1973, 416 f. (416).
- * 3859a. *Negoșescu, Ion*: Lampa lui Aladin. – București: Ed. Eminescu 1971. 340 S. S. 297 f.: Hölderlin său anotimpurile poetului; zuerst 1970 s. Nr. 3539a. – Hölderlins Dichtung der Jahreszeiten.
3860. *Neumann, Erwin*: Friedrich Hölderlin. Aus Anlaß s. 200. Geburtstages. – Wissenschaftliche Zeitschrift des Pädagogischen Instituts Güstrow. 9, 1971. Sondernr. S. 43–46.
Geringfügig überarb. u. leicht gek. Vortrag, anlässlich d. Hölderlin-Ehrung am Pädagogischen Institut Güstrow im Dezember 1970 geh.
3861. *Neupokoeva, I[rina] G[rigor'evna]*: Revoljucionno – romantičeskaja poëma pervoj poloviny 19 veka. Opyt tipologii žanra. – Moskva: Izd. „Nauka“ 1971. 519 S. (Akademija Nauk SSSR. Institut Mirovoj Literatury Im. A. M. Gor'kogo.) Das revolutionäre romantische Gedicht in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein Versuch d. Bestimmung d. Genres. – S. 197–214: „Smert' Ėmpedokla“ Gel'derlina; zu Hölderlins „Empedokles“ ferner S. 8, 144, 145, 150, 152, 181, 189–191, 216, 220, 223, 228, 235, 236, 242, 284, 286, 288, 335, 344, 350.
3862. Nürtingen und Friedrich Hölderlin 1970. Hrsg. v. d. Großen Kreisstadt Nürtingen. – (Nürtingen 1971: Senner-Druck.) 72 S., 8 Bl. Abb. S. 9–27: *Hötzer, Ulrich*: Friedrich Hölderlin. Deutung aus heutiger Sicht; S. 29–33: *Komma, Karl Michael*: Drei Klangstudien zu Friedrich Hölderlin 1970 für Sprechstimme und Klavier. Lebensalter, Der Winkel von Hardt, Hälfte des Lebens. Uraufführung b. d. Feier am 22. März 1970 in Nürtingen [mit Einf. auch in Nr. 3973]; S. 35–49: (*Rath, Hanns Wolfgang* [†; d. i.] *Carl Friedrich Schulz-Euler*:) Hölderlins Nürtinger Vorfahren. (Aus d. Nachlaß. Bearb. v.) *Else Rath-Höring*. (Mit e. Einl. v. *Hansmartin Decker-Hauff* [erg. Nachdr.; zuvor 1970 s. Nr. 3610]); S. 51–70: *Benz, Eberhard*: Nürtingen zur Zeit des jungen Hölderlin [erw. Wiederabdr.; zuvor 1970 s. Nr. 3444].
3863. *O[fe]ste de Bopp, Marianne*: Hölderlin y Alemania. – In: Friedrich Hölderlin. Homenaje en su centenario. 1971. S. 185–200 s. Nr. 3827.
3864. *Orelli, Giorgio*: Su alcune Versioni d'una poesia di Hölderlin. – In: Studi in onore di Leone Traverso. 1971. S. 727–747 s. Nr. 3889.
Hälfte des Lebens; Vergleich d. Übersetzungen d. Gedichts ins Ital. bzw. Franz. v. Leone Traverso, Gianfranco Contini, Giorgio Vigolo, Remo Fasani, Luciano Budigna, Gustavo Riod, Pierre Jean Jouve, René Lasne.
3865. *Pellegrini, Alessandro*: La Poesia di Hölderlin nell'interpretazione di Leone Traverso. – In: Studi in onore di Leone Traverso. 1971. S. 757–765 s. Nr. 3889.
3866. *Pezold, Klaus*: Hölderlins Platz in der Literaturgeschichte. – Weimarer Beiträge. 17, 1971, Nr. 5, S. 211–214.
Diskussionsbeitrag, geh. auf d. „Hölderlin-Kolloquium“ in Jena; vgl. Nr. 3972.
3867. *Piontek, Heinz*: Tot oder lebendig. Gedichte. – (Hamburg:) Hoffmann & Campe (1971). 95 S.
2. Aufl. 1973. – S. 52 f.: Bei Zimmer [Gedicht an Hölderlin]; Anm. S. 95; auch in: *Piontek*: Deutsche Gedichte seit 1960. Eine Anthologie. Ges. u. eingel. v. ... – Stuttgart: Reclam (1972). S. 34 f. (Universal-Bibliothek. 9401–04).
3868. *Pöggeler, Otto*: Hegel und Heidelberg. – Hegel-Studien. 6, 1971, 65–133. S. 70–75 über „Heidelberg“.
3869. *Price, William Owen*: The Evolution of realism in German poetry of the nineteenth century. Abstr. – Dissertation abstracts international. A. 31, 1970/71, 4177. U. a. über Abendphantasie u. Hälfte des Lebens.
3870. *Puder, Martin*: Peter Weiss und Hölderlin. – Neue deutsche Hefte. 18, 1971, Nr. 4, S. 195–204.
Auch über d. Aufführung *Weiss*, Hölderlin, Berlin 1971 s. Nr. 4184 u. zu *Bertaux*, Hölderlin und die Französische Revolution. 1969 s. Nr. 3345.
3871. *Punte, María Luisa*: Hölderlin: Bibliografía en castellano. – In: Friedrich Hölderlin. Homenaje en su centenario. 1971. S. 201–208 s. Nr. 3827.
3872. *Quintela, Paulo*: Hölderlin. (2ª ed.) – (Porto:) Inova (1971). XVII, 248 S. (Os Trabalhos e os Dias. 3.)
1. Aufl. 1947 u. d. T.: A Vida e a poesia de Hölderlin, s. Nr. 1082.
R: *João Gaspar Simões*: Diário de Notícias. Lisboa, 17. August 1972.
3873. *Radczun, Evelyn*: Bericht über das „Hölderlin-Kolloquium“ in Jena. – Weimarer Beiträge. 17, 1971, Nr. 5, S. 191–195.
Vgl. Nr. 3972.
3874. *Raffel, Burton*: The Forked tongue. A study of the translation process. – The Hague, Paris: Mouton 1971. 181 S. (De Proprietatibus litterarum. Ser. maior. 14.) S. 169–171: Friedrich Hölderlin, Der gute Glaube.
3875. *Rasch, Wolfdietrich*: Die Zeit der Klassik und der frühen Romantik. 1775–1805. – In: Annalen der deutschen Literatur. Eine Gemeinschaftsarbeit zahlreicher Fachgelehrter hrsg. v. *Heinz Otto Burger*. 2., überarb. Aufl. – Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchh. 1971. S. 465–550.
1. Aufl. 1952. – S. 521–524: Wackenroder und der junge Hölderlin; S. 531–535: Jean Pauls und Hölderlins reifes Werk.
3876. *Rebstock, Hans-Otto*: Hegels Auffassung des Mythos in seinen Frühschriften. – Freiburg/München: Alber (1971). 279 S. (Symposion. 34.) S. 110–118: Hegels Gedicht „Eleusis“; Anm. S. 229–244 (ferner S. 243, 247, 256 f., 261, 262).
R: *Otto Pöggeler*: Hegel-Studien. 7, 1972, 327–334.
3877. *Reinking, K[arl] F[ranz]*: Ist Schizophrenie ein gesellschaftskritisches Phänomen?

- Oder: Hölderlin und der Hasch. Betrachtungen zur Hölderlin-Renaissance v. Peter Weiss. – Stuttgarter Leben. 46, 1971, Nr. 10, S. 39 f.
Zu Weiss, Hölderlin. 1971 s. Nr. 3897.
3878. *Rischbieter, Henning*: Postskriptum. – Theater heute. 12, 1971, Nr. 11, S. 36.
Über d. Aufführungen v. *Peter Weiss*, Hölderlin, in Hamburg, Basel u. Berlin s. Nr. 4181, 4182, 4184.
3879. *Rosteutscher, Joachim [Heinz Wilhelm]*: Barocke Dramatik und Emblematisierung Hölderlins Lyrik. – In: Marginalien zur poetischen Welt. Festschrift für Robert Mühlher zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. *Alois Eder* [u. a.] – Berlin: Duncker & Humblot (1971). S. 35–51.
3880. *Schadewaldt, H(ans)*: Friedrich Hölderlin. Pathographische Paralipomena. – Die medizinische Welt. 22, 1971, 33–38.
Ausz.: Stuttgarter Zeitung. 23. September 1971, u. d. T.: Hölderlin – gesanglos und kalt. Des Dichters „Umnachtung“ aus medizinischer Sicht.
R: *Is.*: Südwest-Presse. Schwäbisches Tagblatt. Tübingen, 22. Januar 1971, u. ö., u. d. T.: War also die Gesellschaft doch nicht schuld? Eine neue Analyse der Krankheit Friedrich Hölderlins; dazu *Ernst Müller*: ebda. 26. Januar 1971, u. d. T.: Hölderlins Krankheit.
3881. *Schäble, Gunter*: Die Deutung des Hölderlin durch Peter Weiss. – Die deutsche Bühne. 42, 1971, Nr. 11, S. 26 f.
Zu Weiss, Hölderlin. 1971, s. Nr. 3897.
3882. *Schäfer, Volker*: Zu Hölderlins Aufenthalt im Tübinger Klinikum 1806–1807. – Der Sülchgau. 15, 1971, 76–79.
Zuerst 1970 s. Nr. 3622.
3883. *Scharfschwerdt, Jürgen*: Die pietistisch-kleinbürgerliche Interpretation der Französischen Revolution in Hölderlins Briefen. Erster Versuch zu e. literatursoziologischen Fragestellung. – Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. 15, 1971, 174–230.
R: *Eugen Gerstenmaier*: Deutsche Zeitung. Christ und Welt. Stuttgart, 1. September 1972. S. 15, u. d. T.: Hölderlin und die Revolution. – *Joachim Müller*: Deutsche Literaturzeitung für Kritik der internationalen Wissenschaft. 93, 1972, 1000–1003 (1002). – s. a. Nr. 4169.
3884. *Schubmacher, Gerhard*: Josef Matthias Hauer's Kantate „Der Menschen Weg“ op. 67. – Bericht über den internationalen musikwissenschaftlichen Kongreß Bonn 1970 (1971). S. 561–563.
3885. *Schultheis, W[erner]*: Dramatisierung von Vorgeschichte. Beitrag zur Dramaturgie d. deutschen klassischen Dramas. – Assen: Van Gorcum, Prakke & Prakke 1971. 284 S. (Van Gorcum's literaire Bibliotheek. Literarische Reihe. 18.)
S. 49, 60–63, 64, 69 f. über Der Tod des Empedokles.
3886. *Splett, Jörg*: Die Rede vom Heiligen. Über ein religionsphilosophisches Grundwort. – Freiburg/München: Alber (1971). 369 S. Zugl. München, Phil. Hab.-Schr. 1971.
S. 132–151 u. ö. über d. Hölderlin-Interpretationen v. Martin Heidegger.
3887. *Staiger, Emil*: Das Geburtsjahr 1770 – Hölderlin, Hegel, Beethoven. – In: *Gadamer, Hans-Georg, Max Müller, Emil Staiger*: Hegel. Hölderlin. Heidegger. (Vorträge, geh. zum Hegel-Hölderlin-Jubiläumsjahr am 12. u. 13. Dezember 1970 in d. Aula d. Pädagogischen Hochschule in Freiburg i. Br.) – Karlsruhe: Badenia Verl. (1971). S. 25–33 (Veröffentlichungen der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg. 27).
Auch in Nr. 3973; als Vortrag zuerst geh. beim Internationalen Beethoven-Symposium (2.–5. Juni 1970) d. Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien.
- * 3887 a. *Stehovec, Janez*: Hölderlins Turm. – Dialogi. Jg. 1971.
Gedicht.
3888. *Steiger, Robert [Friedrich]*: Diotima oder Die Heimsuchung. Eine dichterische Tragödie in 5 Akten. – Karlsruhe: Selbstverl. 1971. 70 S. (= *Steiger*, Dichter und Richter. Eine Tetralogie. T. 4.)
Bl. 1 u. 2: Vorgesänge zum 20. 3. 1970 [Gedichte: Hölderlin, Scardanelli, Zweihundert Jahre. – Zweihundert Jahre zuvor 1970 s. Nr. 3646].
3889. Studi in onore di Leone Traverso, a cura di *Pino Paioni* e *Ursula Vogt* = Studi urbinati di storia, filosofia e letteratura. N. S. B. 45, 1971, T. 1. 2.
S. 80–82: *Hölderlin, Friedrich*: I Popoli adagiati nel torpore, Il Vaticano [Die Völker schwiegen, schlummerten..., .. der Vatikan, ins Ital. übers. v.] *Leone Traverso*; S. 727–747: *Orelli, Giorgio*: Su alcune Versioni d'una poesia di Hölderlin; S. 757–765: *Pellegrini, Alessandro*: La Poesia di Hölderlin nell'interpretazione di Leone Traverso.
3890. Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition u. Interpretation. Hrsg. v. *Gunter Martens* u. *Hans Zeller*. (Mit 11 Abb. im Text.) – München: Beck'sche Verlagsbuchh. (1971). X, 441 S.
Dass. Studienausg. [1973]. – S. 91–116: *Briegleb, Klaus*: Der Editor als Autor. 5 Thesen zur Auswahlphilologie; passim über d. Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe u. d. Editions-methode v. *Friedrich Beißner*.
R: *Ernst Alfred Philippson*: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur. 64, 1972, 380–382. – *Werner Schröder*: Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur. 84, 1973, 107–116. – *Hans Wysling*: Neue Zürcher Zeitung. 7. November 1971. Stadt- u. Fernausg.
3891. *Thürer, Georg*: Friedrich Hölderlin. – Zofinger Tagblatt. 14. August 1971.
Auch: Anzeiger von Uster. 21. August 1971, u. d. T.: Friedrich Hölderlin, der leise Gast der Schweiz, u. ö.
3892. *Trommler, Frank*: Von Stalin zu Hölderlin. Über d. Entwicklungsroman in der DDR. – Basis. 2, 1971, 141–190.
S. 145, 165, 183–185 über Hölderlin in d. Romanen v. *Dieter Noll*, Die Abenteuer des Werner Holt. Bd 1.2 (Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 1964) u. *Max Walter Schulz*, Wir sind nicht Staub im Wind (Halle, Saale: Mitteldt. Verl. 1962).
3893. *Ullmann, Christiane*: Sprachauffassung und Sprachbehandlung in der Dichtung Hölderlins. – Vancouver, Canada, 1971. III, 265 Bl. 4^o [Msch.-schr.] Vancouver, Canada, The University of British Columbia, Phil. Diss. 1971.
Selbstanz.: Dissertation abstracts international. A. 32, 1971/72, 2654 f.
3894. *Waidson, H[erbert] M[organ]*: Vernon Watkins and German literature. – In: Affinities. Essays in German and English literature. Dedicated to the memory of Oswald Wolff (1897–1968). Ed. by *R[ex] W[illiam] Last*. – London: Wolff (1971). S. 110–125.
S. 123: *Watkins, Vernon*: A Late wreath for Hölderlin [Gedicht]; passim über d. Hölderlin-Übersetzungen v. Watkins u. über s. Gedichte an Hölderlin.
3895. *Wais, Kurt*: Rousseau y Hölderlin [Rousseau et Hölderlin, span.]. – In: Friedrich

- Hölderlin. Homenaje en su centenario. 1971. S. 143–162 s. Nr. 3827.
 Franz. Fassung 1963 s. Nr. 2745.
3896. *Watkins, Vernon*: A Late wreath for Hölderlin. – Zu: *Waidson, Herbert Morgan*: Vernon Watkins and German literature. 1971. S. 123 s. Nr. 3894.
 Gedicht.
3897. *Weiss, Peter*: Hölderlin. Stück in 2 Akten. – (Frankfurt a. M.): Suhrkamp (1971). 180 S. (Bibliothek Suhrkamp. 297.)
 Auch: Theater heute. 12, 1971, Nr. 11, S. 37–60, erw. um: S. 59 f.: Epilog. 1., 2., 3. Variante, Textvarianten zur 2., 3., 5. und 6. Szene [vgl. Nr. 4056]; danach Übers. ins Rumän.: Hölderlin. Piesă în două acte. În românește de *Florin Tornea*. – Teatrul. 17, 1972, Nr. 8, S. 33–84 (S. 34 f. Einl.).
 R: *George Banu*: Luceafărul. A. 15. București, 30. September 1972. S. 8, u. d. T.: Amnezia lui Hölderlin.
 Ferner in: Spectaculum. 16, 1972, 213–320, erw. um: S. 332 f.: Bemerkungen zu „Hölderlin“. – Übers. ins Ungar., 2. Akt., 6. Szene: Hölderlin. 2. Felvonás. Hatodik kép. (*Ritoók János* ford.) – Korunk. 31, 1972, 1820–1828 (S. 1820 Einl.). Neufassung. (Dez. 1971–April 1972.) – Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1971 ([vielm.] 1972). 127 S. 4° [Msch.-schr. vervielf.]
 S. 121–126: Nachbemerkung.
 Buchhandelsausg. 1973. 211 S. (Bibliothek Suhrkamp. 297.)
 Übers. ins Franz.: Hölderlin, théâtre. Trad. de l'allemand par *Philippe Ivernel*. – Paris: Ed. du Seuil (1973). 221 S.
 R: *Jeanne Ancelet-Hustache*: La Croix. Paris, 27. August 1973. – *Nicole Casanova*: Esprit. 41, 1973, T. 2, S. 338 f.
 Übers. ins Ital.: Hölderlin. Damma in 2 atti. Trad. di *Giovanni Magnarelli*. – (Torino:) Einaudi (1973). 206 S.
 Übers. ins Schwed.: Hölderlin. Skådespel i 2 akter. Övers. av *Britt G. Hallqvist*. – Stockholm: Norstedt (1972). 186 S.
 Ausz.: Ord och bild. 81, 1972, 321–331; Übers. d. „Nachbemerkung“ auch: Kungl. Dramatiska Teatern. Dramaten. [Programmheft.] 3, 1972/73, Nr. 23, S. 29–32.
 R: *Percival*: Horisont. 20, 1973, Nr. 6, S. 73–75.
 Übers. ins Ungar.: Hölderlin. (Ford. *Vás István*. Az utószót írta *Walkó György*.) – [Budapest:] Európa Könyvkiadó [1973]. 218 S. (Modern Könyvtár. 247.)
 S. 205–218: *Walkó*: A Mester és a modell. Jegyzetek Peter Weiss Hölderlin – drámájához.
 R: *E(nrico) d(e) A(ngelis)*: Studi germanici. 10, 1972, 531 f. – *Ernst Günter Engelhard*: Frankfurter Rundschau. Frankfurt a. M., 6. November 1971, u. d. T.: Hölderlin – knapp unterhalb der Wolken. – *Gustav Fröhlich*: Theater heute. 12, 1971, Nr. 11, S. 8, u. d. T.: In der Manier von Alfred Kerr: „Hölderlin“ (Leserbrief). – *Helmut Gumtau*: Der Tagesspiegel. Berlin-West, 17. Oktober 1971. – *Franz P. Haberl*: Books abroad. 46, 1972, 396–399 (398 f.), u. d. T.: Peter Weiss. A progress report. – *Heinrich Härtle*: Deutsche Wochen-Zeitung für nationale Politik, Kultur und Wirtschaft. Jg. 13. Hannover, 15. Oktober 1971. S. 9, u. d. T.: Friedrich Hölderlin als Marxist. – *Georg Hensel*: Jahresring 72/73, 1972, 246–259 (255 f.), u. d. T.: Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. – *Hellmuth Karasek*: Die Zeit. Jg. 26. Hamburg, 24. September 1971. LIT. S. 13, u. d. T.: Warum Hölderlin? – *Anton Krättli*: Aargauer Tagblatt. Aarau, 30. Oktober 1971, u. ö.
 u. d. T.: Warum Hölderlin? – *Monica Meinert*: Allgemeine Zeitung. Windhoek/S.W.A., 21. April 1972. – *Akira Miyahara*: Doitsu bungaku. Die deutsche Literatur. (Tōkyō.) 49, 1972, 105–107 [japan.]. – *Adolf Muschg*: Die Weltwoche. Jg. 39. Zürich, 15. Oktober 1971. S. 42, u. d. T.: Abschied von einer Kultur. – *H. J. Ortheil*: Wiesbadener Tagblatt. 30. Oktober 1971, u. ö., u. d. T.: Mythologien der Hoffnung. – *Dorothea Rapp*: Die Drei. 42, 1972, 137, u. d. T.: Von dichterischer Freiheit. – *Gustav Roeder*: Die Besinnung. 46, 1971, 122–124, u. d. T.: Friedrich Hölderlin und die Jakobiner. – *Ulrich Schreiber*: Frankfurter Rundschau. Frankfurt a. M., 6. November 1971, u. d. T.: Weiss und Hölderlin – ein deutsches Trauerspiel. – *Michael Springer*: Neues Forum. 18, 1971, Nr. 213, S. 59 f., u. d. T.: Warum sitzt Hölderlin im Turm? – *Jorge* [d. i. *George*] *Uscatescu*: ABC. Madrid, 24. Oktober 1971, u. d. T.: Hölderlin ante Marx. – *Wolfgang Wittstock*: Neue Literatur. 23, 1972, Nr. 9, S. 72–76, u. d. T.: Hölderlin, ein Vorbild für Peter Weiss. – *Hans Wolffheim*: Die Welt. Hamburg, 21. September 1971, u. d. T.: Halbwahres über einen Dichter. – *Günter Zehm*: Die Welt. Hamburg, 24. September 1971, u. d. T.: Der manipulierte Hölderlin. – . . . : Der Spiegel. Jg. 25. Hamburg, 13. September 1971. S. 164, u. d. T.: Genialer Schritt. – . . . : The Times literary supplement. Jg. 71. London, 14. April 1972. S. 408, u. d. T.: Puppets of history. – s. a. *Norbert Honsza*, Peter Weiss und sein zeitgenössisches Dokumentar-Theater. – Universitas. 28, 1973, 829–838 (838). – s. ferner Nr. 3824, 3850, 3877, 3881, 3914, 3915, 3918, 3920, 3926, 3937, 3937 a, 3956, 3970, 3981, 3987, 4002, 4034, 4049, 4050, 4058, 4061, 4072, 4122, 4133, 4148, 4164, 4166, 4196, u. d. Ber. zu d. Nr. 4180–4194.
3898. *Wentzlaff-Eggebert, F[r]iedrich W[ilhelm]*: Acerca de la elegía de Hölderlin „Regreso al hogar“ [„Glückseeliges Lindau“, span.]. Trad.: *María Esther Mangariello*. – In: Friedrich Hölderlin. Homenaje en su centenario. 1971. S. 69–83 s. Nr. 3827.
 Dt. Fassung 1948 s. Nr. 87.
3899. *Werkmeister, W[illiam] H[enry]*: Heidegger and the poets. – The Personalist. 52, 1971, 5–22.
 Hölderlin und Rilke.
3900. *Wertheim, Ursula*: Hölderlin und die deutsche Klassik. – Friedrich-Schiller-Universität Jena. Wissenschaftliche Zeitschrift. Gesellschafts- u. sprachwissenschaftl. Reihe. 20, 1971, 579–592.
 Überarb. u. gek. Fassung e. Vortrags, geh. auf d. Internationalen Hochschulferienkurs für deutsche Sprache und Kultur am 29. Juli 1970 in Weimar.
3901. *Winkler, Konrad*: Hölderlin. Abschied von e. Klischee. – Mickiewicz-Blätter. 16, 1971, 86–102; Anm. S. 151.
 Vortrag.
3902. *Yamamoto, Tetsuo*: Kōki sankā e no michi. 1. Heidelberg oboegaki. („Heidelberg“ Hölderlins. Zu d. späteren Hymnen Hölderlins.) – Doitsu bungaku. Die deutsche Literatur. (Osaka.) 16, 1971, 128–139.
 Japanisch, mit dt. Zusammenfassung.

3903. *Ambjörnsson, Ronny*: Hölderlin och revolutionen. – Kungl. Dramatiska Teatern. Dramaten. [Programmheft.] 3, 1972/73, Nr. 24, S. 3–7.
3904. *Anderle, Martin*: Sprachbildungen Hölderlins in modernen Gedichten. (Celans „Tübingen, Jänner“ u. Bobrowskis „Hölderlin in Tübingen“.) – Seminar. 8, 1972, 99–116.
3905. *Angelino, Carlo*: L'Ermeneutica hölderliniana del Sacro nelle interpretazioni dell'Edipo re e dell'Antigone. – Rivista di estetica. 17, 1972, 50–64.
3906. *Anglade, René*: Problèmes et techniques de l'édition des textes modernes. Esquisse d'une typologie des appareils de variantes. – Etudes germaniques. 27, 1972, 45–72. S. 55, 61–63 u. ö. über d. Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe.
3907. *Aragon, [Louis]*: Blanche oder das Vergessen (Blanche ou l'oubli [dt.]). Roman. (Aus d. Franz. v. *Eva* u. *Gerhard Schewe*.) – Berlin: Verl. Volk und Welt (1972). 448 S.
Orig.-Ausg. 1967 s. Nr. 3127. – S. 67–71, 246–249, 377–379, 428–431 u. ö. über d. Hyperion.
3908. *Aspelin, Kurt*: Hölderlins dröm. – Ord och bild. 81, 1972, 332–335.
3909. *Barnouw, Dagmar*: Pathos und Präzision. Zum dichterischen Selbstverständnis bei Friedrich Hölderlin u. Stefan George. – Etudes germaniques. 27, 1972, 27–44.
3910. *Barnouw, Jeffrey*: „Der Trieb, bestimmt zu werden.“ Hölderlin, Schiller u. Schelling als Antwort auf Fichte. – Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. 46, 1972, 248–293.
3911. *Barrows, Herbert*: Hölderlin and the English-speaking reader. – In: Friedrich Hölderlin. An early modern. 1972. S. 27–53 s. Nr. 3971.
3912. *Bartsch, Kurt*: Hölderlin und der deutsche Expressionismus. – Graz 1972. 180 Bl. 4^o [Msch.-schr.] Graz, Phil. Diss. 1972.
3913. *Bauklob, Friedhelm*: Texte eines entschiedenen Liberalen. Ausgew. Aufsätze, Berichte u. Rezensionen. Hrsg. v. *Hugo Ernst Käufer*. – (Köln:) Pahl-Rugenstein (1972). 198 S.
S. 142–156: Hölderlins Unruhe; zuerst 1970 s. Nr. 3439.
3914. *Baumgart, Reinhard*: Ein linkes Helden Lied – ein rother Schimmel. – In: Der andere Hölderlin. 1972. S. 161–170 s. Nr. 3970.
Zuvor: Süddeutsche Zeitung. München, 4. Dezember 1971.
3915. *Beckmann, Heinz*: Hölderlin oder der kleine Passant. Ein Theaterbericht. – Zeitwende. 43, 1972, 62–65.
Zu *Weiss*, Hölderlin, 1971 s. Nr. 3897.
3916. *Béguin, Albert*: Traumwelt und Romantik (L'Âme romantique et le rêve [dt.]). Versuch über d. romantische Seele in Deutschland u. in d. Dichtung Frankreichs. Hrsg. u. mit e. Nachw. vers. v. *Peter Grotzer*. (Aus d. Franz. übertr. v. *Jürg Peter Wälsler*.) – Bern & München: Francke (1972). 558 S.
S. 200–205: Hölderlin und die Feier des Lichts. – Orig.-Ausg.: Paris: Corti 1937.
3917. *Benjamin, Walter*: Gesammelte Schriften. Unter Mitw. v. *Theodor W. Adorno* [d. i. *Theodor Wiesengrund-Adorno*] u. *Gershom Scholem* hrsg. v. *Rolf Tiedemann* u. *Hermann Schweppenhäuser*. Bd 3, 4/2. – (Frankfurt a. M.): Suhrkamp 1972.
Bd 3. S. 164–166; Rez.: *Mette, Alexander*: Über Beziehungen zwischen Spracheigentümlichkeiten Schizophrener und dichterischer Produktion. 1928 [zu-
- erst: Frankfurter Zeitung. Frankfurt a. M., 21. April 1929. 2. Morgenbl., Lit.Bl., u. d. T.: Zwei Bücher über Lyrik];
Bd 4/2. S. 874–876: Friedrich Hölderlin; Anm. S. 1095, 1098 [aus: *Benjamin*: Allemands de Quatre-vingt-neuf; zuerst: Europe. A. 1939. Nr. 199: La Revolution française. S. 466–479. Trad. de l'allemand par *Marcel Stora*]. – S. 874 f. Einl. v. *Benjamin*, S. 876 Ausz. aus drei Briefen Hölderlins, ins Franz. übers.
3918. *Berghahn, Klaus L.*: „Wenn ich so singend fiele . . .“ – Basis. 3, 1972, 244–256.
Zu *Weiss*, Hölderlin. 1971 s. Nr. 3897; auch in: Der andere Hölderlin. 1972. S. 171 bis 190 s. Nr. 3970.
R: *Alexander von Bormann*: Germanistik. 14, 1973, 442.
3919. *Bertaux, Pierre*: L'Apport français à la recherche hölderlinienne. – In: (Institut Maurice Marache. Etudes allemandes et autrichiennes.) Hommage à Maurice Marache, 1916–1970. – [Paris:] Les Belles Lettres 1972. S. 191–202 (Publications de la Faculté des Lettres et des Sciences humaines de Nice. 11).
3920. *Best, Otto F.*: O Marx und Business. – Basis. 3, 1972, 238–244.
Zu *Weiss*, Hölderlin. 1971 s. Nr. 3897.
R: *Alexander von Bormann*: Germanistik. 14, 1973, 442.
3921. *Bezruč, Petr* [d. i. *Vladimír Vašek*]: Hölderlin am Neckar [Hölderlin nad Neckarem, dt.]. – In: *Tkaczyk, Wilhelm*: Der Tag ist groß. Dichtungen u. Nachdichtungen. – Halle (Saale): Mitteltdt. Verl. 1972. S. 332 (= *Tkaczyk*, Gesammelte Werke in 1 Bd).
Gedicht; diese Nachdichtung zuvor 1963 s. Nr. 2658.
3922. *Biemel, Walter*: Poetry and language in Heidegger (Dichtung und Sprache bei Heidegger [engl.]). – In: On Heidegger and language. Ed. and transl. by *Joseph J. Kockelmans*. – Evanston: Northwestern Univ. Pr. 1972. S. 65–95 (Northwestern University. Studies in Phenomenology and Existential Philosophy).
S. 78–82 u. ö. zu *Martin Heidegger*, Hölderlin und das Wesen der Dichtung. – Dt. Fassung: Man and world. 2, 1969, 487–514.
3923. *Biermann, Wolf*: Für meine Genossen. Herzlieder, Balladen, Gedichte. – Berlin: Wagenbach (1972). 91 S. (Quarthefte. 62.)
16.–23. Taus. 1973. – S. 18/19: Das Hölderlin-Lied; S. 18 Repr. d. Niederschrift mit Noten.
3924. *Binder, Wolfgang*: Hölderlin und Sophokles. – Hölderlin-Jahrbuch. 16, 1969/70 (1972), 19–37 s. Nr. 3973.
Vortrag, geh. bei d. Jahresversammlung d. Hölderlin-Gesellschaft am 22. März 1970 in Tübingen; Vorabdr. 1970 s. Nr. 3450.
3925. *Binder, Wolfgang*: Literatur als Denkschule. Eine Vorlesung, mit 2 Kapiteln v. *Klaus Weimar*. – Zürich & München: Artemis Verl. (1972). 330 S.
S. 39–45 über Hälfte des Lebens; über Hölderlin ferner S. 234–240 u. ö.
3926. *Bjørnviig, Thorkild*: Tilfaeldet Hölderlin. – Vindrosen. 19, 1972, 36–51.
Zu *Peter Weiss*, Hölderlin. 1971 s. Nr. 3897, u. zu d. Aufführung d. Stückes in Hamburg, 1971 s. Nr. 4182; auch in: *Bjørnviig*: Virkeligheden er til. Litterære essays. – [København:] Gyldendal (1973). S. 218–241, u. d. T.: „Hölderlin“ og Hölderlin.
3927. *Bodei, Remo*: Un Documento sulle origini dell'idealismo. Le „Note filosofiche“ di Isaak von Sinclair. – Annali della Scuola normale superiore di Pisa. Ser. 3. Classe di lettere e filosofia. 2, 1972, 703–735.

- S. 716–735: *Sinclair*: Aus philosophischen Aufzeichnungen 1796. Note filosofice del 1796 [dt. u. ital.]; ferner S. 707–710: *Hölderlin*: Urteil und Sein; Ausz. aus Briefen an Schiller und Niethammer; Hyperion. Die vorletzte Fassung, Vorrede [ital., übers. v.] *Remo Bodei*.
3928. *Böschstein, Bernhard*: Hölderlin in der deutschen und französischen Dichtung des 20. Jahrhunderts. – Hölderlin-Jahrbuch. 16, 1969/70 (1972), 60–75 s. Nr. 3973. Vortrag, geh. bei d. Jahresversammlung d. Hölderlin-Gesellschaft am 20. März 1970 in Stuttgart. – Auszüge, dt. u. franz., 1970 s. Nr. 3455, 3456, 3543.
3929. *Bohn, Albert*: Hölderlin. – Karpatenrundschau. Jg. 5. Braşov, 8. Dezember 1972. S. 13. Literaturseite des Lyzeums Nr. 6 aus Neu-Arad. Gedicht.
3930. *Buhr, Gerhard*: Hölderlins Mythenbegriff. Eine Untersuchung zu d. Fragmenten „Über Religion“ und „Das Werden im Vergehen“. – Frankfurt a. M.: (Athenäum Verl.) 1972. XII, 504 S. (Gegenwart der Dichtung. 2.) Zugl. Freiburg i. B., Phil. Diss. 1971.
3931. *Canaris, Volker*: Interview mit Peter Weiss. – In: Der andere Hölderlin. 1972. S. 142–148 s. Nr. 3970. Zuerst: Die Zeit. Jg. 26. Hamburg, 17. September 1971. S. 14, u. d. T.: Von der Realität in die Ecke gedrängt; ins Schwed. übers. d. *Karin Johannisson*: Kungl. Dramatiska Teatern. Dramaten. [Programmheft.] 4, 1973/74, Nr. 33, S. 20–22 u. 26.
3932. *Cioculescu, Şerban*: Aspecte literare contemporane. 1932–1947. – Bucureşti: Ed. Minerva 1972. 735 S. S. 95–103: Poeme de Hölderlin, Novalis, Mörike şi Rilke. – Vermutl. Wiederabdr. einer Bespr. zu *Alexandru Philippide*, Visuri în vuetiel vremii, 1939, mit Übers. v. Gedichten Hölderlins u. a. ins Rumän.
3933. *Derrida, Jacques*: Die Schrift und die Differenz (L'Écriture et la différence [dt.]. Aus d. Franz. v. *Rodolphe Gasché*). – (Frankfurt a. M.): Suhrkamp (1972). 451 S. S. 259–301: Die souffierte Rede [La Parole soufflé, dt.]; über Hölderlin S. 262 bis 266 u. ö. – Franz. zuerst 1965 s. Nr. 2879; dann in: *Derrida*: L'Écriture et la différence. – Paris: Ed. du Seuil (1967). S. 253–292.
3934. *Dittberner, Hugo*: Ganz ohne Hölderlin. – Die Horen. 17, 1972, Nr. 88, S. 27. Gedicht.
3935. *Doinaş, Ştefan Aug[ustin]*: Poezie şi modă poetică. – (Bucureşti:) Ed. Eminescu (1972). 315 S. S. 278–283: Insemnările unui traducător. Despre Hölderlin; zuerst 1970 s. Nr. 3483a.
3936. *Du Bouchet, André*: Hölderlin aujourd'hui [franz. u. dt.]. (Übers. v. *Renate Böschstein-Schäfer*). – Hölderlin-Jahrbuch. 16, 1969/70 (1972), 76–91 s. Nr. 3973. Stuttgart. 21 mars 1970. Prononcé à l'occasion du deuxième centenaire de la naissance de Hölderlin. – Zuvor 1970 s. Nr. 3485.
3937. *Durzak, Manfred*: Dürrenmatt, Frisch, Weiss. Deutsches Drama d. Gegenwart zwischen Kritik u. Utopie. – Stuttgart: Reclam (1972). 407 S. S. 331–344: (Peter Weiss.) Mythologie der Hoffnungen: „Hölderlin“; Anm. S. 396–399.
- 3937 a. *Eichbichler, Hermann*: Peter Weiss: Hölderlin. Einige kritische Bemerkungen zu einem „Stück in zwei Akten“. – Dolomiten. Bozen, 16. März 1972. Zu Nr. 3897.
3938. *Else, Gerald F.*: Sophokles the elusive. – In: Friedrich Hölderlin. An early modern. 1972. S. 119–134 s. Nr. 3971.
3939. *Emmel, Hildegard*: Geschichte des deutschen Romans. Bd 1. – Bern & München: Francke (1972). 372 S. (Sammlung Dalp. 103.) S. 278–290 u. ö. über „Hyperion“.
3940. *Enright, D[ennis] [Joseph]*: Man is an onion. Reviews and essays. – London: Chatto & Windus 1972. VI, 222 S. S. 117–122: „That the existing be well interpreted.“ Hölderlin in English. – Bespr. d. Ausg.: *Hölderlin*, Poems and fragments. Transl. by *Michael Hamburger*, 1966; zuerst 1967 s. Nr. 2982 R.
3941. *Fehrman, Carl*: Den mångtydige Hölderlin. – Svenska Dagbladet. Stockholm, 14. Dezember 1972. Anlässlich d. Aufführung *Peter Weiss*, Hölderlin, in Stockholm s. Nr. 4194.
3942. *Feilchenfeldt, Konrad*: Clemens Brentano und Runge. Aus ungedruckten Briefen. – Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. 16, 1972, 1–36. S. 31–34 über Hölderlin.
3943. (*Fichtner, Gerhard*, u. *Martin Brecht*): Psychiatrie zur Zeit Hölderlins. Ausstellung anlässlich d. 12. Jahresversammlung d. Hölderlin-Gesellschaft in Tübingen im Evangelischen Stift, 9.–11. Juni 1972, veranstaltet von d. Institut für Geschichte der Medizin, d. Evangelischen Stift u. d. Universitätsarchiv. – Tübingen: (Hölderlin-Gesellschaft) 1972. 60 S. 4^o [Msch.-schr. vervielf.]. S. 56 f. Anhang: Hölderlin in den Rechnungen des Stifts. – 2. Aufl. 1972.
3944. *Fiedler, Theodore*: Hölderlin and Trakl's poetry of 1914. – In: Friedrich Hölderlin. An early modern. 1972. S. 87–105 s. Nr. 3971.
3945. *Frye, Lawrence O.*: Seasonal and psychic time in the structuring of Hölderlin's Hyperion. – In: Friedrich Hölderlin. An early modern. 1972. S. 148–179 s. Nr. 3971.
3946. *Gadamer, Hans-Georg*: Kleine Schriften. 3. Idee und Sprache. Platon, Husserl, Heidegger. – Tübingen: Mohr (Siebeck) 1972. 271 S. S. 221–236: Über leere und erfüllte Zeit [S. 233–236 über Das Werden im Vergehen]; zuerst 1969 s. Nr. 3368.
3947. *Galinsky, G[otthard] Karl*: The Herakles theme. The adaptations of the hero in literature from Homer to the twentieth century. – Oxford: Blackwell (1972). XVI, 317 S. S. 252–261 u. ö. Herakles bei Hölderlin.
3948. *Gardet, Louis*: Poésie et expérience du Soi. – Revue thomiste. 80, 1972, T. 72, S. 408–426 u. 560–587. Vorwiegend über Hölderlin.
3949. *Gaskill, Peter Howard*: Christ and the divine economy in the work of Friedrich Hölderlin. – ([Edinburgh] 1971.) VIII, 237 gez. Bl. 4^o [Msch.-schr.] Cambridge, Phil. Diss. 1972. Kap. 4: The Prince of peace. Hölderlin's Friedensfeier = überarb. Fassung v. The „Fürst des Fests“ in Hölderlin's „Friedensfeier“. 1970 s. Nr. 3501.
3950. *Geissler, Waltraud*: Zu Martin Walsers Hölderlin-Bild. – In: Hölderlin-Colloquium. 1972. S. 479–481 s. Nr. 3972.
3951. *George, Emery E[dward]*: Hölderlin's hymn „Patmos“: Comments. – In: Friedrich Hölderlin. An early modern. 1972. S. 258–276 s. Nr. 3971. Dazu Übers. v. Patmos. Dem Landgrafen von Homburg, vgl. Nr. 3736.

3952. *Glaubrecht, Martin*: Friedrich Hölderlin. – In: Neue deutsche Biographie. Hrsg. v. d. Historischen Kommission bei d. Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd 9. – Berlin: Duncker & Humblot (1972). S. 322–332.
3953. (*Greiner, Gerhard*:) 11. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Stuttgart. – Hölderlin-Jahrbuch. 16, 1969/70 (1972), 355–370 s. Nr. 3973. Darin S. 355–358, 360 f., 362 f.: *Pfizer, Theodor*: Ansprachen; S. 364 f.: *Hahn, Wilhelm*: Ansprache; S. 367–370: *Gmelin, Hans*: Ansprache.
3954. *Grundlehner, Philip Eicks*: The Bridge in German poetry: Its symbolic functions. 1972. Abstr. – Dissertation abstracts international. A. 33, 1972/73, 1724. U. a. über „Heidelberg“.
3955. *Häussermann, Ulrich*: Friedrich Hölderlin in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. (Den dokumentar. u. bibliograph. Anh. bearb. *Paul Raabe*. 44.–47. Taus. [7. Aufl.]) – (Reinbek b. Hamburg:) Rowohlt (1972). 178 S. (Rowohlts Monographien. 53/380.) Frühere Aufl. s. Nr. 3170.
3956. (*Hamlin, Cyrus*:) Hölderlin. (A selective and critical bibliography for 1971.) – English language notes. 10, 1972/73. Suppl. to Nr. 1, 1972, S. 155–164. U. a. zu: *Wöhrmann*, Hölderlins Wille zur Tragödie. 1967 s. Nr. 3259; *Bertaux*, Hölderlin und die Französische Revolution. 1969 s. Nr. 3345; *Beck* u. *Raabe*, Hölderlin. Eine Chronik in Text und Bild. 1970 s. Nr. 3440; *Schmidt*, Hölderlins letzte Hymnen „Andenken“ und „Mnemosyne“. 1970 s. Nr. 3626; ferner zu Nr. 3823, 3825, 3897.
3957. *Hamlin, Cyrus*: Hölderlin's elegy „Homecoming“: Comments. – In: Friedrich Hölderlin. An early modern. 1972. S. 232–245 s. Nr. 3971. Dazu Übers. v. Heimkunft. An die Verwandten, vgl. Nr. 3736.
3958. *Harris, H[enry] S[ilton]*: Hegel's development. Toward the sunlight. 1770–1801. – Oxford: Clarendon Pr. 1972. XXXII, 574 S. Über Hölderlin S. 58–62, 96–108, 244–248, 249–257, 258–270, 431–434 und passim; vgl. Nr. 3735.
3959. *Harrison, Robin Burnett*: Hölderlin's creative assimilation of Greek literature and ideas. – ([London] 1972.) 387 Bl. 4° [Msch.-schr.] London, Bedford College, Phil. Diss. 1972.
3960. *Hästad, Disa*: „Hölderlin“ börjar med Marats död. – Ord och bild. 81, 1972, 312–318. Interview mit *Peter Weiss*.
3961. *Heise, Hans-Jürgen*: Drehtür. Parabeln. – (Hamburg, Düsseldorf:) Claassen (1972). 64 S. S. 44: Tübinger Stift [auf Hegel und Hölderlin]; zuerst 1970 s. Nr. 3530.
3962. *Hellingrath, Norbert von*. – Nachtrag zu Norbert von Hellingraths Briefwechsel mit Wilhelm Böhm. Mitget. v. *Alfred Kellertat*. – Hölderlin-Jahrbuch. 16, 1969/70 (1972), 336–338 s. Nr. 3973. Vgl. Nr. 3379.
3963. *Hempelmann, Gernot*: Dichtung und Denkverzicht. Hölderlin als Tragiker. – Hamburg: Lüdke (1972). 393 S. (Geistes- und sozialwissenschaftliche Dissertationen. 22.) Hamburg, Phil. Diss. 1972.
3964. *Hennig, Joachim Klaus*: Meine Begegnung mit Hölderlin. – In: Hölderlin-Colloquium. 1972. S. 461–463 s. Nr. 3972.
3965. *Heuschele, Otto*: Tragische Fragmente. 5. Brief: Kleists und Hölderlins Fragmente. – Die Tat. Zürich, 3. Januar 1972.
3966. *Heuschele, Otto*: Friedrich Hölderlin. – In: Lebensbilder aus Schwaben und Franken. Bd 12. – Stuttgart: Kohlhammer 1972. S. 145–174.
3967. *Hirt, Ernst*: Das Formgesetz der epischen, dramatischen und lyrischen Dichtung. (Nachdr. d. Ausg. Leipzig & Berlin 1923.) – Hildesheim: Gerstenberg 1972. 227 S. Lizenz d. Verl. Teubner, Stuttgart. Hölderlin S. 194 f., 198 f., 202–206, 208 f.
3968. *Hochmuth, Ingeborg*: Menschenbild und Menschheitsperspektive in Hölderlins Trauerspielfragmenten „Der Tod des Empedokles“. – In: Hölderlin-Colloquium. 1972. S. 437–446 s. Nr. 3972.
3969. *Hock, Erich*: Zu Hölderlins Reise nach Kassel und Driburg. – Hölderlin-Jahrbuch. 16, 1969/70 (1972), 254–290 s. Nr. 3973. S. 281–290: *Sierstorpf, Caspar Heinrich von*: Briefe (an seine Frau Marie Sophie geb. Baronin von Brabeck [Ausg.; aus Driburg, 1796]).
3970. Der andere Hölderlin. Materialien zum „Hölderlin“-Stück von Peter Weiss. Hrsg. v. *Thomas Beckermann* u. *Volker Canaris*. – (Frankfurt a. M.): Suhrkamp (1972). 289 S. (Suhrkamp Taschenbuch. 42.) S. 11–18: *Lunatscharskij, Anatolij* [d. i. *Anatolij Vasil'evič Lunačarskij*]: Das Schicksal Hölderlins; S. 19–47: *Lukács, Georg* [d. i. *György*]: Hölderlins Hyperion [frühere Drucke s. Nr. 3207]; S. 48–64: *Pezold, Klaus*: Zu Hölderlins „Empedokles“ [T. 2 d. Nachw. zu Nr. 2950]; S. 65–100: *Bertaux, Pierre*: Hölderlin und die Französische Revolution [frühere Drucke s. Nr. 3345]; S. 101–124: *Walser, Martin*: Hölderlin zu entsprechen [vgl. Nr. 4053]; S. 127–132: *Weiss, Peter*: Notizen zum „Hölderlin“-Stück; S. 133–141: *Weiss, Peter*: Fünf Varianten des Epilogs; S. 142–148: *Canaris, Volker*: Interview mit Peter Weiss; S. 151–160: *Wendt, Ernst*: Hölderlin oder Die Einführung des Wahnsinns; S. 161–170: *Baumgart, Reinhard*: Ein linkes Helden Lied – ein rother Schimmel; S. 171–190: *Bergbahn, Klaus L.*: „Wenn ich so singend fiele . . .“ Dichter u. Revolutionär, gestern u. heute, Hölderlin u. Weiss; S. 191–204: *Schreiber, Ulrich*: Peter Weiss' Rückzug in den Idealismus. Anmerkungen zu seinem „Hölderlin“; S. 205–216: *Mayer, Hans*: Die zweifache Praxis der Veränderung. (Marat-Trotzki-Hölderlin); S. 217–246: *Wiese, Benno von*: Peter Weiss „Hölderlin“. Ein kritisches Essay; S. 247–274: *Karnick, Manfred*: Peter Weiss und der Hölderlin-Turm; S. 275–280: Nachweise u. Anmerkungen; S. 281–290 Anhang: Hölderlin-Chronologie, Zeittafel von Peter Weiss, Quellennachweise. R: *Rüdiger Scholz*: Germanistik. 14, 1973, 738 f.
3971. Friedrich Hölderlin. An early modern. Ed. by *Emery E[dward] George*. – Ann Arbor, Mich.: The Univ. of Michigan Pr. (1972). XXXII, 319 S. Vorträge, geh. am 5.–7. November 1970 zum Bicentennial Symposium d. University of Michigan, Ann Arbor, vgl. Nr. 3802. S. IX–XXX: *George*: Introduction; S. 3–24: English Hölderlin poems [Englische Hölderlin-Gedichte, engl.]. Collected by *Michael Hamburger* [erw. um: *Hamburger*: Mad lover, dead lady; *Salvesen, Christopher*: Hölderlin at the fountain]; S. 27–53: *Barrows, Herbert*: Hölderlin and the English-speaking reader; S. 54–63: *Tonsor, Stephen*: Hölderlin and the modern sensibility; S. 64–86: *Seidler, Ingo*: „Stifter einer weiteren Ahnenreihe“? Hölderlin's influence on German poets of the twentieth century; S. 87–105: *Fiedler, Theodore*: Hölderlin and Trakl's poetry

- of 1914; S. 106–118: *Rannit, Aleksis*: Hölderlin and the twentieth century: Is elevated style in poetry possible today? S. 119–134: *Else, Gerald F.*: Sophokles the elusive; S. 135–147: *Malsch, Wilfried*: The Concept of enlightenment in Hölderlin's poetry; S. 148–179: *Frye, Lawrence O.*: Seasonal and psychic time in the structuring of Hölderlin's Hyperion; S. 180–191: *Ryan, Lawrence [John]*: Hölderlin's Hyperion: A romantic novel? [Hölderlins „Hyperion“: Ein „romantischer“ Roman? Ausz., engl.]; S. 192–215: *Stierlin, Helm*: Lyrical creativity and schizophrenic psychosis as reflected in Friedrich Hölderlin's fate; S. 218–225: *Hölderlin, Friedrich*: Heidelberg, Vulkan, Griechenland. 3. Fassung [dt. u. engl.]. Transl. by *Christopher Middleton*; S. 226–231: *Hölderlin*: Heimkunft. An die Verwandten [dt. u. engl.]. Transl. by *Cyrus Hamlin*; S. 232–245: *Hamlin*: Hölderlin's elegy „Homecoming“: Comments; S. 246–257: *Hölderlin*: Patmos. Dem Landgrafen von Homburg [dt. u. engl.]. Transl. by *Emery E[dward] George*; S. 258 bis 276: *George*: Hölderlin's hymn „Patmos“: Comments; S. 277–319: Notes, bibliography, contributors, index.
3972. Hölderlin-Colloquium. (Veranstaltet am 14. u. 15. Oktober 1970 in Jena) = Friedrich-Schiller-Universität Jena. Wissenschaftliche Zeitschrift. Gesellschafts- u. sprachwissenschaftl. Reihe. 21, 1972, Nr. 3 (S. 365–481).
S. 367–370 Abbildungen; S. 371–373: *Wertheim, Ursula*: Vorbemerkung; S. 375 bis 394: *Wertheim, Ursula*: Gesellschaftliche Verantwortung des Dichters und nationale Aufgabe der Dichtung in der poetischen Konzeption Friedrich Hölderlins; S. 395–403: *Meisel, Edeltraud*: Der Vaterlandsbegriff und der demokratische Patriotismus in der Lyrik Friedrich Hölderlins; S. 405–412: *Radczun, Evelyn*: Hölderlins Revolutionsbild im Hyperion; S. 413–420: *Müller, Joachim*: Zur Figur der Götter in Hölderlins Spätdichtung; S. 421–426: *Köpp, Claus Friedrich*: Hölderlins Begriff der Geschichtlichkeit und Konzeption der dichterischen Struktur; S. 427–436: *Reschke, Renate*: Bemerkungen zur Antikerezeption bei Friedrich Hölderlin. Zum Modell e. künstlerisch-ästhetischen Erbes; S. 437–446: *Hochmuth, Ingeborg*: Menschenbild und Menschheitsperspektive in Hölderlins Trauerspielfragmenten „Der Tod des Empedokles“; S. 447–460: *Schiller, Dieter*: Über Bechers Verhältnis zu Hölderlin; S. 461–463: *Hennig, Joachim Klaus*: Meine Begegnung mit Hölderlin; S. 465–469: *Völkerling, Klaus*: Das Hölderlin-Bild in den Schulen Westdeutschlands; S. 471–477: *Kanzog, Kurt*: Bemerkungen zur Hölderlin-Rezeption im Vormärz; S. 479–481: *Geissler, Waltraud*: Zu Martin Walsers Hölderlin-Bild.
3973. Hölderlin-Jahrbuch. Begr. v. *Friedrich Beißner* u. *Paul Kluckhohn*. Im Auftr. d. Hölderlin-Gesellschaft hrsg. v. *Bernhard Böschstein* u. *Alfred Kelleat*. Bd 16. 1969/70. (Redaktionelle Mitarb.: *Harald Hartung*.) – Tübingen: Mohr (Siebeck 1972). 370 S., 1 Taf.
S. 1–18: *Walser, Martin*: Hölderlin zu entsprechen; S. 19–37: *Binder, Wolfgang*: Hölderlin und Sophokles; S. 38–59: *Malsch, Wilfried*: Geschichte und göttliche Welt in Hölderlins Dichtung; S. 60–75: *Böschstein, Bernhard*: Hölderlin in der deutschen und französischen Dichtung des 20. Jahrhunderts; S. 76–91: *Du Bouchet, André*: Hölderlin aujourd'hui ([franz. u. dt.]. Übers. v. *Renate Böschstein-Schäfer*); S. 93–97: *Celan, Paul*: Gedichte; S. 98–109: *Staiger, Emil*: Das Geburtsjahr 1770. (Hölderlin, Hegel und Beethoven) [zuvor 1971 s. Nr. 3887]; S. 110–122: *Schmidt, Jochen*: Hölderlins Entwurf der Zukunft; S. 123–136: *Hötzer, Ulrich*: Friedrich Hölderlin. Deutung aus heutiger Sicht; S. 137–141: *Komma, Karl Michael*: Drei Klangstudien zu Friedrich Hölderlin 1970 für Sprechstimme und Klavier [ohne d. Einf. zuvor 1971 s. Nr. 3862]; S. 142–157: *Weimar, Klaus*: Theologische Metrik. Überlegungen zu Klopstocks Arbeit am „Messias“; S. 158–194: *Link, Jürgen*: „Hyperion“ als Nationalepos in Prosa; S. 195–221: *Zuberbühler, Rolf*: Etymologie bei Goethe, Novalis und Hölderlin; S. 222–227: *Trenks, Martin*: Zur Auslegung der Verse 26–28 der „Friedensfeier“; S. 228–253: *Nicolin, Friedhelm*: Zu Hölderlins Bildungsgang. Dokumente, Hinweise, Berichtigungen; S. 254 bis 290: *Hock, Erich*: Zu Hölderlins Reise nach Kassel und Driburg [S. 281–290 Beil.: *Sierstorpf, Caspar Heinrich von*: Briefe]; S. 291–324: *Kelleat, Alfred*: Lesefrüchte: Hölderlin im 19. Jahrhundert. Beiträge zu seiner Wirkungsgeschichte; S. 325–335: *Komma, Karl Michael*: Hölderlins „Hälfte des Lebens“ in tschechischen Nachdichtungen; S. 336–338: (*Hellingrath, Norbert von*) Nachtrag zu Norbert von Hellingraths Briefwechsel mit Wilhelm Böhm. Mitget. v. *Alfred Kelleat*; S. 339–343: *Konrad, Michael*: Hölderlins Philosophie im Grundriß. 1967 [bespr. d.] *Lawrence [John] Ryan*; S. 344–354: *Hoffmann, Wilhelm*: Das Hölderlin-Archiv 1967–1970; S. 355–370: *Greiner, Gerhard*: 11. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Stuttgart [S. 355–358, 360 f., 362 f.: *Pfizer, Theodor*: Ansprachen; S. 364 f.: *Hahn, Wilhelm*: Ansprache; S. 367–370: *Gmelin, Hans*: Ansprache]; S. 371–373: Der Text der Urkunden für die Ehrenmitglieder Carlo Schmid, Friedrich Beißner, Carl Keidel.
R: *Ilva Oehler*: Die Tat. Zürich, 10. Juni 1972. – [*Martha V[o]gt[mann]*]: Staatsanzeiger für Baden-Württemberg. Jg. 22. Stuttgart, 15. Dezember 1973. S. 3, u. d. T.: Nachhall aus dem Hölderlin-Jahr.
3974. English Hölderlin poems [Englische Hölderlin-Gedichte, engl.]. Collected by *Michael Hamburger*. (Engl. transl. of introd. essay by *Emery E[dward] George*.) – In: Friedrich Hölderlin. An early modern. 1972. S. 3–24 s. Nr. 3971.
Dt. zuerst 1965 s. Nr. 2798. – Erw. um S. 24: *Salvesen, Christopher*: Hölderlin at the fountain. 1802. – S. 3–12: *Hamburger, Michael*: English Hölderlin poems [Einl., s. oben]; S. 13 f.: *Muir, Edwin*: Hölderlin's journey; S. 15: *Spender, Stephen*: Hölderlin's old age; S. 16: *Gascoyne, David [Emery]*: Tenebrae; S. 17: *Read, Herbert*: A Gift for Scardanelli; S. 18: *Watkins, Vernon*: To Hölderlin; S. 19: *Schwartz, Delmore*: Hölderlin; S. 20: *Hamburger, Michael*: Hölderlin. (Tübingen, December 1842); S. 21: *Hamburger*: Mad lover, dead lady; S. 22: *Middleton, Christopher*: Thinking of Hölderlin. (Hills near Heidelberg); S. 23: *Hill, Geoffrey*: Little apocalypse. Hölderlin: 1770–1843.
3975. *Hötzer, Ulrich*: Friedrich Hölderlin. Deutung aus heutiger Sicht. – Hölderlin-Jahrbuch. 16, 1969/70 (1972), 123–136 s. Nr. 3973.
Vortrag, geh. am 27. Oktober 1970 vor Abiturienten und Schülern d. Stuttgarter Gymnasien im Ev. Mörike-Gymnasium Stuttgart; zuvor, in anderer Fassung, am 22. März 1970 bei d. Hölderlin-Feier in Nürtingen, u. ö., vgl. Nr. 3828.
- 3975 a. *Hof, Walter*: Probleme der Hölderlin-Interpretation. – Studi germanici. 10, 1972, 659–696.
3976. *Hoffmann, Wilhelm*: Das Hölderlin-Archiv 1967–1970. – Hölderlin-Jahrbuch. 16, 1969/70 (1972), 344–354 s. Nr. 3973.
3977. *Hornemann, Hildegard*: Deutschland in Hölderlins Sicht. – Das Goetheanum. Jg. 51. Dornach, 9. April 1972. S. 119 f.
3978. *Jackson, John E[dwin]*: La Transparence de l'obstacle. Note sur la poésie d'André

- du Bouchet et son rapport à Hölderlin. – La Revue de belles-lettres. 96, 1972, Nr. 1, S. 80–86.
3979. *Jacobs, Jürgen*: Wilhelm Meister und seine Brüder. Untersuchungen zum deutschen Bildungsroman. – München: Fink 1972. 332 S. Zugl. Köln, Phil. Hab.-Schr. 1971. S. 120–123; Exkurs. Hölderlin: Hyperion.
3980. *Kanzog, Kurt*: Bemerkungen zur Hölderlin-Rezeption im Vormärz. – In: Hölderlin-Colloquium. 1972. S. 471–477 s. Nr. 3972.
3981. *Karnick, Manfred*: Peter Weiss und der Hölderlin-Turm. – In: Der andere Hölderlin. 1972. S. 247–274 s. Nr. 3970.
3982. *Kelletat, Alfred*: Lesefrüchte: Hölderlin im 19. Jahrhundert. Beiträge zu seiner Wirkungsgeschichte. – Hölderlin-Jahrbuch. 16, 1969/70 (1972), 291–324 s. Nr. 3973. Bogumil Goltz, Karl Rosenkranz, Alexander Jung, Ferdinand Gregorovius.
3983. *Killmayer, Wilhelm*: Sprache als Musik. – Melos. 39, 1972, 35–41. S. 36 f. über Verse aus Auf falbem Laube . . ., Andenken, u. a.
3984. *Killy, Walther*: Elemente der Lyrik. – München: Beck (1972). IX, 190 S. 2., durchges. Aufl. 1972. – S. 83–86, 165 f. über Der gefesselte Strom / Ganymed, An meine Schwester (Bruchstück 19).
3985. *Köpp, Claus Friedrich*: Hölderlins Begriff der Geschichtlichkeit und Konzeption der dichterischen Struktur. – In: Hölderlin-Colloquium. 1972. S. 421–426 s. Nr. 3972.
3986. *Komma, Karl Michael*: Hölderlins „Hälfte des Lebens“ in tschechischen Nachdichtungen. – Hölderlin-Jahrbuch. 16, 1969/70 (1972), 325–335 s. Nr. 3973. Otokar Fischer, Jan Zahradníček, Miloš Hlávka, Bohumil Novák, Antonín Brousek, Karl Michael Komma.
3987. *Krättli, Anton*: Der offene Horizont. Rückblick auf d. Erscheinungsjahr 1970/71. – Schweizer Monatshefte. 51, 1971/72, 827–837. S. 835 f. über: Hölderlin, Sämtliche Gedichte. Studienausg. in 2 Bden. Hrsg. u. komm. v. Detlev Lüders. 1970 s. Nr. 2960; Weiss, Hölderlin. 1971 s. Nr. 3897, u. a.
3988. *Landolt, Ernst*: Hölderlins Leiden. – Winterthur: Vogel 1972. 43 S. (Gaben der Literarischen Vereinigung Winterthur. 36.) Nach e. Vortrag, geh. am 11. Dezember 1970 in d. Literarischen Vereinigung Winterthur.
3989. *Lang, Dieter*: Die Erhebung zum „höheren Leben“. Eine Problemskizze zu Hölderlins Aufsatz „Über Religion“. – Philosophische Perspektiven. 4, 1972, 90–101.
3990. *Lepper, Gisbert*: Friedrich Hölderlin. Geschichtserfahrung u. Utopie in s. Lyrik. – Hildesheim: Gerstenberg 1972. 236 S. Zugl. Frankfurt a. M., Phil. Diss. 1969. R: *Gerhard Kurz*: Germanistik. 13, 1972, 728.
3991. *Leßmann, Marianne [Katharina]*: Im Erbe des Auftrages. – Münster/Westf.: (Selbstverl.) 1972. 32 S. S. 14: Der Hauch verbindet (Meditation); S. 15 f.: Meditationen über Hölderlin. – Gedichte an Hölderlin.
3992. *Liebe, Wolfgang*: Das Religionsproblem im neueren Drama von Lessing bis zur Romantik. (Unveränd. reprograph. Nachdr. d. 1. Aufl., Halle a. d. Saale 1914.) – (Walluf b. Wiesbaden:) Sändig (1972). XVIII, 267 S. (Hermaea. 12.) Lizenz d. Niemeyer Verl., Tübingen. S. 69–77: Hölderlins Empedokles.
- 3992 a. *Lindner, Margrit*: Antikerezeption in der Dramatik der DDR. Ein Beitr. zur Aneignung d. Erbes in d. Literatur d. DDR. – Leipzig 1972. 225 gez. Bl. 4° [Msch.-schr. vervielf.] Leipzig, Univ., Sekt. Kulturwiss. u. Germanistik, Diss. A, 1972. Bl. 52–84: Dramenanalysen. 1. Bertolt Brecht, Die Antigone des Sophokles. Nach d. Hölderlinschen Übertr. für d. Bühne bearbeitet; 2.1. Heiner Müller, Sophokles, Odipus Tyrann. Nach Hölderlin.
3993. *Link, Jürgen*: „Hyperion“ als Nationalepos in Prosa. – Hölderlin-Jahrbuch. 16, 1969/70 (1972), 158–194 s. Nr. 3973.
3994. *Lunatscharskij [d. i. Lunačarskij], Anatolij [Vasil'evič]*: Das Schicksal Hölderlins. – In: Der andere Hölderlin. 1972. S. 11–18 s. Nr. 3970. Dt. Fassung e. Ausz. aus d. Vorw. zu: Hölderlin, Smert' Empedokla [Der Tod des Empedokles, russ.]. Tragedija. Pervod *Jaškova Emanuloviča Golosovker*. – Moskva-Leningrad: Academija 1931; dt. zuerst: Internationale Literatur. 5, 1935, 91–95.
3995. *Lypp, Bernhard*: Ästhetischer Absolutismus und politische Vernunft. Zum Widerstreit von Reflexion u. Sittlichkeit im deutschen Idealismus. – (Frankfurt a. M.): Suhrkamp (1972). 254 S. Zugl. Berlin, F. U., Phil. Diss. 1970. S. 242–249: Exkurs zu Hölderlin; über Hölderlin ferner S. 17–23 u. ö.
3996. *M[a]cClain, William H.*: Symbolic extensions of the Hyperion-myth. – In: Traditions and transitions. Studies in honor of Harold Jantz. Ed. by *Lieselotte E. Kurth* [u. a.] – (München:) Delp (1972). S. 177–193. „Hyperion“ bei Hölderlin, Keats, Swinburne u. George.
3997. *Mahr, Johannes*: Mythos und Politik in Hölderlins Rheinymne. – München: Fink 1972. 116 S. R: *Gustav Konrad*: Welt und Wort. 28, 1973, 231. – *Gerhard Kurz*: Germanistik. 14, 1973, 657. – *G[érard] Raynal-Mony*: Etudes germaniques. 28, 1973, 531. – s. a. Nr. 4169.
3998. *Maier, Rudolf Nikolaus*: Robinson. Scheitern u. Neubeginn im zeitgenössischen Gedicht. – Stuttgart: Klett (1972). 175 S. S. 15–21: Hölderlin und Nietzsche.
3999. *Malsch, Wilfried*: The Concept of enlightenment in Hölderlin's poetry. – In: Friedrich Hölderlin. An early modern. 1972. S. 135–147 s. Nr. 3971.
4000. *Malsch, Wilfried*: Geschichte und göttliche Welt in Hölderlins Dichtung. – Hölderlin-Jahrbuch. 16, 1969/70 (1972), 38–59 s. Nr. 3973. Vortrag, geh. bei d. Jahresversammlung d. Hölderlin-Gesellschaft am 21. März 1970 in Stuttgart.
4001. *Mayer, Franz*: René Char. Dichtung u. Poetik. – Salzburg: Institut für romanische Philologie d. Universität; (Salzburg, München: W. Fink) 1972. 203 S. (Salzburger romanistische Schriften. 2.) Zugl. Salzburg, Phil. Diss. 1968 s. Nr. 3406. S. 124–141: René Char und Hölderlin.
4002. *Mayer, Hans*: Die zweifache Praxis der Veränderung. (Marat–Trotzki–Hölderlin.) – In: Der andere Hölderlin. 1972. S. 205–216 s. Nr. 3970. Vorabdr.: Theater heute. 13, 1972, Nr. 5, S. 18–20; auch in: *Mayer*: Vereinzelt Niederschläge. Kritik, Polemik. – (Pfullingen:) Neske (1973). S. 244–252; Übers. ins Schwed. durch *Karin Johannisson*: Kungl. Dramatiska Teatern. Dramaten. [Programmheft.] 4, 1973/74, Nr. 30, S. 23–26, u. d. T.: Marat, Trotskij, Hölderlin. Förändringens dubbla praxis.
4003. *Meisel, Edeltraud*: Der Vaterlandsbegriff und der demokratische Patriotismus in

- der Lyrik Friedrich Hölderlins. – In: Hölderlin-Colloquium. 1972. S. 395–403 s. Nr. 3972.
4004. *Mestwerdt, Bernhard*: Virgo Astraea und Venus Urania. Untersuchungen zur Tradition zweier antiker Mythen besonders in d. deutschen Literatur bis zum Beginn d. 19. Jahrhunderts. – Hamburg: Buske (1972). IX, 274 S. (Hamburger philologische Studien. 21.) Zugl. Hamburg, Phil. Diss. 1971. S. 205–250: Hölderlin: „Bürger“ in den „Regionen der Gerechtigkeit und Schönheit“.
4005. *Mohr, Eva*: Homburg vor der Höhe. – [Königstein-Falkenstein, Taunus: Privatdr.] 1972. 13 Bl. Gedichtzyklus an Hölderlin.
4006. *Müller, Joachim*: Zur Figur der Götter in Hölderlins Spätdichtung. – In: Hölderlin-Colloquium. 1972. S. 413–420 s. Nr. 3972.
4007. *Müller-Sternberg, Robert*: „Was sollen Götter im Gasthaus?“ Hölderlin u. seine sozialistischen Verehrer. – Deutsche Studien. 10, 1972, 263–273.
4008. *Neubauer, John*: Intellektuelle, intellektuale und ästhetische Anschauung. Zur Entstehung d. romantischen Kunstauffassung. – Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. 46, 1972, 294–319. Über Hölderlin S. 295 f., 296, 297 f., 300, 302–305.
4009. *Nicolin, Friedhelm*: Zu Hölderlins Bildungsgang. Dokumente, Hinweise, Berichtigungen. – Hölderlin-Jahrbuch. 16, 1969/70 (1972), 228–253 s. Nr. 3973.
4010. *Nolte, Jost*: Grenzgänge. Berichte über Literatur. – (Wien:) Europaverl. (1972). 255 S. S. 93–97: Hölderlin, der Jakobiner.
4011. *Oehler, Ilva*: Hölderlins Zorn. Karl Kerényi zum 75. Geburtstag gewidmet. – Die Tat. Zürich, 15. Januar 1972.
4012. *Oesterreich, Hans Christian*: Ästhetische Probleme in der Lyrik Hölderlins. 1971. Abstr. – In: Dissertation abstracts international. A. 32, 1971/72, 5748 f.
- * 4013. *Paleologu, Al.*: Avem un Hölderlin! [Poetul Dan Verona.] – Argeş. 7, 1972, Nr. 8, S. 8.
4014. *Palmier, Jean-Michel*: Situation de Georg Trakl. – Paris: Belfond (1972). 555 S., 4 Taf. (Textes et critique.) Zugl. Nanterre, Thèse 1970. 3^e cycle. Lettres. S. 517–524: Heidegger. Hölderlin et Rainer Maria Rilke; über Hölderlin ferner S. 173–183 u. passim.
4015. *Peschken, Bernd*: Versuch einer germanistischen Ideologiekritik. Goethe, Lessing, Novalis, Tieck, Hölderlin, Heine in Wilhelm Diltheys u. Julian Schmidts Vorstellungen. – Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchh. (1972). 195 S. (Texte Metzler. 23.) Hölderlin S. 160–165 u. ö.
4016. *Phillips, Michael Joseph*: Edwin Muir. Poet, critic, and translator. 1972. Abstr. – In: Dissertation abstracts international. A. 32, 1971/72, 5241. U. a. über Muirs Gedichte an u. s. Aufsätze über Hölderlin.
4017. *Pöggeler, Otto*: Philosophie und Politik bei Heidegger. – Freiburg/München: Alber (1972). 151 S. (Alber Broschur. Philosophie.) S. 106–113 u. ö. über d. unveröffentl. Hölderlin-Vorlesung 1933/34.
4018. *Pültz, Wilhelm*: Griechisches Saitenspiel. Weg u. Werk Friedrich Hölderlins. – Augsburg, Traunstein: Brückenverl. (1972). 80 S.
4019. *Radcun, Evelyn*: Hölderlins Revolutionsbild im Hyperion. – In: Hölderlin-Colloquium. 1972. S. 405–412 s. Nr. 3972.
4020. *Rannit, Aleksis*: Hölderlin and the twentieth century: Is elevated style in poetry possible today? – In: Friedrich Hölderlin. An early modern. 1972. S. 106–118 s. Nr. 3971.
4021. *Rehm, Walther*: Orpheus. Der Dichter und die Toten. Selbstdeutung u. Totenkult bei Novalis, Hölderlin, Rilke. (2., durchges. Aufl. Repr. Nachdr. d. 1. Aufl. Düsseldorf 1950.) – Darmstadt: Wissenschaftl. Buchges. 1972. 704 S. Lizenz d. Verl. Schwann, Düsseldorf. Hölderlin S. 149–376 u. ö. – 1. Aufl. s. Nr. 1297.
4022. *Reschke, Renate*: Bemerkungen zur Antikerezeption bei Friedrich Hölderlin. Zum Modell e. künstlerisch-ästhetischen Erbes. – In: Hölderlin-Colloquium. 1972. S. 427–436 s. Nr. 3972.
4023. *Reschke, Renate*: Geschichtsphilosophie und Ästhetik bei Friedrich Hölderlin. Über d. Zusammenhang von Epochenwandel u. Ästhetik. – Berlin 1970. V, 240, VI gez. Bl. 4^o [Msch.-schr. vervielf.] Berlin, Humboldt-Univ., Gesellschaftswiss. Fak., Diss. A 1972. Selbstanz.: Referatedienst zur Literaturwissenschaft. 4, 1972, 181 f.
4024. *Ringel, Gustav Kilian*: Gedichte. 1930–1970. – München: Moderne Verlags GmbH (1972). 60 S. S. 40 f.: Hölderlinscher Torso.
4025. *Ryan, Lawrence [John]*: Hölderlin's Hyperion: A romantic novel? [Hölderlins „Hyperion“: Ein „romantischer“ Roman?, Ausz., engl.]. – In: Friedrich Hölderlin. An early modern. 1972. S. 180–191 s. Nr. 3971. Vollst. dt. Fassung 1970 s. Nr. 3617 u. 3545.
4026. *Ryder, Frank G.*: Hölderlin's spondee – true or false? – In: Essays on European literature. In honor of Liselotte Dieckmann. Ed. by Peter Uwe Hobendahl [u. a.]. – St. Louis, Mo.: Washington Univ. Pr. (1972). S. 133–146.
4027. *Salvesen, Christopher*: Hölderlin at the fountain. (1802; the incident is reported in E. M. Butler's „The Tyranny of Greece over Germany“.) – In: Friedrich Hölderlin. An early modern. 1972. S. 24 s. Nr. 3971 u. 3974. Gedicht.
4028. *Scheer, Maximilian*: Auf Wiedersehen, Paris! Erlebnisse während e. Ausflugs. – Neue deutsche Literatur. 20, 1972, Nr. 8, S. 85–102. Ausw. aus e. Gedichtzyklus; Strophe 13 S. 99 f. an Hölderlin.
4029. *Schier, Rudolf Dierk*: Büchner und Trakl. Zum Problem d. Anspielungen im Werk Trakls. – Publications of the Modern language association of America. 87, 1972, 1052–1064. S. 1058–1060 u. ö. über Anspielungen auf Texte Hölderlins, insbes. in „Traum und Umnachtung“.
4030. *Schiller, Dieter*: Über Bechers Verhältnis zu Hölderlin. – In: Hölderlin-Colloquium. 1972. S. 447–460 s. Nr. 3972. Ähnlich, ohne Anm., zuvor: Weimarer Beiträge. 17, 1971, Nr. 5, S. 195–211, u. d. T.: Schöpferische Nachfolge.
4031. *Schmidt, Jochen*: Hölderlins Entwurf der Zukunft. – Hölderlin-Jahrbuch. 16, 1969/70 (1972), 110–122 s. Nr. 3973. Vortrag, geh. am 28. Juni 1970 im Rahmen d. Gedächtnisfeier d. Evangelischen Stifts Tübingen zu Hegels u. Hölderlins 200. Geburtstag.
4032. *Schmolze, Gerhard*: Wie revolutionär war Hölderlin? – Zeitwende. 43, 1972, 105–124.

4033. *Schneider, Hansjörg*: Brod und Wein. Schauspiel in 2 Bildern. – Berlin: Kiepenheuer Bühnenvertriebs-GmbH [um 1972]. 89 S. quer-8° [Msch.-schr. vervielf.] Mit zahlreichen Zitaten aus Brod und Wein.
4034. *Schreiber, Ulrich*: Peter Weiss' Rückzug in den Idealismus. Anmerkungen zu s. „Hölderlin“. – In: *Der andere Hölderlin*. 1972. S. 191–204 s. Nr. 3970. Auch: *Merkur*. 26, 1972, 475–483.
4035. *Schuhmacher, Gerhard*: Der komponierte Zwiespalt. Geschichtlich-gegenwärtige Überlegungen zu Helmut Bornefelds „Patmos“. – *Musik und Gottesdienst*. 26, 1972, 8–15.
4036. *Schwaderer, Richard*: Heute, angesichts Hölderlins. Bemerkungen zu Johannes Bobrowskis „Hölderlin in Tübingen“ u. Paul Celans „Tübingen, Jänner“. – *Annali della Facoltà di lingue e letterature straniere di Ca' Foscari*. 11, 1972, Nr. 2: In onore di Ladislao Mittner. S. 463–472.
4037. *Seidler, Ingo*: „Stifter einer weiteren Ahnenreihe“? Hölderlin's influence on German poets in the twentieth century. – In: *Friedrich Hölderlin. An early modern*. 1972. S. 64–86 s. Nr. 3971.
4038. *Sowvirón, José María*: Friedrich Hölderlin. – *Cuadernos hispanoamericanos*. 90, 1972, 249. Gedicht.
4039. *Spranger, Eduard*: Erzieher zur Humanität. Studien zur Vergegenwärtigung pädagogischer Gestalten u. Ideen. Hrsg. v. *Otto Dürr*. – Heidelberg: Quelle & Meyer 1972. 464 S. (= *Spranger, Gesammelte Schriften*. Bd 11). S. 317–327: Hölderlin und das deutsche Nationalbewußtsein; zuerst: *Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik*. Abt. 2: *Neue Jahrbücher für Pädagogik*. 22, 1919, 81–90.
4040. *Steinmetz, Horst*: Der Leser als konstituierendes Element literarischer Texte. – *Duitse kroniek*. 24, 1972, 90–106. S. 96–98 über „Heidelberg“.
4041. *Stierlin, Helm*: Lyrical creativity and schizophrenic psychosis as reflected in Friedrich Hölderlin's fate. – In: *Friedrich Hölderlin. An early modern*. 1972. S. 192–215 s. Nr. 3971. Dt. Fassung: *Psyche*. 26, 1972, 530–548, u. d. T.: Hölderlins dichterisches Schaffen im Lichte seiner schizophrenen Psychose.
4042. *Szondi, Peter*: Das Naive ist das Sentimentalische. Zur Begriffsdiagnostik in Schillers Abhandlung. – *Euphorion*. 66, 1972, 174–206. Über Hölderlin S. 174–176 u. ö. – Auch in: *Szondi: Lektüren und Lektionen. Versuche über Literatur, Literaturtheorie u. Literatursoziologie*. (Hrsg. v. *Jean Bollack* mit *Henriette Beese* [u. a.].) – (Frankfurt a. M.): Suhrkamp (1973). S. 47–99; ferner in: *Geschichte – Ereignis und Erzählung*. Hrsg. v. *Reinhard Koselleck* u. *Wolf-Dieter Stempel*. – München: W. Fink 1973. S. 377–410 (Poetik und Hermeneutik, 5), u. d. T.: Poetik und Geschichtsphilosophie. Zu Schillers Abhandlung Über naive und sentimentalische Dichtung.
4043. *Takahashi, Teruaki*: Das dichterische Denken Hölderlins. Eine hermeneutische Untersuchung d. Ode „Des Morgens“. – *Forschungsberichte für Germanistik*. 2, 1972, 66–104. S. 103 f. Zusammenfassung in japan. Sprache.
4044. *Takao, Kunio*: Friedrich Hölderlin. 3.4. – *Doitsu bungaku. Die deutsche Literatur*. (Osaka.) 17, 1972, 99–139; 18, 1973, 141–177. T. 1 u. 2/1968 u. 1969 s. Nr. 3331. – Japanisch.
- * 4045. *Tanaka, Yūji*: (Poetische Struktur des Tragischen bei Hölderlin.) – *Kage*. 12, 1972, 26–39.
4046. *Tonsor, Stephen*: Hölderlin and the modern sensibility. – In: *Friedrich Hölderlin. An early modern*. 1972. S. 54–63 s. Nr. 3971. Zuvor: *Modern age*. 15, 1971, 143–147.
4047. *Trenks, Martin*: Zur Auslegung der Verse 26–28 der „Friedensfeier“. – *Hölderlin-Jahrbuch*. 16, 1969/70 (1972), 222–227 s. Nr. 3973.
4048. *Usinger, Fritz*: Der Planet. Gedichte. – (Darmstadt: Bernhart 1972.) 105 S. S. 72–77: Hessen und Hellas [Gedicht an Hölderlin, Goethe, u. a.].
4049. *Valentin, Jean M.*: D'une Tour à l'autre. Evolution et continuité dans l'œuvre dramatique de Peter Weiss. – *Recherches germaniques*. 2, 1972, 94–129. S. 124–129 u. ö. über „Hölderlin“, s. Nr. 3897.
4050. *Vennberg, Karl*: Hölderlin i förvandling. Vid läsningen av Peter Weiss drama „Hölderlin“. – *Ord och bild*. 81, 1972, 319 f. S. 321–331 Ausz. aus: *Weiss, Hölderlin* [schwed.], s. Nr. 3897.
4051. *Völkerling, Klaus*: Das Hölderlin-Bild in den Schulen Westdeutschlands. – In: *Hölderlin-Colloquium*. 1972. S. 465–469 s. Nr. 3972.
4052. *Voia, Vasile*: Peter Weiss, „Hölderlin“. – *Tribuna*. A. 16. Cluj, 20. Januar 1972. S. 11. Anlässlich d. Uraufführung, s. Nr. 4180.
4053. *Wälsler, Martin*: Hölderlin zu entsprechen. – *Hölderlin-Jahrbuch*. 16, 1969/70 (1972), 1–18 s. Nr. 3973. Rede, geh. zum 200. Geburtstag d. Dichters am 21. März 1970 im Württ. Staatstheater in Stuttgart auf Einladung d. Hölderlin-Gesellschaft; zuvor 1970 s. Nr. 3673; ohne Anm. auch in: *PEN. Neue Texte deutscher Autoren*. (Prosa, Lyrik, Essay. Hrsg. v. *Martin Gregor-Dellin*.) – Tübingen & Basel: Erdmann (1971). S. 301–319; ferner in: *Der andere Hölderlin*. 1972. S. 101–124 s. Nr. 3970, und in: *Wälsler: Wie und wovon handelt Literatur. Aufsätze u. Reden*. – (Frankfurt a. M.): Suhrkamp (1973). S. 42–66 (Edition Suhrkamp. 642). R: *Friedbert Aspetsberger: Germanistik*. 13, 1972, 512.
4054. *Warr, Richard Bruce*: The Visionary crisis in the hymnic prose and verse of Hölderlin and Nietzsche. 1972. Abstr. – In: *Dissertation abstracts international*. A. 32, 1971/72, 6946.
4055. *Weiss, Peter*: Notizen zum „Hölderlin“-Stück. – In: *Der andere Hölderlin*. 1972. S. 127–132 s. Nr. 3970. 2 Eintragungen in d. nichtpublizierte Tagebuch Rekonvaleszenz; in veränd. Fassung erschien ein Ausz. aus d. Eintragung v. 20. Dezember 1970 u. d. T.: Bemerkungen zu Hölderlin, s. Nr. 3897. – Ins Schwed. übers. d. *Karin Johannisson: Kungl. Dramatiska Teatern. Dramaten*. [Programmheft.] 3, 1972/73, Nr. 27, S. 32–35, u. d. T.: Anteckningar till Hölderlin.
4056. *Weiss, Peter*: Fünf Varianten des Epilogs. – In: *Der andere Hölderlin*. 1972. S. 133–141 s. Nr. 3970 u. 3897.
4057. *Weithase, Irmgard*: Über die Schallgestalt von Hölderlins Dichtung. – In: *Sprechwissenschaft und Kommunikation. Festschrift für Christian Winkler*, hrsg. v. *Wilhelm L[uzian] Höffe* u. *Jörg Jesch*. – Ratingen [usw.]: Henn (1972). S. 107–123 (Sprache u. Sprechen. 3).

4058. *Wendt, Ernst*: Hölderlin oder Die Einführung des Wahnsinns. – In: Der andere Hölderlin. 1972. S. 151–160 s. Nr. 3970.
Gek. Fassung; zuvor: Theater heute. 12, 1971. Jahressonderheft, S. 84–87, u. d. T.: Zum wahnsinnig werden. Umwertung d. Geschichte in Peter Weiss' „Hölderlin“ u. Dieter Fortes „Luther & Münzer“.
4059. *Wertheim, Ursula*: Gesellschaftliche Verantwortung des Dichters und nationale Aufgabe der Dichtung in der poetischen Konzeption Friedrich Hölderlins. – In: Hölderlin-Colloquium. 1972. S. 375–394 s. Nr. 3972.
4060. *Wiens, Paul*: Vier Linien aus meiner Hand. Gedichte 1943–1971. (Mit 12 Illustr. v. Paul Wiens.) – Leipzig: Reclam 1972. 163 S. (Reclams Universal-Bibliothek. 510.)
S. 5 f.: Widmung [mit Zitaten aus An Zimmern. Die Linien des Lebens... u. aus Hyperion oder der Eremit in Griechenland]; S. 140 f.: Erdenweh. Hölderlin [zuvor 1968 s. Nr. 3337].
4061. *Wiese, Benno von*: Peter Weiss „Hölderlin“. Ein kritisches Essay. – In: Der andere Hölderlin. 1972. S. 217–246 s. Nr. 3970.
4062. *Wolf, Gerhard*: Der arme Hölderlin. (Mit 8 Abb. nach zeitgen. Silhouetten.) – Berlin: Union Verl. 1972. 155 S.
Erzählung. – 2. Aufl. 1973.
R: *Bernd Heimberger*: Neue Zeit. Berlin-Ost, 24. Mai 1973, u. d. T.: Psychogramm eines Dichters. – *Rulo Melchert*: Junge Welt. Berlin-Ost, 6. April 1973, u. d. T.: Das Bild vom armen Dichter Hölderlin. – **Thomas Thadea*: National-Zeitung. Berlin-Ost, Nr. 106, 1973.
4063. *Wolf, Gerhard*: Wenn aus der Ferne... – Neue deutsche Literatur. 20, 1972, Nr. 3, S. 127–136.
Erzählung zu Hölderlins Frankfurter Zeit.
4064. *Wood, Renate Marie-Elisabeth Hartisch*: Die „Mächtigkeit“ des Dichters. Zum Problem von Distanz u. Darstellung bei Friedrich Hölderlin. – Ann Arbor, Mich.: Univ. Microfilms (1972). VI, 239 S. [Xerogr.] Stanford, Calif., Stanford University, Phil. Diss. 1970.
Selbstanz.: Dissertation abstracts international. A. 31, 1970/71, 1821 f.
4065. *Yom, Syng Sup*: Spiel und Harmonie bei Schiller und Hölderlin. 1972. Abstr. – Dissertation abstracts international. A. 33, 1972/73, 1752.
- * 4066. *Young-Choon, Lee*: Hölderlins Halbgott. – Philosophical studies. 7, 1972.
4067. *Zuberbühler, Rolf*: Etymologie bei Goethe, Novalis und Hölderlin. – Hölderlin-Jahrbuch. 16, 1969/70 (1972), 195–221 s. Nr. 3973.
Leicht veränd. u. um d. Novalis-Teil erw. Fassung e. Vortrags, geh. am 21. November 1970 in d. Evangelischen Akademie Hofgeismar, vgl. Nr. 4170.
4070. *Bänninger, Adrian Ewald*: Fragment und Weltbild in Ludwig Hohls Notizen. Einf. u. Deutung eines Werks am Rande d. schweizerischen Gegenwartsliteratur. – Zürich: Juris Druck & Verl. 1973. 171 S. Zürich, Phil. Diss. 1973.
S. 76–81: Goethe, Hölderlin und Balzac als Zeugen des Hohl'schen Dichtertyps.
4071. *Balotă, Nicolae*: Umanităţi. Eseuri. – (Bucureşti:) Ed. Eminescu 1973. 485 S. S. 11–13: Tübingen, septembrie 1970; S. 18 f.: Saturn și Jupiter; S. 265–268: Pierre Emmanuel, poet baroc [über Hölderlin bei Pierre Emmanuel]; S. 408–415: Hölderlin printre zei [gek. zuvor 1970 s. Nr. 3436, u. d. T.: Printre zei].
4072. *Baumgart, Reinhard*: In die Moral entwischt? Der Weg d. politischen Stückeschreibers Peter Weiss. – In: Peter Weiss. – (München:) Boorberg (1973). S. 8–18 (Text und Kritik. 37).
S. 15–18 über „Hölderlin“. – Auch in: *Baumgart*: Die verdrängte Phantasie. 20 Essays über Kunst und Gesellschaft. – (Darmstadt & Neuwied:) Luchterhand (1973). S. 196–212, u. d. T.: Politisches Theater oder moralische Anstalt? Zur Entwicklung von Peter Weiss (Sammlung Luchterhand. 129).
4073. *Becher, Johannes R[obert]*: Gesammelte Werke. Hrsg. v. Johannes-R.-Becher-Archiv d. Akademie der Künste der Deutschen Demokratischen Republik. – Berlin & Weimar: Aufbau-Verl.
Bd 6. Gedichte. 1949–1958. (Nachw.: *Horst Haase*. Red. u. Sachl.: *Ilse Siebert*. 1973.) 747 S.
S. 170 f.: Auch dessen schäme ich mich [Gedicht an Hölderlin; zuerst 1952 s. Nr. 1440]; Erw. Hölderlins in d. Gedichten An die deutsche Sprache (S. 281), Das Atelier. I. München, Schwabing (S. 337–339); Motto v. Hölderlin zu d. Gedicht Das Todesurteil (S. 331); vgl. Anm. S. 595, 617.
Bd 8. Dramatische Dichtungen. 1971. S. 474/956 Erw. Hölderlins mit Anm. in Schlacht um Moskau; S. 596, 659, 702/858 Zitate u. Erw. Hölderlins in Winterschlacht.
Bd 1–5 u. 7 s. Nr. 3058.
4074. *Bertaux, Pierre*: War Hölderlin Jakobiner? – In: Hölderlin ohne Mythos. 1973. S. 7–17 s. Nr. 4109.
4075. *Betz, Albrecht*: Komm! ins Offene, Freund! Zum Verhältnis von Text u. Musik in Kompositionen von Gedichten Hölderlins u. Heines. Thema u. Variationen. – Revue d'Allemagne. 5, 1973. Nr. 3: Hommages à Robert Minder. S. 649–669.
4076. *Binder, Wolfgang*: Hölderlin: Theologie und Kunstwerk. – Hölderlin-Jahrbuch. 17, 1971/1972: Marbacher Hölderlin-Colloquium. 1973. S. 1–29 s. Nr. 4110; Diskussion S. 117–119.
Erw. Fassung d. beim Hölderlin-Colloquium in Marbach geh. Vortrags; zuvor: Zeitschrift für Theologie und Kirche. 69, 1972, 350–378.
4077. *Bobrowski, Johannes*: Andenken an Hölderlin. – In: *Deskau, Dagmar*: „Dunkelheit“ und „Engagement“. Zur Gestaltung d. Geschichtsbezuges in d. Lyrik Johannes Bobrowskis. 1973 s. Nr. 4084.
Zuerst in: *Jokostra, Peter*: Verwandlungen. Unveröffentlichte Gedichte v. Johannes Bobrowski. – Christ und Welt. Jg. 19. Stuttgart, 23. September 1966. S. 21.
4078. *Böckmann, Paul*: Erläuterungen zum Methodenwandel in der Hölderlinforschung. (Diskussionsbeitrag.) – Hölderlin-Jahrbuch. 17, 1971/1972: Marbacher Hölderlin-Colloquium. 1973. S. 129–131 s. Nr. 4110.
4079. *Böschenstein, Bernhard*: Klopstock als Lehrer Hölderlins. Die Mythisierung von

- Freundschaft u. Dichtung („An des Dichters Freunde“). – Hölderlin-Jahrbuch. 17, 1971/1972: Marbacher Hölderlin-Colloquium. 1973. S. 30–42 s. Nr. 4110.
4080. *Buber, Martin*: Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten. Hrsg. u. eingel. v. *Grete Schaeder* in Beratung mit *Ernst Simon* u. unter Mitw. v. *Rafael Buber* [u. a.]. Bd 2: 1918–1938. – Heidelberg: L. Schneider (1973). 722 S.
S. 633, 637, 640 f., 642, 643 über das „Systemprogramm“ in Briefen an u. von *Rudolf Pannwitz* (Jan.–April 1937).
4081. *Cibulka, Hanns*: Lichtschwalben. Gedichte. – Halle (Saale): Mitteldt. Verl. (1973). 71 S.
S. 64–68: Tema con variazioni: „Wann erscheinst du ganz, Seele des Vaterlands?“ Hölderlin.
4082. *Czechowski, Heinz*: Gelegentlich Hölderlin. (1970.) – Neue deutsche Literatur. 21, 1973, Nr. 6, S. 56 f.
Gedicht [u. d. T.: Hölderlin, zum Beispiel, auch: Ensemble. 4, 1973, 245 f.]; ebda Nr. 6, S. 54 f.: Flußfahrt [mit Zitaten aus Gedichten Hölderlins]; Nr. 8, S. 87 f.: Ostrau [mit Strophe an Hölderlin].
4083. *Czechowski, Heinz*: Bleibendes Landwüst. Zur Lyrik Volker Brauns. – Sinn und Form. 25, 1973, 900–915.
S. 910–912 u. ö. über d. Gedicht An Friedrich Hölderlin.
4084. *Deskau, Dagmar*: „Dunkelheit“ und „Engagement“. Zur Gestaltung d. Geschichtsbezuges in d. Lyrik Johannes Bobrowskis. – Mainz 1973. 394 S. Mainz, Phil. Diss. 1973.
S. 321–324 über Bobrowskis Gedicht Andenken an Hölderlin, vgl. Nr. 4077.
4085. *Dodd, W. N.*: La Grammatica della visione: Uno studio della poesia di Edwin Muir (1887–1959). – Paragone. Letteratura. 24, 1973, Nr. 280, S. 25–64.
S. 41–43, 60–62 u. ö. über Hölderlin bei Edwin Muir.
4086. Die Stuttgarter Drucke von Josua Reichert. (Hrsg. v. d. Württembergischen Landesbibliothek.) – (Stuttgart-Bad Cannstatt [1973]: Dr. Cantz'sche Dr.) 30 Bl. [Umschlagt.]
Katalog mit Beschreibung u. ausgew. Abb. d. für d. Ausschmückung d. Neubaus d. Württ. Landesbibliothek in einmaligen Abzügen geschaffenen Bogen; Hölderlin-Texte: An die Parzen, Hälfte des Lebens, Bruchstück 50: Wenn über dem Weinberg ...
4087. *Eich, Günter*: Gesammelte Werke. (Hrsg. v. Suhrkamp Verl. in Verb. mit *Ilse Aichinger* u. unter Mitw. v. *Susanne Müller-Hanpff* [u. a.]. Bd 1. Die Gedichte. Die Maulwürfe. – (Frankfurt a. M.): Suhrkamp (1973). 478 S.
S. 36 f.: Latrine [zuerst: Der Ruf. Jg. 1. München, 15. November 1946. S. 12; auch in: *Eich*: Gedichte. Ausgew. v. *Ilse Aichinger*. – (Frankfurt a. M.): Suhrkamp (1973). S. 9 (Bibliothek Suhrkamp. 368); S. 145: Palmyra ... – S. 333: Hölderlin [zuerst 1968 s. Nr. 3280; auch in: *Eich*: Gesammelte Maulwürfe. – (Frankfurt a. M.): Suhrkamp (1972). S. 60 (Bibliothek Suhrkamp. 312)]. – Anm. S. 405, 415, 434.
4088. *Fiesel, Eva*: Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik. (Nachdr. d. Ausg. Tübingen 1927.) – (Hildesheim, New York: Olms 1973.) 259 S. Lizenz d. Verl. Mohr (Siebeck), Tübingen.
Über Hölderlin S. 18–23, 40–44 u. passim.
4089. *Formosa, Felio*: Albes breus a les mans. Pròleg de *Josep M(arià) Carandell*. – (Barcelona:) Proa 1973. 72 S. (Els Llibres de l'Òssa menor. 78.)
S. 24: El Foll de Tubinga [Der Irre von Tübingen; Gedicht an Hölderlin].
4090. *Fritz, Axel*: Den tyska litteraturen på Hölderlins tid. – Kungl. Dramatiska Teatern. Dramaten. [Programmheft.] 3, 1972/73, Nr. 25, S. 16–18.
4091. *Gaier, Ulrich*: Über die Möglichkeit, Hölderlin zu verstehen. – Hölderlin-Jahrbuch. 17, 1971/1972: Marbacher Hölderlin-Colloquium. 1973. S. 96–116 s. Nr. 4110.
4092. *Gaskill, P[eter] H[oward]*: Hölderlin's medievalism. – Neophilologus. 57, 1973, 353–369.
4093. *George, Emery Edward*: Hölderlin's „Ars poetica“. A part-rigorous analysis of information structure in the late hymns. – The Hague, Paris: Mouton 1973. XV, 684 S. (De Proprietatibus litterarum. Ser. practica. 32.) Überarb. Druck d. Phil. Diss. Ann Arbor, Mich., University of Michigan 1964.
4094. *Gerlach* [geb. *Brose*], *Ingeborg*: Natur und Geschichte. Studien zur Geschichtsauffassung in Hölderlins „Hyperion“ u. „Empedokles“. – (Frankfurt a. M.: Akad. Verlagsges. 1973.) 205 S. (Studien zur Germanistik. Humanitas-Studien.) Überarb. d. Phil. Diss. Göttingen 1969, s. Nr. 3354.
4095. *Gilby, William [Reid]*: Das Bild des Feuers bei Hölderlin. Eine genetische Betrachtung. – Bonn: Bouvier Verl. Herbert Grundmann 1973. 104 S. (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft. 137.)
Zuvor als Phil. Diss. Washington University, 1971, u. d. T.: Hölderlin und das Feuer.
Selbstanz.: Dissertation abstracts international. A. 32, 1971/72, 1509 f.
4096. *Goll, Claire*: Hölderlin ou La Tour du fou. 11 chants inéd. – *Yvan Goll*, Lilith. 9 poèmes inéd.; *Elégie de l'atome*, poèmes inéd. – *Marc Pessin*, 14 illustrations en or ajouré. – (Saint-Genis-sur-Guiers, Savoie: Gauthier 1973.) 33 Dbl. in Mappe. 2^o 50 num. Ex., sign. v. Claire Goll u. Marc Pessin.
4097. *Goodson Jr., Alfred Clement*: Coleridge and Hölderlin. Studies in the poetics of space. 1973. Abstr. – Dissertation abstracts international. A. 34, 1973/74, 770 f.
4098. *Grabs, Manfred*: „Wir, so gut es gelang, haben das Unsre getan.“ Zur Aussage d. Hölderlin-Vertonungen Hanns Eislers. – Beiträge zur Musikwissenschaft. 15, 1973, 49–59.
4099. *Grasnick, Ulrich*: Der vieltürige Tag. Gedichte. (Mit e. Nachbemerkung v. *Günther Deicke*.) – (Berlin: Verl. der Nation 1973.) 165 S.
S. 145: Hölderlin.
4100. *Grolitsch, Lisbeth*: Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch. Friedrich Hölderlin. – Klüter Blätter. 24, 1973, Nr. 4, S. 38–40.
4101. *Grugan, Arthur Anthony*: Thought and poetry: Language as man's homecoming. A study of Martin Heidegger's question of being and its ties to Friedrich Hölderlin's experience of the holy. 1972. Abstr. – Dissertation abstracts international. A. 33, 1972/73, 4473 f.
4102. *Hamlin, Cyrus*: Hölderlins Mythos der heroischen Freundschaft: Die Sinclair-Ode „An Eduard“ (2. Fassung, 1801). (Aus d. Engl. übers. v. *Renate Böschstein-Schäfer*.) – Hölderlin-Jahrbuch. 17, 1971/1972: Marbacher Hölderlin-Colloquium. 1973. S. 74–95 s. Nr. 4110; Diskussion S. 125–128.
4103. *Hamlin, Cyrus*: The Poetics of self-consciousness in European romanticism: Hölderlin's Hyperion and Wordsworth's Prelude. – Genre. 6, 1973, 142–177.
Vortrag, geh. Ende Mai 1971 in Newfoundland, Can.
4104. *Harris, Derek [Raymond]*: Luis Cernuda. A study of the poetry. – London:

- Támesis Books (1973). 188 S. (Támesis. Ser. A: Monografias. 33.)
Hölderlin S. 67–74 u. ö.
4105. *Hegel, Hannelore*: Reflexion und Einheit. Sinclair u. d. „Bund der Geister“ – Frankfurt 1795–1800. – In: Das älteste Systemprogramm. 1973. S. 91–106 s. Nr. 4157.
U. a. über Hölderlins Anteil am „Systemprogramm“.
4106. *Henrich, Dieter*: Systemprogramm? Vorfrage zum Zurechnungsproblem. – In: Das älteste Systemprogramm. 1973. S. 5–15 s. Nr. 4157.
4107. *Hermlin, Stephan* [d. i. *Rudolf Leder*]: Lektüre. 1960–1971. – Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 1973. 263 S.
S. 112–117: Dichter über Hölderlin; zuerst 1969 s. Nr. 3421 R.
4108. (*Hirblinger, Heiner*): Zum Referat von Wolfgang Binder, Hölderlin: Theologie und Kunstwerk. (Diskussionsprotokoll.) – Hölderlin-Jahrbuch. 17, 1971/1972: Marbacher Hölderlin-Colloquium. 1973. S. 117–119 s. Nr. 4076 u. 4110.
4109. Hölderlin ohne Mythos. Hrsg. v. *Ingrid Riedel*. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (1973). 90 S. (Kleine Vandenhoeck-Reihe. 356/357/358.)
Referate, geh. bei d. Symposion „Zu Hölderlins Gedächtnis“, veranst. v. d. Evangelischen Akademie Hofgeismar am 20.–22. November 1970.
S. 7–17: *Bertaux, Pierre*: War Hölderlin Jakobiner? S. 18–33: *Kudszus, Winfried*: Versuch einer Heilung. Hölderlins spätere Lyrik; S. 34–47: *Zuberbühler, Rolf*: Etymologie bei Goethe und Hölderlin; S. 48–67: *Prang, Helmut*: Hölderlins Götter- und Christus-Bild; S. 68–80: *Ryan, Lawrence [John]*: Zur Frage des „Mythischen“ bei Hölderlin; S. 81–90: *Jäger, Hans-Wolf*: Diskussionsbeitrag: Zur Frage des „Mythischen“ bei Hölderlin.
4110. Hölderlin-Jahrbuch. Begr. v. *Friedrich Beißner* u. *Paul Kluckhohn*. Im Auftr. d. Hölderlin-Gesellschaft hrsg. v. *Bernhard Böschenstein* u. *Alfred Kellert*. (Redaktionelle Mitarb.: *Harald Hartung*.) Bd 17. 1971/1972: Marbacher Hölderlin-Colloquium 1970. – Tübingen: Mohr (Siebeck 1973). 132 S.
S. 1–29: *Binder, Wolfgang*: Hölderlin: Theologie und Kunstwerk. (Erw. Fassung d. Vortrags); S. 30–42: *Böschenstein, Bernhard*: Klopstock als Lehrer Hölderlins. Die Mythisierung von Freundschaft u. Dichtung („An des Dichters Freunde“); S. 43–55: *Schmidlin, Guido*: Hölderlin und Schellings Philosophie der Mythologie und Offenbarung; S. 56–73: *Scharfschwerdt, Jürgen*: Die Revolution des Geistes in Hölderlins „Hymne an die Menschheit“; S. 74–95: *Hamlin, Cyrus*: Hölderlins Mythos der heroischen Freundschaft: Die Sinclair-Ode „An Eduard“ (2. Fassung, 1801); S. 96–116: *Gaier, Ulrich*: Über die Möglichkeit, Hölderlin zu verstehen. – S. 117–132: Diskussionsbeiträge (S. 117–119: *Hirblinger, Heiner*: Zum Referat von Wolfgang Binder, Hölderlin: Theologie und Kunstwerk. Protokoll; S. 119–125: *Müller-Seidel, Walter*: Hölderlins Dichtung und das Ereignis der Französischen Revolution. Zur Problemlage; S. 125–128: *Kreuzer, Christian*: Hölderlins Dichtung und das Ereignis der Französischen Revolution. Protokoll; S. 129–131: *Böckmann, Paul*: Erläuterungen zum Methodenwandel in der Hölderlinforschung; S. 132: *Böckmann, Paul*: Schlußwort).
R: [*Martha*] V[o]gt[mann]: Staatsanzeiger für Baden-Württemberg. Jg. 22. Stuttgart, 15. Dezember 1973. S. 3, u. d. T.: Nachhall aus dem Hölderlin-Jahr.
4111. *Hofbauer, Josef*: Späte Ernte. Gedichte, zusammengest. v. *Adolf Hasenöhr*. – Stuttgart: Selbstverl. d. Seliger-Gemeinde (1973). 78 S.
S. 21 f.: Olympischer Sieg. (1942 [1 Strophe an Hölderlin].)
- * 4112. *Howard, Richard*: After the facts. – Horizon. Spring 1973.
Gedicht an Hölderlin.
4113. *Jäger, Hans-Wolf*: Diskussionsbeitrag: Zur Frage des „Mythischen“ bei Hölderlin. – In: Hölderlin ohne Mythos. 1973. S. 81–90 s. Nr. 4109.
4114. *Klein, Johannes*: Hölderlins Absage an seine Zeit. T. [1.] 2. – Scheidewege. 2, 1972/73, 392–419; 3, 1973, 454–503.
T. 1 u. d. T.: Der Stilreichtum in Hölderlins „Hyperion“. Einl. zu einer Studie über Hölderlins Absage an seine Zeit; T. 2 u. d. T.: Hölderlins Absage an seine Zeit im „Hyperion“.
4115. *Kommerell, Max*: Gedichte, Gespräche, Übertragungen. Mit e. einf. Essay v. *Helmut Heissenbüttel*. – Olten & Freiburg i. Br.: Walter-Verl. (1973). 348 S.
S. 85–87: Hölderlin auf der Heimkehr von Bordeaux [Gedicht; zuerst 1929 s. Nr. 3417].
4116. *Kraft, Werner*: Bewältigte Gegenwart. Alte u. neue Gedichte. – Darmstadt: Bläschke (1973). 94 S.
S. 49: Frei. (Fortsetzung eines Bruchstücks aus zehn Worten von Hölderlin [Bruchstück 8: Wandelt ewig freigegeben . . . ; zuerst 1963 s. Nr. 2694]); S. 50: Diotima [zuerst: Die Fähre. 2, 1947, 280].
4117. (*Kreuzer, Christian*): Hölderlins Dichtung und das Ereignis der Französischen Revolution. (Diskussionsprotokoll.) – Hölderlin-Jahrbuch. 17, 1971/1972: Marbacher Hölderlin-Colloquium. 1973. S. 125–128 s. Nr. 4110, 4102, 4140.
4118. *Kudszus, Winfried*: Versuch einer Heilung. Hölderlins spätere Lyrik. – In: Hölderlin ohne Mythos. 1973. S. 18–33 s. Nr. 4109.
4119. *Langer, Rudolf*: Ortswechsel. Gedichte. (Nachw.: *Karl Krolow*.) – Darmstadt: Bläschke 1973. 78 S.
S. 45: Mit Hölderlin einig.
4120. *Lupi, Sergio*: Saggi di letteratura tedesca. ([Hrsg. u. eingel. v.] *Claudio Magris*.) – Torino: Giappichelli 1973. IX, 709 S. (Università di Torino.)
S. 453–476: Destino di Hölderlin [zuerst 1966 s. Nr. 3016]; S. 477–513: Hölderlin e il mito del paradiso perduto [zuerst 1965 s. Nr. 2906].
R: . . . : Bücher und Zeitschriften Italiens. 16, 1973, 555.
4121. *Maurer, Georg*: Variationen zu einer Chorstelle aus der „Antigonä“ in Hölderlins Übertragung (Ausz.). – In: Dichtung ist deine Welt. Selbstaussagen u. Versuche zum Werk Georg Maurers. (Hrsg. v. *Gerhard Wolf*.) – Halle (Saale): Mitteldeut. Verl. 1973. S. 291.
4122. *Michelsen, Peter*: Peter Weiss. – In: Deutsche Dichter der Gegenwart. Ihr Leben u. Werk. Unter Mitarb. zahlreicher Fachgelehrter hrsg. v. *Benno von Wiese*. – (Berlin:) E. Schmidt (1973). S. 292–325.
S. 317–321 über „Hölderlin“, 1971 s. Nr. 3897.
4123. *Modlmayr, Hans-Jörg*: König Lear auf Patmos. Gedichte [dt. u. engl.]. T. 1. Vorw. v. *Verena Flick*. Übertr. ins Engl. v. *Elisabeth Stopp* u. *Michael Mitchell*, mit 9 Original-Linolschnitten v. *Fritz Möser*. – Heidelberg: Ziehank'sche Universitätsbuchh. (1973). 33 Bl. nach Art e. Blockbuches. 4° (Proteusdruck.)
Bl. 32: Ob Hölderlin lebt [dt. u. engl.]. 2. Fassung; dt. zuerst 1970 s. Nr. 3584.
- 4123 a. *Moretto, Giovanni*: L'Esperienza religiosa del linguaggio in Martin Heidegger. –

- Firenze: Le Monnier 1973. 264 S. (Istituto di filosofia della Facoltà di lettere e filosofia dell'Università di Genova.)
S. 134–138, 157–169 über Heideggers Hölderlin-Aufsätze.
4124. *Müller-Seidel, Walter*: Hölderlins Dichtung und das Ereignis der Französischen Revolution. Zur Problemlage. (Diskussionsbeitrag.) – Hölderlin-Jahrbuch. 17, 1971/1972: Marbacher Hölderlin-Colloquium. 1973. S. 119–125 s. Nr. 4110.
4125. *Nagy, László*: Versben bujdosó. – Budapest: Szépirodalmi Könyvkiadó (1973). 142 S.
S. 10: Hölderlin vascipő [Gedicht].
4126. *Nalewski, Horst*: Metaphernstruktur in Johannes Bobrowskis Erzählung „Boehlordorf“. – Weimarer Beiträge. 19, 1973, Nr. 4, S. 103–118.
Passim Vergleiche mit Hölderlin.
4127. *Pataki, Heidi*: Poet./ical. – Neues Forum. 20, 1973, Nr. 237/238, S. 55.
Gedicht, zur Hälfte aus Anfängen von Gedichten Hölderlins.
- 4127 a. *Peacock, Ronald*: Hölderlin. ([1st] ed. repr., with a new pref.) – London: Methuen; New York: Bownes & Noble (1973). XIII, 179 S.
1. Aufl. 1938 s. Nr. 334.
4128. *Pigenot, Ludwig von*: Hölderlins „Friedensfeier“. [Neudr.] – (München 1973). 16 gez. S.
Vortrag, geh. vor d. Bayerischen Akademie der Schönen Künste zu München; zuerst 1957 s. Nr. 2043.
4129. *Pöggeler, Otto*: Hölderlin, Hegel und das älteste Systemprogramm. – In: Das älteste Systemprogramm. 1973. S. 211–259 s. Nr. 4157.
4130. *Pöggeler, Otto*: Sinclair, Hölderlin, Hegel. Ein Brief v. Karl Rosenkranz an Christoph Th. Schwab. – Hegel-Studien. 8, 1973, 9–53.
S. 32 f.: *Rosenkranz, Karl*: An Christoph Th. Schwab. Königsberg, 13. Juli 1843; vgl. Nr. 4136.
4131. *Poethen, Johannes*: Gedichte 1946–1971. (Hrsg. u. mit e. Nachw. v. *Jürgen P. Wallmann*.) – (Hamburg & Düsseldorf:) Claassen (1973). 293 S.
S. 254: Zweiter Nachtrag. Drei Fragmente. Im Andenken an Hölderlin; zuerst 1969 s. Nr. 3416.
4132. *Prang, Helmut*: Hölderlins Götter- und Christus-Bild. – In: Hölderlin ohne Mythos. 1973. S. 48–67 s. Nr. 4109.
4133. *Raleigh, Peter J.*: Hölderlin: Peter Weiss's artist in revolt. – Colloquia Germanica. [7,] 1973, 193–213.
4134. *Reschke, Renate*: Aspekte einer Hölderlinschen Ästhetik. – Weimarer Beiträge. 19, 1973, Nr. 6, S. 73–94.
4135. *Roddewig[-Burger], Marcella*: Dante in der Dichtung des Freundeskreises von Hölderlin: Sinclair, Stäudlin, Reinhard, Boehlordorf. – Deutsches Dante-Jahrbuch. 48, 1973, 79–106.
4136. *Rosenkranz, Karl*: An Christoph Th[eodor] Schwab. Königsberg, 13. Juli 1843. – Zu: *Pöggeler, Otto*: Sinclair, Hölderlin, Hegel. 1973. S. 32 f. s. Nr. 4130.
Über Hölderlin, Hegel u. Schelling u. über d. Schicksal v. Sinclairs Nachlaß.
4137. *Roth, Dieter*: Andenken. Skizze einer Interpretation. – In: *Hölderlin*: Gedichte, Hyperion, Empedokles, Briefe. 1973. S. 366–375 s. Nr. 3722.
4138. *Ryan, Lawrence [John]*: Zur Frage des „Mythischen“ bei Hölderlin. – In: Hölderlin ohne Mythos. 1973. S. 68–80 s. Nr. 4109.
Referat, auch geh. beim Marbacher Hölderlin-Colloquium 1970, vgl. Nr. 4110.
4139. *Ryder, Frank G.*: The Ebbing of style. Hölderlin's late poetry in the perspective of meter. – In: Texte und Kontexte. Studien zur deutschen u. vergleichenden Literaturwissenschaft. Festschrift für Norbert Fuerst zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. *Manfred Durzak* [u. a.] – Bern & München: Francke (1973). S. 161–176.
4140. *Scharfschwerdt, Jürgen*: Die Revolution des Geistes in Hölderlins „Hymne an die Menschheit“. – Hölderlin-Jahrbuch. 17, 1971/1972: Marbacher Hölderlin-Colloquium. 1973. S. 56–73 s. Nr. 4110; Diskussion S. 125–128.
T. 1 (S. 56–68) zuvor 1970 s. Nr. 3623 (S. 400–410).
4141. *Schelling, F[riedrich] W[ilhelm] J[oseph]*: Briefe und Dokumente. Hrsg. v. *Horst Fuhrmans*. Bd 2. 1775–1803. Zusatzbd (1). – Bonn: Bouvier 1973. XVI, 555 S.
S. 523–540 über Hölderlins Anteil am „Systemprogramm“.
4142. *Schéerer, René, et Arion Lothar Kelkel*: Heidegger ou l'expérience de la pensée. Prés., biographie, bibliographie. – [Paris:] Seghers (1973). 189 S. (Philosophes de tous les temps. 86.)
S. 107–169: *Kelkel*: Heidegger ou la conversion „philo-logique“ et poétique [S. 149–169 über d. Hölderlin-Interpretationen Heideggers].
4143. *Schiller, Dieter*: Das Erbe der Vergessenen. Einige methodische Überlegungen. – Weimarer Beiträge. 19, 1973, Nr. 4, S. 49–66.
Über Hölderlin u. Georg Weerth.
4144. *Schilling, Friedrich*: Friedrich Hölderlins Weg über Coburg und sein Jahr im Grabfeld. Betrachtungen u. Briefauszüge. – Jahrbuch der Coburger Landesstiftung. 1973, 189–210.
4145. *Schmidlin, Guido*: Hölderlin und Schellings Philosophie der Mythologie und Offenbarung. – Hölderlin-Jahrbuch. 17, 1971/1972: Marbacher Hölderlin-Colloquium. 1973. S. 43–55 s. Nr. 4110.
4146. *Schmidlin, Guido*: Versuch zur dichterischen Vernunft. – Bern & München: Francke (1973). 159 S.
S. 16–20: Nietzsche–Empedokles–Hölderlin; S. 36–38: Hölderlin und Fichte; S. 40 bis 46: Das älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus; S. 57–69: Hölderlins Poetik; S. 107–110: (Heideggers) Erläuterungen zu Hölderlin; über Hölderlin ferner S. 21–31 (Intellectus archetypus und ectypus), u. ö.
4147. *Schuffels, Klaus*: Griechenlandbild und Schönheitsideal als Ausdruck demokratischen Denkens. Zu Hölderlins Hyperion. – Etudes germaniques. 28, 1973, 304–317.
4148. *Schultz, Hartwig*: „Revolutionäre Verse“ bei Hölderlin und Weiss. – In: Peter Weiss. – (München:) Boorberg (1973). S. 19–25 (Text und Kritik. 37).
4149. *Scimonello, Giovanni*: Das Verhältnis zwischen Philosophie, pantheistischer Vision und Temporalität in Hölderlins Werk: einige Aspekte. – Orbis litterarum. 28, 1973, 23–45.
4150. *Seidenfaden, Theodor*: Stundenschläge einer goldenen Kunde. Gespräch Hölderlins mit Novalis im Ewigen am 2. Mai 1973, d. 200jährigen Geburtstage d. Novalis. Ein Sonett-Kranz. – [Karlsruhe:] Der Karlsruher Bote 1973. 16 S. [Um-schlagt.]
4151. *Shelton, Roy C[herry]*: The Young Hölderlin. ([Mit Vorw. v.] *Heinrich Meyer*: A New picture of Hölderlin.) – Bern & Frankfurt/M.: H. Lang 1973. 282 S. (German Studies in America. 10.)
1770 bis Frühsommer 1795: Weggang von Jena.

4152. *Silz, Walter*: Hölderlin: Two domestic poems. – The Germanic review. 48, 1973, 5–20.
Mein Eigentum, Das Ahnenbild.
4153. *Söring, Jürgen*: Die Dialektik der Rechtfertigung. Überlegungen zu Hölderlins Empedokles-Projekt. – (Frankfurt/M.: Athenäum Verl. (1973). 305 S. (Literatur und Reflexion. 11.) Zugl. Phil. Diss. Bonn 1972.
4154. *Sollers, Philippe*: H. Roman. – Paris: Ed. du Seuil (1973). 184 S. (Tel quel.)
„H“ bedeutet vermutlich „Hölderlin“, vgl. S. 16 d. Romans.
4155. *Sommavilla, Guido*: Parabole dell'ateismo. Friedrich Hölderlin, Friedrich Nietzsche, Italo Svevo, Thomas Mann. – Padova: Ed. „La Garangola“ 1973. 372 S. (Università di Parma. Istituto di Scienze religiose. Filosofia e religione. 5.)
S. 11–92: Friedrich Hölderlin. Ateismo allo zenit; zuvor 1967 s. Nr. 3238 u. 3239.
4156. *Strack, Friedrich*: Das Systemprogramm und kein Ende. Zu Hölderlins philosophischer Entwicklung in d. Jahren 1795/96 u. zu s. Schellingkontroverse. – In: Das älteste Systemprogramm. 1973. S. 107–149 s. Nr. 4157.
4157. Hegel-Tage Villigst 1969. Das älteste Systemprogramm. Studien zur Frühgeschichte d. deutschen Idealismus. Hrsg. v. *Rüdiger Bubner*. – Bonn: Bouvier Verl. Herbert Grundmann 1973. 265 S. (Hegel-Studien. Beih. 9; Internationale Vereinigung zur Förderung des Studiums der Hegelschen Philosophie. Veröffentlichung 5.)
S. 5–15: *Henrich, Dieter*: Systemprogramm? Vorfragen zum Zurechnungsproblem; S. 17–33: *Braun, Hermann*: Philosophie für freie Geister. Zu Hegels Manuskript: ... eine Ethik; S. 35–52: *Tilliette, Xavier*: Schelling als Verfasser des Systemprogramms? S. 53–90: *Düsing, Klaus*: Die Rezeption der kantischen Postulatenlehre in den frühen philosophischen Entwürfen Schellings und Hegels; S. 91–106: *Hegel, Hannelore*: Reflexion und Einheit. Sinclair u. d. „Bund der Geister“ – Frankfurt 1795–1800; S. 107–149: *Strack, Friedrich*: Das Systemprogramm und kein Ende. Zu Hölderlins philosophischer Entwicklung in d. Jahren 1795/96 u. zu s. Schellingkontroverse; S. 151–165: *Maier, Hans*: Einige historische Vorbemerkungen zu Hegels politischer Philosophie; S. 167–210: *Trede, Johann Heinrich*: Mythologie und Idee. Die systematische Stellung d. „Volksreligion“ in Hegels Jenaer Philosophie d. Sittlichkeit (1801–03); S. 211–259: *Pöggeler, Otto*: Hölderlin, Hegel und das älteste Systemprogramm; S. 261–265: Anhang: Das älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus. (Edition d. Hegel-Archivs der Ruhr-Universität Bochum.)
4158. *Szarota, Elida Maria*: Winckelmanns und Hölderlins Herkulesdeutung. – In: Beiträge zu einem neuen Winckelmannsbild. Hrsg. v. *Berthold Häsler*. – Berlin: Akademie-Verl. 1973. S. 75–87 (Schriften der Winckelmann-Gesellschaft. 1).
4159. *Szondi, Peter*: Über philologische Erkenntnis. – In: Methodenfragen der deutschen Literaturwissenschaft. Hrsg. v. *Reinhold Grimm* u. *Jost Hermand*. – Darmstadt: Wissenschaftl. Buchges. 1973. S. 232–254 (Wege der Forschung. 240).
U. a. über Friedensfeier; zuerst 1962 s. Nr. 3242.
- * 4159 a. *Tanaka, Yūji*: Die Bedeutung der Tragödie bei Hölderlin. – Memoirs of the Faculty of general education, Kumamoto University, Humanities. 8, 1973, 107–135.
4160. *Taylor, Ronald*: The Intellectual tradition of modern Germany. A collection of writings from the eighteenth to the twentieth century. Vol. 1. Philosophy, religion and the arts. – London: Bell & Sons 1973. XVII, 323 S.
S. 134–144: Hölderlin. Der Abschied (Second version), Die Wanderung. (Introd., text, commentary.)
4161. *Tilliette, Xavier*: Schelling als Verfasser des Systemprogramms? – In: Das älteste Systemprogramm. 1973. S. 35–52 s. Nr. 4157.
U. a. zu Hölderlins Anteil.
4162. *Velde, Leonardus van de*: Herrschaft und Knechtschaft bei Hölderlin. – Assen: Van Gorcum 1973. 280 S. (Van Gorcum's literaire Bibliotheek. Literarische Reihe. 26.)
4163. Verzeichnis der Mitglieder der Hölderlin-Gesellschaft. [4.] Stand vom November 1973. (Hrsg. v. d. Geschäftsstelle.) – (Tübingen: Hölderlin-Gesellschaft) 1973. 39 S. [Msch.-schr. vervielf.]
Frühere Verzeichnisse 1955, 1962 u. 1968 s. Nr. 3334.
4164. *Wálkó, György*: A Mester és a modell. Jegyzetek Peter Weiss Hölderlin-drámájához. – In: *Weiss, Peter*: Hölderlin [ungar.]. Ford. *Vas István*. 1973. S. 205–218 s. Nr. 3897.
4165. *Weisstein, Ulrich*: Imitation, stylization, and adaptation: The language of Brecht's „Antigone“ and its relation to Hölderlin's version of Sophocles. – The German quarterly. 46, 1973, 581–604.
4166. *Wiese, Benno von*: Dichtertum. Zum Selbstverständnis d. deutschen Autors im 19. Jahrhundert und heute. – In: Über Literatur und Geschichte. Festschrift für Gerhard Storz. (Hrsg.: *Bernd Hüppauf, Dolf Sternberger*. – (Frankfurt a. M.: Athenäum (1973). S. 223–242.
S. 240–242 über *Peter Weiss*, Hölderlin, 1971 s. Nr. 3897.
4167. *Wiesmann, Louis [Arnold]*: Das moderne Gedicht. Versuch einer Genealogie. – (Basel: Gute Schriften 1973.) 86 S. (Gute Schriften. 384.)
Über Hölderlin S. 27–35 u. ö.
4168. *Wirsching, Johannes*: Friedrich Dürrenmatt: Der Tunnel. Eine theologische Analyse. – Der Deutschunterricht. 25, 1973, 103–117.
S. 114–116 Vergleich mit Hyperions Schicksalslied.
4169. *Zagari, Luciano*: Ancora su Hölderlin e la rivoluzione francese. – Istituto universitario orientale. Annali. [1.] Sez. germanica. 16/1, 1973, 211–233.
Zu: *Bertaux*, Hölderlin und die Französische Revolution. 1969 s. Nr. 3345; *Scharfschwerdt*, Hölderlins „Interpretation“ des „Contrat social“ in der „Hymne an die Menschheit“. 1970 s. Nr. 3623; *Scharfschwerdt*, Die pietistisch-kleinbürgerliche Interpretation der Französischen Revolution in Hölderlins Briefen. 1971 s. Nr. 3883; *Mahr*, Mythos und Politik in Hölderlins Rheinhymne. 1972 s. Nr. 3997.
- 4169 a. *Zettl, Walter*: I Classici tedeschi nella politica. (Trad. di *Antonella Gargano*.) – In: Momenti di cultura tedesca. – Cremona: Libr. del Convegno (1973). S. 81–99 (Quaderni del Convegno. Sez. germanistica. 3).
Rede, geh. am 27. Februar 1972 im Niedersächsischen Staatstheater Hannover. – S. 82–86 über Hölderlin.
4170. *Zuberbühler, Rolf*: Etymologie bei Goethe und Hölderlin. – In: Hölderlin ohne Mythos. 1973. S. 34–47 s. Nr. 4109; vgl. Nr. 4067.

ABTEILUNG III: SPRECHPLATTEN

4171. Begegnung mit Gedichten. *Gerhard Schmid* spricht: Gryphius, Goethe, Hölderlin [u. a.]. [Mit] Textteil. – Bamberg: Buchner [um 1972]. 1 Platte ϕ 17 cm, 33 UpM (Bamberger Sprechkolleg. Deutsche Literatur. 1 A/4071.)
S. 1 u. a.: Hölderlin, Hälfte des Lebens.

4172. *Eisler, Hanns*: (Vierzehn Arten den Regen zu beschreiben. op. 70 [u. a.]) 1–3. [Mit Beil.] – Mainz: Wergo [um 1972]. 3 Platten ϕ 30 cm, 33 UpM (Studio Reihe neuer Musik. WER 60064.)
 Platte 3: Hanns Eisler spricht über Hölderlin. Ausschnitt aus e. Rundfunkgespräch zwischen *Hanns Eisler* u. *Hans[-Joachim] Bunge*; vgl. *Bunge*, Fragen Sie mehr über Brecht. Hanns Eisler im Gespräch. 1970 s. Nr. 3464.

ABTEILUNG IV: BERICHTE ÜBER AUFFÜHRUNGEN UND TAGUNGEN

A. AUFFÜHRUNGEN

a) Der Tod des Empedokles

4173. Der Tod des Empedokles. (Texteinrichtung: *Wolfgang Wiens*.)
 Frankfurt a. M., Theater am Turm. Prem.: 5. September 1973.
 Ber.: *hd*: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Frankfurt a. M., 7. September 1973, u. d. T.: Ruhiger Tod. – *Wilhelm Ringelband*: Die Tat, Zürich, 3. November 1973; auch: Gießener Allgemeine. 30. Oktober 1973, u. ö., u. d. T.: Das Dasein als Kunstwerk. – *Hartmut Scheible*: Frankfurter Rundschau, Frankfurt a. M., 7. September 1973, u. d. T.: Empedokles ins Reformhaus. – *Bernhard Semmler*: Frankfurter Neue Presse, Frankfurt a. M., 7. September 1973, u. d. T.: Hölderlins Kritik an der Autorität.

b) Oedipus der Tyrann

4174. Oedipus der Tyrann.
 Basel, Basler Theater, Stadttheater. Prem.: 1. Februar 1973.
 Ber.: *Dieter Bachmann*: Die Weltwoche, Jg. 41, Zürich, 7. Februar 1973, S. 31, u. d. T.: Der gefangene Oedipus. – *Gerd Jäger*: Theater heute, 14, 1973, Nr. 3, S. 30 f., u. d. T.: Skepsis gegen Antike. – *Hans R. Linder*: National-Zeitung, Basel, 3. Februar 1973, u. d. T.: Viel versprochen, nichts gehalten. – *Antonino Orlando*: Tages-Anzeiger, Zürich, 7. Februar 1973, u. d. T.: Lustvolles Denken ersetzt Furcht und Mitleid. – *g.r.*: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Frankfurt a. M., 24. März 1973. – *Peter Rüedi*: Basler Nachrichten, 5. Februar 1973, u. d. T.: Verlust der Mitte. – *Gunter Schäble*: Badische Zeitung, Freiburg i. Br., 3. Februar 1973, u. d. T.: Versuch mit tauglichen Mitteln und einer Moral. – *Paul Schorno*: Basler Volksblatt, 3. Februar 1973, u. d. T.: Ein „Klassiker“ – ohne akademische Glätte.
4175. Sophokles. Oedipus, Tyrann, nach Hölderlin v. *Heiner Müller*. 1966, vgl. Nr. 3729.
 Kiel, Bühnen der Landeshauptstadt, Schauspielhaus. Prem.: 16. September 1973.
 Ber.: *Doris Maletzke*: Holsteinischer Courier, Neumünster, 26. September 1973, u. d. T.: Eine sehenswerte Aufführung. – *Horst Ziermann*: Die Welt, Hamburg, 18. September 1973, u. d. T.: Paradoxes Verhängnis aus mythischer Vorzeit.

c) Antigona

4176. Die Antigone des Sophokles. Nach d. Hölderlin'schen Übertragung f. d. Bühne bearb. v. *Bertolt Brecht*. 1947.

Düsseldorf, Düsseldorfer Schauspielhaus. Prem.: um d. 20. Dezember 1971.

- Ber.: *Konrad Simons*: Aachener Volkszeitung, 10. Januar 1972, u. d. T.: Mit Antigone gegen den Krieg.
 4177. Die Antigone des Sophokles. Nach d. Hölderlin'schen Übertragung f. d. Bühne bearb. v. *Bertolt Brecht*. 1947.
 Esslingen a. N., Württembergische Landesbühne, Schauspielhaus. Prem.: 14. Oktober 1971.
 Ber.: *Martin Kalliga*: Eßlinger Zeitung, 16. Oktober 1971, u. d. T.: Wenig Mut zu Bertolt Brecht? – . . . : Stuttgarter Zeitung, 19. Oktober 1971.

Stücke über Hölderlin

4178. *Hermlin, Stephan* [d. i. *Rudolf Leder*]: Scardanelli. 1970, vgl. Nr. 3825.
 Leipzig, Studiobühne der Karl-Marx-Universität. Prem.: um d. 20. August 1973.
 Ber.: *Jürgen Hart*: Junge Welt, Berlin-Ost, 23. August 1973, u. d. T.: Hölderlins Ringen mit seiner Zeit.
4179. *Schneider, Hansjörg*: Brod und Wein. 1972 s. Nr. 4033.
 Zürich, Schauspielhaus (2. Nachtstudio). Uraufführung: 14. Januar 1973.
 Ber.: *Dieter Bachmann*: Die Weltwoche, Jg. 41, Zürich, 17. Januar 1973, S. 35, u. d. T.: Ein Popanz wird demontiert. – *Heidi Baur*: Der Landbote, Winterthur, 16. Januar 1973, u. d. T.: Der Deutschlehrer im Elfenbeinturm. – *Klaus Colberg*: Bremer Nachrichten, 18. Januar 1973, u. d. T.: Hölderlin plus Gattenmord. – *ebis.*: Die Tat, Zürich, 17. Januar 1973, u. d. T.: Hölderlin im Gefängnis. – *Hugo Leber*: National-Zeitung, Basel, 17. Januar 1973, u. d. T.: Fröhliche Schläger in der Zelle. – *Curt Riess*: Die Welt, Hamburg, 17. Januar 1973, u. d. T.: Sadismus in der Gefängniszelle. – *Ulrich Seelmann-Eggebert*: Weser-Kurier, Bremen, 25. Januar 1973, u. d. T.: Hölderlin im Knast. – *Reinhardt Stumm*: Basler Nachrichten, 16. Januar 1973, u. d. T.: Ein Traum von Hölderlin. – *Thomas Terry*: Rheinische Post, Düsseldorf, 19. Januar 1973, u. d. T.: Hölderlin-Kenner als Gattenmörder; auch: Der Tagesspiegel, Berlin-West, 19. Januar 1973, u. d. T.: Theater als Strafvollzug. – *I.V.*: Neue Zürcher Zeitung, 17. Januar 1973, Fernausg.
4180. *Weiss, Peter*: Hölderlin. 1971 s. Nr. 3897.
 Stuttgart, Württembergische Staatstheater, Kleines Haus. Uraufführung: 18. September 1971.
 Ber.: *Friedrich Abendroth*: Die Presse, Wien, 22. September 1971, u. d. T.: Deutschland durchs Tübinger Turmfenster. – *Christian Alexander*: Deutsche Volkszeitung, Düsseldorf, 7. Oktober 1971, u. d. T.: Flucht statt Anpassung? – *Reinhard Baumgart*: Süddeutsche Zeitung, München, 20. September 1971, u. d. T.: Ein Kopf verunglückt an der Revolution. – *Hans Bayer*: Mannheimer Morgen, 20. September 1971, u. d. T.: Der deutsche Idealismus bloßgestellt. – *Heinz Beckmann*: Rheinischer Merkur, Jg. 26, Köln, 24. September 1971, S. 14, u. d. T.: Empedokles gegen Establishment. – *Hans Bertram Bock*: Nürnberger Nachrichten, 20. September 1971, u. d. T.: Lyrischer Guerilla. – *G. C.*: Gazet van Antwerpen, 22. September 1971, u. d. T.: Hölderlin zoals Peter Weiss hem ziet. – *Klaus Colberg*: Kieler Nachrichten, 21. September

1971, u. d. T.: Beschaulicher Revolutions-Idealismus. – *Hermann Dannecker*: Weser-Kurier. Bremen, 20. September 1971, u. d. T.: Genosse Hölderlin. – *Rolf Dörrlamm*: Publik. Jg. 4. Frankfurt a. M., 24. September 1971. S. 28, u. d. T.: War Hölderlin ein Revolutionär? – *Betty Falkenberg*: International Herald Tribune. Paris, 20. September 1971, u. d. T.: Peter Weiss's new play, „Hoelderlin“. – *Hans Fröhlich*: Stuttgarter Nachrichten. 20. September 1971, u. d. T.: Die isolierte Idee. – *Günther Grack*: Der Tagesspiegel. Berlin-West, 21. September 1971, u. d. T.: Elegie auf einen revolutionären Dichter. – *Bernhard Häußermann*: Hannoverische Allgemeine Zeitung. 20. September 1971, u. d. T.: Ein schiefer Traum vom Dichter Hölderlin. – *Elfriede Hennemann*: Schwarzwälder Bote. Oberndorf a. N., 20. September 1971, u. d. T.: Ein Bilderbogen ideologisch betextet. – *Georg Hensel*: Darmstädter Echo. Darmstadt, 20. September 1971, u. d. T.: Auf Wiederseh'n, Herr Marx. – *Christian Herchenröder*: Handelsblatt. Deutsche Wirtschaftszeitung. Düsseldorf, 24. September 1971, u. d. T.: Kein Revolutionär der Tat. – *Ha[nsres] J[acobi]*: Neue Zürcher Zeitung. 20. September 1971, Morgen-/Mittagausg.; Fernausg.: 21. September 1971. – *Bengt Jahnsson*: Dagens Nyheter. Stockholm, 1. November 1971, u. d. T.: Weiss „Hölderlin“ – fantastisk pjäs som söker en regissör. – *Peter Iden*: Frankfurter Rundschau. Frankfurt a. M., 20. September 1971, u. d. T.: Das angepasste Aufbegehren. – *Wolfgang Ignée*: Stuttgarter Zeitung. 21. September 1971, u. d. T.: Hatte Hölderlins Wahnsinn Methode? – *Hellmuth Karasek*: Die Zeit. Jg. 26. Hamburg, 24. September 1971. LIT. S. 13, u. d. T.: Hölderlin von Marx absolviert. – *G. W. Kuntze*: Reutlinger General-Anzeiger. 21. September 1971, u. d. T.: Das „Revolutionäre“ in Herrn Hölderlin. – *Hartmut Lange*: Konkret. Jg. 1971, Nr. 21, S. 52 f., u. d. T.: Die Revolution als Geisterschiff; auch in: *Lange*: Die Revolution als Geisterschiff. Massenemanzipation u. Kunst. – (Reinbek b. Hamburg:) Rowohlt (1973). S. 46 bis 49 (Das neue Buch. 36). – *Friedrich Luft*: Die Welt. Hamburg, 20. September 1971, u. d. T.: Hölderlin – Gesprächspartner für Marx? – *Clara Menck*: Frankfurter Allgemeine Zeitung. Frankfurt a. M., 20. September 1971, u. d. T.: Hölderlins Sturz in die Gegenwart. – *Christoph Müller*: Südwest-Presse. Ulm a. d. D., 20. September 1971, u. d. T.: Recht auf Revolution. – *Gustav Roeder*: Nürnberger Zeitung. 20. September 1971, u. d. T.: Hölderlins Exil. – *Friedhelm Röttger*: Eßlinger Zeitung. 20. September 1971, u. d. T.: Abschied vom Schein. – *Günther Schloz*: Deutsche Zeitung. Christ und Welt. Stuttgart, 1. Oktober 1971. S. 15, u. d. T.: Die Irren sind wir. – *Dietmar N. Schmidt*: Hessische Allgemeine. Kassel, 20. September 1971, u. d. T.: Auf dem Sockel der Revolution. – *Dieter Schnabel*: Baden-Württemberg. 18, 1971, Nr. 5, S. 284 u. 286, u. d. T.: Der umfunktionierte Hölderlin. – *Uwe Schultz*: Deutsche Zeitung. Christ und Welt. Stuttgart, 24. September 1971. S. 21, u. d. T.: Stationen des Scheiterns. – *Ulrich Seelmann-Eggebert*: National-Zeitung. Basel, 23. September 1971, u. d. T.: Man sollte trotzdem Hölderlin lesen. – *Eberhard Seybold*: Frankfurter Neue Presse. Frankfurt a. M., 20. September 1971, u. d. T.: Wenn ein Dichter verrückt spielt. – *Peter Stoltzenberg*: Rhein-Neckar-Zeitung. Heidelberg, 25. September 1971, u. d. T.: Das Problem

Schiller. – *Hans-Georg von Studnitz*: Welt am Sonntag. Hamburg, 26. September 1971. S. 31, u. d. T.: Wie Hölderlin vermarxt wurde. – *Kurt L[othar] Tank*: Deutsches allgemeines Sonntagsblatt. Jg. 24. Hamburg, 26. September 1971. S. 22, u. d. T.: Revolution im Tübinger Turm. – *Thomas Terry*: Der Bund. Bern, 3. Oktober 1971, u. d. T.: Der Dichter als Revolutionär. – *Ossia Trilling*: Journal de Genève. 3. Oktober 1971, u. d. T.: „Hölderlin“, manipulation de l'histoire? – *Winfried Wild*: Schwäbische Zeitung. Leutkirch i. A., 20. September 1971, u. d. T.: In den Turm emigrierter Jakobiner Hölderlin. – *Kurt von Wistinghausen*: Die Christengemeinschaft. 43, 1971, 367 f., u. d. T.: Der umfunktionierte Hölderlin. – s. y.: St. Galler Tagblatt. 24. September 1971, u. d. T.: Klassikerdämmerung – revolutionär instrumentiert. – s. a. Nr. 3795, 3834, 4052.

4181. *Weiss, Peter*: Hölderlin. 1971 s. Nr. 3897.

Basel, Basler Theater, Stadttheater. Prem.: 21. September 1971.

Ber.: *Mario Barino*: Azione. A. 35. Taverne, 25. November 1971, u. d. T.: „A colazione con Marx“. – *Gerda Benesch*: Der Landbote. Winterthur, 25. September 1971. – *Claus Braun*: St. Galler Tagblatt. 24. September 1971, u. d. T.: Klassikerdämmerung – revolutionär instrumentiert. – *Adolf Dütsch*: Reformatio. 21, 1972, 314–317 (316), u. d. T.: Von Bühne, Film und Fernsehen. Dramatisierte Biographie. – *Benjamin Henrichs*: Süddeutsche Zeitung. München, 24. September 1971, u. d. T.: Hölderlin – Heldenleben und politisches Märchen. – *F. J.*: Gazette de Lausanne. 23. Januar 1972, u. d. T.: Hölderlin: Folie et révolution au théâtre de Bâle. – *Ha[nsres] J[acobi]*: Neue Zürcher Zeitung. 23. September 1971. Morgenausg.; Fernausg.: 24. September 1971. – *Peter A. Kaufmann*: Die Woche. Jg. 21. Olten, 29. September 1971. S. 40 f., u. d. T.: Zerbrochen an der Wirklichkeit. – *Anton Krättli*: Schweizer Monatshefte. 51, 1971/72, 719–721 (719 f.), u. d. T.: Theaterkritik und Information. – *Christoph Kuhn*: Tages-Anzeiger. Zürich, 23. September 1971, u. d. T.: Der Poet als Revolutionär. – *Michèle Lipman Wolf*: Cooperazione. Jg. 67. Basilea, 13. Januar 1972, u. d. T.: Palcoscenico. – *Günther Mehren*: Stuttgarter Zeitung. 23. September 1971, u. d. T.: Marx und die Schlüsselszenen von Basel. – *Wolfgang-Johannes Müller*: Bayernkurier. München, 23. Oktober 1971, u. d. T.: Kindertheater mit Denkfällen. – *pkf.*: Oltener Tagblatt. 30. September 1971. – *Sarastro*: Doppelstab. Basel, 28. September 1971, u. d. T.: Revolution, Revolution, Revolution. – *Dietmar N. Schmidt*: Stuttgarter Nachrichten. 28. September 1971, u. d. T.: Feurige Wut zur Revolution. – *R. Schnetzer*: Meyers Modeblatt. Jg. 48. Zürich, 30. Oktober 1971. S. 9, u. d. T.: Was macht Peter Weiss aus Hölderlin? – *Ulrich Seelmann-Eggebert*: National-Zeitung. Basel, 23. September 1971, u. d. T.: Man sollte trotzdem Hölderlin lesen. – *Thomas Terry*: Rheinische Post. Düsseldorf, 23. September 1971, u. d. T.: „Hölderlin“-Zweifel wurden bestätigt. – *Werner Vetter*: Badische Zeitung. Freiburg i. Br., 23. September 1971, u. d. T.: Sie sagen schlicht Kunst und singen kunstvoll Geld. – *Kurt Weibel*: Radio und Fernsehen. Jg. 1971, Nr. 40, S. 84 f., u. d. T.: Revolution mit Hölderlin. – *Philipp Wolf-Windegg*: Basler Nachrichten. 22. September 1971. Spätausg., u. d. T.: Hölderlin im Zwiepsalt. – s. a. Nr. 3834, 3878.

4182. *Weiss, Peter*: Hölderlin. 1971 s. Nr. 3897.
Hamburg, Deutsches Schauspielhaus. Prem.: 26. September 1971.
Ber.: *Reinhard Baumgart*: Süddeutsche Zeitung. München, 28. September 1971, u. d. T.: Von Arkadien ins Kistchen. – *Fritz Ludwig Gardner*: Die Kommanden. 26, 1972, Nr. 9, S. 13 f., u. d. T.: Auf dem Weg in die Diesseitigkeit. – *Imke Gehl*: Bremer Nachrichten. 28. September 1971, u. d. T.: Hölderlin für Genießer. – *Harald Gillen*: Segeberger Zeitung. Bad Segeberg, 28. September 1971, u. d. T.: Nicht Hölderlin ist umnachtet, sondern die Welt. – *Wilhelm Herrmann*: Weser-Kurier. Bremen, 28. September 1971, u. d. T.: Mit Marx' Segen. – *Peter Iden*: Frankfurter Rundschau. Frankfurt a. M., 29. September 1971, u. d. T.: Die komische Elegie. – *Wolfgang Ignée*: Stuttgarter Zeitung. 28. September 1971, u. d. T.: Die Revolution als Kunst. – *Hans-Eberhard Lex*: Die deutsche Bühne. 42, 1971, Nr. 11, S. 27–29, u. d. T.: Hölderlin – ein „Linker“ unter seinesgleichen. Interview mit Claus Peymann, d. Regisseur d. Hamburger „Hölderlin“-Aufführung. – *Friedrich Luft*: Die Welt. Hamburg, 28. September 1971, u. d. T.: Langer Marsch in die Irre. – *Klaus Wagner*: Frankfurter Allgemeine Zeitung. Frankfurt a. M., 28. September 1971, u. d. T.: Vom Kopf auf die Füße gestellt. – s. a. Nr. 3795, 3834, 3878, 3926.
4183. *Weiss, Peter*: Hölderlin. 1971 s. N. 3897.
Krefeld und Mönchengladbach, Vereinigte Städtische Bühnen, Schauspiel. Prem.: 26. September 1971.
Ber.: *R. K.*: Rheinische Post. Düsseldorf, 28. September 1971, u. d. T.: Der dritte „Hölderlin“. – *Helga Meister*: Westdeutsche Zeitung. Krefeld, 28. September 1971, u. d. T.: Ein kurzweiliges Panoptikum. – *Hannes Schmidt*: Neue Rhein-Zeitung. Düsseldorf, 28. September 1971, u. d. T.: Ein Revolutionär auf Taubenfüßen. – s. a. Nr. 3834.
4184. *Weiss, Peter*: Hölderlin. 1971 s. Nr. 3897.
Berlin, Staatliche Schauspielbühnen, Schillertheater. Prem.: 6. Oktober 1971.
Ber.: *Reinhard Baumgart*: Süddeutsche Zeitung. München, 8. Oktober 1971, u. d. T.: Auf Hollmanns Spielwiese. – *Jürgen Beckelmann*: Stuttgarter Zeitung. 8. Oktober 1971, u. d. T.: Tückischer Bilderbogen. – *Günter Cwojdrak*: Die Weltbühne. 26, 1971, 1463–1465, u. d. T.: Der halbierte Hölderlin. – *Armin Eichholz*: Münchner Merkur. 8. Oktober 1971, u. d. T.: Weißer als Weiss: der Berliner Hölderlin. – *Fr.*: Berliner Sonntagsblatt. Die Kirche. Jg. 26. Berlin-West, 24. Oktober 1971. – *Hans Fröhlich*: Stuttgarter Nachrichten. 8. Oktober 1971, u. d. T.: Der Dichter löst sich auf. – *Norbert Hampel*: Nordwest-Zeitung. Oldenburg, 11. Oktober 1971, u. d. T.: Hölderlin als verhinderter Revolutionär. – *Georg Hensel*: Darmstädter Echo. Darmstadt, 9. Oktober 1971, u. d. T.: Schwierigkeiten mit der Revolution. – *HWB*: Spandauer Volksblatt. Berlin-West, 8. Oktober 1971, u. d. T.: Polittheater, oder: Ein „ThrauerSpiel“. – *Bengt Jabnsson*: Dagens Nyheter. Stockholm, 1. November 1971, u. d. T.: Weiss „Hölderlin“ – fantastisk pjäs som söker en regissör. – *Walther Karsch*: Der Tagespiegel. Berlin-West, 8. Oktober 1971, u. d. T.: Eines langen Abends Reise zu Karl Marx. – *Klaus Kasper*: Telegraf. Berlin-West, 8. Oktober 1971, u. d. T.: Szenen der Belehrung. – *Friedrich Luft*: Die Welt. Hamburg, 8. Oktober 1971, u. d. T.: Von ganz rechts nach ganz links verschoben. – *Rolf Michaelis*: Frankfurter Allgemeine Zeitung. Frankfurt a. M., 8. Oktober 1971, u. d. T.: Hölderlin im Panoptikum. – *Heinz Ritter*: Der Abend. Berlin-West, 7. Oktober 1971, u. d. T.: Das Theater als Selbstzweck. – *Peter Schloßberg*: Die Wahrheit. Berlin-West, 6. November 1971, u. d. T.: Zum Hölderlin-Bild von Peter Weiss. – *James H. Sutcliffe*: Christian Science Monitor. London ed. Boston, Mass., 3. November 1971, u. d. T.: Poet protagonist in new Weiss play. – *Roland Wiegenstein*: Frankfurter Rundschau. Frankfurt a. M., 8. Oktober 1971, u. d. T.: Hölderlin – ganz anders. – s. a. Nr. 3795, 3834, 3870, 3878.
4185. *Weiss, Peter*: Hölderlin. 1971 s. Nr. 3897.
Essen, Bühnen der Stadt, Opernhaus. Prem.: 16. Januar 1972.
Ber.: *Susanne Materleitner*: Neue Rhein-Zeitung. Düsseldorf, 18. Januar 1972, u. d. T.: „Hölderlin“ oder die unpoetische Gerechtigkeit. – *Katja Springer*: Essener Woche. Jg. 22. Essen, 22. Januar 1972, u. d. T.: Hölderlin und die Politik. – *Johann Wohlgemuth*: Westfälische Rundschau. Dortmund, 18. Januar 1972, u. d. T.: Dichter als Revolutionär oder Die Klischees unserer Bildung.
4186. *Weiss, Peter*: Hölderlin. 1971 s. Nr. 3897.
Kiel, Bühnen der Landeshauptstadt, Schauspielhaus. Prem.: 9. April 1972.
Ber.: *Wolfgang Butzlaff*: Flensburger Tageblatt. 12. April 1972, u. d. T.: Die Mär vom eindimensionalen Dichter. – *Doris Maletzke*: Holsteinischer Courier. Neumünster, 13. April 1972, u. d. T.: Kein Dokumentarstück, sondern politische Parabel. – *Bernd Plagemann*: Lübecker Nachrichten. 13. April 1972, u. d. T.: „Hölderlin“ spielbar gemacht. – *Urs Stahl*: Kieler Nachrichten. 11. April 1972, u. d. T.: Wie „Genosse Hölderlin“ zerbricht.
4187. *Weiss, Peter*: Hölderlin. 1971 s. Nr. 3897.
Bonn, Theater der Stadt. Prem.: 26. Mai 1972.
Ber.: *Herman-Josef Kraemer*: General-Anzeiger für Bonn und Umgebung. 29. Mai 1972, u. d. T.: Genosse Hölderlin – Vorläufer von Karl Marx? – *Siegfried Schmidt*: Bonner Rundschau. 30. Mai 1972, u. d. T.: Ein verhinderter Revolutionär.
4188. *Weiss, Peter*: Hölderlin. Neufassung. 1972 s. Nr. 3897.
Bremen, Theater der Freien Hansestadt, Theater am Goetheplatz. Erstaufführung: 26. September 1972.
Ber.: *Erich Emigholz*: Bremer Nachrichten. 28. September 1972, u. d. T.: Hölderlin bekam einen Gesprächspartner. – *Wilhelm Herrmann*: Weser-Kurier. Bremen, 28. September 1972, u. d. T.: Wie links war Friedrich Hölderlin? – *Gerd Jäger*: Theater heute. 13, 1972, Nr. 11, S. 18 f., u. d. T.: Der kargere Hölderlin. Die Neufassung d. Stückes v. Peter Weiss in Bremen u. Nürnberg. – *Klaus Wagner*: Frankfurter Allgemeine Zeitung. Frankfurt a. M., 29. September 1972, u. d. T.: Zum anderen Male: „Hölderlin“.
4189. *Weiss, Peter*: Hölderlin. Neufassung. 1972 s. Nr. 3897.
Nürnberg, Städtische Bühnen, Schauspielhaus. Prem.: 30. September 1972.
Ber.: *Gerd Jäger*: Theater heute. 13, 1972, Nr. 11, S. 18 f., u. d. T.: Der kargere Hölderlin. Die Neufassung d. Stückes v. Peter Weiss in Bremen

- u. Nürnberg. – *Gustav Roeder*: Nürnberger Zeitung. 28. September 1972, u. d. T.: Hölderlin ist nicht nur ein gescheiterter Revolutionär.
4190. *Weiss, Peter*: Hölderlin. Neufassung. 1972 s. Nr. 3897.
Tübingen, Landestheater Württemberg-Hohenzollern. Prem.: 7. Oktober 1972.
Ber.: *Heidi Baur*: Der Landbote. Winterthur, 14. Dezember 1972, u. d. T.: Manipulierter Hölderlin (Gastspiel in Winterthur). – *Ilse Bindseil*: Wormser Zeitung. 14. November 1972, u. d. T.: Hölderlin, wie Weiss ihn will (Gastspiel in Worms). – *bb.*: Offenburger Tageblatt. 22. Januar 1973, u. d. T.: Die Weiss-Sagung über Hölderlin (Gastspiel in Offenburg). – *ksr*: Reutlinger General-Anzeiger. 3. November 1972, u. d. T.: Wünschenswert: Weitere Hölderlin-Stücke (Gastspiel in Reutlingen). – *Sibylle Schurr*: Sindelfinger Zeitung. 13. März 1973, u. d. T.: Spiegel nicht nur vergangener Tage (Gastspiel in Böblingen). – *wz*: Südwest-Presse. Schwäbisches Tagblatt. Tübingen, 9. Oktober 1972, u. d. T.: Aus der Dämmung balanciert. – *Rolf Vollmann*: Stuttgarter Zeitung. 9. Oktober 1972, u. d. T.: Ein Traum von politischer Rührung.
4191. *Weiss, Peter*: Hölderlin. Neufassung. 1972 s. Nr. 3897.
Luzern, Stadttheater, Schauspiel. Prem.: 22. März 1973.
Ber.: *Willi Bürgi*: Luzerner Neueste Nachrichten. 24. März 1973, u. d. T.: „Das Stück des Jahres 1971“ hat Luzern erreicht. – *pm.*: Tages-Anzeiger. Zürich, 26. März 1973, u. d. T.: Herbes Dichterlos.
4192. *Weiss, Peter*: Hölderlin. Neufassung. 1972 s. Nr. 3897.
Wien, Volkstheater. Prem.: 25. März 1973.
Ber.: *Gottbard Böhm*: Die Presse. Wien, 27. März 1973, u. d. T.: Wenn er Marx gelesen hätte.
4193. *Weiss, Peter*: Hölderlin. Neufassung. 1972 s. Nr. 3897.
Rostock, Volkstheater. Prem.: 16. Juni 1973.
Ber.: *Norbert Bauer*: Die deutsche Bühne. 44, 1973, Nr. 8, S. 24, u. d. T.: Braucht die DDR Hölderlin? – *Günther Cwojdrak*: Die Weltbühne. 28, 1973, 804–806, u. d. T.: Hölderlin für heute? – *Rolf-Dieter Eichler*: National-Zeitung. Berlin-Ost, 23. Juni 1973, u. d. T.: Unser Hölderlin. – *Christoph Funke*: Der Morgen. Berlin-Ost, 21. Juni 1973, u. d. T.: Verkünder des großen Ideals. – *Rainer Kerndl*: Neues Deutschland. Berlin-Ost, 26. Juni 1973, u. d. T.: Im Widerspruch von Ideal und Wirklichkeit. – *Rolf Michaelis*: Theater heute. 14, 1973, Nr. 9, S. 36 f., u. d. T.: Tübingen an der Ostsee. – *Peter Schloßberg*: Die Wahrheit. Berlin-West, 27. Oktober 1973 (Gastspiel in Berlin-Ost). – *Ernst Schuhmacher*: Berliner Zeitung. Berlin-Ost, 30. Juni 1973. – *Erika Stephan*: Sonntag. Jg. 28. Berlin-Ost, 5. August 1973. – *Helmut Ullrich*: Neue Zeit. Berlin-Ost, 22. Juni 1973, u. d. T.: Denkspiel um einen Dichter.
- * 4193 a. *Weiss, Peter*: Hölderlin [rumän.] s. Nr. 3897.
Bukarest, Nationaltheater. [September?] 1972.
Ber.: * *Helga Höfer*: Neuer Weg. Bukarest, 30. September 1972, u. d. T.: Saison des zeitgenössischen Theaters. Die Bühnen d. Hauptstadt in d. neuen Spielzeit. „Hölderlin“ von Peter Weiss im Bukarester Nationaltheater.
4194. *Weiss, Peter*: Hölderlin. Skådespel i 2 akter. Övers. av *Britt G. Hallqvist*. 1972 s. Nr. 3897.
Stockholm, Kungl. Dramatiska Teatern, Dramaten. Erstaufführung: 17. Dezember 1972.
Ber.: *Tord Baeckström*: Göteborgs Handels- och Sjöfarts-Tidning. 18. Dezember 1972, u. d. T.: Filosofiskt och poetiskt om revolution. – *Thorsten Eklann*: Upsala Nya Tidning. 20. Dezember 1972, u. d. T.: Hölderlin och politruken. – *P[er] O[lov] Enquist*: Expressen. Stockholm, 18. Dezember 1972, u. d. T.: Hölderlin – här är han i tornet! – *John-Henri Holmberg*: Gaudeamus. Jg. 49. Stockholm, 15. Dezember 1972. S. 20, u. d. T.: Peter Weiss' Hölderlin på Dramaten [Voranz.]. – *Bengt Jahnsson*: Dagens Nyheter. Stockholm, 18. Dezember 1972, u. d. T.: „Hölderlin.“ Skön och rak. – *Åke Janzon*: Svenska Dagbladet. Stockholm, 18. Dezember 1972, u. d. T.: „Hölderlin“ – en väldig ansats. – *Seth Karlsson*: Falu Kuriren. Falun, 21. Dezember 1972, u. d. T.: Poeten och revolutionen är tema i hölderlindrama. – *Gunnar Linden*: Nerikes Allehanda. Örebro, 18. Dezember 1972, u. d. T.: Peter Weiss' Hölderlin ett kärleksfullt porträtt. – *Sören Lindgren*: Vasabladet. Vaasa (Finnland), 30. Dezember 1972, u. d. T.: Formvärld och verklighet. – *Karin Monie-Nordin*: Arbetet. Malmö, 18. Dezember 1972, u. d. T.: Revolt och underkastelse under den feta reaktionen. – *Birger Norman*: Metallarbetaren. Jg. 84. Stockholm, 15. Januar 1973. S. 28, u. d. T.: Vinkelskott; auch: Kungl. Dramatiska Teatern. Dramaten. [Programmheft.] 4, 1973/74, Nr. 31, S. 27 f., u. d. T.: När fanorna fryser. – *Åke Perlström*: Göteborgs-Posten. 18. Dezember 1972, u. d. T.: Revolution eller romantik? – *Martin Strömberg*: Södermanlands Nyheter. Nyköping, 29. Dezember 1972, u. d. T.: Försök till historiska paralleller. – ...: Dagens Nyheter. Stockholm, 7. Oktober 1973, u. d. T.: Det „svåra“ dramat son blev en publiksuccé. – s. a. Nr. 3941.

B. TAGUNGEN u. ä.

4195. Hölderlin-Gesellschaft. Jahresversammlung 9.–11. Juni 1972 in Tübingen.
Ber.: *Friedrich Abendroth*: Die Presse. Wien, 15. Juni 1972, u. d. T.: „Holder“ mitten im Streit. – *Mario C. Abutille*: National-Zeitung. Basel, 17. Juni 1972, u. d. T.: Eine geniale Selbstdarstellung. – *bor*: Südwest-Presse. Schwäbisches Tagblatt. Tübingen, 14. Juni 1972, u. d. T.: Das Bestehende ist nicht sakrosankt. – *Wolfgang Ignée*: Weser-Kurier. Bremen, 17. Juni 1972, u. d. T.: Hölderlin und „Hölderlin“. – *Rudolf Lennert*: Der Tagespiegel. Berlin-West, 14. Juni 1972, u. d. T.: Aktuelle Impulse. – *Clara Menck*: Frankfurter Allgemeine Zeitung. Frankfurt a. M., 15. Juni 1972, u. d. T.: Hölderlin contra „Hölderlin“. – *Klaus Podak*: Süddeutsche Zeitung. München, 15. Juni 1972, u. d. T.: „Eine gewisse Jungfräulichkeit des Geistes“. – *Friedrich Weigend[-Abendroth]*: Stuttgarter Zeitung. 12. Juni 1972, u. d. T.: Dreifach Wahrheit. – *Friedrich Weigend[-Abendroth]*: Deutscher Forschungsdienst. Jg. 19. Bonn-Bad Godesberg, 23. Juni 1972. S. 3 f., u. d. T.: Woran scheiterte Hölderlin wirklich?
4196. *Blommaert, M.-R.*: Hölderlin vu par Peter Weiss. [Referat, geh. vor d.] Société pour le progrès des études philologiques et historiques. Réunion du 14 mai 1972. Section de philologie romane et de philologie germanique.
Ber.: *Pierre Salmon*: Revue belge de philosophie et d'histoire. 50, 1972, 929 f.

In den Jahren 1971–1973 erschienene Besprechungen und Berichte

2349. *Ryan, Lawrence John*: Hölderlins Lehre vom Wechsel der Töne. 1960.
R: s. Nr. 3813. – s. a. Nr. 3816.
2578. *Gaier, Ulrich*: Der gesetzliche Kalkül. 1962.
R: *Ingeborg Gerlach*: *Alternative*. 14, 1971, 254–256.
2916. *Ryan, Lawrence John*: Hölderlins „Hyperion“. 1965.
R: s. Nr. 3813. – s. a. Nr. 3816.
- 2940/2941. Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe. Hrsg. v. *Günter Mieth*. Bd 1–4 bzw. Bd 1.2. 1970.
R: *Friedemann Berger*: *Die Zeichen der Zeit*. 26, 1972, 37–39. – *Bernhard Böschenstein*: *Germanistik*. 12, 1971, 327 f. – *Martin Kämpchen*: *Rheinischer Merkur*. Jg. 26. Köln, 2. April 1971. S. 34, u. d. T.: Neuer Weg zu Hölderlin (Ausg. Verl. Hanser). – *F. Niedermayer*: *Deutsche Tagespost*. Würzburg, 25. März 1971, u. d. T.: Hölderlin – vollständig und zugänglich (Ausg. Verl. Hanser). – *Evelyn Radczun*: *Deutsche Literaturzeitung für Kritik der internationalen Wissenschaft*. 92, 1971, 577–579. – *Renate Reschke*: *Referatedienst zur Literaturwissenschaft*. 3, 1971, 169–171. – *Th[omas] T[erry]*: *Der Bund*. Bern, 30. Mai 1971; auch: *Luzerner Tagblatt*. 14. August 1971, u. ö. (Ausg. Verl. Hanser). – *Jürgen Werner*: *Das Hochschulwesen*. 19, 1971, 127 f., u. d. T.: Marxistisch konzipierte Hölderlin-Ausgabe. – . . . : *The Times literary supplement*. Jg. 70. London, 3. Dezember 1971. S. 1505, u. d. T.: Hölderlin as a whole. – s. a. Nr. 3816.
2946. Hölderlin. Werke und Briefe. Hrsg. v. *Friedrich Beißner* u. *Jochen Schmidt*. 1969.
R: *Claus Friedrich Köpp*: *Referatedienst zur Literaturwissenschaft*. 3, 1971, 681–684 (682 f.). – *Gustav Konrad*: *Welt und Wort*. 26, 1971, 31. – . . . : *The Times literary supplement*. Jg. 70. London, 3. Dezember 1971. S. 1505, u. d. T.: Hölderlin as a whole. – s. a. Nr. 3816.
2955. Friedrich Hölderlin. [Gedichte.] Ausgew. v. *Heinz Czechowski*. 1969.
R: *Achim Roscher*: *Neue deutsche Literatur*. 19, 1971, Nr. 10, S. 151 f., u. d. T.: Wird Lyrik gebraucht?
2960. Friedrich Hölderlin. Sämtliche Gedichte. Hrsg. u. komm. v. *Detlev Lüders*. 1970.
R: *R[oger] Ayrault*: *Etudes germaniques*. 27, 1972, 290 f. – *ES*: *Frankfurter Neue Presse*. Frankfurt a. M., 12. März 1971, u. d. T.: Vor seiner Hütte ruhig . . . – *Gustav Konrad*: *Welt und Wort*. 26, 1971, 427. – *Renate Reschke*: *Referatedienst zur Literaturwissenschaft*. 4, 1972, 179 f. – *Lawrence [John] Ryan*: *Germanistik*. 12, 1971, 562. – s. a. Nr. 3816, 3987.
2966. Friedrich Hölderlin. Der Tod des Empedokles. Ed. by *Maurice Bernard Benn*. 1968.
R: *Lawrence [John] Ryan*: *The German quarterly*. 44, 1971, 104.
3198. *Konrad, Michael*: Hölderlins Philosophie im Grundriß. 1967.
R: *Lawrence [John] Ryan*: *Hölderlin-Jahrbuch*. 16, 1969/70 (1972), 339–343 s. Nr. 3973.
3201. *Kurz, Paul Konrad*: *Künstler, Tribun, Apostel*. 1967.
R: *Norbert Altenhofer*: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch*. 11, 1970 (1971), 429–435.
3240. *Stahl, Ernst Ludwig*: Hölderlin's „Friedensfeier“ and the structure of mythic poetry. 1967.
R: *R. G. Finch*: *German life and letters*. 26, 1972/73, 61 f.
3244. *Taminiaux, Jacques*: *La Nostalgie de la Grèce à l'aube de l'Idéalisme allemand*. 1967.
R: *André Léonard*: *Revue philosophique de Louvain*. 69, 1971, 594–596. – *A. Philippot-Reniers*: *Revue belge de philologie et d'histoire*. 49, 1971, 122. – *Xavier Tilliette*: *Archives de philosophie*. 34, 1971, 691–693; ähnlich: *Hegel-Studien*. 7, 1972, 367–371.
3259. *Wöhrmann, Klaus-Rüdiger*: Hölderlins Wille zur Tragödie. 1967.
R: s. Nr. 3956.
3273. *Böschenstein, Bernhard*: Hölderlins Rheinymne. 2. Aufl. 1968.
R: s. Nr. 3816.
3321. *Ryan, Lawrence John*: Hölderlin und die Französische Revolution. 1968.
R: s. Nr. 3813, 3816.
3324. *Schmidt, Jochen*: Hölderlins Elegie „Brod und Wein“. 1968.
R: *G. L. Jones*: *German life and letters*. 25, 1971/72, 86 f. – *Joachim Müller*: *Deutsche Literaturzeitung für Kritik der internationalen Wissenschaft*. 93, 1972, 458–467 (463 f.). – s. a. Nr. 3816.
3342. *Beißner, Friedrich*: Hölderlins Götter. 1969.
R: *G. L. Jones*: *German life and letters*. 25, 1971/72, 86. – *Claus Friedrich Köpp*: *Referatedienst zur Literaturwissenschaft*. 3, 1971, 681–684 (682).
3345. *Bertaux, Pierre*: Hölderlin und die Französische Revolution. 1969.
R: *Klaus Pezold*: *Weimarer Beiträge*. 17, 1971, Nr. 1, S. 213–219. – s. a. *Hans Egon Holthusen*, (Eugen Gottlob) Winkler, Bertaux und Hölderlin. Zum Problem einer „Fälschung“. – *Merkur*. 25, 1971, 502–505. – s. a. *Wilhelm E[mil] Mühlmann*, Bestand und Revolution in der Literatur. – *Stuttgart [usw.]*: Kohlhammer (1973). S. 13 f. – s. a. Nr. 3816, 3870, 3956, 4169.
3360. *Coleman, John Alexander*: *Other voices*. 1969.
R: *Philip Silver*: *Modern philology*. 70, 1972/73, 85–87.
3363. *Fiedler, Theodore*: *Trakl and Hoelderlin*. 1969.
R: s. *Hans-Georg Kemper*, *Trakl-Forschung der sechziger Jahre*. – *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*. 45, 1971. Sonderheft Forschungsreferate. S. 496*–571* (556*–558*).
3374. *Guereñu, Ernesto Martínez Díaz de*: *Das Gottesbild des jungen Hegel*. 1969.
R: *Hannelore Hegel*: *Philosophische Rundschau*. 18, 1971, 144–147.
3399. *Kuczynski, Jürgen*: *Gestalten und Werke*. 1969.
R: *Klaus Pezold*: *Deutsche Literaturzeitung für Kritik der internationalen Wissenschaft*. 92, 1971, 128–131. – *Dietrich Sommer*: *Weimarer Beiträge*. 17, 1971, Nr. 8, S. 184–191.
3400. *Kudszus, Winfried*: *Sprachverlust und Sinnwandel*. 1969.
R: *Friedbert Aspetsberger*: *Zeitschrift für deutsche Philologie*. 92, 1973, 294 bis 297. – *M[aurice] B[ernard] Benn*: *The Modern language review*. 66, 1971, 463 f. – *Margarete Dierks*: *Wirklichkeit und Wahrheit*. Jg. 1973, 86–89, u. d. T.: In der anderen „Hälfte des Lebens“. – *G. L. Jones*: *German life and letters*. 25, 1971/72, 69 f. – *Claus Friedrich Köpp*: *Referatedienst zur Literaturwissenschaft*. 3, 1971, 681–684 (683 f.). – *Joachim Müller*: *Deutsche Literaturzeitung für Kritik der internationalen Wissenschaft*. 92, 1971,

- 324–328 (326–328). – *Lawrence [John] Ryan*: The German quarterly. 44, 1971, 100–104 (101–104). – *Luciano Zagari*: Germanistik. 12, 1971, 116 f. – s. a. Nr. 3816.
3408. *Meisel, Edeltraud*: Die vaterländische Lyrik Friedrich Hölderlins. 1969. Selbstanz.: Referatedienst zur Literaturwissenschaft. 4, 1972, 513 f.
- 3409 a. *Miller, Drayton Granville*: Schiller and Hölderlin. 1970. Selbstanz.: Dissertation abstracts international. A. 31, 1970/71, 6065.
3417. *Rodewald, Dierk*: An Friedrich Hölderlin. 1969. R: *Claus Friedrich Köpp*: Referatedienst zur Literaturwissenschaft. 3, 1971, 59–62 (60).
3421. *Schmidt, Jochen*: Dichter über Hölderlin. 1969. R: *Claus Friedrich Köpp*: Referatedienst zur Literaturwissenschaft. 3, 1971, 59–62 (59 f.). – s. a. Nr. 4107.
3423. *Silz, Walter*: Hölderlin's Hyperion. 1969. R: *Benjamin K. Bennett*: The German quarterly. 44, 1971, 383–387. – *Robert M. Browning*: Modern philology. 69, 1971/72, 355 f. – *Joachim Müller*: Deutsche Literaturzeitung für Kritik der internationalen Wissenschaft. 92, 1971, 324–328 (324–326).
3427. *Weissenberger, Klaus Herbert Max*: Formen der Elegie von Goethe bis Celan. 1969. R: *Raymond Furness*: German life and letters. 25, 1971/72, 400 f. – *Joseph Strelka*: The German quarterly. 45, 1972, 536–538. – *Theodore Ziolkowski*: The Germanic review. 46, 1971, 77–81.
3428. *Zuberbühler, Rolf*: Hölderlins Erneuerung der Sprache aus ihren etymologischen Ursprüngen. 1969. R: *M[aurice] B[ernard] Benn*: The Modern language review. 66, 1971, 463 f. (463). – *G. L. Jones*: German life and letters. 25, 1971/72, 198 f. – *Karl W[erner] Maurer*: Literature, music, fine arts. 5, 1972, 60 f. – *Evelyn Radczun*: Weimarer Beiträge. 18, 1972, Nr. 4, S. 180–183. – *Lawrence [John] Ryan*: The German quarterly. 44, 1971, 100–104 (100 f.). – *Wulf Schmidt*: Philosophischer Literaturanzeiger. 24, 1971, 214–216. – *E. H. Yarrill*: Erasmus. 23, 1971, 934–937.
3440. *Beck, Adolf, u. Paul Raabe*: Hölderlin. Eine Chronik in Text u. Bild. 1970. R: *Claus Friedrich Köpp*: Referatedienst zur Literaturwissenschaft. 3, 1971, 59–62 (60–62). – *Willy Leygraf*: Schwäbische Heimat. 22, 1971, 131 f. – *Joachim Müller*: Deutsche Literaturzeitung für Kritik der internationalen Wissenschaft. 93, 1972, 458–467 (466 f.). – *Thomas R. Scheuffelen*: Stuttgarter Zeitung. 10. Juli 1971, u. d. T.: Von Apollo geschlagen. – s. a. Nr. 3956.
3451. *Binder, Wolfgang*: Hölderlin-Aufsätze. 1970. R: *Ulrich Gaier*: Germanistik. 12, 1971, 116 f. – *Claus Friedrich Köpp*: Referatedienst zur Literaturwissenschaft. 3, 1971, 681–684 (681 f.). – *Joachim Müller*: Deutsche Literaturzeitung für Kritik der internationalen Wissenschaft. 93, 1972, 458–467 (459–461).
3454. *Böckemann, Paul*: Die Französische Revolution und die Idee der ästhetischen Erziehung in Hölderlins Dichten. 1970. R: *M[aurice] B[ernard] Benn*: The Modern language review. 67, 1972, 231 bis 233 (232). – *Helmut Scheuer*: Arcadia. 8, 1973, 109–111 (110). – s. a. Nr. 3816.
3500. *Gascoyne, David Emery*: Collected verse translations. 1970. R: . . . : The Times literary supplement. Jg. 70. London, 1. Oktober 1971. S. 1168, u. d. T.: A special kind of dialogue.
- 3520 a. *Hagemeyer, Eva Viktoria*: Der Mittagsgedanke bei Hölderlin, Eichendorff und Nietzsche. 1970. Selbstanz.: Dissertation abstracts international. A. 32, 1971/72, 432.
3522. *Hamburger, Michaël*: Reason and energy. Erw. Neuausg. 1970. R: *M[aurice] B[ernard] Benn*: The Modern language review. 67, 1972, 702 f.
3539. Hölderlin. Zum 200. Geburtstag. Eine Ausstellung d. Schiller-Nationalmuseums Marbach a. N. 1970. R: *Carmen Bravo Villasante*: Cuadernos hispanoamericanos. 85, 1971, 312 f., u. d. T.: El Centenario de Hölderlin. – *Claus Friedrich Köpp*: Referatedienst zur Literaturwissenschaft. 3, 1971, 681–684 (683).
3545. Über Hölderlin. Aufsätze v. Theodor W. Adorno, Friedrich Beißner, Walter Benjamin, [u. a.]. 1970. R: *Carmen Bravo Villasante*: Cuadernos hispanoamericanos. 85, 1971, 313 f., u. d. T.: El Centenario de Hölderlin. – *Gustav Konrad*: Welt und Wort. 26, 1971, 268 f.
3623. *Scharfschwerdt, Jürgen*: Hölderlins „Interpretation“ des „Contrat social“ in der „Hymne an die Menschheit“. 1970. R: s. Nr. 4169.
3626. *Schmidt, Jochen*: Hölderlins letzte Hymnen „Andenken“ und „Mnemosyne“. 1970. R: *Max L[orenz] Baeumer*: The German quarterly. 45, 1972, 355 f. – *M[aurice] B[ernard] Benn*: The Modern language review. 67, 1972, 219 f. – *B[ianca] M[aria] B[ormann]*: Studi germanici. 9, 1971, 303 f. – *Walter Hof*: Germanistik. 12, 1971, 563 f. – *Gustav Konrad*: Welt und Wort. 26, 1971, 542 f. – *Karl W[erner] Maurer*: Literature, music, fine arts. 5, 1972, 197–199. – *Joachim Müller*: Deutsche Literaturzeitung für Kritik der internationalen Wissenschaft. 93, 1972, 458–467 (464 f.). – *Felix M. Wassermann*: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur. 64, 1972, 169. – *Zdzisław Żygulski*: Kwartalnik neofilologiczny. 18, 1971, 417 bis 425, u. d. T.: Ostatnie hymny Hölderlina. – s. a. Nr. 3816, 3956.
3634. *Schulz-Seitz, Ruth-Eva*: „Bevestigter Gesang“. 1970. R: *Hans Brockard*: Philosophisches Jahrbuch. 78, 1971, 1. Halbbd, 221–228 (223).
3658. *Thürmer, Wilfried*: Zur poetischen Verfahrensweise in der spätesten Lyrik Hölderlins. 1970. R: *Momme Mommsen*: Germanistik. 12, 1971, 789. – *Joachim Müller*: Deutsche Literaturzeitung für Kritik der internationalen Wissenschaft. 93, 1972, 458 bis 467 (465 f.). – *Kurt Reiche*: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes. 19, 1972, Nr. 1, S. 49 f.
3695. Sophokles. Ödipus Tyrann nach Hölderlin von *Heiner Müller*. 1966. Berlin, Deutsches Theater, Staatstheater der DDR. Prem.: 31. Januar 1967. Ber.: s. *Ingrid Beger-Herden*, Zeitkritische Klassikerinterpretation auf Ostberliner Bühnen. – In: Klassiker heute. Hrsg. v. *Holger Sandig*. – München: Goldmann (1972). S. 77–87 (Das wissenschaftliche Taschenbuch. Abt. 1. Geisteswissenschaften. 14). – . . . : Theater in der Zeitenwende. Zur

REGISTER DER ZEITSCHRIFTEN¹

- Alternative*. Zeitschr. für Literatur u. Diskussion. – Berlin-West. 3813, 2578 NR
Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie. Das *Altertum*. – Berlin-Ost: Akademie-Verl. 3826
Analele științifice ale Universității „Al. I. Cuza“ din Iași. Ser. nouă. Sect. 3. f: Literatură. – Iași. 3858
Istituto universitario orientale. *Annali*. Sez. germanica. – Napoli. 4169
Annali della Facoltà di lingue e letterature straniere di Ca' Foscari. – Venezia: Università degli studi di Venezia. 4036
Annali della Scuola normale superiore di Pisa. Ser. 3. Classe di lettere e filosofia. – Pisa. 3927
Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur. Hrsg. v. Kurt Ruh. – Wiesbaden: Steiner. 3890
Arcadia. Zeitschr. für vergleichende Literaturwissenschaft. – Berlin: de Gruyter. 3454 NR
Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. Begr. v. Ludwig Herrig. – Braunschweig: Westermann. 3810
Archives de philosophie. (Recherches et documentation.) – Paris: Beauchesne. 3244 NR
* *Argeș*. Revistă politică, socială, culturală. Ed. de Comitetul județean pentru cultură și artă Argeș. – Pitești. 2° 4013
Azione. Settimanale del capitale a scopo sociale. – Taverne: Migros Ticino. 2° 4181
Baden-Württemberg. Südwestdt. Monatsschr. für Kultur, Wirtschaft u. Reisen. – Rottweil a. N.: Banholzer. 4° 4180
Basis. Jahrbuch für dt. Gegenwartsliteratur. – Frankfurt a. M.: Athenäum Verl. 3892, 3918, 3920
Beiträge zur Musikwissenschaft. Hrsg. vom Verband dt. Komponisten u. Musikwissenschaftler. – Berlin-Ost: Verl. Neue Musik. 4098
Gesellschaft für Musikforschung. *Bericht* über den internationalen musikwissenschaftlichen Kongreß Bonn 1970. – Kassel [usw.]: Bärenreiter. 3884
Berliner Sonntagsblatt. Die Kirche. Hrsg. im Auftr. d. evang. Bischofs von Berlin. – Berlin-West: Christl. Zeitschriftenverl. 2° 4184
Die *Besinnung*. Zeitschr. für Kultur u. Geistesleben. – Nürnberg: Glock & Lutz. 3897
Books abroad. An international literary quarterly. – Norman, Okla.: University of Oklahoma Pr. 3897
Bücher und Zeitschriften Italiens. Bücherrundschau. – Rom: Ministerpräsidium, Informationsdienst u. literarisches Eigentum. 4120
Choice. A publication of the Association of college and research libraries, a division of the American library association. – Middleton, Conn. 4° 3802
Christ und Welt. Dt. Wochenzeitung. – Stuttgart: Christ und Welt Verl. 2° [s. a. *Deutsche Zeitung*. Christ und Welt.] 4077
- Die *Christengemeinschaft*. Monatsschr. zur religiösen Erneuerung. – Stuttgart: Verl. Urachhaus. 4180
Colloquia Germanica. Internationale Zeitschr. für germanische Sprach- und Literaturwissenschaft. – Bern: Francke. 4133
Cooperazione. Settimanale. – Basilea. 2° 4181
Creación y crítica. – Lima, Perú: Ed. de La Rama Florida. 3770, 3774
Cuadernos de filología. – Valencia: Universidad, Facultad de filosofía y letras, Sección de filología moderna. 3837
Cuadernos hispanoamericanos. Revista mensual de cultura hispánica. – Madrid: Instituto de cultura hispánica. 4038, 3539 NR, 3545 NR
Die *deutsche Bühne*. Hrsg.: Dt. Bühnenverein. – Oberwinter: Rommerskirchen. 4° 3881, 4182, 4193
Deutsche Literaturzeitung für Kritik der internationalen Wissenschaft. Hrsg. im Auftr. d. Akademien der Wissenschaften zu Berlin, Göttingen, Heidelberg, Leipzig, München, Wien. – Berlin-Ost: Akademie-Verl. 4° 3717, 3783, 3883, 2940/2941 NR, 3324 NR, 3399 NR, 3400 NR, 3423 NR, 3440 NR, 3451 NR, 3626 NR, 3658 NR
Deutsche Studien. Vierteljahreshfte. – Schloß Bleckede: Otto Meissners KG. 4007
Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Begr. v. Paul Kluckhohn u. Erich Rothacker. – Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchh. 3910, 4008, 3363 NR
Deutsche Wochen-Zeitung für nationale Politik, Kultur und Wirtschaft. – Hannover: National-Verl. 2° 3897
Deutsche Zeitung. Christ und Welt. Wochenzeitung. – Stuttgart. 2° [s. a. *Christ und Welt*.] 3883, 4180
Deutscher Forschungsdienst. – Bonn-Bad Godesberg. 4° 4195
Deutsches allgemeines Sonntagsblatt. Unabhängige Wochenzeitung für Politik, Wirtschaft, Kultur. – Hamburg: Hansisches Druck- u. Verlagshaus. 2° 4180
Deutsches Dante-Jahrbuch. Hrsg. im Auftr. d. Deutschen Dante-Gesellschaft v. Marcella Roddewig. – Köln, Wien: Böhlau Verl. 4135
Der *Deutschunterricht*. Beiträge zu s. Praxis u. wissenschaftl. Grundlegung. – Stuttgart: Klett. 4168
* *Dialogi*. – Maribor. 3887 a
Dialogue. Canadian philosophical review. – Montreal: Queen's University. 3859
Dissertation abstracts international. A. The Humanities and social sciences. Abstr. of dissertations available on microfilm or as xerographic reproductions. – Ann Arbor, Mich.: Xerox, University microfilms. 4° 3869, 3893, 3954, 4012, 4016, 4054, 4064, 4065, 4095, 4097, 4101, 3409 a NR, 3520 a NR
Doitsu bungaku. Die deutsche Literatur. – Osaka, Japan: Gesellschaft für Germanistik, Kansai Universität. 3836, 3902, 4044
Doitsu bungaku. Die deutsche Literatur. Hrsg. v. d. Japanischen Gesellschaft für Germanistik. – Tōkyō: Ikubundo Verl. 3897
Die *Drei*. Zeitschr. für Wissenschaft, Kunst u. soziales Leben. – Stuttgart: Verl. Freies Geistesleben. 3897
Duitse kroniek. Organ voor culturele betrekkingen met Duitsland. – Den Haag. 4040
English language notes. – Boulder, Colorado: University of Colorado. 3956
Ensemble. Lyrik, Prosa, Essay. (Im Auftr. d. Bayerischen Akademie der Schönen Künste hrsg. v. Clemens Graf Podewils u. Heinz Piontek.) – München: Oldenbourg. 4082

¹ NR bezieht sich auf den Nachtrag der Rezensionen zur Bibliographie 1938–1970, S. 648–652.

- Erasmus. Speculum scientiarum.* – Wiesbaden: Steiner. 4° 3717, 3428 NR
Espit. N. S. Dir.: Jean-Marie Domenach. – Paris. 3897
Essener Woche. – Essen: Werbegemeinschaft Essen. 4185
Etudes. Revue mensuelle. Fondée en 1856 par des Pères de la Compagnie de Jésus. – Paris. 3747
Etudes germaniques. Revue trimestrielle de la Société des études germaniques. – Paris: Didier. 3906, 3909, 3997, 4147, 2960 NR
Euphorion. Zeitschr. für Literaturgeschichte. – Heidelberg: Winter. 4042
Europe. Revue mensuelle. – Paris. 3917
Die Fähre. – München: Weismann. 4116
Familia. Revistă de cultură. (Ed. de Comitetul pentru cultură și educație socialistă al județului Bihor.) – Oradea Mare. 2° 3759
 * *Forschungsberichte für Germanistik.* Hrsg. v. d. Germanisten-Vereinigung der Gakushuin-Universität Tokyo. – Tōkyō. 4043
Gaudeamus. Organ för Stockholms universitets studentkår. – Stockholm. 4° 4194
Genre. – Plattsburgh, N.Y.: State University College, Dep. of English. 4103
German life and letters. A quarterly review. N. S. – Oxford: Blackwell. 3240 NR, 3324 NR, 3342 NR, 3400 NR, 3427 NR, 3428 NR
The German quarterly. Publ. by the American Association of teachers of German. – Appleton, Wis. 4165, 2966 NR, 3400 NR, 3423 NR, 3427 NR, 3428 NR, 3626 NR
The Germanic review. Devoted to studies dealing with the Germanic languages and literatures. – New York, N. Y. 3851, 4152, 3427 NR
Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliogr. Hinweisen. – Tübingen: Niemeyer. 3783, 3918, 3920, 3970, 3990, 3997, 4053, 2940/2941 NR, 2960 NR, 3400 NR, 3451 NR, 3626 NR, 3658 NR
Das Goetheanum. Wochenschr. für Anthroposophie. – Dornach, Schweiz: Goetheanum. 4° 3977
Hegel-Studien. In Verb. mit d. Hegel-Kommission der Deutschen Forschungsgemeinschaft hrsg. v. Friedhelm Nicolin u. Otto Pöggeler. – Bonn: Bouvier. 3823, 3868, 3876, 4130, 3244 NR
Das Hochschulwesen. Wissenschaftspolitische Rundschau. – Berlin-Ost: VEB Dt. Verl. d. Wissenschaften Berlin. 4° 2940/2941 NR
Hölderlin-Jahrbuch s. Nr. 3973, 4110; ferner Nr. 3924, 3928, 3936, 3953, 3962, 3969, 3975, 3976, 3982, 3986, 3993, 4000, 4009, 4031, 4047, 4053, 4067, 4076, 4078, 4079, 4091, 4102, 4108, 4117, 4124, 4140, 4145, 3198 NR
Die Horen. Zeitschr. für Grafik, Literatur u. Kritik. – Wilhelmshaven: Wirtschaftsverl. Nord-West. 3934
Horisont. Organ för Svenska Österbottens litteraturförening. – Vasa [Finnland]. 3897
 * *Horizon.* – New York? 4112
Jahrbuch der Coburger Landesstiftung. (Hrsg. v. d. Coburger Landesstiftung.) – Coburg, Schloß Ehrenburg. 4144
Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. Im Auftr. d. Deutschen Schillergesellschaft hrsg. v. Fritz Martini [u. a.]. – Stuttgart: Kröner. 3883, 3942
Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. Hrsg. v. Detlev Lüders. – Tübingen: Niemeyer. 3812
 * *Jahresberichte des germanischen Instituts von Kwanseigakuin Universität.* – Nishinomiya/Kobe: Kwanseigakuin-Universität. 3781

- Jahresring . . . Beiträge zur dt. Literatur d. Gegenwart.* Hrsg. v. Kulturkreis d. dt. Industrie. – Stuttgart: Dt. Verl.-Anst. 3897
Idealistic studies. An international philosophical journal. – The Hague: Nijhoff. 3823
Internationale Literatur. Zentralorgan d. Internationalen Vereinigung revolutionärer Schriftsteller. – Moskau. 3994
Journal of the history of philosophy. Ed.: Richard H. Popkin. – St. Louis, Mo.: The Journal of the history of philosophy, Inc. 3859
 * *Kage.* – Tōkyō: Germanistisches Seminar d. Kyōiku-Universität. 4045
Karpatenrundschau. Wochenschr. für Gesellschaft, Politik, Kultur. – Braşov. 2° 3929
Klüter Blätter. Dt. Sammlung. – Lochham b. München. 4100
Die Kommenden. Eine unabhängige Zeitschr. für geistige u. soziale Erneuerung. – Freiburg i. Br. 4° 4182
Konkret. Unabhängige Zeitschr. für Kultur u. Politik. – Hamburg: Konkret-Verl. 4° 4180
Korunk. Világnevezeti, társadalmi, tudományos és művelődési szemle. – Kolozsvár. 3897
 * *Kritika phylla.* – Athen. 3808
Kultus und Unterricht. Amtsblatt d. Kultusministeriums Baden-Württemberg. Nichtamtl. Teil. – Villingen: Neckarverl. 3717
Polska Akademia Nauk. Komitet neofilologiczny. Kwartalnik neofilologiczny. – Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe. 3626 NR
Lenau-Forum. Vierteljahresschr. für vergleichende Literaturforschung. – Wien: Internationale Lenau-Gesellschaft. 3839
Les Lettres françaises. Fond.: Jacques Decour et Jean Paulhan. – Paris. 2° 3791
Library journal. – New York, N.Y.: American Library Association. 3802
Limite. Red.: Virgil Ierunca și N. Petra. – Paris. 4° 3755
Literature, music, fine arts. A review of German-language research contributions on literature, music, and fine arts. – Tübingen. (German studies, Section 3.) 3428 NR, 3626 NR
Literaturwissenschaftliches Jahrbuch. N. F. Im Auftr. d. Görres-Gesellschaft hrsg. v. Hermann Kunisch. – Berlin: Duncker & Humblot. 3814, 3201 NR
Lucașfărul. Revistă a Uniunii scriitorilor din Republica Socialistă România. – București. 3897
Man and world. An international philosophical review. – Pittsburgh, Pa.: IRP-Associates. 3922
Die medizinische Welt. Begr. v. Franz Volhard. – Stuttgart, New York, N.Y.: Schattauer 4° 3880
Melos. Zeitschr. für neue Musik. – Mainz: Melosverl. 4° 3983
 * *Memoirs of the Faculty of general education,* Kumamoto University, Humanities. – Kumamoto. 4159 a
Merkur. Dt. Zeitschr. für europäisches Denken. – Stuttgart: Klett. 4034, 3345 NR
Svenska metallindustriarbetareförbundet. Metallarbetaren. – Stockholm. 4° 4194
Meyers Modeblatt. – Zürich: G. Meyers Erben. 4° 4181
Mickiewicz-Blätter. Für d. Mieckiewicz-Gremium d. Bundesrepublik Deutschland hrsg. v. Hermann Buddensieg. – Heidelberg. 3901
Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes. Im Auftr. d. Vorstandes hrsg. v. Rudolf Henß. – Frankfurt a. M. 3783, 3658 NR
Modern age. A quarterly review. – Chicago, Ill.: Foundation for Foreign affairs. 4046

- The *Modern language review*. Publ. by the Modern humanities research association. – London, Cambridge. 3400 NR, 3428 NR, 3454 NR, 3522 NR, 3626 NR
- Modern philology*. A journal devoted to research in medieval and modern literature. – Chicago, Ill.: The University of Chicago Pr. 3360 NR, 3423 NR
- Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur*. Publ. by the University of Wisconsin, Department of German. – Madison, Wis.: The University of Wisconsin Pr. 3890, 3626 NR
- Musik und Gottesdienst*. Zeitschr. für evangelische Kirchenmusik. – Zürich: Theologischer Verl. 4035
- Nagyvilág*. Világirodalmi folyóirat. – Budapest. 3825
- Neophilologus*. Driemaandelijks tijdschr. voor de wetenschappelijke beoefening van levende vreemde talen en van hun letterkunde en voor de studie van de klassieke talen in hun verband met de moderne. – Groningen: Wolters. 4092
- Neue deutsche Hefte*. Hrsg. v. Joachim Günther. – Berlin-West. 3870
- Neue deutsche Literatur*. Hrsg. v. Deutschen Schriftstellerverband. – Berlin-Ost: Aufbau-Verl. 3791, 4028, 4063, 4082, 2955 NR
- Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik*. Abt. 2: Neue Jahrbücher für Pädagogik. Hrsg. v. Johannes Ilberg. – Berlin: Teubner. 4039
- Neue Literatur*. Zeitschr. d. Schriftstellerverbandes der Sozialistischen Republik Rumänien. – Bukarest. 3722, 3848, 3897
- Neues Forum*. Internationale Zeitschr. für d. Dialog. – Wien: Schriften zur Zeit Publikationsges. 4° 3897, 4127
- Le Nouvel observateur*. Dir. général: Claude Perdriel. – Paris. 2° 3788
- Nya argus*. – Helsingfors. 4° 3763
- Orbis litterarum*. International review of literary studies. – Copenhagen: Munksgaard. 4149
- Ord och bild*. Nordisk kulturtidskrift. – Stockholm: Ord & Bild. 3897, 3908, 3960, 4050
- Orizont*. Revistă a Uniunii scriitorilor din Republica Socialistă România. – Timișoară. 3760
- Paragone*. Rivista mensile di arte figurativa e letteratura, dir. da Roberto Longhi. Letteratura. – Firenze: Sansoni. 4085
- Partisan review*. Publ. by the Foundation for culturel projects, Inc. – New York, N.Y. 3830
- The *Personalist*. An international review of philosophy, religion and literature. Publ. by the University of Southern California, school of philosophy. – Los Angeles, Calif. 3899
- * *Philosophical studies*. Publ. by the Society of philosophical studies. – Seoul, Korea. 4066
- Philosophische Perspektiven*. Ein Jahrbuch. – Frankfurt a. M.: Klostermann. 3989
- Philosophische Rundschau*. Eine Vierteljahrsschr. für philosophische Kritik. – Tübingen: Mohr (Siebeck). 3374 NR
- Philosophischer Literaturanzeiger*. Ein Referateorgan für d. Neuerscheinungen d. Philosophie u. ihrer gesamten Grenzgebiete. – Meisenheim/Glan: Hain. 3810, 3428 NR
- Philosophisches Jahrbuch*. Im Auftr. d. Görres-Gesellschaft hrsg. v. Max Müller. – Freiburg i. Br., München: Alber. 3634 NR
- Kungl. Dramatiska Teatern. Dramaten. [*Programmheft.*] – Stockholm. 3762, 3764, 3897, 3903, 3931, 4002, 4055, 4090, 4194
- Psyche*. Zeitschr. für Psychoanalyse u. ihre Anwendungen. – Stuttgart: Klett. 4041
- Publications of the Modern language association of America*. – Menasha, Wis. 4029
- Publik*. Informationen, Meinungen, Analysen u. Bilder dieser Woche. – Frankfurt a. M.: Ges. für Publizistik. 2° 4180
- Radio und Fernsehen*. – Zofingen: Ringier. 4° 4181
- Recherches germaniques*. Revue annuelle. – Strasbourg: Université des Sciences humaines. 3807, 4049
- Referatedienst zur Literaturwissenschaft*. Literaturwissenschaftl. Information u. Dokumentation. – Berlin-Ost: Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Zentralinstitut für Literaturgeschichte. 3823, 4023, 2940/2941 NR, 2946 NR, 2960 NR, 3342 NR, 3400 NR, 3408 NR, 3417 NR, 3421 NR, 3440 NR, 3451 NR, 3539 NR
- Reformatio*. Zeitschr. für evangelische Kultur u. Politik. – Zürich: Schweizerischer evangelisch-kirchlicher Verein. 4181
- Revista de Occidente*. Fund. por José Ortega y Gasset. – Madrid. 3769
- Revue belge de philologie et d'histoire*. Recueil trimestriel publ. par la Société pour le progrès des études philologiques et historiques et avec le concours de la Fondation universitaire. – Bruxelles. 4196, 3244 NR
- Revue d'Allemagne*. – Paris: Société d'Etudes allemandes. 4075
- La Revue de belles-lettres*. Publ. par les Sociétés de belles-lettres de Lausanne, Genève, Neuchâtel et Fribourg. – Lausanne. 3978
- Revue de théologie et de philosophie*. Fondée en 1868. Sér. 3. – Lausanne: Ancienne Académie. 3789, 3790
- Revue philosophique de Louvain*. Sér. 3. – Louvain: Ed. de l'Institut supérieur de philosophie. 3244 NR
- Revue thomiste*. Revue doctrinale de théologie et de philosophie. – Toulouse: Ecole de théologie; Paris & Bruxelles: Desclée de Brouwer. 3948
- Rheinischer Merkur*. Wochenzeitung für Politik, Kultur u. Wirtschaft. – Köln. 2° 4180, 2940/2941 NR
- Istituto di estetica dell'Università di Torino. *Rivista di estetica*. – Torino. 3833, 3905
- România literară*. Săptăminal de literatură și artă, ed. de Uniunea scriitorilor din Republica Socialistă România. – București. 2° 3756, 3788
- Der Ruf*. Unabhängige Blätter d. jungen Generation. – München: Nymphenburger Verlagshandlung. 4° 4087
- Scheidewege*. Vierteljahrsschr. für skeptisches Denken. – Frankfurt a. M.: Klostermann. 4114
- Schwäbische Heimat*. Zeitschr. zur Pflege von Landschaft, Volkstum, Kultur. – Stuttgart: Kohlhammer. 4° 3440 NR
- Schweizer Monatshefte (für Politik, Wirtschaft, Kultur)*. – Zürich: Verl. d. Gesellschaft Schweizer Monatshefte. 3987, 4181
- Seminar*. A journal of Germanic studies. – Toronto: The University of Toronto Pr. 3782, 3815, 3816, 3904
- Sinn und Form*. Beiträge zur Literatur. – Berlin-Ost: Rütten & Loening. 4083
- Sonntag*. Wochenzeitung für Kultur, Politik u. Unterhaltung. – Berlin-Ost: Aufbau-Verl. 2° 3821, 4193
- Sovremenost*. Literatura, umetnost, opštstveni prašanja. – Skopje. 3841 a

Spectaculum. Moderne Theaterstücke. – Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verl. 3897
Der Spiegel. Das dt. Nachrichten-Magazin. – Hamburg. 4° 3897
Staatsanzeiger für Baden-Württemberg. Hrsg. vom Staatsministerium. – Stuttgart. 2° 3973, 4110
Steaua. Revistă lunară de cultură. – Cluj: Uniune scriitorilor din RPR. 3757
 Istituto italiano di studi germanici. *Studi germanici*. N. S. – Roma: Ed. dell'Ateneo. 3783, 3897, 3975 a, 3626 NR
Studi urbinati di storia, filosofia e letteratura. N. S. B. – Urbino: Pr. L'Università degli studi. 3889
Stuttgarter Leben. – Stuttgart: Belser. 4° 3877
Der Sülchgau. Jahresgabe d. Sülchgauer Altertumsvereins e. V. – Rottenburg a. N. 3882
Teatrul. Revistă lunară ed. de Consiliul culturii și educației socialiste și de Uniunea scriitorilor din Republica Socialistă România. – București. 3897
Texas studies in literature and language. A journal of the humanities. – Austin, Tex.: University of Texas Pr. 3779
Theater heute. Die dt. Theaterzeitschr., hrsg. v. Erhard Friedrich [u. a.]. – Velber bei Hannover: Friedrich Verl. 4° 3795, 3824, 3850, 3878, 3897, 4002, 4058, 4174, 4188, 4189, 4193
Theologie und Philosophie. Vierteljahresschr. – Freiburg i. Br.: Herder. 3800
The Times literary supplement. – London. 2° 3737, 3897, 2940/2941 NR, 2946 NR, 3500 NR
Trece de nieve. Revista de poesia. – Madrid. 3773
Tribuna. Săptăminal de cultură. – Cluj. 2° 4052
Universitas. Zeitschr. für Wissenschaft, Kunst u. Literatur. – Stuttgart: Wissenschaftl. Verlagsges. 3897
Viața românească. Revistă a Uniunii scriitorilor din Republica Socialistă România. – București. 3758
Vindrosen. Red.: Hans Erik Avlund Frandsen [u. a.]. – København: Gyldendal. 3926
Volkshochschule. Université populaire. Corsi per adulti. Hrsg. v. Verband der Schweizerischen Volkshochschulen. – Zürich. 3846
Weimarer Beiträge. Zeitschr. für Literaturwissenschaft, Ästhetik u. Kulturtheorie. – Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 3866, 3873, 4030, 4126, 4134, 4143, 3345 NR, 3399 NR, 3428 NR
Welt am Sonntag. Aktuelle Sonntagszeitung für Deutschland. – Hamburg: Axel Springer Verl. 2° 4180
Welt und Wort. Literarische Monatsschr. – Tübingen: Heliopolis Verl. 4° 3997, 2946 NR, 2960 NR, 3545 NR, 3626 NR
Die Weltbühne. Wochenschr. für Politik, Kunst, Wirtschaft. – Berlin-Ost: Verl. d. Weltbühne, v. Ossietzky. 4184, 4193
Die Weltwoche. Unabhängige schweizerische Umschau. – Zürich. 2° 3824, 3897, 4174, 4179
Wirklichkeit und Wahrheit. Vierteljahresschr. für Forschung, Kultur u. Bildung. – Osnabrück: Freie Akademie. 3400 NR
 Friedrich-Schiller-Universität Jena. *Wissenschaftliche Zeitschrift*. Gesellschafts- u. sprachwissenschaftl. Reihe. – Jena. 3900, 3972
Wissenschaftliche Zeitschrift des Pädagogischen Instituts Güstrow. – Güstrow. 4° 3860
Die Woche. – Olten: Walter. 2° 4181

Die Zeichen der Zeit. Evangelische Monatsschr. für Mitarbeiter d. Kirche. – Berlin-Ost: Evang. Verlagsanst. 2940/2941 NR
Die Zeit. Wochenzeitung für Politik, Wirtschaft, Handel u. Kultur. – Hamburg. 2° 3834, 3897, 3931, 4180
Zeitschrift für deutsche Philologie. – Berlin, Bielefeld, München: Schmidt. 3400 NR
Zeitschrift für Theologie und Kirche. In Gemeinschaft mit Karin Bornkamm [u. a.] hrsg. v. Gerhard Ebeling. – Tübingen: Mohr (Siebeck). 4076
Zeitwende. Kultur, Theologie, Politik. – Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn. 3915, 4032

REGISTER

der Autoren, Herausgeber, Übersetzer, Rezensenten usw.¹

- Abendroth, Friedrich 4180, 4195
 Abendroth, Friedrich Weigend-
 s. Weigend-Abendroth, Friedrich
 Abrams, Meyer Howard 3777
 Abusch, Alexander 3778
 Abutille, Mario C. 4068, 4195
 Adorno, Theodor W. 3917, 4069
 Ahearn, Edward J. 3779
 Aichelburg, Wolf 3754, 3780
 Aichinger, Ilse 4087
 Akiyama, Takuya 3781
 Albrecht, Günter 3840
 Alexander, Christian 4180
 Altenhofer, Norbert 3201 NR
 Ambjörnsson, Ronny 3903
 Ancelet-Hustache, Jeanne 3897
 Anderle, Martin 3782, 3904
 Angelino, Carlo 3905
 Angelis, Enrico de 3897
 Anger, Horst 3848
 Anglade, René 3906
 Aragon, Louis 3907
 Arnim, Bettina von 3751
 Aspelin, Kurt 3908
 Aspetsberger, Friedbert 3783, 4053,
 3400 NR
 Asti Vera, Armando 3784, 3827
 Ayrault, Roger 2960 NR
- Bach, Emmon Werner 3785
 Bachmann, Dieter 4174, 4179
 Bäckström, Tord 4194
 Bänninger, Adrian Ewald 4070
 Baeumer, Max Lorenz 3626 NR
 Balotă, Nicolae 4071
 Banu, George 3897
 Barino, Mario 4181
 Barnouw, Dagmar 3909
 Barnouw, Jeffrey 3910
 Barrows, Herbert 3911, 3971
 Bartsch, Kurt 3912
 Bauer, Norbert 4193
- Baukloh, Friedhelm 3913
 Baumgart, Reinhard 3914, 3970, 4072,
 4180, 4182, 4184
 Baur, Heidi 4179, 4190
 Bayer, Hans 4180
 Beaujon, Edmond 3744
 Becher, Johannes Robert 4073
 Beck, Adolf 3717, 3956, 3440 NR
 Beckelmann, Jürgen 4184
 Beckermann, Thomas 3970
 Beckmann, Heinz 3915, 4180
 Beese, Henriette 4042
 Beger-Herden, Ingrid 3695 NR
 Béguin, Albert 3916
 Beisbart, Ortwin 3855
 Beißner, Friedrich 3717, 3718, 3720, 3721,
 3723, 3728, 3786, 3827, 3890, 3973,
 4110, 2946 NR, 3342 NR
 Benesch, Gerda 4181
 Benjamin, Walter 3740, 3787, 3917
 Benn, Maurice Bernard 2966 NR,
 3400 NR, 3428 NR, 3454 NR,
 3522 NR, 3626 NR
 Bennett, Benjamin K. 3423 NR
 Benz, Eberhard 3862
 Berger, Friedemann 2940/2941 NR
 Berghahn, Klaus L. 3918, 3970
 Bertaux, Pierre 3720, 3788, 3870, 3919,
 3956, 3970, 4074, 4109, 4169, 3345 NR
 Best, Otto F. 3920
 Betz, Albrecht 4075
 Bezruč, Petr 3921
 Biemel, Walter 3922
 Biermann, Wolf 3923
 Binder, Wolfgang 3924, 3925, 3973, 4076,
 4110, 3451 NR
 Bindseil, Ilse 4190
 Bjørnvig, Thorkild 3926
 Blanchot, Maurice 3760
 Blomberg, Erik 3761, 3762, 3764
 Blommaert, M.-R. 4196
 Bobrowski, Johannes 3841, 4077
- Bock, Hans Bertram 4180
 Bodei, Remo 3752, 3927
 Böckmann, Paul 4078, 4110, 3454 NR
 Böhm, Gotthard 4192
 Böhm, Wilhelm 3962, 3973
 Böschenstein, Bernhard 3789, 3928, 3973,
 4079, 4110, 2940/2941 NR, 3273 NR
 Böschenstein-Schäfer, Renate 3742, 3790,
 3936, 3973, 4102
 Bohn, Albert 3929
 Bollack, Jean 4042
 Bopp, Marianne Oeste de
 s. Oeste de Bopp, Marianne
 Bormann, Alexander von 3918, 3920
 Bornmann, Bianca Maria 3626 NR
 Bouchet, André du
 s. Du Bouchet, André
 Braun, Claus 4181
 Braun, Hermann 4157
 Braun, Volker 3791
 Bravo Villasante, Carmen 3539 NR,
 3545 NR
 Brecht, Bertolt 4176, 4177
 Brecht, Martin 3943
 Briegleb, Klaus 3792, 3890
 Brockard, Hans 3634 NR
 Brose, Ingeborg
 s. Gerlach, Ingeborg
 Brousek, Antonín 3986
 Browning, Robert M. 3423 NR
 Buber, Martin 4080
 Buber, Rafael 4080
 Bubner, Rüdiger 4157
 Budigna, Luciano 3864
 Bürgi, Willi 4191
 Buhr, Gerhard 3930
 Bumm, Peter H. 3793
 Bunge, Hans-Joachim 4172
 Burger, Heinz Otto 3875
 Burger, Hermann 3794
 Burger, Marcella Roddewig-
 s. Roddewig-Burger, Marcella
 Burgert, Hans-Joachim 3723, 3725
 Butzlaff, Wolfgang 4186
- Canaris, Volker 3795, 3931, 3970
 Carandell, Josep Marià 4089
 Casanova, Nicole 3897
- Cassirer, Ernst 3796
 Castiglione, Luigi 3797
 Celan, Paul 3973
 Choon, Lee Young-
 s. Young-Choon, Lee
 Cibulka, Hanns 4081
 Cioculescu, Șerban 3932
 Clarasó, Noel 3765, 3798
 Colberg, Klaus 4179, 4180
 Coleman, John Alexander 3360 NR
 Coler, Luminița 3788
 Constantine, David J. 3799
 Contini, Gianfranco 3864
 Corral, Luis Díez del
 s. Díez del Corral, Luis
 Cwojdrak, Günther 4184, 4193
 Czechowski, Heinz 4082, 4083, 2955 NR
- Dannecker, Hermann 4180
 Danner, Helmut 3800
 Decker-Hauff, Hansmartin 3862
 Deicke, Günther 4099
 Dellin, Martin Gregor-
 s. Gregor-Dellin, Martin
 Derrida, Jacques 3933
 Deskau, Dagmar 4077, 4084
 Dieckmann, Liselotte 4026
 Dierks, Margarete 3400 NR
 Díez del Corral, Luis 3766, 3801
 Dilthey, Wilhelm 3751
 Disandro, Carlos Alberto 3767, 3768,
 3803, 3804, 3827
 Dittberner, Hugo 3934
 Dodd, W. N. 4085
 Dörrlamm, Rolf 4180
 Doinaș, Ștefan Augustin 3754, 3756, 3757,
 3758, 3759, 3760, 3935
 Dornheim, Nicolás Jorge 3805, 3827
 Du Bouchet, André 3745, 3936, 3973
 Dürr, Otto 4039
 Düsing, Klaus 4157
 Dütsch, Adolf 4181
 Durzak, Manfred 3937, 4139
- Ebert, Theodor 3823
 Eder, Alois 3879
 Edfelt, Johannes 3761, 3763

¹ NR bezieht sich auf den Nachtrag der Rezensionen zur Bibliographie 1938–1970, S. 648–652.

Eggebert, Friedrich Wilhelm Wentzlaff-
 s. Wentzlaff-Eggebert, Friedrich
 Wilhelm
 Eggebert, Ulrich Seelmann-
 s. Seelmann-Eggebert, Ulrich
 Eich, Günter 4087
 Eichbichler, Hermann 3937 a
 Eichholz, Arnim 4184
 Eichler, Rolf-Dieter 4193
 Eisler, Hanns 4172
 Ekelund, Vilhelm 3761
 Eklann, Thorsten 4194
 Else, Gerald F. 3938, 3971
 Emigholz, Erich 4188
 Emmanuel, Pierre 3806
 Emmel, Hildegard 3939
 Engelfried, Joseph 3717
 Engelhard, Ernst Günter 3897
 Enquist, Per Olov 4194
 Enright, Dennis Joseph 3940

 Falkenberg, Betty 4180
 Fasani, Remo 3864
 Fédier, François 3746
 Fehrman, Carl 3941
 Feilchenfeldt, Konrad 3942
 Feldman, Burton 3734
 Ferrater, Gabriel 3753
 Fichtner, Gerhard 3943
 Fiedler, Theodore 3944, 3971, 3363 NR
 Fiesel, Eva 4088
 Finch, R. G. 3240 NR
 Finck, Adrien 3807
 Fischer, Otakar 3986
 Flick, Verena 4123
 Floros, Paulos 3808
 Formosa, Feliu 4089
 Fox, Michael 3859
 Fritz, Axel 4090
 Fröhlich, Gustav 3897
 Fröhlich, Hans 4180, 4184
 Frühwald, Wolfgang 3814
 Frye, Lawrence O. 3945, 3971
 Fuerst, Norbert 4139
 Fuhrmann, Dieter 3848
 Fuhrmann, Manfred 3810
 Fuhrmans, Horst 4141

Funke, Christoph 4193
 Furness, Raymond 3427 NR

 Gadamer, Hans-Georg 3809, 3887, 3946
 Gaier, Ulrich 3810, 4091, 4110, 2578 NR,
 3451 NR
 Galinsky, Gotthard Karl 3947
 Gandillac, Maurice de 3740, 3787
 García Santillán, Juan Carlos 3811, 3827
 Gardet, Louis 3948
 Gardner, Fritzludwig 4182
 Gargano, Antonella 4169 a
 Gasché, Rodolphe 3933
 Gascoyne, David Emery 3974, 3500 NR
 Gaskill, Peter Howard 3949, 4092
 Gehl, Imke 4182
 Geissler, Waltraud 3950, 3972
 George, Emery Edward 3736, 3802, 3951,
 3971, 3974, 4093
 Gerhard, Melitta 3812
 Gerlach, Ingeborg 3813, 4094, 2578 NR
 Gerstenmaier, Eugen 3883
 Giehl, Hans E. 3855
 Gilby, William Reid 4095
 Gillen, Harald 4182
 Glaubrecht, Martin 3952
 Gmelin, Hans 3953, 3973
 Goll, Claire 4096
 Goll, Yvan 4096
 Golosovker, Jakova Emanuiloviča 3994
 Goltz, Bogumil 3982
 Goodson Jr., Alfred Clement 4097
 Goy, Erwin [wirkl. Name]
 s. Lysohorsky, Ondra
 Grabs, Manfred 4098
 Grack, Günther 4180
 Grasnick, Ulrich 4099
 Graßl, Hans 3814
 Gregor-Dellin, Martin 4053
 Gregorovius, Ferdinand 3982
 Greiner, Gerhard 3953, 3973
 Grimm, Reinhold 4159
 Grolitsch, Lisbeth 4100
 Grotzer, Peter 3916
 Grugan, Arthur Anthony 4101
 Grundlehner, Philip Eids 3954
 Guereñu, Ernesto Martínez Díaz de
 3374 NR

Gumtau, Helmut 3897
 Gysi, Klaus 3840

Haase, Horst 4073
 Haberl, Franz P. 3897
 Haeffner, Gerd 3800
 Härtle, Heinrich 3897
 Härting, Peter 3843
 Häslar, Berthold 4158
 Häußermann, Bernhard 4180
 Häussermann, Ulrich 3955
 Hagemeyer, Eva Viktoria 3520 a NR
 Hahn, Wilhelm 3953, 3973
 Hajnal, Gábor 3776
 Hallqvist, Britt G. 3897, 4194
 Hamburger, Michael 3734, 3940, 3971,
 3974, 3522 NR
 Hamlin, Cyrus 3736, 3815, 3816, 3823,
 3956, 3957, 3971, 4102, 4103, 4110
 Hampel, Norbert 4184
 Hanpft, Susanne Müller-
 s. Müller-Hanpft, Susanne
 Harris, Derek Raymond 4104
 Harris, Henry Siltou 3735, 3958
 Harrison, Robin Burnett 3959
 Hart, Jürgen 4178
 Hartinger, Christel 3791
 Hartinger, Walfried 3791
 Hartisch Wood, Renate Marie-Elisabeth
 s. Wood, Renate Marie-Elisabeth
 Hartisch
 Hartung, Harald 3973, 4110
 Hasenöhr, Adolf 4111
 Håstad, Disa 3960
 Hauff, Hansmartin Decker-
 s. Decker-Hauff, Hansmartin
 Haym, Rudolf 3751
 Heftrich, Eckhard 3809
 Hegel, Hannelore 3817, 4105, 4157,
 3374 NR
 Heidegger, Martin 3800, 3818, 3819,
 3820, 3833, 3842, 3886, 3922, 4142
 Heimberger, Bernd 4062
 Heinrich, Helmut Theodor 3821
 Heise, Hans-Jürgen 3822, 3961
 Heissenbüttel, Helmut 4115
 Helberg, Heinrich 3770
 Hellingrath, Norbert von 3962, 3973

Hempelmann, Gernot 3963
 Hennemann, Elfriede 4180
 Hennig, Joachim Klaus 3964, 3972
 Henrich, Dieter 3823, 4106, 4157
 Henrichs, Benjamin 4181
 Hensel, Georg 3824, 3897, 4180, 4184
 Herchenröder, Christian 4180
 Herden, Ingrid Beger-
 s. Beger-Herden, Ingrid
 Hermand, Jost 4159
 Hermlin, Stephan 3825, 4107, 4178
 Herrmann, Wilhelm 4182, 4188
 Heuschele, Otto 3965, 3966
 Hill, Geoffrey 3974
 Hillard Steinbömer, Gustav
 s. Steinbömer, Gustav Hillard
 Hirblinger, Heiner 4108, 4110
 Hirt, Ernst 3967
 Hlávka, Miloš 3986
 Hochmuth, Ingeborg 3826, 3968, 3972
 Hock, Erich 3969, 3973
 Höfer, Helga 4193 a
 Höffe, Wilhelm Luzian 4057
 Höring, Else Rath-
 s. Rath-Höring, Else
 Hötzer, Ulrich 3828, 3862, 3973, 3975
 Hof, Walter 3975 a, 3626 NR
 Hofbauer, Josef 4111
 Hoffmann, Werner 3827, 3829
 Hoffmann, Wilhelm 3973, 3976
 Hohendahl, Peter Uwe 4026
 Hollander, John 3830
 Holmberg, John-Henri 4194
 Holthusen, Hans Egon 3345 NR
 Honsza, Norbert 3897
 Hornemann, Hildegard 3977
 Howard, Richard 4112
 Huenefeldt, Christine 3770
 Hüppauf, Bernd 4166
 Hustache, Jeanne Ancelet-
 s. Ancelet-Hustache, Jeanne

 Jaccottet, Philippe 3747
 Jackson, John Edwin 3742, 3790, 3978
 Jacobi, Hansres 4180, 4181
 Jacobs, Jürgen 3979
 Jäger, Gerd 4174, 4188, 4189
 Jäger, Hans 3831

Jäger, Hans-Wolf 3832, 4109, 4113
Jahnsson, Bengt 4180, 4184, 4194
Jantz, Harold 3996
Janzon, Åke 4194
Ibscher, Gred 3774
Iden, Peter 4180, 4182
Jesch, Jörg 4057
Jesi, Furio 3833
Ignée, Wolfgang 4180, 4182, 4195
Ihwe, Jens 3785
Johannisson, Karin 3931, 4002, 4055
Jokostra, Peter 4077
Jones, G. L. 3324 NR, 3342 NR,
3400 NR, 3428 NR
Jouve, Pierre Jean 3743, 3864
Jünger, Friedrich Georg 3819
Jung, Alexander 3982
Ivernel, Philippe 3897

Kämpchen, Martin 2940/2941 NR
Käufer, Hugo Ernst 3913
Kalliga, Martin 4177
Kanzog, Kurt 3972, 3980
Karasek, Hellmuth 3834, 3897, 4180
Karlsson, Seth 4194
Karnick, Manfred 3970, 3981
Karsch, Walther 4184
Kaschnitz, Marie Luise 3835
Kasper, Klaus 4184
Katsuda, Hideji 3836
Kaufmann, Peter A. 4181
Keidel, Carl 3973
Keil, Ernst-Edmund 3769, 3769 a, 3837
Kelkel, Arion Lothar 4142
Kelletat, Alfred 3962, 3973, 3982, 4110
Kemper, Hans-Georg 3363 NR
Kempfer, Lothar 3838
Kerényi, Karl 3730, 4011
Keresztury, Dezső 3839
Kern, Anne-Brigitte 3746
Kerndl, Rainer 4193
Killmayer, Wilhelm 3983
Killy, Walther 3984
Kimpel, Dieter 3783
Klein, Johannes 4114
Kluckhohn, Paul 3973, 4110
Knörrich, Otto 3841
Kockelmans, Joseph J. 3922

Köpp, Claus Friedrich 3972, 3985,
2946 NR, 3342 NR, 3400 NR, 3417 NR,
3421 NR, 3440 NR, 3451 NR, 3539 NR
Kolf, Bernd 3722
Komma, Karl Michael 3862, 3973, 3986
Kommerell, Max 4115
Konrad, Gustav 3997, 2946 NR,
2960 NR, 3545 NR, 3626 NR
Konrad, Michael 3973, 3198 NR
Kopp, Robert 3743
Koselleck, Reinhart 4042
Kovačević, Katadin 3841a
Kraemer, Herman-Josef 4187
Krättli, Anton 3897, 3987, 4181
Kraft, Werner 4116
Krebs, Klaus Hans 3842
Kreuzer, Christian 4110, 4117
Krolow, Karl 4119
Krüger, Horst 3843
Kuczynski, Jürgen 3399 NR
Kudszus, Winfried 4109, 4118, 3400 NR
Kuhn, Christoph 4181
Kunisch, Hermann 3814
Kuntze, G. W. 4180
Kurth, Lieselotte E. 3996
Kurz, Gerhard 3990, 3997
Kurz, Paul Konrad 3201 NR

Laemmle, Peter 3825
Lance, Alain 3791
Landolt, Ernst 3988
Lang, Dieter 3989
Lange, Hartmut 4180
Langer, Rudolf 4119
Lasne, René 3864
Lasso de la Vega, José S. 3844
Last, Rex William 3894
Lazanas, Basileios I. 3748
Leber, Hugo 4179
Leder, Rudolf [wirkl. Name]
s. Hermlin, Stephan
Lenel, Edith 3802
Lennert, Rudolf 4195
Léonard, André 3244 NR
Leonhardt, Arne 3825
Lepper, Gisbert 3990
Leßmann, Marianne Katharina 3991
Leygraf, Willy 3440 NR

Lex, Hans-Eberhard 4182
Liepe, Wolfgang 3992
Linden, Gunnar 4194
Lindenberger, Herbert 3731, 3845
Linder, Hans R. 4174
Lindgren, Sören 4194
Lindner, Margrit 3992 a
Lindner, Sven 3761
Link, Jürgen 3973, 3993
Lipman Wulf, Michèle 4181
Lippuner, Heinz 3846
Longville, Tim 3738
Lüders, Detlev 3987, 2960 NR
Luft, Friedrich 4180, 4182, 4184
Lukács, Georg [d. i. György] 3970
Lunačarskij, Anatolij Vasil'evič 3970,
3994
Lunatscharskij, Anatolij [dt. Namensform]
s. Lunačarskij, Anatolij Vasil'evič
Lupi, Sergio 4120
Lypp, Bernhard 3995
Lysohorsky, Ondra 3847

M[a]cClain, William H. 3996
Magnarelli, Giovanni 3897
Magris, Claudio 3783, 4120
Mahr, Johannes 3997, 4169
Maier, Hans 4157
Maier, Rudolf Nikolaus 3998
Maletzke, Doris 4175, 4186
Malévich 3741
Malmberg, Bertil 3761
Malsch, Wilfried 3971, 3973, 3999, 4000
Mangariello, Maria Esther 3770, 3898
Marache, Maurice 3919
Mark, Paul J. 3847
Markel, Michael 3722, 3848
Markwardt, Bruno 3849
Martens, Gunter 3890
Massuh, Gabriela 3786
Materleitner, Susanne 4185
Mathieu, Gustave 3732
Maurer, Georg 4121
Maurer, Karl Werner 3739, 3428 NR,
3626 NR
Mayer, Franz 4001
Mayer, Hans 3970, 4002
Mehren, Günther 4181

Meinert, Monica 3897
Meisel, Edeltraud 3972, 4003, 3408 NR
Meister, Helga 4183
Melchert, Rulo 4062
Melchinger, Siegfried 3850
Menck, Clara 4180, 4195
Mestwerdt, Bernhard 4004
Mette, Alexander 3917
Meyer, Heinrich 4151
Michaelis, Rolf 4184, 4193
Michelsen, Peter 4122
Middleton, Christopher 3736, 3737, 3971,
3974
Mieth, Günter 2940/2941 NR
Miles, David H. 3851
Miller, Drayton Granville 3409 a NR
Minder, Robert 4075
Mitchell, Michael 4123
Mittenzwei, Johannes 3840
Mittner, Ladislao 4036
Miyahara, Akira 3897
Miyashita, Kenzo 3852
Modern, Rodolfo E. 3770, 3771, 3772,
3786, 3827, 3853
Modlmayr, Hans-Jörg 3854, 4123
Mörchen, Hermann 3783
Möser, Fritz 4123
Mohr, Eva 4005
Mommsen, Momme 3658 NR
Monie-Nordin, Karin 4194
Mony, Gérard Raynal-
s. Raynal-Mony, Gérard
Moretto, Giovanni 4123 a
Mrkonjić, Zvonimir 3854 a
Mühlher, Robert 3879
Mühlmann, Wilhelm Emil 3345 NR
Müller, Christoph 4180
Müller, Erhard Peter 3855
Müller, Ernst 3880
Müller, Heiner 3729, 4175, 3695 NR
Müller, Joachim 3717, 3783, 3883, 3972,
4006, 3324 NR, 3400 NR, 3423 NR,
3440 NR, 3451 NR, 3626 NR, 3658 NR
Müller, Max 3887
Müller, Wolfgang-Johannes 4181
Müller-Hanpft, Susanne 4087
Müller-Seidel, Walter 4110, 4124
Müller-Sternberg, Robert 4007

- Muir, Edwin 3974, 4016, 4085
 Muschg, Adolf 3897
 Mygdales, Lampros 3856
- Nägele, Rainer 3857
 Nagy, Ildikó 3858
 Nagy, László 4125
 Nalewski, Horst 4126
 Nauen, Franz Gabriel 3859
 Negoitescu, Ion 3754, 3859a
 Nemoianu, Virgil 3754, 3756, 3757, 3758, 3759, 3760
 Neubauer, John 4008
 Neumann, Erwin 3860
 Neupokoeva, Irina Grigor'evna 3861
 Nicolin, Friedhelm 3973, 4009
 Niedermayer, F. 2940/2941 NR
 Niggel, Günter 3814
 Noll, Dieter 3892
 Nolte, Jost 4010
 Nordin, Karin Monie-
 s. Monie-Nordin, Karin
 Norman, Birger 4194
 Novák, Bohumil 3986
 Nussbächer, Konrad 3724
- Oehler, Ilva 3973, 4011
 Oeste de Bopp, Marianne 3827, 3863
 Oesterreich, Hans Christian 4012
 Orelli, Giorgio 3864, 3889
 Orlando, Antonino 4174
 Ortheil, H. J. 3897
 Osers, Ewald 3847
- Paioni, Pino 3889
 Paleologu, Al. 4013
 Palmer, Richard E. 3810
 Palmier, Jean-Michel 4014
 Pannwitz, Rudolf 4080
 Pataki, Heidi 4127
 Paulinyi, Zoltán 3825
 Paz, Norberto Silveti
 s. Silveti Paz, Norberto
 Peacock, Ronald 4127 a
 Pellegrini, Alessandro 3865, 3889
 Percival [Pseud.] 3897
 Perlström, Åke 4194
 Peschken, Bernd 4015
- Pessin, Marc 4096
 Petitdemange, G. 3747
 Pezold, Klaus 3866, 3970, 3345 NR, 3399 NR
 Pfizer, Theodor 3953, 3973
 Philippide, Alexandru 3932
 Philippot-Reniers, A. 3244 NR
 Philippson, Ernst Alfred 3890
 Phillips, Michael Joseph 4016
 Pigenot, Ludwig von 4128
 Piontek, Heinz 3822, 3867
 Plagemann, Bernd 4186
 Podak, Klaus 4195
 Pöggeler, Otto 3868, 3876, 4017, 4129, 4130, 4136, 4157
 Poethen, Johannes 4131
 Prang, Helmut 4109, 4132
 Price, William Owen 3869
 Prochnik, Peter 3717
 Puder, Martin 3870
 Pültz, Wilhelm 4018
 Punte, María Luisa 3827, 3871
- Quintela, Paulo 3872
- Raabe, Paul 3955, 3956, 3440 NR
 Radczun, Evelyn 3873, 3972, 4019, 2940/2941 NR, 3428 NR
 Raffle, Burton 3733, 3874
 Raleigh, Peter J. 4133
 Rannit, Aleksis 3971, 4020
 Rapp, Dorothea 3897
 Rasch, Wolfdietrich 3875
 Rath, Hanns Wolfgang 3862
 Rath-Höring, Else 3862
 Raynal-Mony, Gérard 3997
 Read, Herbert 3974
 Rebstock, Hans-Otto 3876
 Rehm, Walther 4021
 Reiche, Kurt 3658 NR
 Reincke, Olaf 3821
 Reinhardt, Sabine 3727
 Reinking, Karl Franz 3877
 Reniers, A. Philippot-
 s. Philippot-Reniers, A.
 Reschke, Renate 3823, 3972, 4022, 4023, 4134, 2940/2941 NR, 2960 NR
 Reusner, Ernst von 3726
- Riba, Carles 3753
 Richardson, Robert D. 3734
 Riedel, Ingrid 4109
 Riess, Curt 4179
 Riley, John 3738
 Ringel, Gustav Kilian 4024
 Ringelband, Wilhelm 4173
 Rischbieter, Henning 3878
 Ritoók, János 3897
 Ritter, Heinz 4184
 Roddewig[-Burger], Marcella 4135
 Rodewald, Dierk 3417 NR
 Roeder, Gustav 3897, 4180, 4189
 Röttger, Friedhelm 4180
 Rooke, J. S. 3739
 Roscher, Achim 2955 NR
 Rosenkranz, Karl 3982, 4130, 4136
 Rosteutscher, Joachim Heinz Wilhelm 3879
 Roth, Dieter 3722, 4137
 Roud, Gustave 3741, 3864
 Roux, Dominique de 3743
 Rücker, Günther 3825
 Rüedi, Peter 4174
 Ryan, Lawrence John 3813, 3971, 3973, 4025, 4109, 4138, 2349 NR, 2916 NR, 2960 NR, 2966 NR, 3198 NR, 3321 NR, 3400 NR, 3428 NR
 Ryder, Frank G. 4026, 4139
- Sala, José María 3753
 Salich, Helene 3847
 Salmon, Pierre 4196
 Salvesen, Christopher 3971, 3974, 4027
 Sandig, Holger 3695 NR
 Santillán, Juan Carlos García
 s. García Santillán, Juan Carlos
 Sarastro [Pseud.] 4181
 Schadewaldt, Hans 3880
 Schäble, Gunter 3881, 4174
 Schaefer, Grete 4080
 Schäfer, Renate Böschenstein-
 s. Böschenstein-Schäfer, Renate
 Schäfer, Volker 3882
 Scharfschwerdt, Jürgen 3883, 4110, 4140, 4169, 3623 NR
 Scheer, Maximilian 4028
 Scheible, Hartmut 4173
- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph 4141
 Schérer, René 4142
 Scheuer, Helmut 3454 NR
 Scheuffelen, Thomas R. 3440 NR
 Schewe, Eva 3907
 Schewe, Gerhard 3907
 Schier, Rudolf Dierk 4029
 Schiller, Dieter 3972, 4030, 4143
 Schilling, Friedrich 4144
 Schloßberg, Peter 4184, 4193
 Schloz, Günther 4180
 Schludermann, Brigitte 3739
 Schmid, Carlo 3973
 Schmid, Gerhard 4171
 Schmidlin, Guido 3838, 4110, 4145, 4146
 Schmidt, Dietmar N. 4180, 4181
 Schmidt, Hannes 4183
 Schmidt, Jochen 3956, 3973, 4031, 2946 NR, 3324 NR, 3421 NR, 3626 NR
 Schmidt, Siegfried 4187
 Schmidt, Wulf 3810, 3428 NR
 Schmitz, Heinz 3729
 Schmolze, Gerhard 4032
 Schnabel, Dieter 4180
 Schneider, Hansjörg 4033, 4179
 Schnetzer, R. 4181
 Scholem, Gershom 3917
 Scholz, Rüdiger 3970
 Schondorff, Joachim 3730
 Schorno, Paul 4174
 Schreiber, Ulrich 3897, 3970, 4034
 Schröder, Werner 3890
 Schuffels, Klaus 4147
 Schuhmacher, Ernst 4193
 Schuhmacher, Gerhard 3884, 4035
 Schultheis, Werner 3885
 Schultz, Hartwig 4148
 Schultz, Uwe 4180
 Schulz, Max Walter 3892
 Schulz-Euler, Carl Friedrich
 [wirkl. Name]
 s. Rath, Hanns Wolfgang
 Schulz-Seitz, Ruth-Eva 3634 NR
 Schurr, Sibylle 4190
 Schwaderer, Richard 4036
 Schwartz, Delmore 3974
 Schweppenhäuser, Hermann 3917
 Scimonello, Giovanni 4149

Seelmann-Eggebert, Ulrich 4179, 4180, 4181
 Seidel, Walter Müller-
 s. Müller-Seidel, Walter
 Seidenfaden, Theodor 4150
 Seidler, Ingo 3971, 4037
 Semmler, Bernhard 4173
 Seitz, Ruth-Eva Schulz-
 s. Schulz-Seitz, Ruth-Eva
 Seybold, Eberhard 4180
 Shelton, Roy Cherry 4151
 Siebert, Ilse 4073
 Simons, Konrad 4176
 Sierstorpff, Caspar Heinrich von 3969, 3973
 Silver, Philip 3360 NR
 Silvetti Paz, Norberto 3775
 Silz, Walter 4152, 3423 NR
 Simões, João Gaspar 3872
 Simon, Ernst 4080
 Sinclair, Isaak von 3927
 Söring, Jürgen 4153
 Sollers, Philippe 4154
 Sommavilla, Guido 4155
 Sommer, Dietrich 3399 NR
 Souvirón, José María 4038
 Spender, Stephen 3974
 Splett, Jörg 3886
 Spranger, Eduard 4039
 Springer, Katja 4185
 Springer, Michael 3897
 Stahl, Ernst [auch Ernest] Ludwig 3240 NR
 Stahl, Urs 4186
 Staiger, Emil 3887, 3973
 Stamatu, Horia 3755
 Stapf, Paul 3719
 Stehovec, Janez 3887 a
 Steiger, Robert Friedrich 3888
 Steinbömer, Gustav Hillard 3820
 Steinmetz, Horst 4040
 Steinweg, Reiner 3785
 Stempel, Wolf-Dieter 4042
 Stephan, Erika 4193
 Stern, Guy 3732
 Sternberg, Robert Müller-
 s. Müller-Sternberg, Robert
 Sternberger, Dolf 4166
 Stierlin, Helm 3971, 4041
 Stoltzenberg, Peter 4180
 Stopp, Elisabeth 4123
 Stora, Marcel 3917
 Storz, Gerhard 4166
 Strack, Friedrich 4156, 4157
 Strelka, Joseph 3427 NR
 Strömberg, Martin 4194
 Studnitz, Hans-Georg von 4180
 Stumm, Reinhardt 4179
 Sutcliffe, James H. 4184
 Szarota, Elida Maria 4158
 Szondi, Peter 4042, 4159
 Takahashi, Teruaki 4043
 Takao, Kunio 4044
 Taléns, Jenaro 3769, 3769 a, 3837
 Taminiaux, Jacques 3244 NR
 Tanaka, Yūji 4045, 4159 a
 Tank, Kurt Lothar 4180
 Taylor, Ronald 4160
 Terry, Thomas 4179, 4180, 4181, 2940/2941 NR
 Tezuka, Tomio 3749
 Thadea, Thomas 4062
 Thürer, Georg 3891
 Thürmer, Wilfried 3658 NR
 Tiedemann, Rolf 3917
 Tilliette, Xavier 4157, 4161, 3244 NR
 Tkaczyk, Wilhelm 3921
 Tonsor, Stephen 3971, 4046
 Tontsch, Brigitte 3848
 Tornea, Florin 3897
 Traverso, Leone 3750, 3864, 3865, 3889
 Trede, Johann Heinrich 4157
 Trenks, Martin 3973, 4047
 Trilling, Ossia 4180
 Trommler, Frank 3892
 Ullmann, Christiane 3893
 Ullrich, Helmut 4193
 Uscatescu, George [auch Jorge] 3897
 Usinger, Fritz 4048
 Valentin, Jean M. 4049
 Valverde, José María 3773
 Vas, István 3897, 4164

Vašek, Vladimír [wirkl. Name]
 s. Bezruč, Petr
 Vega, José S. Lasso de la
 s. Lasso de la Vega, José S.
 Velde, Bram van 3745
 Velde, Leonardus van de 4162
 Vennberg, Karl 4050
 Vera, Armando Asti
 s. Asti Vera, Armando
 Vetter, Werner 4181
 Vigolo, Giorgio 3751, 3864
 Villasante, Carmen Bravo
 s. Bravo Villasante, Carmen
 Völkerling, Klaus 3972, 4051
 Vogt, Ursula 3889
 Vogtmann, Martha 3973, 4110
 Voia, Vasile 4052
 Vollmann, Rolf 4190
 Wagner, Klaus 4182, 4188
 Waidson, Herbert Morgan 3894, 3896
 Wais, Kurt 3827, 3895
 Walkó, György 3897, 4164
 Wallmann, Jürgen P. 4131
 Walser, Jürg Peter 3916
 Walser, Martin 3970, 3973, 4053
 Warr, Richard Bruce 4054
 Wassermann, Felix M. 3626 NR
 Watkins, Vernon 3894, 3896, 3974
 Weibel, Kurt 4181
 Weigend-Abendroth, Friedrich 4195
 Weimar, Klaus 3925, 3973
 Weiss, Peter 3897, 3931, 3960, 3970, 4050, 4055, 4056, 4164, 4180–4194
 Weissenberger, Klaus Herbert Max 3427 NR
 Weissstein, Ulrich 4165
 Weithase, Irmgard 4057
 Wendt, Ernst 3970, 4058
 Wentzlaff-Eggebert, Friedrich Wilhelm 3827, 3898
 Werkmeister, William Henry 3859, 3899
 Werner, Jürgen 2940/2941 NR
 Wertheim, Ursula 3900, 3972, 4059
 Wiegenstein, Roland 4184
 Wiens, Paul 4060
 Wiens, Wolfgang 4173
 Wiese, Benno von 3970, 4061, 4122, 4166
 Wiesengrund-Adorno, Theodor [wirkl. Name]
 s. Adorno, Theodor W.
 Wiesmann, Louis Arnold 4167
 Wild, Winfried 4180
 Windegg, Philipp Wolf-
 s. Wolf-Windegg, Philipp
 Winkler, Christian 4057
 Winkler, Jacob S. 3830
 Winkler, Konrad 3901
 Wirsching, Johannes 4168
 Wistinghausen, Kurt von 4180
 Wittstock, Wolfgang 3897
 Wöhrmann, Klaus-Rüdiger 3956, 3259 NR
 Wohlgemuth, Johann 4185
 Wolf, Gerhard 4062, 4063, 4121
 Wolf-Windegg, Philipp 4181
 Wolff, Oswald 3894
 Wolfheim, Hans 3897
 Wood, Renate Marie-Elisabeth Hartisch 4064
 Wulf, Michèle Lipman
 s. Lipman Wulf, Michèle
 Wysling, Hans 3890
 Yamamoto, Tetsuo 3902
 Yarrill, E. H. 3428 NR
 Yom, Syng Sup 4065
 Young-Choon, Lee 4066
 Zagari, Luciano 4169, 3400 NR
 Zahradníček, Jan 3986
 Zehm, Günter 3897
 Zeller, Hans 3890
 Zettl, Walter 4169 a
 Ziermann, Horst 4175
 Ziolkowski, Theodore 3427 NR
 Zuberbühler, Rolf 3973, 4067, 4109, 4170, 3428 NR
 Żygułski, Zdzisław 3626 NR

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

- Professor Dr. *Herbert Anton*, Universität Düsseldorf
Professor Dr. *Adolf Beck*, Brunsstraße 22, Tübingen
Professor Dr. *Pierre Bertaux*, 106 rue Brancas, Sèvres/Frankreich
Professor Dr. *Wolfgang Binder*, Langackerstraße 137, Herrliberg/Schweiz
Professor Dr. *Bernhard Böschenstein*, 34 rue de Saint-Jean, Genf/Schweiz
Dr. *Renate Böschenstein*, 34 rue de Saint-Jean, Genf/Schweiz
Dr. *Alfred Estermann*, Philipp-Holl-Straße 7, Wiesbaden
Michael Franz, Graf-Stauffenberg-Straße 55, Saarbrücken
Dr. *Hans-Peter Geh*, Württ. Landesbibliothek Stuttgart
Dr. *Götz Eberhard Hübner*, Jakob-Degen-Straße 60, Schorndorf
Flemming Roland Jensen, Bishopinkstraße 7a, Münster
Professor Dr. *Lothar Kempter*, Weinbergstraße 97, Winterthur/Schweiz
Maria Kohler, Hölderlin-Archiv der Württ. Landesbibliothek Stuttgart
Professor Dr. *Gerhart Mayer*, Gabriel-Biel-Straße 8, Speyer
Professor Dr. *Rainer Naegele*, Ohio State University, Columbus/USA
Dr. h.c. *Theodor Pfizer*, Traubergstraße 14, Stuttgart
Dietrich E. Sattler, Julienstraße 3, Kassel
Dr. *Esther Schelling*, Friedenstraße 23, Winterthur/Schweiz
Dr. *Guido Schmidlin*, Rundstraße 20, Winterthur/Schweiz
Dr. *Friedrich Strack*, Ziegelhäuser Landstraße 29, Heidelberg
Dietrich Uffhausen, Keplerstraße 5, Tübingen
Dr. *Gerlinde Wellmann-Bretzigheimer*, Kirchstraße 11, Pfungstadt
Dr. *Rolf Zuberbühler*, Weberlis Rebberg, Gerlikon/Schweiz